Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins.

In Verbindung mit D. **Haas** in Heidelberg und Lic. **Witte** in Berlin

herausgegeben

von

Pfarrer D. **Aug. Kind** in Berlin.

Monatlich erscheint ein Heft.

Jahrgang 1911.

Library of the
YALE DIVINITY SCHOOL
New Haven, Conn.

1911.
Druck und Verlag:
Evangelischer Verlag in Heidelberg
G. m. b. H.

ZP
Z37
v. 26

Day Missions

Inhalts-Verzeichnis 1911.

I. Aufsätze.

A. Missionskunde.

1. Allgemeines.

Die evangelische Mission in Afrika. Von Lic. Dr. Rohrbach. 1, 33
Die evangelische Mission in Afrika. Von Pfr. Nuesch. . . 114
Ein chinesisches Denkmal der christlichen Mission. Von Dr. H. Wernecke. 141
Das Christentum in Ostasien. Von Missionsinspektor Lic. Witte. 195, 225, 303
Geographischer Ueberblick über China. Von D. Wilhelm. 321, 353

2. Berichte aus unsern Missionsfeldern.

Zur allgemeinen Lage in Japan. Von Superintendent D. Schiller. 42, 66
Dr. Wunsch gestorben. Von Pfr. D. Dr. Kind. . . 65
Halbjahrsbericht. Von Pfr. D. Wilhelm. . . . 172
Zur allgemeinen Lage in Japan. Von Superintendent D. Schiller. 267, 294

B. Religionswissenschaft.

Groß ist die Diana der Epheser. Von Pfr. Schmidt-Gleiwitz. 9, 97, 129, 209, 240, 331, 364
Gibt es religionslose Völker? Von Pfr. Devaranne. 50
Abirrungen des religiösen Glaubens. Von Pfr. D. Haas. 73
Die Kultushandlungen der heutigen chinesischen Staatsreligion. Von Pfr. Lic. Schüler. . . . 84
Eine japanische Version des Lebens Buddhas. Von Pfr. D. Haas. 161
Beiträge zur ältesten Geschichte des Buddhismus in Japan. Von Pfr. D. Haas. 257
Die Bedeutung des Wortes „Religion". Von Pfr. D. Haas. 346

II. Andere Missionsgesellschaften und verwandte Bestrebungen.

D. Warneck gestorben. Von Pfr. D. Dr. Kind. . . 18
Aerztliche Mission. Von Pfr. Devaranne. . . 22
Die Kongoliga. Von Pfr. Devaranne. . . . 23
Katholische Missionsmethode von heute. Von Pfr. Devaranne. 26
Afrika, 17. Jahrgang. Von Pfr. Devaranne. . . 52
Dansk Missions Blad 1909. Von Frau Pfr. Kamrath . 53
The Church Missionary Gleaner 1909. Von Frl. Grütter 56
The Church Missionary Society Gazette. Von Frl. Grütter 57
Unsere Heidenmission 1910. Von Sup. Schillbach. . 95
Deutsch-Evangelisch im Auslande, 9. Jahrgang. Von Sup. Schillbach. 95
Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft 1910. Von Sup. Schillbach. 121
Barmer Missionsblatt, 85. Jahrg. Von Sup. Schillbach. 121
80. Jahresbericht der Rheinischen Missionsgesellschaft. Von Sup. Schillbach. 121
Evangelisches Missions-Magazin, 54. Jahrgang. Von Sup. Schillbach. 122
Regierung und Mission. Von Pfr. Devaranne. . . 143
Vorlesungen über Religionswissenschaft und Mission. . . 149
Deutsches Institut für ärztliche Mission. Von Dr. Lechler. 179
The Church Missionary Review 1909-1910. Von Pfr. Harder 181
Proceedings of the Church Missionary Society for Africa and the East 1909-1910. Von Pfr. Harder . . 183
The story of the American Board. Von Pfr. Harder . 183
Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt 1909. Von Pfr. Thomsen. 184
Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt 1910. Von Pfr. Noack. 184
Jahrbuch der nordostdeutschen Missionskonferenz 1911. Von Pfr. Devaranne. 184
Monatsblatt für öffentliche Missionsstunden. Von Pfr. D. Lülmann. 221
Calwer Missionsblatt. Von Pfr. D. Lülmann. . . 221
Mission und Pfarramt. Von Vikar W. Siegmeyer. . 222
Berliner Missionsberichte 1910. Von Vikar W. Siegmeyer. 222

Evang.-luth. Missionsblatt 1910. Von Vikar W. Siegmeyer. 222
Neue Missionsprobleme in Afrika. 250
Frucht der Edinburger Missionskonferenz. 251
Erweiterung der Basler Mission. 285
Sklaverei in Mexiko. 317
Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission. Von Pfr. Stricker. 320
Sonnen-Aufgang. Von Pfr. Stricker. 320
Laienmissionsbewegung in Amerika. Von Miss.-Insp. Lic. Witte. 348
Aus der Arbeit der Berliner Mission. Von Siegmeyer. 377

III. Literatur.

D. Albrecht, Thoma, Jesus und die Apostel. Von Pfr. Schott. 28
Eugen Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum. Von D. Haas. 28
Martin Schlunk, Die norddeutsche Mission in Togo. Von Pfr. Schott. 29
J. Spieth, 50 Jahre Missionsarbeit in Ho. Von Pfr. Schott 29
B. Navarra, China und die Chinesen. Von Pfr. Devaranne. 29
Ignaz Goldziher, Vorlesungen über den Islam. Von Pfr. D. Haas. 31
Sven Hedin, Zu Land nach Indien. Von Pfr. D. Dr. Kind. 58
H. Haas, Amida Buddha unsere Zuflucht. Von Pfr. D. Dr. Kind. 59
Wilhelm Grube, Religion und Kultus der Chinesen. Von Pfr. Devaranne. 61
O. Nachod, Japan. Von Pfr. D. Haas. 62
Emil Schiller, Shinto, die Volksreligion Japans. Von Pfr. D. Haas. 123
D. Gustav Warneck 1834—1910. Von Pfr. D. Dr. Kind. 124
E. Strümpfel, Was jedermann heute von der Mission wissen muß. Von Pfr. Devaranne. 124
Schreiber, Die Edinburger Missions-Konferenz. Von Pfr. Schott. 124
Sieben Vorträge vom Weltkongreß für freies Christentum. Von Pfr. Brackmann. 125

Dr. Paul Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft. Von Geh. Admiralitätsrat Schrameier. 150
Verhandlungen des Deutschen Kolonial-Kongresses 1910. Von Pfr. D. Dr. Kind. 153
Wilhelm Lueken, Die 10 Gebote in Predigten. Von Pfr. D. Dr. Kind. 157
Rudolf Meincke, Leo Tolstoi. Von Pfr. D. Dr. Kind. . 157
Der Sturz Häckels, Eine Abrechnung von Hugo C. Jüngst. Von Pfr. Devaranne. 157
Das Programm der Kirchenpsychologie von Pfr. Lic. Wielandt. Von Pfr. Devaranne. 157
R. Pischel, Leben und Lehre des Buddha. Von Pfr. Devaranne. 252
Archiv für Religionswissenschaft. Von Pfr. Dr. Haas. . 185
Tönjes, Herm. Ovamboland. Von Pfr. Schott. . . 187
Julius Happel, Richard Rothes Lehre von der Kirche. Von Sup. D. Schiller. 188
Spirito Santo, Zinzendorf, der Herold der Weltmission. Von Pfr. Devaranne. 190
100 Jahre im Ringgäßlein 1811—1911. Von Pfr. Devaranne. 191
Josephus Heckenbach, de nudidate sacra sacrisque vinculis. Von Pfr. D. Haas. 191
Die Berliner Jathoversammlung. Von Pfr. Devaranne. 191
Otto Berthold, Die Unverwundbarkeit in Sage und Aberglauben der Griechen. Von Pfr. D. Haas. . . . 222
Gerhard Loeschke, Jüdisches und heidnisches im christlichen Kult. Von Pfr. Noack. 232
Emil Schiller, Shinto, die Volksreligion Japans. Von Dekan Lic. Munzinger. 223
Die Kirche im Gericht ihrer Gegner. Von Pfr. Devaranne. 252
Eugen Artho, Et expecto, Roman eines Priesters. Von Pfr. Devaranne. 252
D. Kirmß, Würde das Christentum noch Bestand haben, wenn Jesus nicht gelebt hätte? Von Pfr. Habicht. . . 253
R. Neuhauß, Deutsch Neu-Guinea. Von Pfr. Schott. . 254
D. C. A. Witz-Oberlin, Festrede zum 50. Jubiläum des Erlasses des Protestantenpatents 1861. Von Pfr. Noack. 255

Bürgermeister Erdsiek, Zum Fall Jatho. Von Pfr. Noack. 255
Fr. Manz, Christliches Handbüchlein. 255
J. Grill, Laotses Buch vom höchsten Wesen. Von Pfr. D. Dr. Kind. 285
R. Wilhelm, Laotse, Tao-Te-King, das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Von Pfr. D. Dr. Kind. . . . 285
J. Schneider, Kirchliches Jahrbuch. Von Miss.-Insp. Lic. Witte. 319
A. Groth, Unfertige Gedanken. Von Pfr. Flügge. . 319
R. Wünsch, Archiv für Religionswissenschaft. Von Pfr. D. Haas. 350
H. Witte, Die Wunderwelt des Ostens, Reisebriefe aus Ostasien. Von Pfr. Marbach. 351
Dr. med. R. Fisch, Nord-Togo und seine westliche Nachbarschaft. Von Witte. 381
E. Oehler-Heimerdinger, Ich harre aus. Von Witte. . 381
E. Oehler-Heimerdinger, Im finstern Tal. Von Witte. 381
Marie Luise Bartz, Nun singet und seid froh. Von Witte. 382
Unter den Mongolen. Von Witte. 382
H. Witte, Hilfe für die Not der Kranken in China. Von Marbach. 382
W. Lutschewitz, Frauenelend und Frauenhilfe in China. Von W. Schott. 382
P. Gröschel, Zehn Jahre christlicher Kulturarbeit in Deutsch-Ostafrika von Vanselow. 383
A. Deißmann, Paulus. Von Witte. 384

IV. Aus dem Vereinsleben.

Dankschreiben der japanischen Christen. 19
Dankschreiben der evang. Gemeinden in Tokio und Yokohama. 21
Programm der 27. Jahresversammlung des Allg. Evang.-Prot. Missions-Vereins in Bern. 193
Die 27. Jahresversammlung des Allg. Evang.-Prot. Missions-Vereins in Bern. Von Pfr. Habicht. . . . 276
Eröffnungsansprache, gehalten bei der öffentlichen Generalversammlung des Allg. Ev.-Prot. Missions-Vereins in Bern. Von Pfr. D. Dr. Kind. 290
Begrüßungsansprache des Prof. Steck bei der Generalversammlung des Allg. Evang.-Prot. Missions-Vereins in Bern. 312

V. Nachrichten aus Ostasien.

Der See bei Kaumi. Von Pfr. Lic. Schüler. . . 14
25 Jahre deutscher Mission in Japan. Von Pfr. E. Schroeder. 47
Missions-Jubelfest in Tokio. Von Pfr. E. Schroeder. 48
Faberkrankenhaus. Von Pfr. Devaranne. . . 49
Festpredigt von Pfr. Schroeder. 88
Entlassung der Abiturienten aus dem deutsch-chinesischen Seminar. 94
Ein interessanter Aufsatz eines japanischen Studenten. Von Miss.-Insp. Lic. Witte. 117
Der Tod zweier Veteranen. Von Pfr. Lehmpfuhl. . 119
Religionsmengerei in Japan. Von Pfr. Devaranne. 146
Allasiatische Gesellschaft. 218
Drei Missionsjubiläen. 219
Moderne chinesische Aerzte. 247
Ende des Opiumhandels. 249
Lafcadio Hearn, im Urteil der Nachwelt. . . . 249
Japans Religionslosigkeit. 250
Behandlung japanischer Fabrikarbeiterinnen. . . . 283
Amerikanisch-chinesische Medizinschule in Schanghai. . 284
Europäer und Chinesen. 284
Statistisches aus der protestantischen Missionsarbeit in Japan während der letzten 50 Jahre. 311
Der Einfluß der Bibel in Japan. 313
Der christliche Verein junger Männer in Schanghai. . 314
Die chinesischen Christen in Tschifu und das Opium. . . 315
Das Urteil eines Japaners über Japan. 371
Wohlfahrtspflege in Japan. 373
Deutsche Kongo-Liga. 375
Selbständigkeitsbewegung der Eingeborenen Afrikas. . 376
Religionskonflikt in Japan. 376

VI. Vermischtes.

Mitteilungen. 32, 63, 64, 96, 158, 159, 192, 224, 256, 288, 352
Eingegangene Schriften. 96, 128, 160
Berichtigung. 288
Auf Vorposten. 289
Erklärung. Von Miss.-Insp. Lic. Witte. . . . 318

Die evangelische Mission in Afrika*).

Von Lic. Dr. Paul Rohrbach.

Wenn wir in den folgenden Ausführungen den Versuch machen wollen, zu einigen Grundsätzen über evangelische Missionstätigkeit auf dem Boden Afrikas zu gelangen, so muß dabei von vornherein die Begrenzung vorgenommen werden: auf afrikanischem Boden an der afrikanischen Rasse.

Unter afrikanischer Rasse verstehen wir in diesem Sinne die Neger. Das Gebiet der Negerstämme beginnt im großen und ganzen unmittelbar im Süden der Sahara und nimmt von dieser Grenzlinie an den ganzen Kontinent bis nahe an seine Südspitze ein. Nicht zu den Negerstämmen im engeren Sinne gehörig sind die hamitischen Völker Nord-Ost-Afrikas, unter denen die allerdings stark mit semitischen Elementen gemischten Abessinier sogar nominell zum Christentume gehören. Von den Hottentotten und Buschleuten Süd-Afrikas und von den Zwergvölkern im Innern der großen Waldregionen von Aequatorial-Afrika kann hier praktisch abgesehen werden, weil ihre Zahl außerordentlich gering ist. Nordafrika gehört kulturgeschichtlich und ethnographisch nicht zu dem Afrika, mit dem wir uns beschäftigen wollen; es ist ein Bestandteil des Mittelmeer-Länderkreises. Heute wird es in religiöser Beziehung vom Islam beherrscht, und der Islam hat auch schon seit vielen Jahrhunderten Fortschritte nach Inner-Afrika, in die wirklichen Negerstämme hinein, gemacht. Der Sudan, das weite Gebiet zwischen dem Kap Verde im Westen und dem abessinischen Hochland im Osten, ist echtes rechtes Negerland, aber er ist zum großen Teil mohammedanisch, und der Islam ist noch heutigen Tages im ununterbrochenen weiteren Vordringen begriffen. Von den deutschen Kolonien sind im Westen Togo und Kamerun stark von ihm beeinflußt. Die beiden kulturell vorgeschrittensten Völker West-Afrikas, die Haussa-Neger und die hamitischen Fulahs, sind Mohammedaner. Auch in Ost-Afrika macht der Islam von der arabisch beeinflußten Küste her stete Fortschritte. Die Suahelis in Sansibar und Deutsch-Ost-Afrika sind äußerlich Mohammedaner. Wollte man also die Fragen in religiöser und missionarischer Beziehung, die innerhalb der afrikanischen Negerländer vorliegen, erschöpfend behandeln, so müßte man auch die Bedeutung des Islam für die Neger und das Verhältnis zwischen der mohammedanischen und der christlichen Mission hineinziehen. Das aber ist ein so umfassendes Gebiet, daß es eine besondere Behandlung für sich allein erfordern würde. Wir können daher diesen ganzen Zusammenhang nur flüchtig streifen und beschränken uns im folgenden auf die Frage und auf das Thema:

---

*) Manche Ausführungen von Dr. Rohrbach in diesem Artikel werden im Leserkreise Widerspruch hervorrufen. Für sachliche Entgegnungen steht die Z. M. R. gern zur Verfügung. Die Schriftleitung.

Welches sind die Grundsätze, nach denen die christliche und speziell die evangelische Mission innerhalb der noch ursprünglich heidnischen Negerwelt vorgehen muß, wenn sie wahren Erfolg haben will und durch welche Tatsachen müssen Umfang und Art des Erfolges für bedingt angesehen werden?

Um diese Frage zu beantworten, ist es vor allen Dingen notwendig, über eine sehr schwierige und sehr umstrittene Vorfrage Klarheit zu schaffen, nämlich über die Rassen-Veranlagung des Negers nach ihrer geistig-moralischen Seite hin. Ohne diese würden alle weiteren Ausführungen über das eigentliche Missions-Problem in der Luft schweben, und wir können es daher nicht vermeiden, der Erledigung jener grundlegenden Vorfrage einen verhältnismäßig breiten Raum zu gewähren.

Es handelt sich um das sogenannte „Problem der niederen Rasse". Weder dem Altertum noch dem Mittelalter ist es in seiner heutigen Gestalt und Schärfe bekannt gewesen. Selbst die Sklavenwirtschaft hatte damals kaum etwas mit Rassenfragen zu tun; geringe Ansätze in dieser Richtung, die sich vielleicht an einigen Stellen zeigen, können praktisch außer Betracht bleiben. Uns erscheinen Sklavenfrage und Rassenfrage aufs engste verbunden; nach antiker Anschauung war jeder Kriegsgefangene in der Regel von vornherein auch dem Verkauf als Sklave verfallen, und es ist bezeichnend für die damalige innere Selbstverständlichkeit dieser Auffassung, daß nicht einmal das Christentum imstande gewesen ist, sie von innen heraus zu beseitigen. Nicht die Ausbreitung des Christentums hat das Aufhören der Sklaverei verursacht, sondern der Grund dafür war im wesentlichen die Herstellung jenes jahrhundertelangen Friedenszustandes, wie ihn der Erdkreis vorher noch nicht gekannt hatte, durch das römische Weltreich. Seit Augustus haben die Kriege im Innern und an den Grenzen des römischen Reiches nicht mehr genügend Gefangenenmaterial geliefert, um die Sklavenbestände auf ihrer alten Höhe zu erhalten. Auf dem Wege dauernder Fortpflanzung des einmal vorhandenen Sklavenmaterials, d. h. aus sich selbst heraus, erwies sich aber die Sklavenzüchtung mit dem antiken Material als unmöglich, weil im Durchschnitt der psychologische Widerstand, den die Art ihres Daseins bei den Sklaven selbst gegen die regelmäßige und normale Fortpflanzung des Geschlechts hervorrief, zu groß war. Das Christentum hat in die Sklavenwirtschaft ursprünglich nur die eine Beschränkung hineingebracht, daß keine Christen, sondern nur Heiden und Ungläubige zu Sklaven gemacht und verkauft werden durften. Stammte doch selbst unser heutiges Wort Sklave von dem Verkauf der heidnischen Gefangenen aus der Sclavania, d. h. den heidnischen Slaven- (nach damaliger Aussprache Sclaven-) Ländern jenseits der Elbe. Auch später nach der Entdeckung Afrikas galt bei katholischen wie bei protestantischen Mächten der Sklavenhandel nicht nur als ein höchst gewinnbringendes Ge-

schäft, sondern widersprach so wenig den vorwaltenden sittlichen Anschauungen, daß alle am afrikanischen Kolonialbesitz interessierten Mächte ganz offiziell mit ihm als dem gewinnbringendsten Stück ihrer dortigen Wirtschaft rechneten. Gerade von hier aus ergibt sich nun aber als erstes und im Grunde auch schon entscheidendes Argument für den Satz von der allgemeinen Inferiorität der Negerrasse eine höchst bedeutsame Tatsache. Während man im Altertum wie im Mittelalter die Erfahrung gemacht hatte, daß es unmöglich war, dauernd ein weißes Sklaventum auf Grund des physischen Fortpflanzungsprinzips zu züchten, gelang dieses Experiment mit der schwarzen afrikanischen Rasse vollständig. Auch nachdem die Negereinfuhr aus Afrika nach Nord- und Südamerika aufgehört hatte, während Prinzip und Praxis der Sklaverei dort noch weiter bestanden, nahm die Zahl der Neger in Amerika auf dem Wege der natürlichen Vermehrung der Sklavenbevölkerung fortdauernd zu. Im Unterschied zu der weißen hat sich also die schwarze Rasse auch im Zustande haustierähnlicher Unfreiheit ohne jede Schwierigkeit züchten lassen. Diese Beobachtung sollte von vornherein als ein bedeutsamer Fingerzeig für die Beurteilung des uns hier beschäftigenden Problems in seiner Gesamtheit anerkannt werden.

Zeigt sich aber hier schon ein sehr tiefgreifender und sehr schwerwiegender Unterschied in der moralischen Veranlagung der beiden Rassen, so wird es uns vollends nachdenklich machen, wenn wir sehen, daß noch eine zweite historisch-psychologische Beobachtung von ähnlicher Art und entsprechendem Gewicht in derselben Richtung hinzutritt. Man hört sehr häufig das grundverkehrte Schlagwort, der Neger sei ein „Kind", oder aber, er sei „unintelligent". Der Neger als solcher ist weder eins noch das andere; er stellt vielmehr einen besonderen, bei den vorgeschrittensten afrikanischen Stämmen in seiner Art zur vollen Entwicklung gelangten Typus des menschlichen Geschlechts dar, einen Entwicklungstypus allerdings, dem es bisher nicht gelungen ist und dem es seiner ursprünglichen Veranlagung nach auch nicht bestimmt zu sein scheint, die oberste ideale Krone des Menschentums und das kostbarste aller dem Menschen zugänglichen Güter zu erlangen: die freie und ideale Willensbestimmung nach geistlich-sittlichen Motiven. Erscheinungen der Idee menschlicher Selbstaufopferung aus idealen Gründen, wie wir sie bei den Völkern höherer Rasse, der weißen und gelben, selbst bei dem rothäutigen Zweige der Menschheit, auf allen uns geschichtlich zugänglichen Stufen der kulturellen Entwicklung finden: bei den afrikanischen Negern reiner Rasse suchen wir sie vergebens! Auch wenn wir unseren Blick denjenigen staatlichen Gebilden der Neger zuwenden, die am weitesten vorgeschritten waren, Gebieten, in denen die Ackerbaukultur, die Entwicklung des Gewerbes, die soziale Gliederung des Volkes, die kriegerische Kraft zum Teil ganz bedeutend entwickelt waren, als die Europäer zuerst in Berührung mit ihnen kamen — überall liegt ein dumpfer, tief innerlich barbarischer, bluttriefen-

der und sinnlicher, des geistigen Elements barer Zug über der ganzen Erscheinung auch dieser höchsten und in ihrem Sinne leistungsfähigsten Gestalt, die der Neger seiner genuinen Art von „Kultur" zu geben vermocht hat. Dieser Zug ist auch nicht zu verwechseln mit den vielen barbarisch-rohen Vorgängen, die auch im Leben derjenigen Völker eine Rolle spielen, die später Kulturnationen geworden sind, er ist vielmehr etwas ganz Besonderes und Unverkennbares für sich.

Wo solche zweifellose Beobachtungen vorliegen, da kann es nicht als ein Gegen-Argument von prinzipiellem Gewicht betrachtet werden, wenn in einzelnen Fällen Erscheinungen wahrer sittlicher Tüchtigkeit und Opferfähigkeit unter Negern bezeugt werden. Abgesehen davon, daß hier allerlei wohlgemeinte Uebertreibungen und in nicht wenigen Fällen auch wohl nicht hinreichende, objektive und unparteiische Beobachtungen vorliegen, können Einzelfälle bei den Negern ebensowenig für die Beurteilung der Rasse im ganzen beweisen, wie der Maßstab für die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der abendländischen Völker bei Plato, Alexander dem Großen oder Bismarck gesucht werden kann. Wollte man auf Grund jener mehr oder minder beglaubigten Tatsachen, bei denen wirklich Neger moralisch Hervorragendes geleistet haben, den Satz von der allgemeinen Erziehbarkeit der ganzen Rasse aufstellen, dann müßte man folgerichtigerweise auch dazu gelangen, als das durchschnittliche Entwicklungsziel der weißen Rasse jene himmelanragenden Gipfel des abendländischen Menschentums zu definieren.

Die hervortretenden Eigenschaften des Durchschnittsnegers sind vor allen Dingen eine unbezähmbare, sein ganzes Sinnen- und Triebleben als Dauerzustand ausfüllende Sinnlichkeit; dazu Eitelkeit und Mangel an Voraussicht für die Zukunft. Dagegen hat sich gezeigt, daß seine formale Intelligenz und seine Fähigkeit zur Aneignung äußerer Fertigkeiten unter Umständen sehr entwicklungsfähig sind. Die Grundzüge seines Charakters, die Sinnlichkeit, die Eitelkeit und der Leichtsinn, sind aber, wie jedermann bezeugen kann, der die Verhältnisse unter den afrikanischen wie den amerikanischen Negern kennt, durch jene Art von Erziehung nicht tiefer verändert worden. Man hat dagegen oft angeführt und gelegentlich mit besonders polemisch sich entrüstendem Pathos gegenüber dem vermeintlichen Rassenhochmut versichert, daß gewisse Beispiele unter den nordamerikanischen Negern den Beweis auch für die sittliche Ausbildungsfähigkeit der schwarzen Rasse als solcher lieferten. Diese Ausführungen sind zum Teil sicher gut gemeint, aber sie fallen von vornherein durch die unwiderlegliche und unbezweifelbare Tatsache dahin, daß es bei solchen Verhältnissen, wie sie während der Sklavenzeit in den amerikanischen Südstaaten in Bezug auf die Bluteinfuhr aus der weißen in die schwarze Rasse geherrscht haben, so gut wie ausgeschlossen ist, heute bei irgend einem Farbigen in Nordamerika den Beweis reiner Negerabstammung zu führen. Gerade von denjenigen

nordamerikanischen Farbigen, die immer wieder als lebendige Beispiele für die Entwicklungsmöglichkeiten des Negers angeführt werden, steht es fest, daß sie keine reinen Neger sind, sondern zum Teil stark hellfarbige Kreuzungsprodukte der schwarzen und der weißen Rasse. Wo aber eine derartige Blutmischung mit Sicherheit oder auch nur mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, da ist es natürlich unmöglich, irgendwelche tatsächlichen oder angeblichen Leistungen der betreffenden farbigen Individuen als Beweis für Behauptungen zu benutzen, die gerade nur für die unvermischte Negerrasse gelten sollen.

Vollkommen ungünstig muß das Urteil über die moralische Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit der Neger auch auf Grund der Bekanntschaft mit ihren eigenen sogen. Staatenbildungen nach modernem europäischem Muster lauten. So ist die bekannte Neger-Republik Liberia an der afrikanischen Westküste nichts als ein lächerliches Zerrbild europäisch-amerikanischer freiheitlicher Staatsformen. Neben und hinter einer von Grund auf korrumpierten und verkommenen Gesellschaft von sogen. Kulturnegern an der Küste, leben die in viele kleine Stämme und Dorfschaften zersplitterten unzivilisierten Buschneger im Hinterland von Liberia in vollständiger Barbarei. Irgendein zivilisatorischer Einfluß ihrer äußerlich „entwickelteren" Stammesgenossen auf sie findet nicht statt. Man braucht von der liberianischen Hauptstadt Monrovia so gut wie von Accra oder von Sierra Leone nur ein kleines Stück landeinwärts in den Busch zu gehen, um die allerbarbarischsten und primitivsten Verhältnisse zu finden. Von der zweiten „kultivierten" Negerrepublik Haiti zu reden, wird wohl überhaupt nicht mehr nötig sein. Die scheußlich-barbarische Fratzenhaftigkeit, zu der die europäische Kultur dort äußerlich und innerlich verzerrt ist, hat nachgerade genügend beredte Schilderungen gefunden, um über diese Leistung des zivilisierten Negertums ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen zu können. Der Negerkatholizismus in Haiti und der Negerprotestantismus in Liberia geben sich dabei an kultureller wie an allgemeiner geistig-religiöser Leistungsfähigkeit nichts nach.

Mit dem Problem der Minderwertigkeit der Negerrasse steht es also so, daß alle Beobachtungen und Erfahrungen, sowohl auf ihrem ursprünglichen Heimatboden Afrika, als auch außerhalb desselben dafür sprechen, daß bezüglich der moralischen Entwicklungshöhe eine Inferiorität gegenüber der weißen Rasse tatsächlich vorhanden ist. Es ist unmöglich, sei es auf welchem Gebiet auch immer, irgendeine kulturelle Leistung der afrikanischen Rasse aufzuführen, die es ermöglichen würde, sie im entferntesten an die Seite derjenigen Rasse zu stellen, die bisher einen positiven Beitrag zu dem dauernden geistigen oder materiellen Kulturbesitz der Menschheit geliefert haben. Auch die entschiedensten Verteidiger der moralischen Entwicklungsfähigkeit der Neger wissen ihre Meinung durch nichts anderes zu unterstützen, als einerseits durch Argumente, die schon aus dem Grunde der Beweiskraft entbehren,

weil es sich nicht um Leistungen reiner Neger, sondern um solche von Mischlingen handelt, andererseits durch Erzählungen afrikanischer Missionare, die von Natur dazu geneigt sind, zum Teil es sogar für ihre religiöse Pflicht halten, von vornherein davon überzeugt zu sein, was erst bewiesen werden soll. Man braucht die Tatsächlichkeit der mancherlei Missionsberichte über „erweckte" und geistig geförderte Neger im einzelnen Falle gar nicht direkt anzuzweifeln, wiewohl hier erfahrungsgemäß genug fromme Selbsttäuschung der Missionsarbeiter mit unterläuft — aber selbst wenn es gelingt, einzelne besonders ausgewählte und einem langen intensiven Erziehungs- und Beeinflussungsprozeß unterworfene Individuen einer an sich niederen Rasse so weit zu entwickeln, daß ihr moralisches Niveau an das der weißen Rasse heranzureichen scheint, so ist damit natürlich nicht das geringste für den Vergleich von Rasse zu Rasse bewiesen. Ein solcher kann nur auf Grund zahlreicher und lange fortgesetzter Beobachtungen des Massendurchschnitts oder auf Grund von historisch-politischen oder ökonomischen Vergleichen erfolgen. Es ist gut möglich, daß z. B. die Eingeborenen von Ruanda in Deutsch-Ost-Afrika oder einzelne besonders vorgeschrittene Stämme der westlichen Sudanneger ihrem rein materiellen Kulturstande nach auf einer bedeutenden Stufe stehen, wie die Germanen zur Zeit des Cimbereinfalls nach Italien oder die Gallier zur Zeit des Pytheas. Der Unterschied ist nur der, daß jene afrikanischen Stämme heute am Ende, die arischen Völker Europas damals aber am Anfang ihrer genuinen Kulturentwicklung standen. Was ist im Laufe einer geschichtlich kurzen Zeit aus den Germanen und Kelten unter dem Einfluß der Berührung mit den fortgeschritteneren Völkern des römisch-griechischen Kulturkreises geworden, und was aus den Negern, wo solche auch immer in den Verkehr mit der modernen Zivilisation gelangten? Ein Jahrhundert, nachdem die heidnischen Sachsen mit Feuer und Schwert in die kirchlich-mittelalterliche Kultur hineingezwungen waren, unter Anwendung der äußersten und blutigsten Gewaltmittel, wie solche auf afrikanischem Boden jetzt einen Schrei der Entrüstung in der gesamten Kulturwelt hervorrufen, gehörte ihnen schon die politische Führerschaft innerhalb der christlich-germanischen Welt, und nicht nur in solcher, sondern auch in idealer, geistig-sittlicher Beziehung hat die germanische Rasse, kaum daß sie in den damaligen Kulturkreis eingetreten war, auch ihre volle Ebenbürtigkeit mit der alten Völkeraristokratie vom Ganges bis zu den Säulen des Herakles erwiesen. Dagegen halte man Haiti und Liberia oder den geistigen und moralischen Durchschnittsstand der amerikanischen Neger. Es darf auch nicht eingewendet werden, daß die weiße Rasse sich in sozialer Beziehung den Negern gegenüber ausschließend verhielte und sie dadurch an der Entfaltung der ihnen innewohnenden Fertigkeiten hinderte. Die Grundlagen für eine derartige soziale Exklusivität sind überhaupt erst mit der praktischen Erfahrung der Inferiorität des einen Teils gegeben. Einer Rasse gegenüber, die keine entschiedenen Momente der Minderwertigkeit in

ihrem Wesen enthält, läßt sich das Ausschließungsprinzip auf keine Weise durchführen, denn jedes Maß tatsächlich vorhandener Tüchtigkeit gelangt im Kampfe ums Dasein von selber zur Geltung. Man denke doch nur an die sozialen Gleichstellungskämpfe mit und ohne nationale Grundlage, die von den frühesten historischen Zeugnissen bis in die neueste Gegenwart sich abgespielt haben und noch unter unseren Augen sich weiter abspielen.

Wollen also die Verfechter der Gleichberechtigung der Negerrasse, daß man ihren Behauptungen mehr Beachtung schenkt, so mögen sie bessere Beweise für dieselben beibringen als bisher. Auf jeden Fall bedeutet es eine Umkehrung des Sachverhalts, wenn von jener Seite uns, den Bestreitern der Gleichberechtigung, die Last des Beweises für unseren Standpunkt in dem Sinne zugemutet wird, daß bis dahin die ideelle Gleichberechtigung als vorhanden zugegeben und danach verfahren werden müsse. Dagegen spricht einstweilen alle und jede praktische Erfahrung und alles was wir bisher über die innere und äußere Entwicklung der schwarzen afrikanischen Rasse wissen.

Was für Grundsätze ergeben sich nun aus den bisher vorgetragenen rassen-psychologischen Tatsachen für die Mission unter den afrikanischen Negern? Von radikaler Seite wird nicht selten die Idee geäußert, für die Kolonisierung Afrikas im Sinne der nationalen Kultur und der materiellen Interessen der europäischen Völker sollte am besten auf die Mitwirkung der Mission überhaupt verzichtet werden. Diese Idee, die Mission aus den Negergemeinden auszuschließen, kann nur einem vollkommenen Defekt oder doch einer sehr starken Einseitigkeit des nationalen und kolonialen, wie des humanen und religiösen Verständnisses entspringen. Allerdings können nur vollkommene Harmlosigkeit und unbelehrbarer Dogmatismus die Rassenfrage in Afrika mit dem Satze abtun: „Die Schwarzen sind Menschen wie wir". Wir sind der Ueberzeugung, daß sie das durchaus nicht sind, weder in dem Sinne, daß gegenwärtig Volkstum oder Einzelpersönlichkeit bei ihnen so hoch bewertet werden könnte wie bei uns, noch in dem weiteren Verständnis, daß ihnen als unvermischte Rasse für absehbare Zeit eine derartige Entwicklungsfähigkeit zugestanden werden könnte, daß sie hierdurch imstande wären, voll die Daseinsstufe der weißen Rasse zu gewinnen. Wenn jemand aber diese zunächst bloß negative Erkenntnis lediglich dahin interpretieren wollte, daß dem Eingeborenen das Menschentum im wesentlichen überhaupt abzusprechen und er nur als lebendige Arbeitsmaschine zur Gütererzeugung zu betrachten sei, so wäre das vom sittlichen wie vom praktischen Standpunkt aus gleich verwerflich. Wo humane Erwägungen und das Bewußtsein der sittlichen Fürsorgepflicht gegenüber den Unterworfenen schlechthin ausgeschaltet werden, da entstehen derartige Zustände, wie sie unter dem Namen der Kongogreuel zu einer beklagenswerten Notorietät gelangt sind. Man kann ohne weiteres sagen, daß die wahre kolonialpolitische Intelligenz nicht weniger als die sittliche Reife und der

sittliche Takt dem kolonisierenden Element überall dort fehlen, und daß daher der Erweis für das bessere Recht der eigenen Rasse überall dort in Frage gestellt erscheint, wo die bloße Brutalität und die Zügellosigkeit der rohen materiellen Uebermacht — Dinge, die sich als Einzelerscheinung in Afrika so wenig werden aus der Welt schaffen lassen, wie in den Ländern der weißen Rasse — zu typischen Kennzeichen der „Kolonisierung" unter den Eingeborenen werden. Unsere Kolonisation in Afrika steht vor der Aufgabe, sich mit der untergeordneten Rasse, die wir im Besitz der vorhandenen wirtschaftlichen Produktionsmittel, des Grund und Bodens und der Arbeitskraft finden, in doppeltem Sinne auseinander zu setzen: derart, daß erstens die in den Eingeborenen steckende physische Leistungsfähigkeit mit dem größtmöglichen Nutzeffekt für die kolonisierende Nation zur Verwendung gelangt, und daß zweitens gleichzeitig eine möglichst weitgehende Entwicklung der den afrikanischen Stämmen innewohnenden allgemeinen Fertigkeiten nach der Richtung hin stattfindet, daß sowohl unsere nationalen Interessen als auch das Recht der Eingeborenen auf die Erreichung einer ihrer Stufe des Menschentums entsprechenden Daseinsform gewahrt bleiben. Auf der einen Seite ist dabei die Gefahr zu vermeiden, daß bei den Eingeborenen infolge einer falschen „kulturellen" Beeinflussung die Idee entsteht, ihre gehobenen Fertigkeiten und ihre physische Mehrkraft gegenüber den weißen Kolonisatoren zu deren gewaltsamer Vernichtung zu benutzen, auf der anderen Seite aber die, daß anstelle ihrer moralischen und materiellen Förderung ihre bloße brutale Unterdrückung und Ausbeutung gesetzt wird. Zwischen diesen beiden gleich verkehrten und gleich schädlichen Extremen wird sich unsere afrikanische Kolonialpolitik ihren Weg suchen müssen, und diesen Weg werden wir umso schneller und umso sicherer finden, je bestimmter bei uns die Einsicht in das Wesen und in das gegenseitige Verhältnis dreier Faktoren besteht: Naturerkenntnis, Rassenbewußtsein und sittliche Gebundenheit unserer nationalen Energie.

Die politische Verwaltung, die wirtschaftliche Nutzung und die religiöse Missionierung der Kolonien sind ihrem Wesen nach, wenn jedes seine Aufgabe richtig versteht, nicht dazu bestimmt, gegeneinander oder auch nur beziehungslos nebeneinander zu arbeiten, sondern miteinander: in der Erkenntnis und in der Achtung ihrer gegenseitigen Grenzen, aber auch in der Gemeinsamkeit des Bewußtseins, daß der Unterschied hier wie dort, wenn auch jedesmal in verschiedener Art, den Ausgangspunkt für die prinzipielle Auffassung des Arbeitszieles bilden muß. Dieser Grundsatz von der im Verhältnis zu uns Weißen tatsächlich vorhandenen Unterwertigkeit der schwarzen Rasse muß allerdings bei der Missionsarbeit wie bei aller kolonialen Arbeit feststehen; sonst ist eine gegenseitige Verständigung nicht möglich. Wer für die Eingeborenen Afrikas auf irgend welche Weise das gleiche oder ein nahe verwandtes Ziel ihrer inneren wie äußeren Entwicklung vorsieht, wie für die weiße Rasse, der gehört, mag ihm seine Ueberzeugung noch so sehr Gewissenssache sein, innerhalb der historischen, kulturellen

und nationalen Auseinandersetzung der Rassen nicht zu uns, sondern auf die Seite derFarbigen, und er dürfte sich nicht darüber beklagen, wenn er von uns auf dieselbe Linie mit jenen gestellt wird.

(Schluß folgt.)

Groß ist die Diana der Epheser.

Eine Folge von linguistischen und religionswissenschaftlichen Aufsätzen.

Von Pastor Konrad Schmidt-Gleiwitz.

Vorwort.

Die nachfolgende Reihe von Aufsätzen verfolgt den Zweck, dem Leser in etwas den Schleier zu lüften, der über die Gottesverehrung des alten Griechenland noch heute liegt. Das Ergebnis zu dem sie führen, liegt in der Erkenntnis, daß hinter dem vielgestaltigen Gewimmel des hellenischen Olympus tatsächlich von Anfang an doch nur die Eingottheit, die lebendige Natur, die Einheit von Himmel und Erde, stand; eine Erkenntnis, die dem Hellenen selbst freilich geflissentlich unmöglich gemacht und vielleicht nur dem Eingeweihten der Mysterien vorbehalten wurde.

Ich weiß, wie sehr diese Annahme allseitig überraschen muß, und ich fühle mich gedrungen, zunächst, wenn möglich, die Vorurteile zu zerstreuen, denen sie im Leserkreis dieser Blätter am ehesten begegnen wird.

In erster Linie dürfte da der Argwohn stehen, daß ich als christlicher Theologe mich bei meinem Suchen doch wohl nur habe leiten lassen von der Annahme einer monotheistischen Uroffenbarung, die, der Menschenseele vom Schöpfer als göttliches Erbteil mitgegeben, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und selbst unter dem wuchernden Gestrüpp späterer Irrungen und Verwirrungen noch irgendwelche Lebenskraft, sei's auch nur in Form dämmernder Ahnung, bewahrt habe. Hier kann ich nur sagen: dieser Gedanke hat mir bei Beginn meiner diesbezüglichen Studien so gänzlich fern gelegen, daß ich vielmehr ganz unter dem Bann der modernen Anschauungsweise stand, welche auch den griechischen Götterglauben nur als Frucht einer Jahrhunderte, ja wohl gar Jahrtausende währenden Entwicklung begreift, deren Wurzel sie im niedersten Dämonenglauben, oder wohl gar im Fetischismus meint aufdecken zu können.

Auch die Vermutung würde nicht zutreffen, daß mir die Andeutungen als Wegweiser gedient haben möchten, welche das 2. Buch des Herodot über den ursprünglich einfachen und bildlosen Kult der von ihm angenommenen Urbewohner von Hellas, der Pelasger, macht. Es ist selbstverständlich, daß ich sie als Beweismaterial für meine Anschauung benutze. Aber, so sehr es mich in meinem Glauben, ein gutes Stück Wahrheit der Menschheit wieder zugänglich gemacht zu haben, bestärkt, daß ich mich auf das älteste Werk der wirklich wissenschaftlichen Geschichtsschreibung Griechenlands berufen kann, — auch hier muß ich betonen: Herodot hat mir so wenig als

*) Diese Ausführungen, um deren Diskutierung in unserem Kreise ich bitte, sind zum Teil meinem Briefe „Kulturpolitische Grundsätze zur Rassen- und Missionsfrage" entnommen. Rohrbach.

Wegweiser gedient, daß ich vielmehr auch auf ihn erst im Laufe der Zeit hingeführt worden bin.

Selbst die überraschenden Entdeckungen der neuesten Egyptioforschung, daß ein Amenophis IV schon 100 Jahre vor Moses in seinem Egypten selbst einem monotheistischen Gottesdienst den Boden zu bereiten versuchte, hat mir keine Anregung gegeben. Der Umstand, daß für seinen Reformversuch syrische Ueberlieferungen den Leitgedanken abgegeben zu haben scheinen, hätte ja an und für sich zu der Annahme führen können, daß diese vorderasiatischen Einflüsse ebensogut nach Westen könnten gewirkt haben, wie vermutlich nach Süden; um so leichter, da eine beachtenswerte Sage Syrien sowohl mit Dodona, wie mit dem Tempel der Ammonitis in Verbindung bringt. Aber auch hier muß ich entgegnen, daß, als mir jene Ergebnisse der neuesten Egyptiologie bekannt wurden, ich mich schon längst der von mir vorhin geltend gemachten Erkenntnis über das Wesen des altgriechischen Götterglaubens erschlossen hatte. Ja, trotz allem, was dafür spricht, liegt es mir noch heute fern, zu behaupten, daß der ursprüngliche Monotheismus der alten Pelasger mit den Neuerungen des vierten Amenophis irgendwie in Zusammenhang zu bringen sei. Ich lehne nicht ab, nehme aber auch nicht an.

Meine Anschauung vom Wesen des altgriechischen Götterglaubens hat sich vielmehr ganz selbständig, und zwar auf folgende Weise gebildet.

Nachdem mir bei der Beschäftigung mit den Dichtungen Homer's der Blick dafür aufgegangen war, wie außerordentlich zahlreich in ihrem Wortbestande die Semitismen sind*), nachdem ich ferner zu der Erkenntnis gekommen, daß das gleiche Verhältnis auch für den sonstigen Sprachschatz des Griechischen gilt, und selbst auf die Bezeichnungen der Körperteile, wie des Hauses, Anwendung findet, nachdem ich endlich mich darüber belehrt hatte, daß die griechischen Ortsnamen durch Rückgriff auf das Semitische verständlich zu werden pflegen —, eine kleine Anzahl solcher Deutungen folgt in den nachstehenden Aufsätzen —, fühlte ich mich zu dem Schlusse berechtigt, daß diese Tatsachen sich nicht lediglich aus dem geschäftlichen Verkehr zwischen Althellas und z. B. Phönizien erklären, sondern daß auf dem Boden Griechenlands einmal ein semitisches Volkstum ansäßig und heimatsberechtigt gewesen sein müsse. Bekanntlich haben die Ausgrabungen von Sendschirli ergeben, daß um 1100 v. Chr. in Armenien ein Volk die Herrschaft innehatte (cf. H. Müller, Wiener

*) Zwei bekannte Worte wenigstens zur Probe: *αἰγίλιψ* u. *ἠλίβατος* Das erstere besteht aus dem von mir in meiner Uebersetzung der Lemnischen Inschrift nachgewiesenen *αι* = עי = Stein, Fels, und *γιλιψ* = גלב (*γλύπτω*) = abschneiden; *αἰ-γίλιψ* = der abgeschnittene, steile Fels; genau das, was Homer meint. Ebenso ist *ἠλι* = עלי = Höhe, *βατος* aber = בתת = abschneiden, also wieder das Ganze = abgeschnittene Höhe. (Ein verwandtes *ἠλιτενής* = „hoch" kennt Suidas; *τεν-ής* ist = תנן = *τείνω* = „recken"; *ἠλιτενής* = „hochgereckt.") Mir ist es stets eine Genugtuung gewesen, die in beiden Worten gegebene Vorstellung in so vielen Berg- und Burgnamen Griechenlands, Thrakiens und Kleinasiens wiederzufinden.

Zeitschrift für d. Kunde des Morgenl. VII; Heft 1/2 1893), dessen Sprache bei aller Eigenart mit dem Hebräischen sowohl, wie mit dem Aramäischen die auffallendsten Aehnlichkeiten aufweist (nach Müller: „zum hebräisch-phönizischen Sprachzweige" gehörig). Genau so meine ich, muß es sich mit der Sprache der vorgeschichtlichen Bevölkerung von Hellas, mit dem Idiom der alten Pelasger, verhalten haben.

Aber eben die Notwendigkeit, dieses Urteil möglichst tief zu begründen, führte mich bald noch weiter. Die letzten Reste einer ersterbenden Kultursprache pflegen sich — in den Tempeln zu erhalten. So hört man in christlichen Kirchen noch heute das Latein des längst verschollenen Römerreichs. So hat die Sprache Assurs als Tempel- und Gelehrtensprache auch dann noch ihr Dasein gefristet, als das Aramäische seine Herrschaft im Volksleben der Euphratländer — schon seit Jahrhunderten — auszuüben begonnen hatte. — Diese Tatsachen legten mir die Frage nahe, ob sich ein Aehnliches nicht auch für die Heiligtümer von Althellas erschließen lasse; und einmal aufgeworfen, erfuhr diese Frage bald die überraschendste Antwort. Nicht nur, was Homer uns an Resten alter „Götterspräche" bewahrt hat, nicht nur ein Hexameter, wie er in den Ephesia Grammata uns noch heute vorliegt, nein, ungezählte andere Stücke alter Tempelüberlieferungen, Priesternamen, heilige Gegenstände und Symbole, begannen mir mit einem Mal zu reden. Es war wirklich nunmehr nur noch ein kleiner Schritt weiter, wenn ich alsbald auch zum eingehenden Studium der griechischen Götternamen selbst fortschritt; aber niemand kann mehr überrascht sein als ich selbst es gewesen bin, als ich entdeckte, daß hinter ihnen allen die Einheit von Himmel und Erde steht.

Es ist bekannt, daß H. D. Müller (Mythologie der griechischen Stämme; 1857) um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts schon die Vielheit des griechischen Olymp aus der Einheit zu entwickeln versucht hat. Es ist ebenso bekannt, daß die verschiedensten Mythologieen, — ich verweise vornehmlich auf das bedeutendste unter den jüngeren Werken, auf dasjenige Gruppe's —, immer wieder Neigung gezeigt haben, semitische Einflüsse auch auf Namengebungen größerer oder kleinerer Komplexe des griechischen Götterglaubens zuzugestehen. Niemals aber hat man daran gedacht, diese Erklärungsversuche wirklich systematisch zu betreiben, geschweige denn, daß man aus ihnen die Grundlage für jenes monotheistische Verständnis des griechischen Götterglaubens hätte gewinnen können, die mir gerade so, wie ich sie gewann, unerschütterlich scheint.

Freilich, ich weiß, wie sehr man sich auf fast allen Seiten sträuben wird, meinen Ausführungen Geltung beizumessen. Abgesehen davon, daß ich weder Prophet noch Prophetensohn bin, keiner von der Zunft, abgesehen ferner davon, daß ich selbst in den Einzelheiten namentlich meiner ersten Veröffentlichung über „die Semiten als älteste Träger der Kultur Europas" manches heute selbst zu ändern und zu bessern mich gezwungen sähe, — die Dankbarkeit, welche wir im allgemeinen für die Griechen als für die

Väter unserer gegenwärtigen Kultur hegen, redet den Philologen gewaltig das Wort, welchen es Grundsatz ist, jede tiefer gehende Einwirkung semitischer Kultur auf das Griechentum nach Möglichkeit abzuleugnen. Nicht nur ein Wilamowitz erklärt (Herakles, pag. 4), es sei „unerlaubte Unwissenheit, die immer noch mit *βωμός, ἑορτή χιτών, ὀθόνη* operiert"; nein, auch Fick in seinem jüngsten Werk über die vorgriechischen Ortsnamen (Göttingen 1905) verrät doch nur zu deutlich seine Abneigung gegen die Semiten.*) Diese Gelehrten sind eben hellenophiler als die Hellenen selbst, die, ein Pythagoras voran, den Orient studierten, weil sie das Alter seiner Kultur mit Ehrfurcht betrachteten und ahnten, wie viel hier zu lernen sei. Hinzu kommt, daß selbst die größten unter ihnen sich oft als völlig unwissend erweisen, was das Hebräische, Phönizische oder Aramäische anbetrifft, vom Assyrischen ganz zu schweigen. Lobeck, in seinem wundervollen Aglaophamos pg. 1331, sieht z. B. in *βλιτυρί*, dem Namen eines saitenlosen Musikinstruments, eines *κροῦμα*, ebenso wie Passow, nur ein schallnachahmendes Klanggebilde. Dabei ist *βλι* = בְּלִי = „ohne;" *τυρ* dagegen = תּוֹר d. i. „Schnur, Saite"; *βλιτυρι* also = „saitenlos". Ganz ebenso entgeht ihm, daß das *τηνελλα* = „hurrah!" des Archilochos auch nichts ist als ein Semitismus: *την* = תֵּן d. i. „gib, laß hören"! *ελλα* = הִלֵּל d. i. „Jauchzen".

Wäre diese Unwissenheit nicht so groß, so könnte, um einen Zeitgenossen zu nennen, ein Prellwitz wohl kaum übersehen, daß das *ψό*, das Sophokles = „pfui" gebrauchte (Etym. Magn. 405, 32), nichts anderes ist als בּוּז d. i. „Verachtung!" — Ein Hirt (Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre, pg. 29) gesteht denn auch dieses Nichtwissen für seine Person ganz offen ein, obwohl er andererseits der Meinung ist, daß man in der Erklärung von griech. Kulturwörtern aus dem Semitischen „gewiß nicht weit genug gehen" könne. Aber auch einem Kretschmer (Einleitung in die Geschichte d. griech. Sprache), der doch hie und da semitische Wortgleichungen bringt, kann es entgehen (pg. 377), daß das karische *κύβδα* = Gewicht" dem hebräischen כֹּבֶד = „Schwere" völlig entspricht, des

*) Wie wenig ernst er auf semitische Etymologie reflektiert, geht z. B. aus folgenden Tatsachen hervor: a. In seinen „Griech. Personennamen" kommt er unter Podaleirios gar nicht darauf, daß das ganz entsprechende פָּדָה לְעִיר = „Erlöser in Bezug auf den Schmerz" ist und so für einen Gott der Aerzte einen vorzüglichen Namen abgiebt. Er denkt vielmehr auch, wie z. B. Prellwitz, an eine Ableitung von *πούς* = viell. „Schmalfuß". b. Zu „Kodros" bemerkt er nur (pag. 428):, „ist mit unseren Mitteln nicht zu deuten; schwerlich zu *κυδρός, κῦδος* zu stellen"; und denkt gar nicht daran, daß zu Kodros, dem Sohne des Melanthos [schwarz], dem Gegner des Xanthos [hell], (cf. Busolt, griech. „Geschichte, Bd. I. pg. 400) wundervoll paßt: קֹדֶר, Kodar = „schwarz". Kodros ist eine chthonische Gottheit. c. Was seine Erklärung von Ortsnamen anbetrifft, so wird mir sein „Uebersehen" am deutlichsten, wenn er (Ortsnamen, pg. 146) von dem Delta in Argos spricht. Es ist Bezeichnung des weibl. Geschlechtsgliedes, aber eben so = דֶּלֶת = Tür, Oeffnung. Wenn etwas, so beweist dieser Name, daß die Pelasger Semiten waren.

gleichen kann er erwähnen, daß der von den Griechen später χολραvος genannte kleinasiatische Fluß einst σάρος geheißen haben solle, ohne daran erinnert zu werden [Fick, Ortsnamen pg. 43, bringt die Parallele], daß das dem σαρ entsprechende hebräische שַׂר, ebenso wie das griechische χολραvος, „Herr, Fürst" bedeutet. Bei diesem Tatbestande ist es denn freilich nicht verwunderlich, daß die griechisch-semitische Forschung noch zu keinem wirklich ernst zu nehmenden Ergebnis gekommen ist.

Direkt auf Selbstverblendung aber läßt es mich schließen, wenn ein Gelehrter von so anerkanntem Rufe, wie Brockelmann, das Recht meiner Sprachgleichung: μέλισσα [Biene] als Priester- und Prophetenbezeichnung = מְלִיצָה d. i. „Prophetin" mit einem verächtlichen Federstrich glaubt abtun zu können. Er als sachverständiger Kritiker hätte doch sehen müssen, daß diese Gleichung noch mehr Gewicht erhält, wenn man weiß, daß die Biene auch Botin der Musen ist (cf. Gruppe, griech. Mythologie 801), daß dasselbe מְלִיצָה aber auch soviel wie „Lied" bedeutet. Freilich, muß man das Recht dieser Sprachgleichung zugeben, wie weit reicht dann ihre Tragweite!

Wie gesagt, ich bin kein Gelehrter von Fach; und willig gestehe ich zu, daß ich in meinen früheren Veröffentlichungen dem Schicksal dessen meinen Tribut bezahlt habe, der eigene und vielfach ganz neue Wege geht. Aber ich habe auch gelernt, und ich glaube, in den nachstehenden Aufsätzen einen Tatbestand von größter Bedeutung in großzügig aufgewiesenem Zusammenhang der Einzelheiten jedem dar- und klarzulegen, der sehen kann und — will. Fehler im Einzelnen vielleicht auch hier; aber die Wahrheit des Ganzen wird, denke ich, fortan nicht mehr bezweifelt werden können: das Geheimnis der griechischen Mysterien, durch eine ursprünglich semitische Tempelsprache doppelt gut geschützt, bestand in der Verehrung des göttlich belebten Alls, dessen Abbild der Mensch selber ist.

Diese Wahrheit wird noch bedeutungsvoller sich darstellen, wenn es mir, wie ich hoffe, gelingt nachzuweisen, einerseits, daß auch das Verständnis des ältesten griechischen Epos, der Tragödie und — der Philosophie sich mit dieser Erkenntnis in ungeahnter Weise vertieft, andererseits, daß die geheime Wissenschaft der griechischen Tempel ihren Einfluß weit nach Norden hin machtvoll geltend zu machen verstanden hat. Natürlich werden meine Ausführungen hier besonders vielfacher Ergänzung bedürftig erscheinen. Man vergesse jedoch nicht, daß ich mich in der Auswahl des Stoffs auf das Allernächstliegende habe beschränken müssen.

Nachstehend denn das Programm der zu erwartenden Aufsätze.

1. Die kyprischen, kleinasiatischen, arkadischen, thessalischen Glossen nach Hoffmann, Kretschmer, Lagarde ꝛc.
2. Semitische Tempelsprache. Die Ephesia Grammata. Ein Spruch des Branchos.
3. Griechische Götternamen. Das All als Gottheit.

4. Die Sprache der Symbole.
5. Das Epos im Lichte der neuen Erkenntnis.
6. Die Tragödie im Lichte der neuen Erkenntnis.
7. Die älteste griechische Philosophie im Lichte der neuen Erkenntnis.
8. Die mazedonischen und thrakischen Glossen nach Hoffmann und Thomaschek. Zalmoxis und anderes.
9. Uebersetzung einer „etruskischen" Totenbinde.
10. Beschluß.

Der See bei Kaumi.

Von Lic. Schüler, Missionar in Tsingtau.

Mit merkwürdiger Hartnäckigkeit hält sich in geographischen Werken die Angabe von einem nördlich von Kaumi gelegenen See, der 20×50 Kilometer im Umfang haben soll. Bekanntlich ist dieser See auch in die Richthofen'sche Karte eingezeichnet, die als Beilage zu seinem Werk „Kiautschou und Schantung" (Berlin 1898) weite Verbreitung gefunden hat. Der Name des Sees Pai moa hu (hier Be me hu gesprochen) bedeutet übrigens nicht „See des weißen Rosses", sondern Hundert-Adern-See. Richthofen war selbst nicht in jener Gegend und schränkt infolgedessen seine Angabe über den See dadurch ein, daß er sie ausdrücklich als eine aus chinesischen Quellen geschöpfte angibt, die zu verwerfen für ihn kein Grund vorlag, wenn sie, wie in diesem Fall, innere Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Die Karte der Kgl. Preuß. Landesaufnahme, 1901 herausgegeben, verzeichnet den See nicht mehr. Was soll man aber dazu sagen, daß noch kürzlich ein Professor der Geographie und Geschichte an der Universität in Peking ein geographisches, chinesisch geschriebenes Lehrbuch über sein Vaterland herausgegeben hat, in dem jener Irrtum nicht nur festgehalten, sondern überboten wird. Richthofen schreibt einfach (Sch. u. K. Seite 254): „Der Kiaoho entspringt nahe der Südküste, durchströmt dann ein vermutlich sehr flaches Seebecken, den Pai moa hu, und geht nordwärts . . . in das Gelbe Meer." Hieran ist, wie wir sehen werden, nichts unrichtig als die Annahme, daß der genannte See noch heute existiere. In dem Werk des Pekinger Professors[1]) dagegen heißt es: „Der Kiao-Fluß kommt ebenso wie der Kian-Lae-Nordfluß (ein andrer Name für den Mittelauf des Kiao-Flusses) aus dem Be me-See; dessen (des Sees) Wasser verrinnt andrerseits im Süden in der Kiautschoubucht." Noch seltsamer sind die Angaben eines ebenfalls erst vor zwei Jahren erschienenen, in Fragen und Antworten von einem Graduierten des Tengchow College (Amerikanische Presbyterianer-Mission) ver-

---

[1]) Geographical Study of the Chinese Empire by Tu Ke. Professor of Geography and History in the Imperial University, Peking. - Shanghai, Commercial Press 1907.

faßten Handbuchs speziell über die Provinz Schantung.[2]) Alles, was in diesem Handbuch über den Kreis Kaumi gesagt wird, ist folgendes: „Wo liegt Kaumi? Nordwestlich von Kiautschou (sein alter Name ist Jngan und Kiaohsi). Der Kreis hat sehr guten Weizen. — Welcher See liegt in dem Kreis? Nordöstlich liegt der Be me-See, 40 Li im Umkreis; in ihn verläuft auch ein Nebenarm des Weiflusses" (an dem Weihsien liegt). Der Wirrwar der Angaben wird noch größer, wenn wir uns die dem geographischen Katechismus beigegebene „neue Karte" ansehen. Der See bei Kaumi ist danach etwa ⅓ so groß wie die Kiautschoubucht. Von Süden nimmt er einen Fluß auf, der aber keinen Ausfluß hat; der im Text erwähnte angebliche Ablauf des Wei-Flusses ist nicht gezeichnet. Einen Namen führt der See auf der Karte nicht; dagegen lesen wir mit Erstaunen, daß das uns als Kiautschoubucht bekannte Gewässer den Namen Be me-Fluß führe.

An diesem Beispiel moderner Lehrbücher, die aus den beiden größten Verlagsanstalten in China stammen, bekommt man einen schlagenden Eindruck davon, wie viel noch zur Schaffung solider, wissenschaftlich gründlicher Lehrmittel in China zu tun übrig bleibt.

Doch wie verhält es sich in Wahrheit mit dem See bei Kaumi? Hat er überhaupt nie existiert, wie manche Skeptiker meinen, und ist er nur auf grund der Angaben von Reisenden entstanden, die entweder im Frühling eine der häufigen Luftspiegelungen sahen, die allerdings einen See vortäuschen können, oder in einem regenreichen Hochsommer eine seenartige Ueberschwemmung über dem flachen Land erblickten? Aber, daß der See einstmals wirklich bestanden hat, wird sich nach den vorhandenen Quellen, die wir in der Kaumichronik (zuletzt 1896 herausgegeben) und ihren Excerpten aus früheren Aufzeichnungen besitzen, schwerlich bestreiten lassen. Es lohnt sich alle hierfür in betracht kommenden Angaben der Chronik zu prüfen und zugleich nach Notizen zu suchen, die uns darüber aufklären, seit wann und infolge welcher Umstände der ehemalige See in Wahrheit zu existieren aufgehört hat, wenn er auch in geographischen Büchern, wie wir sehen, bis heute noch sein Leben zu erhalten gewußt hat.

Die in jeder Hinsicht interessanteste Stelle über den ehemaligen See und seine Bedeutung für Kaumi findet sich in dem Abschnitt über die Bodengestaltung des Kreises, und zwar ist da von den Erdadern die Rede, durch die diese bestimmt ist. Unter den Erdadern („di me") versteht man den Lauf der Höhenzüge und Flüsse, auf die der Chinese sorgfältig zu achten pflegt. Diese Erdadern eines Platzes sind von großer Wichtigkeit. Ob sie günstig oder ungünstig laufen, das bestimmt sehr wesentlich das Gedeihen oder Nichtgedeihen des betreffenden Ortes und seiner Bewohner.

---

[2]) Geographical Catechism of Shantung by Liu Shue Deh, a Graduate of Tengchow College, Shantung. With new maps and illustrations. A most useful edition for Chinese students and merchants. - Shanghai, Presbyterian Mission Press 1907.

Es handelt sich da um Aehnliches, wie bei der bekannten Luft-Wasser-Lehre (feng schui), in der übrigens ein feiner Anpassungssinn an die Landschaft bei der Anlage von Häusern, Tempeln und Orten zum Ausdruck kommt.

Günstige Erdadern sind Drachenadern; und Kaumi hatte nun einst eine vorzügliche Drachenader. Es heißt darüber: „Was die Drachenader des Kaumikreises anbetrifft, so windet sie sich von Südwesten von den Neundrachenhügeln Tschutschengs her nach Nordosten bis zu dem Friedensberg im Süden der Stadt; dann teilt sie sich in zwei Zweige, umschließt östlich und westlich den Kreis; desgleichen umarmen die Wasser des Kiao- und des Wulung-Flusses von Westen und Süden her in ihrem Lauf den Kreis und vereinigen sich dann im Be me-See, der so die Rückendeckung bildet. Daß Kaumi, obwohl es ein stiller Platz ist, doch in so reicher Fülle berühmte Gelehrte hervorgebracht hat, hat in dieser (durch den günstigen Lauf der Drachenader bestimmten) Kräftigkeit des Bodens seinen Grund. In unsrer Zeit aber hat der Wulung-Fluß seinen Lauf nach Westen verlegt, der Kiao-Fluß macht einen Knick nach Nordosten, das Yin und Yang[1]) kommt nicht zusammen, alle Verhältnisse sind verkehrt und konfus geworden. Müßte man nicht — so schließt dieser Abschnitt fragend — sie wieder recht zu machen und zur Wiederherstellung (des alten Glückes) zu helfen suchen?“[2])

Daß also der See einstmals wirklich bestanden hat, kann schon nach dieser Ausführung keinem Zweifel unterliegen; das Glück Kaumis ruhte ja sehr wesentlich mit auf ihm. Eine geographische Beschreibung bringt das Kapitel „Berge und Flüsse“. Da heißt es: „Der Be me-See ist zehn Li von der Stadt entfernt; alles Wasser des Wulung-Flusses und des Kiao-Flusses fließt hier zusammen. Er hat über hundert Li im Umkreis. Mit Wild und Fischen, mit Gras und Reisig versorgt er den ganzen Kreis. Er hat auch den Namen Si Loa.“

Seit wann hat nun aber der See aufgehört zu existieren? Aus den eben zitierten beiden Stellen ergibt sich die naheliegende Vermutung, daß der Prozeß der Versumpfung und Austrocknung in engem Zusammenhang mit der Verlegung des Bettes des Kiao- und Wulung-Flusses gestanden haben muß. Das wird uns bestätigt durch einen Satz in dem Vorwort des Kreisbeamten Tsien Ting tschiung zu der von ihm im Jahre 1754 neu herausgegebenen

---

[1]) Das weibliche und das männliche grundlegende kosmische Gestaltungsprinzip, dessen geheimnisvolle Mischungen alles Leben bedingen.

[2]) Es kommt oder kam in China vor, daß man auch in großem Maßstab, nicht nur durch Verlegung von Gräbern, die geomantisch ungünstig gewordene Lage eines Platzes zu verbessern sucht; aber es ist eine gewagte Sache und man riskiert, daß der Schaden nachher schlimmer wird als zuvor. Wie ein einzelner Kreis, so kann übrigens auch jeder kleinere oder größere Platz seine Drachenader haben. So bildet für die Provinz Schantung der Taischan den Kopf eines Drachens, der bis zu der Mandschurei hinüberreicht.

Chronik. Er sagt dort: „Kaumi besitzt seit alter Zeit eine Chronik. Seit der letzten Ausgabe durch den Beamten Tschang Hao unter Kanghi sind mehr als vierzig Jahre verstrichen. Was in der dazwischen liegenden Zeit an Veränderungen eingetreten ist, das läßt sich kaum aufzählen. So hat der Kiao-Fluß seinen Lauf mehr als zehn Li nach Osten zu, der Wulung-Fluß einige Li nach Westen zu verlegt; der Be me-See, ehemals ein großes Wasser, ist infolgedessen zu fruchtbarem Ackerland umgewandelt". Hier haben wir zugleich einen festen Anhaltspunkt für das Verschwinden des Sees, nämlich zwischen 1710 (das ist das Jahr, in dem der genannte Beamte unter Kanghi die Chronik herausgab) und 1754. Noch etwas näher führt uns vielleicht die chronologische Liste besondrer Begebenheiten im 8. Band der Chronik. Dort ist zu dem Jahr 1730 notiert: „Starker Regen verdarb das Getreide. Der Wulung-Fluß verlegte sein Bett nach Westen. Ein Zehntel der Steuern wurde erlassen." Im Jahr 1742 heißt es: „Der Kiao-Fluß zerbrach den Damm bei dem Ort Ütan." Zwischen beiden Ereignissen liegen zwölf Jahre. Wenn also die Verlegung des Flußbettes beim Kiao- und Wulung-Fluß als die Ursache des Verschwindens des Sees geltend gemacht wird, so hat demnach doch der See nicht mit einem Male aufgehört zu existieren. Und auch anderes führt darauf hin, daß, abgesehen von diesen besonders namhaft gemachten Ursachen das Austrocknen des Sees zugleich als ein allmählicher Prozeß vor sich gegangen ist. Ist es doch auch aus verschiedenen andern Gegenden Schantungs bekannt, daß Seen und Teiche vorhanden gewesen sind, wo jetzt der Fuß über trockene Erde geht. In der Kaumi-Chronik selbst wird z. B. noch ein großer Teich namens Tou Loa östlich vom Be me-See erwähnt, der durch seine Lotosblumen zu den acht Berühmtheiten Kaumis gehörte; vergebens sucht man ihn heute, ohne daß jedoch sein Verschwinden mit einem besondern Ereignis oder Jahr verknüpft werden könnte. Schantung wird eben, wie schon oft bemerkt worden ist, in allmählichem Prozeß immer wald- und wasserarmer, und das Verschwinden des Sees bei Kaumi ist wohl nur ein besonders auffälliges Beispiel in einer Reihe ähnlicher Vorkommnisse.

Zum Schluß noch über den See eine Wiedergabe dessen, was alte Leute zur Zeit, als unter Kien Lung (i. J. 1754) die Chronik abgefaßt wurde, von der früheren Schönheit und Herrlichkeit des Platzes (auf die übrigens auch alte Gedichte existieren) dem Chronisten zu erzählen wußten. Mag dabei auch ein wenig auf Rechnung der tief eingewurzelten Gewohnheit zu setzen sein, das Einst rühmend auszuschmücken, so paßt die Mitteilung im ganzen doch durchaus zu dem Bild, das wir aus den andern Notizen gewonnen haben. Es heißt dort: „Die alten Leute erzählen, früher sei da üppiges Schilf gewachsen, in dem auch Hirsche sich aufhielten. Ein nichtsnutziger Bursche habe einmal das Schilf angesteckt und verbrannt, darauf hätten die Tiere den verdorrten Platz verlassen. Wenn danach dann auch dort wieder etwas gewachsen sei, so sei

der frühere Reichtum des Bodens doch nicht wieder gekommen. In den letzten Jahren — fährt der Bericht der alten Leute fort — haben vermögende Leute das sumpfige, wüste Land als Ackerland gewonnen; der Ertrag des Fischfangs und des Sammelns von Brennmaterial ist gegen früher auf die Hälfte gesunken. Was den Grund dessen anbetrifft, wie ehemals Blühendes zerfällt und vergeht, so können die, welche darüber Erkundigungen einziehen, an diesem Beispiel recht den wandelnden Einfluß des Lebensodems erkennen." (Aus der Kiautschou-Post.)

Aus der Mission der Gegenwart.

D. Warneck †.

Am 26. Dezember 1910 starb in Halle a. S. Professor D. Warneck. Im März 1834 in Naumburg geboren, hat er bald das siebenundsiebzigste Lebensjahr vollendet. Sein Name war in weiten Kreisen, besonders in denen der Mission, bekannt und erfreute sich eines ausgezeichneten Rufes. Denn D. Warneck hat durch seine unermüdliche Arbeit in Wort und Schrift sich um die Ausbreitung des Missionssinnes in Deutschland die größten Verdienste erworben. Er war, wie wenige andere in der Missionsliteratur bewandert, verfügte aber nicht nur über umfassende Kenntnisse, sondern faßte auch die eigentlichen Missionsprobleme ins Auge und erörterte sie eingehend und eindringend. So war er auf dem Gebiete der Heidenmission zu einer anerkannten Autorität geworden.

D. Warneck, dessen Herz für die Ausbreitung des Evangeliums glühte, war ein aufrichtiger Christ von ernster, biblischer Frömmigkeit und zugleich ein entschiedener Protestant. Er gehörte mit zu den Gründern des Evangelischen Bundes, in dessen Vorstand er auch eine Zeit lang saß, und hat oft Front gemacht gegen die katholische Missionspraxis und die römische Verunglimpfung evangelischer Missionsarbeit. Eine reiche Fundgrube vorzüglichen Materials für die Polemik gegen Rom auf diesem Gebiete liegt vor in seinem Werk: „Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission." Der evangelischen Mission selbst zu dienen, Begeisterung für sie zu wecken, Klärung in den Missionsfragen herbeizuführen, ist er unermüdlich schriftstellerisch tätig gewesen. Staunenswert ist der Fleiß, mit dem er nicht nur zahlreiche Aufsätze und Mitteilungen, in der von ihm herausgegebenen ausgezeichneten „Allgemeinen Missionszeitschrift" veröffentlichte, sondern auch zahlreiche Broschüren und Bücher verfaßte. Eine besonders reife Frucht seiner Studien war der schon in 9. Auflage vorliegende „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart."

D. Warneck, der sich in steter Fühlung mit der theologischen Wissenschaft hielt, wie aus vielen von ihm geschriebenen Rezensionen hervorgeht, war bestrebt, eine wissenschaftliche Behandlung der Mission durchzusetzen. In seiner „Evangelischen Missions-

lehre“ hat er dafür grundlegende Arbeit getan. Er vertrat den alten Missionsstandpunkt, hat ihn aber wesentlich vertieft und erweitert.

D. Warneck hat an dem Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein wiederholt Kritik geübt, und verschiedenfach ist es zwischen ihm und dessen Freunden zu Auseinandersetzungen gekommen, im Allgemeinen wollte er sich aber gegenüber der Arbeit unseres Vereins abwartend verhalten. Die persönlichen Beziehungen zwischen dem Heimgegangenen und dem Unterzeichneten sind immer freundliche gewesen. Und unsere Missionskreise werden dem verehrten Manne, der nach reicher Lebensarbeit entschlafen ist, stets dankbar sein für die viele Anregung und Belehrung, die sie von ihm empfangen haben. Aug. Kind.

Dankschreiben der japanischen Christen an den Allg. Evang.-Prot. Missionsverein zu Berlin.

In Ehrfurcht übersenden wir Ihnen dieses Schreiben. Wir hoffen und bitten zu Gott, daß der hochwürdige Herr Präsident, wie auch der verehrliche Vorstand des Missionsvereins, nebst allen Freunden der Mission trotz der heißen Jahreszeit sich wohl befinden möge.

Auch wir, die Glieder der allgemeinen evangelischen Kirche in Japan (Fukyu Fukuin Kyokwai), befinden uns durch die Gnade des barmherzigen Vaters im Himmel an Leib und Seele wohl, was Ihnen zur Freude gereichen wird.

Wir haben keinen besonderen Anlaß, Ihnen zu schreiben, außer daß wir uns im Herzen gedrungen fühlen, Ihnen zu danken, daß Sie, obwohl Sie uns persönlich nicht kennen, doch zahllose Wohltaten unserm japanischen Volke erwiesen und sich um das leibliche und geistige Wohl desselben hingebend bemüht haben.

Wir wollten schon längst diesen Dank, für den Worte eigentlich nicht genügen, Ihnen zum Ausdrucke bringen, fanden aber keinen passenden Anlaß dazu. Aber in diesem Jahre sind es gerade 25 Jahre geworden, daß Pfarrer Spinner in dem 18. Jahre der Periode Meiji im Auftrage Ihres Vereins die Missions-Arbeit in Japan begonnen hat; und so hat unsere japanische Kirche in diesem Jahre einen Punkt in ihrer Geschichte erreicht, wo sie auf die ganze bisherige einleitende Periode ihrer Geschichte zurückzublicken Veranlassung hat. Im Blick auf Vergangenheit und Zukunft entstehen darum heute besondere Gedanken.

Aber was sich zuerst geziemt, ist, daß wir Ihnen unsern Dank aussprechen: Sie haben während eines Vierteljahrhunderts in mehr als brüderlicher Freundlichkeit sich unser angenommen und an unsern Seelen gearbeitet. Dafür sei Ihnen herzlicher Dank gesagt.

Es ist eine historische Tatsache, klarer als der Tag, daß unsere japanische Geisteswelt dem Christentume und insbesondere auch der Theologie, die Sie nach Japan gebracht haben, viel zu

verdanken hat. Wenn wir auch in andern Stücken keine Beziehungen zu Ihnen haben, so ist es doch offensichtlich, daß die direkte Wirkung Ihrer Missions-Arbeit in unserm geistigen Leben, die von Ihnen bewirkte Veränderung unseres Zustandes der Seele durch niemand wieder wird ausgelöscht werden können. Das Licht des monotheistischen immanenten Gottes hat die Dunkelheit unseres ostasiatischen Aberglaubens und Irrglaubens durchleuchtet, die Wahrheit einer vollkommenen Weltanschauung hat die Wolken der falschen modernen atheistischen und materialistischen Ideen vertrieben, die Erkenntnis, daß wir Gottes Kinder sind, ist der Ausgangspunkt neuen sittlichen Lebens geworden; und der Glaube an ein ewiges Leben ist uns die Quelle wahren Friedens geworden. Es ist niemand anders als Sie und Ihre Mission gewesen, die uns zu dieser wertvollen Erleuchtung geführt haben.

Voller Freuden danken wir Ihnen für Ihre große Güte, die wir in unserm ganzen Leben niemals werden vergelten können.

Wir empfinden es mit großem Schmerze. daß unsere eigene Kraft bisher zu schwach gewesen ist, so daß wir schon 25 Jahre lang die Hilfe der Mission empfangen haben, ohne bisher eine unabhängige, sich selbst unterhaltende Kirche zu Stande gebracht zu haben. — Sie haben uns nicht nur Missionare gesandt, sondern das Werk auch alljährlich bisher mit Geldmitteln unterstützen müssen.

Wenn wir daran denken, so wird es uns heiß vor Scham (wörtlich: so daß der Schweiß den Rücken hinunterläuft), denn wir fühlen, daß unser Glaube schwach und unser Eifer ungenügend gewesen ist. Jedoch das Vergangene läßt sich nicht ungeschehen machen. Wir wollen lieber die Vergangenheit als Warnung dienen lassen und dafür sorgen, daß die Versäumnisse der Vergangenheit in der Zukunft nicht wiederholt werden. Wir wollen daher ernstlich die hinterlassenen Mahnungen und Warnungen unseres Meisters Jesu Christi und der großen Lehrer der Jahrhunderte beobachten, dem Befehle der Mission und dem Rate der Missionare Folge leisten und nach außen hin die Ausbreitung des Reiches Gottes mit Kraft betreiben, nach innen hin aber unsern eigenen Glauben stärken und unsere eigenen Persönlichkeiten weiterbilden, ferner nach der äußerlichen Aufrichtung einer finanziell unabhängigen Kirche streben, innerlich mit Hilfe des Evangeliums eine sieghafte Welt- und Lebensanschauung zu gewinnen suchen und auf diese Weise der Mission ein Zehntausendstel unserer Dankespflicht abtragen, und wir bitten, uns zu diesem Vorhaben Rat und Hilfe gewähren zu wollen. In diesem Jahre der Erinnerung an die erste Arbeitsperiode unserer Mission in Japan glaubten wir diesen Dank aussprechen zu müssen. — Wir bitten Sie auch, dies Schreiben allen Brüdern in Christo, unserm Herrn, welche Sympathie und Hilfsbereitschaft für unser Japan gezeigt haben, bekannt geben zu wollen.

Möge Gottes Segen ewiglich auf Ihnen ruhen!

In Ehrerbietung,
am 5. Tage des 8. Monats des 43. Jahres Meiji (5. August 1910)
die Vertreter unserer Missionsgemeinden:
Frau Takahashi Toku für die Koishikawa-Gemeinde zu Tokio;
Harada Tamao, für die Togozaka-Gemeinde zu Tokio;
Prof. Dr. Tsutsui Yaoji, für die Chiba-Gemeinde;
Sekiya Koji, für die Oyumi-Gemeinde;
Frau Tamaka Ko, für die Gruppe in Toyohashi;
Momonoi Isaburo, für die Gruppe der Christen in Tsuruga;
Iguchi Masami, für die Otsu Zeze-Gemeinde;
Prof. Dr. Fujinami Akira, für die Kioto-Gemeinde.
Frau Pastor Kitahara, für die Gruppe in Osaka.

Dankschreiben der evang. Gemeinden Tokio-Yokohama.

An den Vorstand
des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins
Berlin.

Ein Vierteljahrhundert ist Vergangenheit geworden seit dem Tage, da unsere evangelischen Gemeinden Japans gegründet wurden.

Von diesen Gemeinden ist ein Strom des Segens dem Deutschtum zugeflossen.

Wir bekennen dankbar, daß hier die Liebe zu Kaiser und Vaterland gepflegt und religiöse Gesinnung wach gehalten wurde. Diese Gemeinschaften waren auch die Stätten, von denen die Begeisterung nationalen Zusammenhangs ausging, deren sichtbare Symbole die deutsche Kirche in Tokio, in Yokohama die deutsche Schule im Deutschen Hause sind. Wir können nur von solchen Außendingen reden, denn wer kann den Segen messen, der durch die Predigt von Gottes Wort denen zugeraunt ist, die am Altar knieten, im Gottesdienst waren, für ihre Kinder Taufe und Lehre begehrten, in Trauer einen Hauch göttlicher Liebe, in Freude Vertiefung ihrer Erhebung erfahren durften.

Und wenn wir nun diese Wohltaten bedenken, dann sind wir voll Dank gegen den Missionsverein, der sie uns erwiesen hat.

Ja, wir danken Ihnen allen, daß Sie neben der Aufgabe der Ausbreitung des Christentums auch die kirchliche Pflege der Deutschen unternommen haben.

Wir bitten Sie heute am Jubelfeste unserer Gemeinden, diesen tiefgefühlten Dank der evangelischen Deutschen entgegenzunehmen.

Erhalten Sie uns auch in Zukunft Ihre Liebe. Gott möge aber den Missionsverein segnen, daß er seine großen Aufgaben zum Heile Japans weiterführen und so an dem Bau des Reiches Gottes auf Erden mithelfen könne.

Tokio, Yokohama, den 10. Oktober 1910.

Aerztliche Mission.

Bekanntermaßen ist Deutschland auf medizinischem Gebiet in wissenschaftlicher Hinsicht führend, es ist das Volk der großen medizinischen Entdeckungen. Man sollte nun annehmen, daß es auch in der ärztlichen Mission eine führende Rolle spielt; allein das ist nicht der Fall. In der ärztlichen Mission sind England und Amerika die Führer; zählt doch England 425, Amerika 433 in der Mission tätige und von ihr angestellte Aerzte und Aerztinnen. Da steht Deutschland weit zurück, man muß sich fast schämen die Zahl 18 anzugeben, denn nur 18 Missionsärzte sind im Dienst der deutschen Missionsgesellschaften, und was das betrübende dabei ist, seit mehreren Jahren sind wir bei dieser Zahl stehen geblieben, es ist kein Fortschritt zu bemerken, obwohl fast alle bestehenden deutschen Missions-Gesellschaften sich dieser neuen Bewegung angeschlossen und die ärztliche Mission in Angriff genommen haben.

Um dieser Rückständigkeit Deutschlands abzuhelfen, haben sich 2 Vereine gebildet, deren Berichte gedruckt vorliegen. Der eine ist der „Verein für ärztliche Mission", der seinen Bericht über sein 12. Geschäftsjahr herausgegeben hat und darin von seinem erfolgreichen Wirken erzählt. Zehn einzelne Vereine haben sich in Stuttgart zu einem „Verbande deutscher Vereine für ärztliche Mission" zusammengeschlossen. Aus den zahlreichen und überzeugenden Geschichten und Episoden, die in diesem Bericht die Notwendigkeit der ärztlichen Mission und ihrer Unterstützung beleuchten, seien nur zwei herausgegriffen.

„Kleine und große Liebesgaben zeugen von rührender Opferwilligkeit. Schon Kinder in zartem Alter brachten freudestrahlend ein Scherflein aus ihrer Sparbüchse oder die Einnahmen vom Verkauf ihres Weihnachtskaufladens. Eine Milchfrau stiftete 100 Mk. zum Dank dafür, daß sie seit Jahrzehnten ihre Botengänge zur entfernt gelegenen Stadt täglich in Gesundheit zurücklegen konnte. Vereine, Schüler und Gemeinden legten ihre Gaben zum Besten der ärztlichen Mission zusammen. Einzelne gedachten besonders der armen Aussätzigen in erbarmender und helfender Liebe. Manche reiche Zuwendung wurde uns zum Andenken an verstorbene Angehörige zuteil. Ein Missionsverein im fernen Australien schickte vierteljährlich je 30 bis 40 Mk."

Ein Arzt aus Indien schreibt: „Der beste Diätzettel wird zuschanden in einem Lande, wo der Reis nicht nur fast die ausschließliche Nahrung ist, sondern wo ⅔ der Bevölkerung sich nicht einmal an diesem Gericht satt essen kann. Aber viele von den Kranken nagen nur deshalb am Hungertuch, weil sie ihren Verdienst an eingeborene Medizinmänner und für deren Rezepte verschleudern. Durch die vielfach unsinnige Praxis der indischen Pfuscher ist die Volksseele derart an ein überaus gekünsteltes Heilverfahren gewöhnt, daß eine Rückkehr zur Natur fast ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die Wasserheilmethode liegt hier noch im

argen. Manchmal, wenn wir sie anwenden wollten, haben uns die Kranken aus Mißtrauen und Angst den Rücken gekehrt. Bäder nach europäischer Art können nur selten gegeben werden, da die Wannen und die Lust das Wasser aus tiefen Brunnen heraufzuziehen, fehlen. Dagegen haben wir Hunderten von Kranken Meerbäder empfohlen; ob aber mehr als ein Dutzend diesen Rat befolgten, ist mehr als zweifelhaft."

Den innigen Zusammenhang zwischen dem „Verein für ärztliche Mission" und der Mission einerseits, sowie dem deutschen Institut für ärztliche Mission in Tübingen andererseits, bekundet folgender Beschluß der Jahresversammlung: „Der Stuttgarter Verein für ärztliche Mission erklärt sich bereit, bis auf weiteres aus seinen Einkünften der Basler ev. Missionsgesellschaft alle Kosten zu ersetzen, die ihr durch Ausbildung von Missionsmedizinern, Missionaren, Missionszöglingen und Missionsschwestern im deutschen Institut für ärztliche Mission entstehen werden."

Dieses „Deutsche Institut für ärztliche Mission" in Tübingen ist die zweite, praktisch durchgeführte Veranstaltung zur Hebung Deutschlands auf missionsärztlichem Gebiet. Der um dieses Institut gebildete Verein versendet kostenlos das Protokoll seiner 4. Jahresversammlung, abgehalten in Frankfurt a. M., einen Werbebogen „Ueber die Bedeutung und den Fortschritt des Deutschen Instituts für ärztliche Mission", ein Flugblatt „An die Studierenden der Medizin" und „An die evangelischen Primaner und Sekundaner unserer höheren Schulen". Wünsche betreffs kostenfreier Zusendung dieser Druckschriften nimmt Herr Oberlehrer Kammerer, Stuttgart, Alte Weinsteige 26, entgegen. Besonders wertvoll ist das erwähnte Protokoll der 4. Jahresversammlung durch einen Anhang, der die 5 Referate enthält, die auf der Versammlung gehalten wurden. Die 5 Themata lauten: Die ärztliche Mission auf der Edinburger Weltmissionskonferenz. Der Krankendienst des Missionars und seine heimatliche Vorbereitung. — Wie kann dem Aerztemangel in der deutschen Mission befriedigend abgeholfen werden? — Die Beschickung des Tübinger Instituts mit Studenten, Missionaren, Missionszöglingen und Schwestern seitens der Missionsgesellschaften. — Ueber die Notwendigkeit des Sprachenlernens für den Missionsarzt.

Devaranne.

Die Kongoliga.

Die Kongoakte ist unter Bismarcks Vorsitz in Berlin vollzogen. Darum hat Deutschland in erster Linie die Pflicht und das Recht, ihre Innehaltung zu verlangen. Darum sind auch wir vom Allg. Evang.-Prot. Missions-Verein von Anfang an für einen Protest gegen Belgiens Greuel im Kongo eingetreten und waren mit die ersten, die zum Beitritt in die Kongo-Liga aufriefen. Die neuste Nummer der „Kongo-Korrespondenz", Organ der Deutschen Kongo-Liga (Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 29) bringt wieder eine bewegliche Schilderung eines vor 3 Jahren

ausgebrochenen Steuerstreikes der Eingeborenen, geschildert von einem Augenzeugen. Da heißt es zum Schluß:

„Nun aber, nachdem sie jahrelang den Weißen so viel Kautschuk unter so schwierigen Verhältnissen so weit hergeholt und geliefert hatten, und dafür jetzt einfach niedergeknallt wurden, als wenn sie ihr Leben wegen Mangels einiger Körbe Mupira verwirkt hätten, — jetzt empfanden sie es in bitterster Verzweiflung, und sie nahmen das Feuer ihres Herdes und legten es mit vor Wut zitternder Hand an ihre schönen neuen Hütten. Und in die knisternden Flammen des brennenden Dorfes mischte sich das bittere Lachen der Verzweiflung seiner unglücklichen Bewohner, und die ganze Katastrophe war wie ein schreckliches Hohnlied auf die vielgerühmte Zivilisierung des schwarzen Mannes durch den Weißen.

Und da sie ihr eigenes Dorf niedergebrannt hatten, überlieferten sie auch das große Haus, welches sie für die durchreisenden Europäer hingestellt hatten, demselben Schicksal. Was brauchte es allein da zu stehen, gleichsam ein Spott auf die Ruinen ihrer Hütten?

Um so ausdrücklich wie nur möglich zu zeigen, wie es ihnen zu Mute war, nahmen sie, während die Flammen noch wüteten, ihre Töpfe, aus denen sie gegessen und getrunken, und warfen sie mit Zornesworten auf die Erde. Und als nun Hütte und Herd in Trümmern und Scherben lagen, da zogen sie sich tief in den Wald zurück, errichteten eilig Hütten aus dürrem Holz und Laub und wohnten darin, stets eines neuen Ueberfalls gewärtig."

Allmählich ist man nun auch im Ausland zur Einsicht gekommen und das Gewissen ist wach geworden. So wird aus England berichtet, daß sich unter dem Ehrensekretariat des Archidiacons Potter eine Ehren-Liga (League of Honour) gebildet hat. Angesichts der Tatsachen, daß im April 1909 in Adana 30 000 Christen hingemordet sind, ohne daß die englische Presse oder Regierung besondere Notiz von diesem Gewaltakt genommen hätte; daß im belgischen Kongo ein Erpressungssystem von einer in der Weltgeschichte unerhörten Grausamkeit besteht, obwohl sich alle europäischen Großmächte im Namen des allmächtigen Gottes vertragsmäßig für das Wohl der Bevölkerung verpflichtet haben; daß in Britisch-Südafrika eine Art Zwangsarbeit betrieben wird, welche die Leute zur Verzweiflung und zum Selbstmord treibt; daß in St. Thomé eine Sklaverei herrscht, die allen christlichen und zivilisatorischen Grundsätzen Hohn spricht — will die Liga, daß Großbritannien daheim und draußen seine Handlungen einrichtet nach den Grundsätzen der Ehre, der Zivilisation und des Christentums. Um in diesem Sinne die öffentliche Meinung beeinflussen zu können, fordert die Liga von ihren Mitgliedern Lektüre der von ihr empfohlenen Bücher und Einwirkung auf die Parlamentsmitglieder.

Es ist natürlich zu begrüßen, daß mehr und mehr Stimmen laut werden, die für den Schutz der eingeborenen Völkerschaften

eintreten und sie vor einer Ausbeutung schützen, die der Ehre wie dem Interesse unserer Kulturwelt widerspricht.

Auch in Belgien selbst ist das Gewissen erwacht. Die neue Generation versucht die Sünden der alten gut zu machen. Von den Einahmen des Kongostaates sind durch König Albert 3 300 000 Franken in folgender Weise für humanitäre und kulturelle Zwecke bestimmt: 1. Beamten-Pensionsfonds 500 000 Frcs. 2. Witwen- und Waisenfonds 50 000 Frcs. 3. Reisekosten für die legitimen Frauen der Beamten 50 000 Frcs. 4. Rückreisekosten für Missionsangestellte 25 000 Frcs. 5. Unterstützung belgischer Missionen, namentlich für Lehrtätigkeit, 500 000 Frcs. 6. Sanitätsdienst am Kongo 1 000 000 Frcs. 7. Erholungssanatorien am Mittelmeer 35 000 Frcs. 8. Kongoregulierung 470 000 Frcs. 9. Ethnographische Arbeiten 100 000 Frcs. 10. Verschiedene Ausgaben, z. B. Beiträge zur Kolonialschule in Tervüren, Banken 70 000 Frcs. 11. Hospitalbauten für Schwarze 500 000 Frcs. — Die Zwecke sind gut und mit den ausgeworfenen Mitteln läßt sich manches erreichen. Wenn nur diese Mittel aus anderen Quellen flössen als aus der Ausbeutung der Eingeborenen!

Damit wollen wir ja nicht meinen, die Kongoliga habe ihr Werk, das Gewissen zu wecken, beendet und könne nun abtreten; wir wollen auch nicht meinen, damit sei nun die Kongofrage erledigt. Auf dem Kolonial-Kongreß zu Berlin hat der Kolonialpolitiker Chr. v. Bornhaupt auf Grund eingehender Studien einen Vortrag gehalten über das Thema: „Die Reformen im belgischen Kongogebiet." Die „Christliche Welt" hat aus ihrer Nr. 47 einen Sonderdruck erscheinen lassen, wo dieser Vortrag eingehend gewürdigt wird. Wir wollen uns die Thesen dieser Rede ansehen.

1. Es läßt sich nicht die Auffassung gewinnen, daß durch die bisher von der belgischen Kolonialverwaltung getroffenen gesetzlichen Maßnahmen in bezug auf die Eingeborenenfrage und den Privathandel befriedigende Zustände im Kongogebiet geschaffen worden sind.

2. Befriedigende, den Bestimmungen der Kongoakte Rechnung tragende Zustände können nur herbeigeführt werden:

durch Beseitigung der Zwangsarbeit in ihren noch gegenwärtig bestehenden Formen.

durch Umgestaltung der gesetzlichen Bestimmungen über das Eigentumsrecht des Staates und der Gesellschaften am Grund und Boden, insbesondere zu Gunsten der Interessen der Eingeborenen,

durch erheblich umfangreichere Beschränkung der Betätigung des Staates auf dem Handelsgebiete und durch Ablösung der Konzessionen und grundsätzliche Aenderung des Konzessionssystems.

3. Die wiederholten, von sittlichem Ernst und volkswirtschaftlicher Einsicht zeugenden Kundgebungen des Königs Albert und die erkennbare Wandlung in der Auffassung des belgischen

Volkes über die wahre Sachlage im Kongogebiet berechtigten zu der Hoffnung, daß binnen nicht zu langer Zeit den bisher getroffenen Maßnahmen solche folgen werden, die den angedeuteten Gesichtspunkten gebührend Rechnung tragen.

4. Sollte diese Hoffnung sich in nächster Zukunft nicht verwirklichen, dann ist es Pflicht der Signatarmächte der Berliner Kongoakte, zu einer Konferenz zusammenzutreten und vom Belgischen Staat binnen bestimmter Frist solche Reformen zu verlangen, die die Grundgedanken der Kongoakte in Wahrheit zur Geltung bringen.

Da erfahren wir von sachkundiger Seite, was noch zu tun übrig bleibt, und daß es noch lange nicht an der Zeit ist, die Hände in den Schoß zu legen und zu denken, wie herrlich weit wir es gebracht hätten. Devaranne.

Katholische Missionsmethode von heute.

Man ist nur allzuleicht zu der Ansicht geneigt, als ob die Vorwürfe gegen die katholische Missionsmethode in unserer modernen Zeit nicht mehr stichhaltig seien, als ob die katholische Mission aus ihnen die gerügten Fehler zu vermeiden gelernt hätte. Daß dem nicht so ist, beweist eine literarische Fehde zwischen der „Kölnischen Volkszeitung" und Prof. D. G. Warneck, die im Novemberheft der „Allgemeinen Missionszeitschrift" zum Austrag kommt. Warneck's „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen" war von jener Zeitung vom 9. September heftig angegriffen worden und der Abschnitt über die katholische Mission in jenem Werk war als „wahres Zerrbild" und als „Gesamtbild-Karrikatur" bezeichnet worden und das einst Prof. Harnack zugerufene Wort: „Der katholischen Kirche gereicht es gewiß zur Ehre, daß sie nur bekämpft werden kann, wenn man zuvor ihre Lehren und ihr Wirken entstellt hat", sollte nun auch Prof. Warneck gelten. In der Verteidigungsschrift Warnecks fallen nun sehr bezeichnende Schlaglichter auf die noch heute geübte katholische Missionsmethode.

1. Taufen Erwachsener in der Todesstunde sind noch heute beliebt; ihre Zahl wird in der offiziellen katholischen Statistik angegeben auf 631 unter 903 Erwachsenen-Taufen in der Erzdiözese Tokio, 156 von 452 in Nagasaki, 1071 unter 1811 aus Hakodate. Dazu die entschuldigende Bemerkung, daß es sich hier nicht bloß um zweifelhafte Gewalteroberungen in letzter Stunde handle, sondern das sei sehr häufig die Frucht früherer Anregungen, denen die betreffenden keine Folge gegeben hätten! Diese 2 Worte „nicht bloß" und „sehr häufig" lassen doch tief blicken.

2. Ungenügender Taufunterricht wird natürlich der Theorie nach nicht geduldet, allein die katholische Praxis geht da doch oft zu rasch vor und tauft oft gänzlich Unwissende. Aus dem Jahrbuch des Pater Moullec vom Jahre 1897 wird aus Uganda folgende Taufgeschichte mitgeteilt: „ . . . Eine dritte Frau fragte der Pater: weißt du einige Worte von der Religion? — Nein,

antwortete sie, ich kann nichts anderes als Tabak rauchen und Mubisi trinken. — Ich stelle einige Fragen über Gott an sie. Sie weiß, daß es einen gibt, das ist alles. Ich vervollständige schnell ihren Unterricht in der Hauptsache und spende ihr, nachdem ich sie die notwendigen Hauptakte der Vorbereitung habe hersagen lassen, die Taufe."

3. Die Kirche steht über dem Evangelium, und zwar nicht bloß in der katholischen Theologie und Hierarchie, sondern auch im Missionsbetrieb. In Warnecks „Abriß" steht:

> Wenn die Missionare ihren Katechumenen die Stiftung der Kirche erklären, stellen sie immer zuerst die Glaubenslehre vom Papst mit seinen ihm von Gott verliehenen Vorrechten dar. Die Neubekehrten fragen, auf welcher Seite des Horizonts sich jenes Rom befinde, wohin Jesus Christus den unwandelbaren Thron seines Stellvertreters gestellt habe. Wenn sie diese Richtung kennen, wenden sie ihre Hände und Blicke gegen dieselbe, als ob sie den Weg zum Himmel suchen." —

Diese Sätze sind ein Zitat aus den katholischen Jahrbüchern 1874. VI. und rechtfertigen Warneck's Ausspruch, daß in der Missionsverkündigung der Katholiken das Evangelium hinter der Botschaft der alleinseligmachenden Kirche zurücksteht.

4. Die Methode der Substituierung besteht darin daß noch heute den zu Taufenden Bilder, Statuen und Medaillen katholischer Heiliger als Stellvertreter und Ersatzstücke ihrer bisherigen Götterbilder gegeben werden. Katholische Missionare verabfolgen oft solche Bilder unter der Begründung, „ohne solche Stellvertreter entschließen sich die angehenden Katechumenen nur schwer dazu, die Götzen zu entfernen." „Wir lassen die Indianer den Gegenstand der Verehrung wechseln". — Das sind Zitate aus echt katholischen Quellen. Freilich bemerken dazu die „Katholischen Missionen", es handle sich nur um Bilder, nicht um Statuen, da letztere sich von den Figuren, denen die Katechumenen bisher ihre Ehrfurcht erwiesen, zu wenig unterscheiden und daher leicht zum Fallstrick werden könnten, ein Grund, welcher in mehreren Vikariaten ein absolutes Verbot der Statuen veranlaßt hat. In der Praxis sieht das freilich wieder ganz anders aus, da solche Marien- und Heiligenstatuen in der römischen Mission Verwendung finden und die Medaillen weiter nichts sind als ein Ersatz für heidnische Amulette. —

Das ist die Methode, die die katholische Kirche noch heute in ihrer Missionspraxis anwendet. Trotz alledem fällt sie über unsere evangelische Missionsarbeit ein hartes und ungerechtes Urteil, das im 8. Heft der „Stimmen aus Maria-Laach" zu lesen ist. Es heißt dort, wie Warneck im Auszug mitteilt: „Die eigentlich religiöse Seite scheint uns in der protestantischen Missionstätigkeit ganz in den Hintergrund zu treten. Religiöse Fragen wurden denn auch auf dem (Edinburger) Kongreß nur verhältnismäßig selten und dann nur in allgemeinen Ausdrücken be-

rührt. Die protestantische Missionstätigkeit ist wesentlich Kulturarbeit mit religiösem Einschlag. So lange dieselbe an den beiden Grundübeln der Uneinigkeit und der Vernachlässigung des religiösen Momentes leidet, und das wird solange der Fall sein, als sie protestantisch ist, kann der Gewinn für den Protestantismus als solchen nur verhältnismäßig gering ausfallen und auch dieser Erfolg wird unseres Erachtens nicht von Dauer sein. Die religiöse Seite der Missionstätigkeit ist unsere Stärke. Wir sind im Besitz der vollen Wahrheit."

Was auf der letzten General-Versammlung des Evangelischen Bundes gesagt worden ist, die evangelische Kirche hat vor der katholischen den Vorzug der „Fehlbarkeit", gilt auch von der evangelischen Mission; wir haben den Vorzug, fehlbar zu sein, zu irren, und daher zu lernen und zum besseren uns fortzuentwickeln; jene aber berauben sich dieser Lehrerin, in deren Schule zu gehen, viel Gewinn bringt.

Devaranne.

Literatur.

D. **Albrecht Thoma**, Jesus und die Apostel, in gemeinverständlicher Darstellung. Gotha, Thienemann. 1910. 3.50 *M*.

Ausgehend von der Erwägung, daß einerseits von den Ergebnissen der modernen Theologie noch wenig in unser Volk gedrungen ist, andererseits die große Leserschaft zu wenig Zeit und Sammlung hat, große wissenschaftliche Bücher zu lesen, will Thoma in kurzen Strichen ein farbiges Gemälde von dem Urchristentum, der Urgemeinde, von Jesus und den Aposteln entwerfen. Er schreibt für ein gebildetes Publikum, das historisch zu sehen gewohnt ist, und für die Jugend, welche in der Jugend daran gewöhnt werden soll. Der Versuch ist meisterhaft gelungen; möchte das Buch ein rechtes Familienbuch werden; jeder Hausvater sollte es mit den Seinen lesen. Wir wünschen ihm weiteste Verbreitung.

W. Schott-Berlin.

Eugen Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum. (Religionsgesch. Versuche und Vorarb. VI. Bd.) Gießen 1910. Verl. von Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker). XII u. 250 S. 8.50 *M*.

Die ersten vier Abschnitte dieses Buchs (I. Liebesvereinigung zwischen Gott und Mensch, II. Befleckung durch geschlechtlichen Verkehr, III. ἁγνεία, IV. Wirkung der Keuschheit, d. i. der Glaube, daß K. besondere Macht verleihe) hat E. Fehrle schon 1908 unter dem Titel „Die kultische Keuschheit im Altertum" als Heidelberger Dissertation veröffentlicht. In der nun vorgelegten Erweiterung ist diese Dissertation, indem alles auf die antike Sexualaskese bezügliche Material mit großem Fleiße zusammengetragen und mit kenntnisreicher Umsicht verarbeitet wird, zu einem Werke geworden, das in seiner Ganzheit über ein im Grunde bisher wenig erforschtes Gebiet alles nur immer wünschenswerte Licht verbreitet. In Otto Zöcklers Kritischer Geschichte der Askese ist, auch wie sie seit 1897 in 2. Auflage unter dem Titel „Askese und Mönchtum" in neuer Bearbeitung vorliegt, das Altertum nur sehr im Fluge behandelt. War das Thema aber bisher auch sonst kaum ernstlich angegriffen worden, so ist es umsomehr zu begrüßen, daß es nun hier von einem tüchtigen Philologen einer wirklich bis ins Einzelnste dringenden Bearbeitung unterzogen worden. Die Kapitel des zweiten Teils sind betitelt: Die Mittler zwischen den Menschen und Göttern, Keuschheitsvorschriften bei den Griechen und Römern (für Priester und

Priesterinnen, für nichtpriesterliche Kultusbeamte, für Laien), Keuschheitsfristen (es sind vor allem die auch sonst religiös wichtigen Zahlen 3, 7, 9, 10, die hier in Betracht kommen, und außer diesen Terminen noch ein- und zweitägige, einjährige und lebenslange geschlechtliche Enthaltung), jungfräuliche Göttinnen, kultische Keuschheit in der römischen Religion. Ein dritter Teil (S. 222—238) faßt die durch die Einzeluntersuchung der Quellen gewonnenen Resultate zusammen zu einem Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der Keuschheitsideen. So bietet das gelehrte Werk den breitesten Unterbau für Rade's neuerliche Studie über die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben. Gewidmet ist es dem Andenken an Albrecht Dieterich, der die Arbeit angeregt hat. So trägt die gediegene Arbeit auch unverkennbar etwas an sich von der bekannten Art des dahingegangenen Forschers: besonders das sichtliche Bestreben, die aus den klassischen Schriftquellen erhobenen Data durch Zusammenstellen mit Parallelen aus anderer Völker Glauben und Praxis verständlicher zu machen.

Hans Haas-Heidelberg.

Martin Schlunk, Die norddeutsche Mission in Togo. I. „Meine Reise durchs Eweland.

J. Spieth, 50 Jahre Missionsarbeit in Ho. 20 ₰.

Beide Schriften beschäftigen sich mit der Arbeit der Bremer Mission in Togo. Während die erstere die Eindrücke schildert, die Schlunk auf einer Inspektionsreise im letzten Jahr daselbst gewonnen hat, will uns die letztere einen Ausschnitt der Bremer Missionstätigkeit bieten, indem sie uns von der 50jährigen Geschichte der Station Ho erzählt. Beide sind wohlgeeignet, unser warmes Interesse für diese Arbeit wachzurufen; denn es ist ein gesunder, nüchterner Geist, der aus ihr spricht. Die Mission läßt es sich angelegen sein, neben dem Ora das Labora nicht zu vernachlässigen. Die Einrichtung von Werkstätten allerlei Art, von Ackerbauschulen, von Anstalten, in denen die Mädchen zu geordneter Häuslichkeit erzogen werden, bestätigt nur das. Besondere Sorgfalt wird auf die Schultätigkeit verwendet, und es wird unumwunden anerkannt, daß, je mehr Kultur und Kolonisation fortschreiten, um so mehr die evangelische Schule zum Missionsmittel wird. Die Erfolge sind dementsprechend. Die Eweleute zeigen Interesse für Schule und Hygiene. In der Gemeinde Ceffi sind es zuerst die Christen, die eine Cisterne bauen. Echt evangelisch gedacht ist es, wenn eine Abordnung von angesehenen Negerchristen in Lome Schlunk bitten, daß der Unterschied im Begräbnis von vollen und ausgeschlossenen Gemeindegliedern mit der Zeit beseitigt werden sollte, da dies nur einen Haß gegen die Mission seitens der Ausgeschlossenen veranlasse und viele willige Hände lässig mache. Und wenn Gemeinden Festkollekten in Höhe von 1200—3000 ℳ aufbringen, so sind das gute Zeichen treuer Arbeit. Die Broschüren sind frisch und anschaulich geschrieben und tragen reichen Bilderschmuck.

W. Schott-Berlin.

B. Navarra, China und die Chinesen, auf Grund eines 20jährigen Aufenthaltes im Lande der Mitte geschildert. 5 Kunstbeilagen, 60 Bildertafeln nach Photographien nebst Karte von China und Nachbarstaaten. Erschienen bei Max Nößler in Bremen 1901. Ausgabe in einem Bande gebunden 18 ℳ, (durch den Evangel. Verlag in Heidelberg für ℳ 6.50 zu beziehen).

Der Verfasser dieses 1184 Seiten starken Werkes ist der Mitbegründer und ehemalige Herausgeber des „Ostasiatischen Lloyd" in Shanghai. Er hat sein Werk unter das Motto gesetzt: „China eine Welt für sich" und ist auf diese Weise seinem Stoff gerecht geworden, denn es

gibt wenig Länder auf der Erde, die so hohes Interesse erwecken wie China. Ich stehe noch ganz unter dem Eindruck dieses Werkes und will nun Rechenschaft geben, worin seine Bedeutung liegt und damit seine Empfehlung begründet ist. Es scheint mir eine dreifache Eigenschaft des Buches zu sein, die hervorgehoben zu werden verdient, worin es sich von anderen Werken über China im einzelnen unterscheidet. Das Werk Navarras ist vielseitig — parteilos — gründlich.

Seine Vielseitigkeit mag eine Zusammenstellung der einzelnen Kapitel beweisen: Der Kaiserliche Hof, Regierungs- und Beamtenwesen, Rechtspflege, Militärwesen, die Familie, Nahrung, Kleidung, Wohnung, das soziale Leben, Zeiten und Feste, die Religionssysteme, Götzentempel und Priester, Aberglaube, Geographie, Ackerbau, Tierzucht, Mineralreichtum, Handel, Verkehrswesen, Literatur, Erfindungen und Wissenschaften, Kunst, Bevölkerung, Geschichte, die Wirren von 1900—1901, das Missionswesen. Daran schließt sich ein Anhang von 50 Seiten, der den Besuch des Prinzen Heinrich in Ostasien beschreibt, ihm ist auch das Buch gewidmet. Am Anfang befindet sich ein alphabetisch geordnetes Inhaltsverzeichnis, nach dem man mühelos über jeden beliebigen Punkt Auskunft erhalten kann. Es ist somit dieses Werk ein Nachschlagebuch allerersten Ranges, ohne dabei den Nachteil solcher Nachschlagewerke zu teilen, die Nüchternheit. Es ist nirgends trocken geschrieben, man liest sogar geschichtliche oder statistische Berichte, die überall eingestreut sind, mit Vergnügen. Ganz besonders interessant und anschaulich sind die letzten Seiten vom Kapitel des sozialen Lebens, wo Theater, Opiumlokal und Straßenszenen beschrieben sind.

Sein zweiter Vorzug ist der neutrale, partei- und vorurteilslose Standpunkt des Verfassers. Beim Lesen des Buches drängt sich das immerwährend auf, bis der Verfasser endlich auf S. 1102 es offen ausspricht, daß es gegen die Tendenz des Buches sei, wenn der neutrale Boden verlassen würde. In der Beurteilung der Missionen, der Besitzergreifung von Kiautschou und der Wirren von 1900—1901 ist dieser Standpunkt besonders wohltuend, obwohl man es dem Verfasser anmerkt, daß er ein guter Patriot und Protestant ist. Der Verfasser ist bei der Beurteilung chinesischer Zustände und des chinesischen Charakters oft so neutral, daß wir von China noch manches lernen zu können die Verpflichtung fühlen. Vor dem wunderbaren Staatsorganismus bekommt man gleich zu Anfang in den ersten Kapiteln Ehrfurcht und merkt es, daß das Wort „Versteinerung" für China die Sache doch nicht ganz trifft. China ist noch lebenskräftig, wenn es auch in Sitte, Anschauung, Handel und Wandel unser Gegenfüßler ist. China ist auch zivilisiert, nur anders als wir, was man scherzhaft damit erklärt, daß dem Chinesen schiefstehende Augen im Kopfe sitzen. Zu solcher gerechten Neutralität wird man durch dieses Werk geführt. Man lernt sehen.

Endlich ein dritter Vorzug: Das Buch ist überaus gründlich, ein Vorzug, den es wohl als deutsches Werk den englischen Monographien voraus hat. Ich kann natürlich die Gründlichkeit in den Kapiteln über Handel, Geldwesen, Geschichte, Kunst Chinas auf ihre Echtheit nicht nachprüfen, aber die Gründlichkeit in den Abschnitten über Religion, Aberglaube und Missionswesen bürgt wohl für die anderen Kapitel mit. Die Urreligion Chinas, ferner die Darstellung der drei Hauptreligionen (Konfuzianismus, Taoismus, Buddhismus) verraten ein eingehendes Quellenstudium der Stifter dieser Religionen und zeigen deutlich die Entwicklung, die diese drei Religionssysteme bis zur Jetztzeit durchgemacht haben — sehr gegen den Willen ihrer Stifter.

Auch in der Missionsdarstellung zeigt sich eine gründliche Kennt-

nis, sowohl in historischer wie praktischer Hinsicht. Und das interessiert uns hier am meisten. In leidenschaftsloser Weise zählt Navarra einige Fehler der in China arbeitenden Missionare auf: man nenne die Chinesen nicht „Heiden", „Götzendiener" und ihre Religion „Teufelswerk"; man meine nicht, die Religion des Chinesen sei uralt, darum nicht lebensfähig, für den Aufrichtigen hat sie auch heute noch Lebenskraft; der Götze ist nicht der Gott selbst, sondern nur sein Abbild, wenigstens empfindet so der Gebildete in China; man sollte als christlicher Missionar den Konfuzius nicht ganz aufgeben, sondern an ihn anknüpfen; man sollte Samenkörner der Wahrheit (*λόγος σπερματικός*) nicht blindlings im Uebereifer zertreten; man möge nicht den weltlichen Arm in Anspruch nehmen, sondern die abergläubische Furcht vor dem Missionar besiegen und überwinden helfen; man gründe Schulen und Bildungsstätten für Knaben und Mädchen, denn der Fortschritt des Wissens und der Bildung hilft dem der Religion am besten. Sonst entsteht dort in China ein Christentum als neuer Aberglaube, dann ist nur der Name geändert, nicht der Inhalt der Religion.

Wir könnten hinter jeden Satz hier in Klammern einschieben „vergleiche Statuten des A.-E.-P. M. V. § soundso", denn die Praxis unserer Missionsarbeit in China vermeidet die von Navarra gerügten Fehler. So ist dieses Werk — ich weiß nicht, ob bewußt oder unbewußt — eine Rechtfertigung unserer Arbeit in China. Devaranne.

Vorlesungen über den Islam von **Ignaz Goldziher**, o. ö. Professor an der Universität Budapest, Heidelberg 1910, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 341 S. Brosch. 8.40 *M*, geb. 9.20 *M*.

Der Titel dieses Buches ist sehr unbestimmt gehalten. Aber es erscheint als 1. Band einer neuen Publikationen-Serie „Religionswissenschaftliche Bibliothek", zu deren Herausgabe sich Wilhelm Streitberg und Richard Wünsch zusammengetan haben. Schon das mag näher andeuten, was man sich von ihm zu erwarten hat. Nicht auf die politische Geschichte, sondern lediglich auf die religiösen Momente des Islam ist des Verf. Plan gerichtet. Aber nicht die Einzelheiten des Systems dieser Religionsform werden uns von ihm gezeichnet. Worauf es ihm ankam, war, die Faktoren aufzudecken, durch deren Zusammenwirken der Islam sich als ethische Weltanschauung, als gesetzliches und dogmatisches System allmählich bis zur Erlangung seiner orthodoxen Gestalt entwickelt hat, und zum andern dann auch die Faktoren aufzuweisen, die den Strom in verschiedene Läufe geleitet haben. Denn „der Islam ist keine einheitliche Kirche; sein geschichtliches Leben kommt eben in den Varietäten zur Geltung, die er aus sich erzeugt hat." So ist der Band eine weitere Ausführung der ausgezeichnet tüchtigen gedrängten Skizze, welche G. 1906 in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart" (Die Orientalischen Religionen) hat erscheinen lassen. Der reiche Stoff wird hier in sechs Vorlesungen dargeboten: 1. Muhammed und der Islam; 2. Die Entwicklung des Gesetzes; 3. Dogmatische Entwicklung; 4. Asketismus und Sufismus; 5. Das Sektenwesen; 6. Spätere Gestaltungen (hier wird u. a. auch die von dem persischen Schi'itismus ausgegangene Babi-Bewegung und deren neuerdings als Behaismus bezeichneter Sproß besprochen). Wer diese sechs Vorlesungen gründlich studiert hat, wird eine wirkliche Einsicht in das Wesen der Religion Muhammeds gewonnen haben, wie sie so kaum anderwärts zu erholen ist, und zugleich darüber aufgeklärt sein, wie sehr ihm solche Einsicht bisher abgegangen. Es gibt ja wohl kaum eine andere Religion, über die christlicherseits, auch von christlichen Theologen, so ungünstige, verkehrte Vorstellungen und Anschauungen gehegt werden, wie gerade über diese. Auch G. zeigt die Schattenseiten des

Islam auf, ohne aber darüber zu verkennen, daß auch seinen Lehren „eine zum Guten wirkende Kraft" innewohnt, daß ein Leben im Sinne derselben ein ethisch untadelhaftes Leben sein kann, das Barmherzigkeit gegen alle Geschöpfe Gottes, Ehrlichkeit im Handel und Wandel, Liebe und Treue, Unterdrückung der egoistischen Triebe und alle jene Tugenden fordert, die der Islam aus den Religionen schöpfte, deren Propheten er selbst als seine Lehrmeister anerkennt. Kurz, man hat es hier mit einem durch und durch gerechten Buch zu tun, frei von jeder apologetischen und polemischen Tendenz, und eben darum vorzüglich geeignet, Irrtümer zu stürzen, die sich festgesetzt. Möchte ihm in dieser Hinsicht vor allem auch der Erfolg beschieden sein, daß es aufräumt mit dem unhaltbaren Dogma von der „Nichtentwicklungsfähigkeit" des Islam! Von einem Dogma darf man hier ja wohl reden. Sei doch nur an den Satz in Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts erinnert: „Was den sterilisierenden Einfluß der echtesten semitischen Religion, der mohammedanischen, anlangt, so ist er zu offenbar, als daß ich ihn erst nachzuweisen hätte" (S. 382 der Hauptausgabe).

Glücklicher, verheißungsvoller hätte die Serie „Religionswissenschaftliche Bibliothek" kaum inauguriert werden können, als durch den vorliegenden Band des Altmeisters der Islamkunde, dem wir für diese neueste Gabe zu großem Danke verpflichtet sind. Wie der Ankündigung der Carl Winter'schen Universitätsbuchhandlung zu entnehmen ist, befindet sich bereits eine ganze Reihe weiterer Bände der Sammlung in Vorbereitung. Ein Glückauf auch dem Verleger zu dem großangelegten Unternehmen, das ich aufs allerwärmste begrüße.

Hans Haas-Heidelberg.

Mitteilung.

Der „Verlag für Volkskunst" (R. Keutel in Stuttgart, Neckarstr. 36), bittet um Aufnahme folgender Zeilen:

Die Teilnehmer an der Sonderkonferenz für religiöse Kunst, die beim Weltkongreß für freies Christentum am Mittwoch, den 10. August in Berlin abgehalten und von Herrn Pfr. Lic. Kühner-Waldkirch in Br. geleitet wurde, faßten folgende Resolution:

1) Die in raschem Aufschwung befindliche, an die unermüdliche und erfolgreiche Arbeit von D. theol. Pfarrer David Koch sich anschließende Bewegung für christliche und religiöse Volkskunst, die im christlichen Kunstblatt bisher ihr hauptsächliches Organ gehabt und in erfreulicher Weise die Anerkennung aller dogmatischen und politischen Richtungen gefunden hat, verdient unsere allseitige und energische Förderung.
2) Zu diesem Zweck soll der im Anschluß an die Chemnitzer Tagung vom Mai d. J. angeregte und lebhaft gewünschte „Bund der Freunde für Volkskunst" gegründet und allenthalben empfohlen werden. (Satzungen sind zu beziehen beim Verlag für Volkskunst, Stuttgart, Neckarstr. 36).
3) Ferner wird die Gründung einer „Zentrale für kirchliche Kunst" in Stuttgart zur Beratung über Kirchen- und Gemeindehausbau, Kirchenausstattungen, Wandschmuck, Bilderausstellungen, Gemeindeabende für Volkskunst u. a. lebhaft begrüßt, da es für die stark in Anspruch genommenen Geistlichen und Gemeindevorsteher oft unmöglich ist, sich in die Spezialfragen auf all diesen Gebieten einzuarbeiten.
(Näheres über die „Zentrale" ist zu erfahren bei dem Verlag für Volkskunst in Stuttgart, bei welchem vom 1. Oktober an das von D. David Koch herausgegebene „Christliche Kunstblatt" erscheint).

Die evangelische Mission in Afrika.

Von Lic. Dr. Paul Rohrbach.

(Schluß.)

In der religiösen Erziehung der Eingeborenen sieht die Mission zugleich ihren Daseinszweck und ihren moralischen Rechtstitel. Ihr das bestreiten zu wollen, hieße nichts anderes, als den christlichen Kirchen das Recht auf ihre natürliche Lebensäußerung absprechen. Ein Christentum, das keine innere Notwendigkeit zur Mission unter den nichtchristlichen Völkern in sich fühlt, kann nur als religiös unfruchtbar bezeichnet werden, es sei denn, daß besondere Gründe von zwingender Kraft zu bestimmten Zeiten die kirchliche Lebensbetätigung vorübergehend nach innen wenden. Aus diesem Grunde wird jede ihrer selbst und ihrer Ziele bewußte Mission, und zwar die evangelische so gut wie die katholische, durchaus auf der inneren Autonomie ihrer Arbeit bestehen. Sie wird nie zugeben, daß sie das Recht zu ihrer Tätigkeit aus einem anderen Quell als dem der immanenten religiösen Verpflichtung zur Treue gegen ihr eigenes christliches Bewußtsein abzuleiten habe, und sie wird ebenso konsequenter wie berechtigter Weise stets Widerspruch gegen die Zumutung erheben, eine bloße Gehilfin staatlicher, sei es direkt politischer, sei es wirtschaftlicher oder sozialer Zwecke zu sein.

Es liegt in der Natur der christlichen Religion, daß ihre Bekenner, wenigstens so weit sie sich der inneren Grundlage ihres Bekenntnisses bewußt sind, die Verpflichtung dazu fühlen, den Außenstehenden zu Hilfe zu kommen. sie mit in die Gemeinschaft christlichen Lebens und christlichen Bekenntnisses hineinzuziehen. Die katholische Kirche tut das in konsequenter Anwendung ihres Prinzips, daß es außerhalb der Kirche überhaupt keine Rettung für die menschliche Seele gäbe. Innerhalb des evangelischen Christentums wagen es heute nur noch eine überlebte Orthodoxie oder ein ganz und gar beschränkter Pietismus, an diesem Dogma festzuhalten. Ueberall dort, wo eine freiere evangelische Luft weht, tritt an die Stelle des alten barbarischen Satzes, daß alle Nichtgetauften eine Masse der Verdammnis bilden, der Glaube, daß es Christenpflicht sei, alle diejenigen Völker, die von den Kräften sittlich-evangelischer Lebensgemeinschaft noch nicht berührt sind, mit in den Kreis dieser Kräfte hineinzuziehen. Mag nun auch die formale oder systematische Motivierung, mit der die Mission die Notwendigkeit ihrer Arbeit begründet, sein, welche sie wolle, es ist unter allen Umständen notwendig. daß der kolonisierende Staat das autome innere Recht der Missionsarbeit in den Kolonien anerkennt. Demnach könnte es als das natürlichste erscheinen, wenn neben der nationalen, allgemein kulturellen und politisch-ökonomischen Arbeit des Staates und seiner weißen Angehörigen die innere, moralisch und wirtschaftlich aufwärts führende Entwicklung der Eingeborenen zu Sitte und Sittlichkeit, von der oben als von der notwendigen Ergänzung zu der materiellen Kolonisierung die Rede war, der Mission zugewiesen würde.

Library of the YALE DIVINITY SCHOOL

Leider hat die Erfahrung gelehrt, daß diese theoretisch sehr schöne Arbeitsteilung in der Praxis hier und da zu recht gefährlichen Konsequenzen geführt hat, und zwar deshalb, weil die christliche Mission — dies Urteil trifft allerdings vorwiegend die evangelischen Gesellschaften — das prinzipielle Grundproblem für ihre Arbeit unter den Eingeborenen Afrikas nicht ganz erkannt zu haben scheint. Sie muß sich mit der großen, aber ganz unausweichlichen Schwierigkeit auseinandersetzen, daß sie den Negern zwar das Gut der evangelischen Verkündigung nach tiefstem und innerlichstem Verständnis nahebringen und sie seiner Segnungen teilhaftig machen will, daß sie aber dabei für ihre Zöglinge selbst den Inhalt dieses Guts gegenüber dem, was der Missionar für sich daran besitzt, in einer Weise zu reduzieren hat, wie sie der Aufnahmefähigkeit der niederen Rasse entspricht. Man kann bei aller schuldigen Hochachtung vor dem Opfermut, der Selbstverleugnung und der geleisteten Arbeit unserer Missionare nicht behaupten, daß die Erkenntnis von der Natur und von der ganz besonderen Schwierigkeit dieses Problems bereits ein Gemeingut der Mission geworden sei, und daß die Mission sich den Hauptschlüssel für den wirklichen Erfolg ihrer afrikanischen Arbeit grundsätzlich zu eigen gemacht hätte. Dieses Schlüsselwort für den erzieherischen Erfolg der Arbeit am Neger heißt nicht „Lehre", wie unsere evangelischen Missionare immer noch ganz überwiegend glauben und behaupten, sondern es heißt: Disziplin, Autorität, Subordination. Unsere evangelischen Missionare verfolgen durchschnittlich das Ziel, die Eingeborenen zu gläubigen Bekennern des Urchristentums im Sinne des sogenannten positiv-biblischen Verständnisses der christlichen Religion, besser gesagt, im Sinne des orthodox-kirchlichen oder pietistischen Protestantismus, zu machen. Ich bestreite nicht die Möglichkeit, in Einzelfällen nach dieser Richtung hin einen gewissen Erfolg unterrichtlicher Beeinflussung zu erzielen, trotzdem aber können Ziel und Methode grundsätzlich nicht als richtig anerkannt werden. Unmöglich aber können die eingeborenen Stämme Afrikas, deren jetziger Rassentypus eine den Weißen gegenüber um soviel niedrigere Stufe darstellt, binnen menschlich absehbarer Zukunft als Rasse soweit emporgehoben werden, daß sie eine so hoch entwickelte, so vollständig auf dem Prinzip des religiösen Individualismus beruhende Religionsform, wie es die neutestamentlich-evangelische ist, innerlich begreifen und lebendig sich aneignen sollten. Die christliche Mission in Afrika kann positive und dauernde Erfolge, Erfolge, die auch außerhalb des Kreises ihrer von vornherein prädisponierten Mitarbeiter und Freunde ernstliche Beachtung erzwingen und über die Ausübung eines gewissen persönlich-moralischen Einflusses der Missionare hinausgehen sollen, nicht auf dem Wege der noch so hingebenden kohortativen Unterweisung erzielen, sondern nur auf dem Wege der vorwiegend disziplinarischen Methode.

Wenn dem so ist, so ergibt sich als ein Gebiet, auf dem die gewonnene Erkenntnis vor allen Dingen in die Praxis umgesetzt

werden muß, der Schulunterricht. Brutale Heißsporne haben die Eingeborenen-Schule als solche und die Missions-Schule im besonderen schlechthin aufgeben oder ablehnen wollen. Ein Verbot aber, Farbige zu unterrichten, wie es seinerzeit in den nordamerikanischen Sklavenstaaten bestanden hat und einigen radikalen Missionsfeinden auch heute noch als Ideal vorschweben mag, käme in seiner Wirkung auf ein Missionsverbot hinaus. Erstrebenswert ist nur eine solche Einrichtung des missionarischen und — soweit solcher vorhanden — staatlichen oder kommunalen Unterrichts für Eingeborene, daß die Gefahr politisch abzielender Gedankengänge im Zusammenhang mit dieser Unterweisung nach Möglichkeit verringert wird. Dazu gehört vor allen Dingen die Umformung des Sprachunterrichts, namentlich in europäischen Sprachen, in der Weise, daß weder Lesen noch Schreiben gelehrt, und als Unterrichtsziel nur die Fähigkeit des mündlichen Ausdrucks und Verständnisses innerhalb der praktisch erstrebenswerten Grenzen — und diese können ohne Schaden ziemlich eng gezogen werden — aufgestellt wird. Falsche Schulmethoden können allerdings zu verhängnisvollen Zuständen führen, wie das namentlich bei der Eingeborenen-Politik in Südafrika der Fall ist. Dort besitzen alle Farbigen, die auf Missions- oder sonstigen Schulen Lesen und Schreiben gelernt haben, außerdem den Anforderungen des kapländischen Zensus genügen, das aktiv-politische Wahlrecht. Hier ist der direkte Zusammenhang der verkehrten Methode des Eingeborenen-Unterrichts, (die übrigens in Südafrika nicht einmal der Mission allein zur Last fällt) und der politischen Gefahr ohne weiteres offenbar: er führt direkt zum sogen. Aethiopismus. Die „äthiopische" Bewegung äußert sich jetzt und schon seit Jahren als direkte Feindin der Mission in Südafrika, aber niemand, der sich mit ihr näher beschäftigt hat, wird Zweifel daran haben können, daß sie von Seiten der Schwarzen die direkte Nutzanwendung derjenigen von der Mission vertretenen „christlichen" Sätze bildet, für die eben die niedere Rasse jetzt und auf absehbare Zeit hinaus noch nicht reif ist. Der Aethiopismus war noch nicht die Erhebung der schwarzen Rasse in Südafrika gegen die weiße Herrschaft schlechthin, aber er ist ein Symptom dafür, daß diese Erhebung sich vorbereitet. Am Sarge des alten Präsidenten Krüger in Prätoria sagte der bedeutendste heute lebende Afrikaner, der Präsident von Südafrika, General Botha, der halte es darum für ein besonders gutes Zeichen, daß Afrikaner und Engländer in Frieden und Eintracht gemeinsam dem großen Toten Ehre bezeugten, weil sie in Zukunft beide zusammen gegen einen gemeinsamen Feind, den Freiheitstaumel der farbigen Rasse, zu stehen haben würden. Das ist ein bitter ernstes Wort, und Botha hat es nicht obenhin gesagt, sondern weil er wohl wußte, was kommen würde. Der Name „äthiopische Kirche" für die pseudoreligiöse Bewegung unter den südafrikanischen Eingeborenen stammt von einem früheren farbigen Gehilfen der wesleyanischen Mission, Mokone, in Pretoria zu Anfang der neunziger Jahre. Mokone war aber nicht der Erste, der den Gedanken einer far-

bigen Nationalkirche in Südafrika faßte. Das war vielmehr ein anderer eingeborener Missionsevangelist der wesleyanischen Methodisten, Jeremia Tiele, im Jahre 1882. Er trat aus seiner alten Kirchengemeinschaft aus, sammelte eine Anzahl christlicher Kaffern im Osten der Kolonie unter dem Namen „Afrikanische Kirche" und gründete eine eigene Gemeinde. Diese neue afrikanische Kirche ließ sich zunächst ein selbständiges Gebetbuch drucken, strich die Fürbitte für die Königin Viktoria aus der Liturgie, setzte an Stelle ihres Namens den des Kaffernhäuptlings Dalindjebo und hatte sehr bald zahlreiche Nachfolger und ähnliche Absonderungen aus der Zahl der farbigen Missionschristen in Transvaal, Transoranje, Natal und Basutoland. Die Bewegung gewann einen stärkeren inneren Zusammenhang und größere äußere Erfolge, als der amerikanische Negerbischof Turner Südafrika besuchte. Turner akzeptierte den Namen Aethiopische Kirche, den Mokone seiner Gründung gegeben hatte, und belegte sie durch die Bibelstelle Psalm 68, 32: „Mohrenland (d. h. Aethiopien) wird seine Hände ausstrecken zu Gott". „Diese Worte bedeuten", sagte Turner, „daß die Schwarzen ihre Arme gerade ausstrecken sollen, gleich dem Ringer, um ihren Feind zu packen, ihn zu Boden zu werfen und den ersten Platz unter den Nationen zu erobern. Die gelbe Rasse hat ihre Zeit der Größe gehabt, so auch die braune. Ihre Macht und ihr Ruhm gehören der Vergangenheit an. Die Weißen triumphieren noch im Gefühl ihrer Ueberlegenheit. Allein die Sonne ihrer Gewalt neigt sich dem Untergange zu. Sie müssen von der Rennbahn abtreten. Dann schlägt die Stunde der schwarzen Hamiten. Amerika und Afrika reichen sich die Hand. Der Sieg ist ihnen gewiß!" Ueber den Charakter, den diese äthiopische Kirche in neuester Zeit angenommen hat, soll anstatt aller weiteren Ausführungen das Zeugnis eines sehr besonnenen und in seiner Grundstimmung durchaus negerfreundlich gesinnten deutschen, evangelischen Missionars im Kaplande, W. Schmid, angeführt werden. Dieser schreibt von der Wühlarbeit der äthiopischen Agitatoren unter den bisherigen farbigen Missionschristen: Sie machen sich mit Vorliebe an die in Kirchenzucht stehenden Gemeindeglieder heran und werfen dann namentlich ihre Angeln nach den eingeborenen Evangelisten aus, die sie durch die Aussicht auf höheres Gehalt, selbständige Stellung und den klingenden Titel eines „Reverend" an sich locken. Ihre missionierende Tätigkeit ist gering. Hier verfahren sie mit einer Oberflächlichkeit, die zur förmlichen Karrikatur wird. „Bei uns genügt es, eine Predigt gehört zu haben. Dann kann jeder getauft werden!" Nach diesem Grundsatze wurden an einem Sonntage 20 Heiden getauft, die nichts weiter getan hatten, als daß sie am Sonntag zuvor eine Predigt mit anhörten, deren Inhalt war: „Wir bringen euch unsere Lehre, die Lehre Aethiopiens, die lautet: Ihr Schwarzen Afrikas, sagt euch alle von der Herrschaft der Weißen los!".

Wir haben auf diese pseudo-christliche Bewegung unter den südafrikanischen Eingeborenen aus dem Grunde etwas ausführ-

licher hingewiesen, weil hier die Gefahren der falschen Missionsmethode in ihren Erfolgen so deutlich wie an einem eigens dazu herbeigerufenen Musterbeispiel zu Tage treten. Es geht nicht an, einer Rasse, deren Wesen nur nach der Seite des äußerlich intellektuellen Auffassungsvermögens und eines ungezügelten instinktiven Trieblebens, bei gleichzeitig angeborener Schwäche der moralischen Hemmungsfaktoren, entwickelt ist, ein solches Instrument wie die literarische Bekanntschaft mit einer europäischen Kultursprache in die Hand zu geben. Dasselbe Prinzip dürfen wir aber auch in unseren eigenen afrikanischen Kolonien nicht außer acht lassen. Es spricht ja scheinbar viel dafür, in Ostafrika, Kamerun und Togo die Eingeborenen in der Schule möglichst mit der Kenntnis des Deutschen und mit so viel Fertigkeiten im Lesen, Schreiben, Rechnen usw. auszustatten, daß in der Verwaltung wie in den privaten Geschäftsbetrieben die subalternen Stellen nach Möglichkeit durch Eingeborene ausgefüllt werden. Neben der Idee, daß man auf alle Fälle die Schwarzen „bilden" müsse, spielte dabei hauptsächlich der Gesichtspunkt der Sparsamkeit eine Rolle: eingeborene Hilfskräfte seien billiger. Wenn wir aber einmal in Afrika eine allgemeine oder teilweise Erhebung der Eingeborenen gegen die Weißen erleben, dann kann uns eine solche vermeintliche Sparsamkeit eines Tages doch sehr teuer zu stehen kommen.

Von Seiten der orthodox-kirchlichen Mission pflegt nun gesagt zu werden, die Verkündigung des Evangeliums unter allen Rassen und Völkern sei für den Christen in Erfüllung des Gebots Matthäus 28, 19: „So gehet denn hin und machet alle Völker zu Jüngern, indem ihr sie taufet im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes", eine absolute religiöse Pflicht. Das ist sie sicher, auch ohne Berufung auf jenes Wort Jesu, das, wenn es auch auf keinen Fall authentisch ist, darum doch eine innere Notwendigkeit des Christentums zum Ausdruck bringt. Nur ist damit in keiner Weise etwas darüber gesagt, ob alle Völker der Erde imstande sein werden, den vollen Inhalt der evangelischen Verkündigung in geistig selbständiger Weise sich anzueignen. Zu der Zeit, als die entscheidende Ausbreitung des Christentums in der alten Welt erfolgte, fehlte unter den damaligen Kulturvölkern das Bewußtsein von tiefgreifenden innerlichen Rassenunterschieden in der Menschheit so gut wie ganz. „Alle Völker" oder „Alle Welt", im Sinne des Verfassers jener Worte in den Evangelien, bedeutete soviel wie den alten orbis terrarum, den Erdkreis, die Länder, die sich näher und ferner um das Mittelmeer lagerten. Darüber hinaus reichte das Wissen im Osten etwa noch zu den Parthern, Arabern und Indern, im Norden zu den Skythen und Germanen, und mit einigen ganz nebelhaften Vorstellungen vielleicht auch noch zu den „Seidenleuten", den Serern, am Ende der Welt. Innerhalb dieses Anschauungs- und Erfahrungskreises war für das Altertum von durchgreifenden Rassenunterschieden, so wie wir sie zwischen uns und den Eingeborenen Afrikas oder Australiens bestehen sehen, wenig oder nichts bemerkbar. Wenn

die Griechen und Römer alle diejenigen Völker, die nicht zu ihnen gehörten, als „Barbaren" bezeichneten, so sollte damit nur ein Unterschied der Kultur, keineswegs ein solcher der Rassenveranlagung ausgedrückt werden, und die Erfahrung lehrte die alten Kulturvölker ja fort und fort, daß diejenigen, die heute in ihrem Sinne Barbaren gewesen waren, morgen schon in geistig-kultureller wie in politischer Beziehung ihnen ebenbürtig, ja überlegen zu werden imstande waren. Zwar trat auch die niedere schwarze Rasse Afrikas vorübergehend in eine gewisse Beziehung zu der alten Kulturwelt, aber diese Beziehungen waren wenig intensiv und erfolgten fast nur auf dem Wege des Imports einzelner Individuen oder kleiner Sklaventrupps aus dem wirklichen Negerlande in die Mittelmeerwelt. Jenseits der Grenze des römischen Reichs in Afrika wohnten keine Negervölker, sondern Berbern und andere Saharastämme, die keineswegs geeignet waren, den Römern den Eindruck einer besonderen rassenhaften Inferiorität zu machen (man denke an Masinissa und Jugurtha, und selbst in Ober-Aegypten lebten am Rande Innerafrikas nicht eigentliche Neger, sondern höherstehende Nubier. Trotzdem hat sich gerade den dunkelfarbigen Völkern gegenüber beinahe als einzige antike Andeutung eines tieferen Empfindens für die Rasseverschiedenheit jenes Wort aus dem Alten Testament geltend gemacht (im ersten Buche Mosis, Kapitel 9, 26—27): „Gelobt sei der Herr, der Gott Sems, und K a n a a n s e i s e i n K n e c h t! Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten des Sem, und K a n a a n s e i s e i n K n e c h t!"

Die gegenwärtige Praxis der evangelischen Mission in Afrika rechnet im Durchschnitt, abgesehen von der Rasseninferiorität des Negers, auch zu wenig mit der Tatsache, daß unterhalb einer gewissen materiellen Kulturstufe keine verständnisvolle Aneignung der christlichen Grundwahrheiten möglich ist. Das Christentum ist sowohl historisch als auch seinem Wesen nach nicht eine Religion für Barbaren, sondern nur für Kulturnationen, und der Versuch, es auch bei kulturell niedrig stehenden oder degenerierten Völkern einzuführen, hat bisher noch immer zu seinem Schaden geendet. Ueberall, wo wir barbarische Völker als nominelle Bekenner des Christentums finden, sehen wir auch die christliche Religion barbarisiert. Dabei braucht man noch nicht einmal an die furchtbaren Zustände auf Haiti zu denken, sondern es genügt schon, sich diejenige Qualität Christentums vorzustellen, die etwa in Abessinien oder bei den Indianerstämmen auf dem Kordilleren-Hochlande von Südamerika existiert. Auch das Schicksal, das das Christentum in Rußland während der Zeit der Mongolenherrschaft vom dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunders erlitt, ein Schicksal, das noch bis zum heutigen Tage auf der russischen Kirche lastet, ist unter demselben Gesichtspunkte zu beurteilen. Die Unterwerfung und Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen ist nur eines der vielen Beispiele dafür, daß Kultur und Christentum historisch unmittelbar zusammengehören, und daß nur durch ihre gleichzeitige Einwurzelung ein

bis dahin barbarisches heidnisches Volk geistig und materiell gehoben werden kann. Es gibt in der ganzen Weltgeschichte und auf der ganzen Erde kein einziges Beispiel dafür, daß lebendiges Christentum und Unkultur je oder irgendwo im Verein miteinander denkbar sind, auch die germanischen Stämme der Völkerwanderung wuchsen erst in die römisch-griechische Kultur und darnach oder höchstens gleichzeitig in das Christentum hinein. Bei den Negervölkern Afrikas ist ihre Unfähigkeit zu höherer Kultur bereits an sich ein Beweis dafür, daß sie als selbständige Träger der christlichen Ideenwelt nicht in Betracht kommen können, wenigstens nicht des Christentums in seiner evangelischen Auffassung. Der Neger ist ein Mensch, bei dem das sinnliche Element so schlechthin vorherrscht, daß er ein religiöses Prinzip, dessen Kraft gerade in der Unterordnung der Sinnenwelt unter die geistige Welt besteht, unmöglich fassen und innerlich sich aneignen kann. Wer Afrika kennt, der weiß, daß eine der stärksten, vielleicht das stärkste Hindernis für die selbst nur ganz äußerliche Annahme des Christentums durch die Negerrasse die Vielweiberei ist. Bekanntlich hat die elementare Gewalt der polygamischen Tendenz bei den Negern auf missionarischer Seite gelegentlich sogar zu dem Versuch geführt, um den Preis der Taufe einflußreichen Häuptlingen wenigstens zwei Frauen zu gestatten. Man hat das dann, außer mit reinen Opportunitätsgründen, durch eine formalistische Bezugnahme auf das Alte Testament in Verbindung mit dem Kulturstand der Täuflinge zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen versucht. Selbstverständlich ist eine solche Verzweiflungspraxis mit dem Geist des Christentums unvereinbar.

Weil es einer so niederen Entwicklungsstufe der sittlich-religiösen Instinkte, wie sie bei den Negern vorherrscht, mit zwingender Notwendigkeit entspricht, das Religiöse irgendwie an das Dingliche, Sinnenfällige zu heften und auch den Inhalt des Religions-Ideals selbst so sinnlich wie nur irgend möglich zu gestalten, daher entfaltet auch der Islam eine so außerordentlich missionierende Kraft auf afrikanischem Boden. Der Islam setzt an die Stelle der heidnisch-abergäubischen, fetischistischen Handlungen, die der Neger im religiösen Naturzustande begeht, andere gleichfalls rein äußerliche Riten, und er stellt mit der Ausmalung der mohammedanischen Paradieseswonne auch für das Leben nach dem Tode im Jenseits ein absolut sinnliches Ideal auf. So etwas freilich ist der Neger nicht nur fähig zu fassen, sondern er faßt es sogar mit Leichtigkeit und Begierde auf, ja er ist imstande, sich dafür bis zu einem gewissen Grade fanatisieren zu lassen. Es liegt daher auf der Hand, daß, wenn schon vom Christentum in Afrika die Rede sein soll, die katholische Mission größere Chancen haben wird, als die evangelische, falls diese bei ihrer gegenwärtigen Praxis bleibt, ihre Arbeit in der Hauptsache auf die Verkündigung, auf die Lehre zu gründen. In Togo habe ich einmal an dem Stamm eines Affenbrotbaumes, der den Ewhenegern als Fetischbaum heilig gilt, ein katholisches Marienbild unter einem

kleinen Schutzdach angenagelt gesehen. Das ist zunächst nur dieselbe Praxis, die die katholische Kirche auch in Italien, Spanien oder Germanien befolgt hat: ihre Heiligtümer an die Stelle der alten heidnischen Kultusstätten zu gründen; nur werden Zweifel daran geboten sein, ob die katholische Mission in Afrika je über den Notbehelf solcher prinzipiell doch etwas fragwürdigen Krücken zur Hinüberleitung vom Alten zum Neuen hinausgelangen wird. Wie dem aber auch sei — auf jeden Fall wird sie beim Neger vor der evangelischen Mission dadurch einen Vorsprung haben, daß sie selbst noch, namentlich als Popularreligion, einen starken Ueberrest von Superstition aus dem Stadium der Naturreligion in sich trägt: die ganze Idee einer vermeintlichen sinnenfälligen Verbindung zwischen religiösem Heilsgut und allerlei sichtbaren und greifbaren Dingen, das Heiligen- und Reliquienwesen, die religiöse Magie in ihren Weihen und Amuletten wie in ihrer Auffassung des Sakramentsbegriffs, und dergleichen mehr. Dazu kommt ihr absolut autoritäres, disziplinares Ideal des Verhältnisses von Priester und Gemeinde, Führer und Masse. Man würde den katholischen Missionaren mit der Behauptung Unrecht tun, daß sie die Neger mit Unterricht in der christlichen Sittenlehre überhaupt verschonten, aber es liegt in der Natur des Katholizismus, wenn er dieser inneren Seite der Lehrvorbereitung, die bei der evangelischen Mission alles ist, keine so entscheidende Bedeutung beilegt, sondern zunächst damit beginnt, den schwarzen Missionszöglingen die Bedeutung der äußeren kultischen Handlungen, Bekenntnisformeln und Riten klar zu machen, ihnen diese äußeren Dinge fest einzuprägen und vor allem darnach zu streben, einen gesicherten autoritären Einfluß auf das tägliche Leben der Missionsgemeinde zu gewinnen. Aus dieser Idee heraus ist der Katholizismus immer bereit gewesen, womöglich ganze Völker auf einmal zunächst äußerlich zu christianisieren und ihre mehr innerliche Bekanntmachung mit dem Gehalt der christlich-katholischen Lehre der allmählichen durch Generationen hindurch fortschreitenden Erziehung zu überlassen. Zu typischer Ausbildung ist dieses Prinzip bekanntlich bei der jesuitischen Mission unter den Indianern von Paraguay gelangt, allerdings mit dem Ergebnis, daß, nachdem die Jesuiten das Land hatten verlassen müssen, in kurzer Zeit bis auf einige wenige Aeußerlichkeiten auch die letzten Spuren des Christentumes von dort verschwunden waren. Immerhin wird man nicht leugnen können, daß die katholische Mission aus den eben genannten Gründen eine starke Fähigkeit besitzt, bis zu einem gewissen Grade zivilisierend auch unter Völkern von der durchschnittlichen Entwicklungsstufe der Neger zu wirken. Wenn also die evangelischen Missionen daran festhalten wollen, sich auch ihrerseits auf einem solchen Arbeitsfelde, wie Afrika es bietet, zu behaupten, so werden sie sich zunächst dazu entschließen müssen, auf jenes von ihnen bisher noch festgehaltene Ideal, die Neger zu einem inneren Verständnis des evangelisch-christlichen Prinzips zu bringen, in dem Sinne, daß fortan auch bei ihnen ein selbständiges Weiterwachstum vollwer-

tigen Christentums erfolgen könnte, wie seinerzeit nach der Christianisierung bei den romanischen und germanischen Nationen, zu verzichten. Die Aufgabe, vom evangelischen Standpunkt aus eine prinzipiell so reduzierte Form für die Glaubenslehre, für die Unterweisung und Gemeindeleitung zu finden, wie sie dem inneren Bedürfnis der Negerrasse angepaßt erschiene, ist natürlich keine einfache. Gelöst kann sie in jeder der drei angedeuteten Richtungen nur werden, wenn man auf das evangelisch-freiheitliche Entwicklungs ideal verzichtet und das autoritäre an seine Stelle setzt. Eben der Begriff der geistigen und sittlichen Freiheit ist es ja, den wir in weitgehender Weise ausschalten müssen, sowohl wenn wir den gegenwärtigen Stand, als auch wenn wir das absehbare Entwicklungsziel des Negers uns verdeutlichen wollen. Daran kann gar kein Zweifel sein, daß es möglich, und weil möglich, auch eine moralische und materielle Pflicht ist, die afrikanische Negerkultur im Durchschnitt auf einen sehr viel höheren Stand zu heben, als der ist, auf dem sie sich heute befindet. Das bezieht sich zunächst auf das äußere, ökonomische und soziale Dasein der Neger, auf die Verbesserung der oft nur sehr mangelhaft gesicherten Ernährungsverhältnisse, auf die Einführung rationellerer Kulturen, auf die Hebung der gesundheitlichen Zustände, die Verminderung der geradezu furchtbaren Kindersterblichkeit, die Seuchenbekämpfung und dergleichen mehr.

Wer je das in den bisherigen Ausführungen vorgetragene Prinzip der evangelischen Mission unter den Negern für minderwertig, für unwürdig des Christentums, für herzlos gegenüber den afrikanischen Eingeborenen erklären wollte, dem braucht nur gegenüber gehalten zu werden, welch eine Fülle von Wohltat und Segen die Mission nach den von uns vertretenen Grundsätzen den Schwarzen zu bringen imstande ist, und, wo sie ernsthaft arbeitet, auch schon gebracht hat.

Welch eine furchtbare Macht sind allein der Aberglaube und die Unwissenheit auf allen Gebieten der natürlichen Gesundheitspflege für den Schwarzen! Bei vielen Stämmen wird nach dem Urteil zuverlässiger Kenner der Verhältnisse, darunter Missionare und Nichtmissionare, wohl die Hälfte der neugeborenen Kinder aus Aberglauben wegen aller möglichen unglücklichen Vorzeichen gemordet. Krankheit und Tod werden nicht als Folge eigener Verschuldung und natürlicher Ereignisse verstanden, sondern sind die Frucht von Zauberei und Verwünschung, und Millionen und Aber-Millionen verlieren ihr Leben, werden vergiftet, hingeschlachtet, gemartert, weil irgend ein Zauberer aus gewinnsüchtigen Motiven die Unglücklichen als schuld an der Krankheit oder an dem Tode eines anderen Menschen, zumal eines Häuptlings, bezeichnen kann. Es ist nicht nötig, die Bilde die sich aus diesen Zuständen ergeben, im einzelnen weiter auszumalen. Als ein unbeschreiblicher, entsetzlicher Druck lastet der Aberglaube auf dem ganzen schwarzen Erdteil, er ist das blutgierigste, seelen- und lebenmordende Ungeheuer, das je seine Krallen nach einem Stück Menschheit ausgestreckt hat. Niemand ist so dazu fähig, so dazu

berufen, diese Schreckensmacht zu brechen, wie der christliche, wie der evangelische Missionar, und indem er das tut, wird er in Wahrheit der Segenbringer, der Apostel des Heilandes für die schwarze Rasse innerhalb der Grenzen, die ihre sittlich-religiöse Entwickelungsfähigkeit durch den für uns unerforschlichen Ratschluß Gottes hat.

Umso sicherer wird die Mission die Frucht ihrer hingebenden und aufopfernden Arbeit auf dem afrikanischen Felde ernten, je einheitlicher und aufrichtiger sie auf das unmögliche und unerfüllbare Ideal verzichtet, aus den Schwarzen Vollchristen, Vollbürger der christlichen Religions-Gemeinschaft machen zu wollen.

Es muß genügen, sie, denen durch ihre Naturanlage ein volles christliches Selbstbestimmungsrecht, soweit wir heute urteilen können, nicht zugänglich ist, bis zur Stufe von Schutzverwandten des Christentums zu heben, für deren Bewahrung und Erhaltung bei den praktischen Segnungen des Christentums wir, die christlichen Völker der weißen Rasse, verantwortlich bleiben.

Zur allgemeinen Lage in Japan.*)

Von Sup. Schiller.

1. Die Annexion Koreas.

Das große Ereignis des verflossenen Zeitraums ist die Annexion von Korea durch den japanischen Staat, welche längst erwartet war und so sorgfältig vorbereitet worden ist, daß sie, als sie endlich im Sommer vorigen Jahres zur geschichtlichen Tatsache wurde, ohne jede Störung sich vollziehen konnte. Damit ist nun endlich ein lange gehegter Herzenswunsch des japanischen Volkes in Erfüllung gegangen. Denn so lange die Geschichte Japans zurückreicht, sind auch je und je Versuche gemacht worden, Korea dem japanischen Staate einzugliedern. Sagenhaft ist die Erzählung von der Kaiserin Jingo, die zu Anfang des 3. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung (nach der offiziellen japanischen Chronologie) in mehrjährigem Feldzuge Korea unterwarf und zur Tributpflicht zwang, welche Jahrhunderte hindurch unzweifelhaft bestanden hat. Einen zweiten, zuerst glücklich, dann doch resultatlos verlaufenden Feldzug unternahm Ende des 16. Jahrhunderts der große Usurpator Hideyoshi. Als seltsames Denkmal aus dieser wilden Zeit befindet sich noch in Kioto der Mimizaka, d. h. Ohrengrabhügel, in dem Tausende von abgeschnittenen koreanischen Ohren, welche eingesalzen als Siegestrophäe nach Japan geschickt worden waren, begraben liegen. In der Neuzeit beschäftigte mit dem Aufblühen Japans in der Meiji-Periode auch die Erwerbung Koreas beständig das Volksgemüt. Daß die Regierung lange vorsichtig und weise solche Pläne abwehrte, war mit ein Grund, weshalb im Jahre 1877 der Feldherr Saigo Takamori in Satsuma die Fahne des Aufstandes gegen die Kaiserliche Regie-

*) Der von Superintendent Schiller eingesandte, sehr erfreuliche Bericht über unsere praktische Arbeit und ihre Erfolge wird an anderer Stelle, im Missionsblatt, veröffentlicht.

rung erhob, der freilich ein arges Fiasko erlebte. Schon während des japanisch-chinesischen Krieges hielt Japan Korea in seinem Besitz. Aber jetzt endlich ist es ihm als eine verspätete Frucht des japanisch-russischen Krieges definitiv zugefallen in einer Zeit, wo Japan stark genug ist, diesen Besitz zu behaupten, und erfahren genug, ihn weise zu verwalten. Diese ganze Entwicklung der Dinge aber, auf deren Einzelheiten einzugehen hier nicht der geeignete Platz ist, zeigt deutlich, wie vorsichtig das moderne Japan vorgeht, wie wenig überstürzt es handelt, wie ruhig es zuwartet, bis die rechte Stunde gekommen ist. Wer freilich noch vor zwei Jahren öffentlich behauptet hätte, daß Japan die Annexion Koreas betreibe, wäre als Lügner und Beleidiger der japanischen Ehre an den Pranger gestellt worden. Aber zum Lobe Japans sei es hier hervorgehoben, daß auf Wunsch der Regierung, um die Empfindungen der Koreaner zu schonen, das Volk so gut wie jede stürmische Freudenäußerung oder Festfeier unterlassen hat. Wenn ein paar Zeitungen trotzdem einen Fackelzug veranstaltet haben, so diente das mehr der eigenen Reklame.

Was die Annexion Koreas für Japan bringt, ist zunächst eine schwere finanzielle Belastung, die aber willig ertragen wird in der Hoffnung kommenden Gewinnes nicht nur durch Mehrung der politischen Macht Japans, sondern auch durch landwirtschaftliche und industrielle Unternehmungen in dem dünn bevölkerten Korea. Vor allem hofft man auf reichen Gewinn aus Baumwollenanbau und Viehzucht. Für uns ist hier die wichtigste Frage, was die Annexion für den Fortgang des Christentums in Ostasien bedeuten mag. Es wird an diesem Beispiel wieder einmal die große Bedeutung der Japanmission für ganz Ostasien klar. Je stärker die Macht des Christentums in Japan ist, um so stärker geht dieser Einfluß auch auf die von Japan abhängigen oder doch stark beeinflußten Völker, Korea und China, über. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die japanische Regierung, wie im Stammlande, so auch in dem neuen Gebiete mit großartiger Toleranz die Arbeit der christlichen Missionen gestatten wird. Bisher waren es vor allem amerikanische Missionen, welche in Korea arbeiteten, und da diese naturgemäß vor der Annexion mit den Bestrebungen der Koreaner auf Erhaltung ihrer Selbständigkeit sympathisierten, wie ja die Amerikaner beständig das Wort „liberty" (Freiheit) im Munde führen, und da unzweifelhaft auch manche Koreaner in der Hoffnung auf politischen Schutz von seiten Amerikas sich den Christengemeinden angeschlossen hatten, so kam eine Zeit, wo die amerikanische Missionstätigkeit in Korea von der japanischen Presse beargwöhnt wurde, ohne daß freilich die Regierung sich dadurch hätte beeinflussen lassen, ihre objektive Haltung aufzugeben. Es war ähnlich, wie einst in Deutschland, wo nach der Erwerbung der afrikanischen Kolonien bei jedem Aufstande die englischen Missionare in der deutschen Presse der Anzettelungen gegen die deutsche Oberhoheit beschuldigt wurden. Es liegt in der Natur der Dinge, daß heute manche Koreaner, welche mit unklaren politischen Hoffnungen sich den amerikanischen Christengemeinden

angeschlossen hatten, enttäuscht sich wieder von denselben abwenden. Aber deren Zahl ist unbedeutend bei dem blühenden Stande der Koreamission. Diese wird auf protestantischer Seite hauptsächlich durch die Presbyterianer und Methodisten betrieben, von denen die ersteren über 110 000, die letzteren ca. 50 000 Christen gesammelt haben. Rechnet man die römische Kirche und die Handvoll griechischer Christen hinzu, so besitzt Korea bereits eine in Gemeinden organisierte Christenheit von 200 000 Seelen, welche die Zahl der Christen im eigentlichen Japan um 30 000 übertrifft. Rechnen wir auch die 10 000 Christen auf Formosa hinzu, so umfaßt heute das japanische Staatsgebiet bereits eine Christenheit von 380 000 Seelen, die freilich im Verhältnis zur Bevölkerung höchst ungleich verteilt sind. Bilden die Christen im eigentlichen Japan etwa 0,38 % der Bevölkerung, so machen sie in Korea vielleicht 7mal so viel, nämlich 2½ % aus. Da nun aber die koreanischen Christen sich durch besonders großen religiösen Eifer auszeichnen sollen, so ist zu hoffen, daß sie auch nach Japan hin einen Einfluß ausüben werden. Schon jetzt finden sich zuweilen Koreaner in unseren Kioto-Versammlungen ein. Und in Tokio ist die Zahl der koreanischen Christen schon recht groß. Mit dem Ueberhandnehmen der japanischen Sprache in Korea wird auch die Annäherung der japanischen und koreanischen Christen und ihre Zusammenfassung zu gemeinsamen Gemeinden und die Ausübung religiösen Einflusses von seiten der Koreaner auf die Japaner möglich sein. Immerhin ist es beklagenswert, daß bei der gegenwärtigen Lage Ostasiens, wo die politischen Differenzen zwischen Japan und Amerika sich immer mehr zuzuspitzen scheinen, neben den angelsächsischen und vorwiegend amerikanischen Missionen die Deutschen in Korea gar nicht und in Japan nur in ganz kleiner Zahl vertreten sind.

Auch die japanischen Buddhisten fühlen sich durch die Annexion Koreas veranlaßt, etwas zur Ausbreitung und Hebung ihrer Religion in jenem Lande zu tun, da ja der Buddhismus in Korea in kläglicher Versumpfung sich befindet und allgemeiner Verachtung anheimgefallen ist. Man plant nun, in Tokio eine Missionsanstalt zur Ausbildung buddhistischer Missionare für Korea zu errichten. Dagegen äußerte sich freilich die von Japanern herausgegebene „Japan Times" am 3. September in einem leidenschaftlichen Artikel, der die Stimmung weiter Kreise in Japan wiederzugeben scheint. Sei es schon tadelnswert, auf diese Weise Religion mit politischen Motiven der Gewinnung der Koreaner für die japanische Herrschaft zu verquicken, so sei es außerdem höchst zweifelhaft, ob die buddhistische Religion, wenigstens in ihrem unphilosophischen und abergläubischen Teile, welcher allein von den Durchschnittspriestern gelehrt werden könne, den Koreanern überhaupt nützen werde. Die Sache läge anders, wenn der Buddhismus in Japan selber bei der Einführung der modernen Zivilisation auf irgend eine Weise mitgeholfen habe. Was für berechtigte Ansprüche diese Religion auch in anderer Beziehung erheben könne, es sei sicher, daß sie nichts zur moralischen, intellek-

tuellen und sozialen Entwicklung Neujapans beigetragen habe. Wenn nun jetzt Japan aufs neue eine zivilisatorische Arbeit in Korea beginne, so sei es höchst anmaßend von den buddhistischen Bonzen, jetzt mit dem Anspruch hervorzutreten, daß sie in Korea das tun wollten, was sie in Japan nie versucht hätten.

Das ist ein hartes Urteil, aber es stimmt mit dem überein, was z. B. der Philosophie-Professor Inouye zu Tokio, der sonst immer dem Buddhismus den Vorzug vor dem Christentum gibt, in der April-Nummer seiner Zeitschrift „Toa no Hikari" (Licht Ostasiens) erklärt: „Was für Einfluß der Buddhismus auch in der Tokugawazeit gehabt haben mag, in der Meiji-Aera ist er jedenfalls in einen traurigen Zustand der Hilflosigkeit versunken .... Selbst diejenigen, welche glauben, daß etwas getan werden müsse, um die verlöschenden Funken des Glaubens wieder anzufachen, zeigen einen völligen Mangel an Energie, welche doch notwendig wäre, um wirksame Reformen herbeizuführen. Die Partei der Neobuddhisten z. B. hat zwar ein literarisches Organ und hält öffentliche Vorträge, aber in Wirklichkeit hat sie so gut wie nichts getan, um das Haus des Buddhismus in Ordnung zu bringen."

2. Konservative Mächte.

Wie in unserm eigenen Vaterlande, so ringen auch in Japan konservative und fortschrittliche Mächte miteinander. Japan ist heute nicht mehr das Land sich überstürzender Reformen, wie es in der ersten Hälfte der Meiji-Periode erschien. Es geht alles in langsamerem Tempo, wenn auch die Gesetzgebungsmaschine noch allzu schnell arbeitet, so daß zum Beispiel das Parlament in einer kurzen Session von ein paar Monaten mit erstaunenwerter Geschwindigkeit Hunderte von Vorlagen erledigt. Werfen wir einmal einen flüchtigen Blick auf das Walten konservativer Kräfte im heutigen Japan, die zusammengenommen fast den Anschein erwecken, als ob eine Reaktion im Werke sei.

Da hatte die Regierung, um die neuen Handelsverträge mit dem Ausland vorzubereiten, einen Gesetzentwurf dem Parlamente vorgelegt, wonach Ausländern endlich das Recht direkten Landbesitzes, außer in den Kolonialländern Japans und in den weithin sich erstreckenden Festungszonen, gewährt werden sollte. Das Parlament nahm ihn an, allerdings mit der bedeutsamen und das Ganze für Ausländer wertlos machenden Modifizierung, daß der Landeigentümer auch wirklich in Japan wohnen und seinen Besitz bei Verlassen des Landes binnen 5 Jahren veräußern müsse, widrigenfalls er Staatseigentum werde.

Da verfaßte Mochizuki für die englisch-japanische Ausstellung in London ein Buch in englischer Sprache: „Japan to-day" (Das heutige Japan, es müßte heißen: „Japan of to-day"), das in seinem geschichtlichen Teile die offizielle Chronologie festhält, nach welcher der japanische Staat am 11. Februar 660 v. Chr. gegründet wurde (in Wirklichkeit ist dies Datum viele Jahrhunderte herunterzurücken), aber sich der Ketzerei schuldig machte, in dem Kapitel: „Japan in primitive ages" (Japan in den An-

fangszeiten) die alten Mythen so zu erklären, daß Jimmu Tenno, der sagenhafte Gründer des japanischen Staates, als Führer des Takamagahara-Stammes, der damals in Kyushiu wohnte, siegreich bis zum heutigen Mitteljapan vordrang und die Eingeborenen unterwarf. Das Ministerium des Kaiserlichen Hauses hatte keinen Anstoß an dieser Darstellung genommen und dem Verfasser sogar eine Unterstützung gewährt. Anders aber die Zeitungen Hochi, das Organ des Grafen Okuma, und Osaka Shimbun, welche den Verfasser einer Beleidigung des Kaiserlichen Hauses ziehen. Das letztere Organ äußerte sich etwa so: Jeder, der nicht ein Spezialist in der Geschichte ist, sollte die alten Bücher und Klassiker respektieren und die dort mitgeteilten Tatsachen (nämlich, daß das Kaiserhaus von der Sonnengöttin abstammt und daß Takamagahara im Himmel liegt!) annehmen, so lange es keinen Beweis dagegen gibt! Es ist eine Pflicht der Untertanen, nicht zu schnell über die Kaiserliche Herkunft zu urteilen!

In der Restaurationszeit ist der Premierminister des Shogun, Ji Naoske Kamon no Kami, im Gegensatz zur Kaiserlichen Partei in Kioto der Förderer der ersten Handelsverträge mit dem Auslande gewesen, welche das Emporblühen des modernen Japans eingeleitet haben. Er wurde deshalb am 24. März 1860 von Kriegern der Gegenpartei in Tokio auf offener Straße ermordet. Yokohama, das den Bemühungen dieses Mannes seine Eröffnung für den Welthandel und seine jetzige Handelsbedeutung verdankt, setzte ihm bei der 50-Jahrfeier der Stadt im vorigen Jahre ein Denkmal. Aber die Regierung hielt sich von der Enthüllungsfeier ostentativ fern. Dagegen beteiligte sie sich in diesem Jahre an der 50jährigen Gedenkfeier seiner Mörder im Shokonsha-Tempel zu Tokio, der dem Gedächtnis der fürs Vaterland Gefallenen gewidmet ist, obwohl die darin liegende Billigung politischer Attentate immer etwas Mißliches hat.

In Nagasaki wurde eine Zeitung konfisziert und Herausgeber und Redakteur bestraft, weil darin in einem Passus, der von der Konkubinen-Wirtschaft am Hofe in früheren Zeiten sprach, wodurch ein ungünstiger Einfluß auf das Volk ausgeübt worden sei, eine Beschimpfung der Kaiserlichen Ahnen enthalten sei.

Im Frühling erhoben zwei große Tageszeitungen der Hauptstadt, Hochi und Asahi Shimbun, ihre Stimmen zu einem Warnruf gegenüber den christlichen Sonntagsschulen, die staatlicherseits überwacht werden müßten, damit in ihnen nichts gelehrt werde, was staatsgefährlich sei — soll wohl heißen, daß Gott höher sei als das Kaiserhaus. Tatsache ist allerdings, daß das christliche Sonntagsschulwesen wunderbar aufgeblüht ist. Bei einer protestantischen Christenheit von ca. 75 000 Seelen im eigentlichen Japan zählen die Sonntagsschulen 87 000 Besucher und ihre Zahl nimmt täglich zu. Wie gering übrigens die Gefahr ist, die dem japanischen Staate von seiten der christlichen Prediger in dieser Beziehung droht, zeigt eine Rede des Dr. Hiraiwa, mitgeteilt im Fuben (Zeitschrift für elegante Diktion) über das

Thema, welche Pflichten sich für die Japaner aus der Tatsache ergäben, daß sie im Unterschiede von anderen Völkern ihre Herkunft von den Göttern ableiteten!

Auch das Emporblühen der Tenrikyo-Religion (vergl. Haas, Tenrikyo, Z. M. R. 1910, Heft 5, Seite 129 ff.), dieser abergläubischen Religion, welche, von einer Bauernfrau gegründet, in der Zeit, wo das Christentum in Japan 170 000 Anhänger sammelte, deren 6 Millionen gewonnen hat, mag als Beweis dafür dienen, wie stark konservative Mächte auch im heutigen Japan, das man schon als eine Provinz der europäischen Kultur ansehen zu können glaubte, noch immer mächtig sind. Die Märznummer der Zeitschrift Michi (Weg) wies in dieser Beziehung darauf hin, wie stark die Zahl der Shinto- und Buddhapriester in Japan sei. Sie gab deren Zahl auf 159 000 an und fügte zur Illustrierung dieser Zahl hinzu, daß es also 50 000 mehr seien, als die Zahl der Volksschullehrer, 10 mal so viel als die der Offiziere im Heere und 2 mal so viel als die Zahl sämtlicher Staatsbeamten, und daß diese alle unterhalten würden auf Kosten der Gläubigen. Wer wagt da noch, das alte Märchen weiter zu verbreiten, daß Japan ein irreligiöses Land sei? (Schluß folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Fünfundzwanzig Jahre deutscher Mission in Japan.

Aus dem Bericht von Pfarrer E. Schröder, Tokio, in der Deutschen Japanpost.

In diesen Tagen wurden es 25 Jahre, seitdem der Allgemeine Evang.-Prot. Missionsverein, gerufen durch Japaner, in Nippon seine Arbeit begann.

Das Jubiläum wurde unter großer Beteiligung der japanischen Kreise wie der Deutschen gefeiert. Morgens fand ein feierlicher Gottesdienst statt, in dem eine Reihe von führenden Japanern, darunter die Professoren Maruyama, Minami, Muko, dazu Herr Lehmann als Vertreter der deutschen Gemeinde und Pfarrer Schroeder im Auftrage der Missionsgesellschaft, Ansprachen hielten. Abends war eine große Evangelisationsversammlung, in der Professor Anesaki, P. Akashi und P. Ebina in längeren bedeutsamen Reden ihre Stellung zur Religion, Christentum und zur deutschen Mission ausdrückten. P. Ebina, der Führer der einheimischen national-japanischen Kumiaikirche, sprach es öffentlich aus, daß die deutsche Mission als Trägerin des freien frommen Glaubens des deutschen Protestantismus für Japan von unberechenbarem Einfluß gewesen sei und hoffentlich weiter sein werde. Er wies diesen Einfluß nach an der Stellung seiner eigenen Kirche, die sich aus einer Gegnerin langsam zur Bundesgenossin entwickelt habe. Und das ist nicht nur eine Stimme, die solches sagt. Wir erinnern an die bedeutsame Rede Professor Tsutsui's von der Medizinschule in Chiba: „Es ist die deutsche Mission, welche durch ihre Predigt eines freien Christentums es den Gebildeten Japans möglich gemacht hat, Christen zu werden.“ Dazu redete als dritter einwand-

freier Zeuge der frühere Zeremonienmeister Fujita. Dieser Herr, der als Mitglied einer Kommission zum Studium europäischer Höfe ganz Europa bereist hat, also sicherlich in westlichem Wissen wohl bewandert ist, was auch dadurch zum Ausdruck kommt, daß Professor Inouye ihn zu wissenschaftlichen Arbeiten aufgefordert hat, schreibt: „Sie können sich befriedigt fühlen, daß die deutsche Theologie und das historische Bibelstudium in Japan von allen Kreisen eifrig aufgenommen wird." Derselbe schildert nach Jahrzehnten in einem Briefe an Prof. Schmiedel-Eisenach, den er um die Erlaubnis der Uebersetzung seiner Schrift: „Hauptprobleme des Lebens Jesu" ins Japanische bittet, wie sehr er durch den Unterricht Schmiedel's für sein ganzes Leben tiefste Eindrücke gewonnen habe. So kann die Mission trotz allem auf eine segensreiche Arbeit zurückblicken.

Missionsjubelfest in Tokio.

Originalbericht von Pfarrer Schroeder in Tokio.

Es war eine erhebende Versammlung unserer Christen und der Freunde unserer Mission, die wir am 27. November morgens von 9—12 Uhr in der deutschen Kirche in Tokio erlebten.

Wochenlange Vorbereitungen fanden damit ihre Krönung. Bei solchen Gelegenheiten tritt es so deutlich zutage, wie sehr unsere deutsche Mission unter den großen Gesellschaften englischer Zunge mit ihren Massenorganisationen ein bescheidenes Dasein fristet. Grade unverdient, wie aus diesem Bericht auch hervorgehoben wird. Wir könnten auch äußerlich imponierend wirken, wenn wir nur jedes Jahr einige tausend Mark mehr aufwenden dürften. So ist unsere Expansionskraft gehemmt und wir sind, wie weiland David, ein Zwerg unter Riesen. So haben wir Führer bei Veranstaltung öffentlicher Kundgebungen immer die bange Sorge: wird es gelingen? Aber es gelang. Es war ein herrlicher Sonntag, herausgehoben durch leuchtenden Glanz über regenschwere Wochen. Wie wir zum Ausgang bereit vor die Tür traten und den blauen Himmel über uns und auf all die roten Herbstblätter glimmernde, schimmernde Lichtstrahlen fallen sahen, wurde das Herz froh. Wir faßten dieses Gefühl warmer Freude als Vorboten eines schönen Festes auf. Und so war es. Die Kirche füllte sich mit Feiernden. Auch deutsche Freunde stellten sich zahlreich ein. Die Botschaft sandte in Durchlaucht Prinz Heinrich XXXIII. Reuß und Dr. Ohrt Vertreter. Bis zum Segen herrschte bei den Anwesenden ungeteilte Aufmerksamkeit.

Umrahmt von Gesängen und Festmotetten wurden in Reden teils der Dank alter Schüler der theologischen Schule, teils die Bedeutung der deutschen Mission als Geistesmacht in Japan, teils Grüße befreundeter Kirchen dargebracht.

Alle Reden waren variierend auf den Ton gestimmt: Es ist ein Jammer, daß die Fukyu fukuin kyokwai keine gewaltige Größe darstellt. Es wäre nur die große Organisation die richtige Form für den Inhalt, für die echt evangelische Auffassung des Christen-

tums. Wenn heute in Japan eine freie Auffassung des Christentums herrscht, dann hat die deutsche Mission das Verdienst, diese entfacht zu haben. Bevor die Deutschen kamen, herrschte nur das dogmengebundene Christentum. Wie eng und zurückgeblieben die japanischen Kirchen waren, ersieht man aus den Kämpfen der ersten Zeit. Die Kumiaikirche war eine erbitterte Gegnerin unserer Mission und in ihren Organen (der Christokyoshimbun z. B.) führte sie heftige Fehde.

Aber die Wahrheit besteht, das Gute bricht sich Bahn. Die Kumiaikirche ist zum größten Teil überwunden, ein Freund geworden. Nicht alle ihre Pastoren und Führer konnten sich umformen lassen, aber die Haltung der Gesamtheit ist freundlich. Auch in den andern Missionskirchen sind Anhänger gewonnen. Stetig greift das deutsche Christentum weiter um sich. Der Träger dieses Christentums, die Fukyu fukuin kyokwai, hat um dieses freien Christentums willen den Dank Japans verdient. Sie hat das Christentum als eine wahre Geistesmacht gezeigt, und auch das gelehrt, Frömmigkeit und Wissenschaft sind keine Gegner, sondern Verbündete zu demselben Ziel: die Ehre Gottes unter den Menschen auszubreiten.

Man könnte nun auf den Gedanken kommen, die Aufgabe der deutschen Mission sei erfüllt. Aber der Zustand der japanischen Kirchen zeigt doch, daß dies freie Christentum eines besonderen Hortes bedürfe. Die Anfechtungen freier Pastoren in anderen Missionen treibe diese zur Unaufrichtigkeit. Wollten sie nicht ausgestoßen werden, müßten sie Falschmünzerei treiben. Selbst die freie Kumiaikirche sei als Gesamtheit nicht modern, in den Reihen der Pastoren spielen auch die Altgläubigen eine Rolle, wenn sie auch, wie oben gesagt, nicht mehr feindlich hervortreten. So bleibe der Fukyu fukuin kyokwai die Aufgabe, das Feuer eines freien Christentums brennend zu erhalten. Von ihr aus müsse immer neuer Eifer entfacht werden, von ihr müßten immer frische Waffen dem Geisteskampf zugeführt werden.

Die Japaner haben die große Aufgabe, mit freudigem Herzen einzutreten für die Güter, welche ihnen aus selbstloser Liebe geboten werden.

Dieselben Gedanken wurden abends in einer Evangelisationsversammlung vor noch größerem Zuhörerkreis in Reden des Universitätsprofessors Anasaki, des Führers der Kumiaikirche P. Ebina und unseres Pastors Akashi entwickelt.

Mit Stolz und Freude blicken wir auf dies Fest, das dem 25jährigen Jubiläum unserer Arbeit von den Japanern der Mission bereitet war, zurück. Gott segne alles ehrliche Wollen, alles tapfere Streiten und alles gute Säen, daß sein Reich auch in Japan gebaut werde.

„Faberkrankenhaus".*)

Der unter diesem Namen bekannte Verein zur Errichtung und Unterhaltung eines allgemeinen Krankenhauses in Tsingtau versendet seinen Jahresbericht 1909/10 und seine Satzungen. Das

*) cf. Z. M. R. 1909, S. 26 ff.

Faberkrankenhaus ist eine Gründung von Bürgern Tsingtaus in Verbindung mit dem Weimarer Missionsverein (Allg. Evang.-Prot. Missions-Verein), entstanden aus dem Bedürfnis der tsingtauer deutschen Bürgerschaft nach einem Zivilkrankenhaus. Jedoch nimmt das Krankenhaus auch Angehörige anderer Nationen auf und vertritt keinerlei konfessionellen Standpunkt. Unter Mitwirkung des früheren Zivilarztes Dr. Dipper, dessen langjährige ärztliche Erfahrung in Tsingtau bei der Auswahl des Terrains und beim Bau berücksichtigt wurde, sind die Pläne vom Architekten Paul Fr. Richter entworfen worden. Der Bau wurde im Februar 1906 in Angriff genommen und im August 1907 vollendet.

Es folgt nun im Bericht eine ausführliche, mit Bildern versehene Beschreibung des Krankenhauses, das eher ein vornehmes Sanatorium genannt werden könnte; daran schließt sich der Bericht über Aufnahmebedingungen, über den bisherigen Besuch und über die Beiträge und Stiftungen.

Die Jahresrechnung 1909—10, die mit 56 413.26 Dollar balanziert, und die Satzungen des Vereins bilden den Schluß des Berichtes, aus dem ersichtlich ist, daß unser Missions-Verein an diesem Krankenhaus mit einer sehr namhaften Summe beteiligt ist.

Devaranne.

Gibt es religionslose Völker?

Ueber diese interessante Frage ist neuerdings wieder einmal ein Streit ausgebrochen. Veranlaßt war er durch eine Ausführung, die sich in der „Illustrierten Völkerkunde" von Dr. G. Buschan (16.—20. Tausend) auf S. 248—249 aus der Feder des Professors Dr. W. Volz befindet. Dort heißt es: „Das Niedrigste, was uns bisher überhaupt von menschlichen Lebensformen bekannt geworden ist, finden wir bei den Kubu in Südsumatra, Zustände, die sich tatsächlich nur wenig über das Tierische erheben. Die sogenannten„ wilden" Kubu sind ein auf den unzugänglichsten Urwald Sumatras beschränktes Völkchen, das familienweise zusammenlebt und in kleinen Familienhorden ohne festen Wohnsitz umherschweift, die Nacht unter ganz einfachen, aus Laub hergestellten Regenschutzdächern oder in vorgefundenen Schlupfwinkeln verbringt, und deren ganzes Leben im Suchen nach Nahrung besteht. Ihre Kleidung ist ein zwischen den Beinen hindurchgezogener Gürtel aus geklopftem Baumbast, sowie eine aus demselben Stoffe verfertigte Kopfbinde. Eine lange, spitze Holzstange als Lanze bildet ihre einzige Waffe. Mit einem zugespitzten Grabstock in der Hand, einem geflochtenen Tragkorb auf dem Rücken, durchziehen sie den Wald auf der Nahrungssuche. Eßbar ist ihnen alles, was einigermaßen genießbar ist; so leben sie von der Hand in den Mund, und da sie keinen Besitz haben, abgesehen von den wenigen Sachen, die sie auf dem Leibe tragen, so ist Eigentum bei ihnen unbekannt; infolgedessen gibt es auch weder Diebstahl noch sonstige aus dem Begriff des Eigentums hervorgehende Vergehen. Selbst Schmuck ist unbekannt. Ebensowenig gibt es

Haustiere oder Kulturpflanzen; Hunde und Hühner sind erst spätere Erwerbung. Fremde flieht man, und selbst mit Nachbarhorden vermeidet man Berührung.

So ergibt sich von selbst das Fehlen von Tänzen, Vergnügungen irgendwelcher Art, auch Musik. Sobald die Kinder groß genug sind, trennen sie sich von ihren Eltern und ziehen selbst herum; dementsprechend sind auch die Hochzeitsbräuche denkbar einfach, die Ankündigung der Absicht genügt. Noch leichter ist die Trennung der Ehe; man geht einfach auseinander. Eine andere soziale Einrichtung als die Familie gibt es nicht; ebensowenig gibt es einen Grundbesitz oder Territorialrecht, obwohl sich die Horden innerhalb bestimmter natürlicher Grenzen zu halten pflegen. Uebersinnliche Vorstellungen irgendwelcher Art, und sei es der einfachste Aberglaube, gehen der Kultur vollständig ab; auch fehlt jeder Begriff von Zauberei, und auch die Einrichtung von Zauberdoktoren ist unbekannt. Man fühlt sich wehrlos gegen Krankheit und Tod, und stirbt jemand, so läßt man ihn einfach liegen und geht seiner Wege.

Es besteht tatsächlich in diesen wilden Kubu ein Volk ohne jede Spur von Religion, ein Volk, das sich nach seinem Kulturzustande kaum über die Tiere des Waldes erhebt."

Auf diese Ausführungen hat nun Professor D. G. Warneck im 9. Heft seiner Allgemeinen Missionszeitschrift folgendes erwidert:

„Dem Kenner indischer Völker ist es vornherein unwahrscheinlich, daß jene Behauptungen richtig seien. Es ist nichts schwieriger, als in das religiöse Leben eines primitiven Volkes einzudringen; denn den Fremden wird der Einblick in die religiöse Gedankenwelt ängstlich verwehrt. Man muß schon lange Jahre unter einem solchen Volke wohnen, in hohem Grade sein Vertrauen besitzen und mehr als oberflächlich mit seiner Sprache vertraut sein, ehe man einen Einblick bekommt in seine religiöse Welt. Soeben ist nun in den „Bijdragen tot de Taal- land- en volkenkunde van Nederl. Indie" 1910 ein Aufsatz erschienen über „Die Kubu in der Residenz Palembang", von Kontrolleur G. J. van Dongen, welcher jahrelang unter diesem Volke gelebt und es sorgfältig beobachtet hat. Die primitivsten unter den Stämmen der Kubu stehen allerdings auf sehr niedriger Stufe; es stellt sich aber heraus, daß sie durchaus nicht religionslos sind. Sie sind wie alle Völker Indonesiens Animisten; sie glauben, daß die stofflich gedachte Seele des Menschen seinen Leib verlassen kann, z. B. im Traum, und mit dem Tode ihn ganz verläßt. Die Nachgeburt wird als eine zweite Seele vorgestellt, welche man den „Bruder" des Menschen nennt, und in der man eine Art Schutzgeist sieht, an den man wie an ein höheres Wesen denkt.

Eine reiche Fülle von Aberglauben umrankt das tägliche Leben. Neben den Seelen fürchtet man die bösen Geister, z. B. einen Geist Njaru, welcher auf dem Blitz reitet. Mit Amuletten wehrt man sich gegen die Geister. Die Kubu haben eine Menge Zauberer, von denen man verlangt, daß sie die bösen Geister aus-

treiben und den Menschen durch Segenssprüche Lebenskräfte zuwenden. Alle Krankheiten werden verursacht durch neidische Geister. Auch die Totenverehrung der Animisten findet sich bei den Kubu. Man fürchtet sich vor dem sterbenden Menschen und läßt ihn in der Todesstunde allein, begräbt aber die Leiche sorgfältig, bringt vor der Reisernte die Gräber in Ordnung und opfert den Verstorbenen Reis oder Früchte in der Hoffnung, daß sie ihren Nachkommen zu einer guten Ernte und Wohlstand verhelfen. Die Kubu sprechen sogar von einem obersten Gott (Radja Njawa), welcher Strafe oder Lohn den Verstorbenen austeilt, wenn er auch für das tägliche Leben wenig bedeutet. Der Mensch existiert im Jenseits so lange, als sein Gedächtnis in der Erinnerung der Seinen frisch bleibt.

Das Volk lebt durchaus nicht in tierischem Zustand, sondern hat mannigfache Sitten betreffs Heirat, Geburt, Namengebung, hat rituelle Reinigungen, auch ein ungeschriebenes, aber genau beachtetes Recht; sogar eine Art primitiver Schrift ist bekannt. Ansätze zu Poesie finden sich. Der holländische Kontrolleur weiß von Fällen zu berichten, wo die von ihren Nachbarn ausgebeuteten Kubu sich für empfangene Wohltaten sehr dankbar erwiesen.

Es wäre sehr verkehrt, wenn man den primitiven Animismus der Kubu als Religionslosigkeit bezeichnen wollte. Er ist vielmehr diejenige Religion, welche überall im indischen Archipel wie in Afrika die Gemüter beherrscht. Im Vordergrunde des religiösen Interesses stehen bei den Animisten überall die Geister, d. h. die Geister der Verstorbenen und unheimlichen Dämonen. So primitiv die Lebensführung der Kubu ist (sie bringen den größten Teil ihres Lebens im Busch zu und fühlen sich innerhalb der Zivilisation sehr ungemütlich), so leben sie doch nicht ohne Recht und Gesetz. Ohne Frage würde ein Forscher, der lange Zeit unter diesem Volke lebt und sein Vertrauen genießt, noch vieles über das geistige Leben und die Religion der Kubu zu sagen wissen. Bis heute hat man kein Volk auf der Erde gefunden, welches religionslos ist."

Devaranne.

Aus Zeitschriften.

Afrika, Zeitschrift für sittliche und soziale Entwicklung der deutschen Schutzgebiete; herausgegeben vom „Evangelischen Afrika-Verein". 17. Jahrgang. Berlin N. O., Kolonistr. 3; jährl. 4 Hefte.

Der „Evangelische Afrika-Verein" macht es sich zur Aufgabe, in den deutschen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesinnung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern, für die Wahrung ihrer Menschenrechte einzutreten und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei mitzuwirken. Diesen Satzungen des Vereins dient diese Zeitschrift „Afrika", deren 17. Jahrgang abgeschlossen vorliegt. In jeder der 4 Nummern befindet sich ein Bericht über den Stand der Arbeit des Vereins. Im Mittelpunkt der Tätigkeit steht die Waisen- und Erziehungsanstalt Lutindi auf dem Usambara-Hochlande in Deutsch-Ostafrika; ursprünglich als Freistätte für Sklavenkinder gedacht, ist sie jetzt, wo Sklaverei und Sklavenhandel fast gänzlich verschwunden sind, in ein

Waisenhaus mit einigen 30 Kindern umgewandelt worden; dazu gehören 6 Außenschulen, wo mehrere hundert Kinder unterrichtet werden. Endlich wird von der Fürsorge berichtet, die man in einer Anstalt 54 Geisteskranken angedeihen läßt, sowie von der Erziehungsarbeit an der halbweißen Jugend in Deutsch-Südwest-Afrika.

Neben diesen Berichten über die fortlaufende Vereinsarbeit gibt die Zeitschrift auch Anregungen aller Art, die zu neuer Arbeit aufmuntern, so Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels, der sich schon eine Reihe namhafter Vereine angeschlossen haben. Ganz besonders tritt die Zeitschrift für die Bestrebungen der Kongoliga ein und wahrt so die Menschenrechte der Eingeborenen. Devaranne.

Dansk Missions-Blad 1909. (76. Jahrgang). Herausgegeben von der Dansk Missionsselskab, Kopenhagen.

Die dänische Missionsgesellschaft sah sich im Laufe des Jahres 1908/09 vor eine Frage gestellt, deren Entscheidung von Bedeutung für die zukünftige Entwicklung dieser Mission in China werden mußte. Ein Angebot der Presbyterianer-Mission lag vor, in welchem diese amerikanische Gesellschaft die dänische Mission aufforderte, sich an der Arbeit in der nördlichen Mandschurei zu beteiligen. Die dänische Mission hat bisher ein örtlich zusammengedrängtes Gebiet in dem südöstlich von Mukden gelegenen Gebiet und besonders auf der Halbinsel Liaotung gehabt. Dort sind auf 7 Missionsstationen 20 Missionare tätig, denen sich im Vorjahre 7, im Jahre 1908 schon 24 eingeborene Helfer zur Seite stellten. Die große Vermehrung der chinesischen Helfer schien der Presbyterianer-Mission so bedeutend für den nicht allzu umfangreichen Bezirk, daß sie meinte, ein neues Arbeitsfeld in der vom Verkehrsstrom berührten nördlichen Mandschurei an die dänische Mission überlassen zu können. Es handelte sich dabei um die Landesteile östlich von den Chang-hwang-tsai Bergen, und zwar nördlich bis zum Amur, östlich bis zur russischen Grenze und südlich bis zu einer Linie 100 Li südlich von Ningguta. Die Konferenz der dänischen Chinamissionare im Oktober 1908 diskutierte den Vorschlag lebhaft, die Missonsleitung in Dänemark glaubte aber, ihn nicht sofort annehmen zu sollen. Gegenwärtig sei auf dem indischen Missionsgebiete der Gesellschaft durch Krankheit und Tod ein starkes Bedürfnis nach neuen Arbeitskräften eingetreten, so daß man ein neues Arbeitsfeld erst nach reiflicher Erwägung der Sache und Anhörung der Missionsgemeinden übernehmen könne. — Die ärztliche Mission hat sich noch sehr entwicklungsfähig erwiesen. In An-dung ist am Hospital und an der Poliklinik Dr. Ellerbeck mit bestem Erfolge tätig. Er hielt im Jahre 1908 18 723 Konsultationen ab, also ca. 51 per Tag. Ein zweiter ärztlicher Missonar, Dr. Nielsen, wrd wahrscheinlich in Hsui-yen angestellt werden, wo ein Hospital gebaut werden soll. — Die im Vorjahre geplante Mittelschule, die eine gemeinsame Weiterbildung der auf verschiedenen Missionsschulen vorgebildeten Schüler ermöglichen soll, wird vorläufig noch nicht errichtet werden. Der mit den vorbereitenden Schritten beauftragte Missionar Vyff hatte in An-dung kein passendes Grundstück gefunden, und nach ausführlicher Beratung kam man zu dem Beschluß, die Schulgründung noch für einige Jahre zu vertagen und inzwischen die vorhandenen Schulen mit einigen Klassen zu vermehren, sodaß die Anfangsklassen der Mittelschule dadurch ersetzt werden. Doch soll betont werden, daß in einigen Jahren ein Schulmann für China erbeten wird. — Besonders erfreulich entwickelt sich die Frauenmission, die für China sehr wichtig ist. Bekanntlich wird die Stellung der Frau dort durch viele alte Gebräuche, vor allem durch die noch immer übliche Fuß-

verkrüppelung und durch die frühe Verlobung der Mädchen sehr benachteiligt. Schon als Kinder verlobt und von diesem Augenblick an als zur Familie des Bräutigams gehörig betrachtet, werden sie wenig unterrichtet (von 1000 Frauen kann durchschnittlich eine lesen) und haben an ihrer eigenen Familie nach der Hochzeit kaum Anhalt. Ihr Los ist oft ein sehr trauriges. Hier greift nun die Frauenmission ein. Durch Gründung von Mädchenschulen, Anstellung von Aerztinnen, Ausbildung von eingeborenen Frauen zu Bibelfrauen, durch Besuche der Missionarinnen in den Familien und Unterricht von Katechumenen und getauften Frauen auf der Missionsstation erwirbt sie das Vertrauen der oft so sehr unter schwierigen Verhältnissen leidenden Frauen und gewinnt sie dem Christentum. Es sind in China schon über 2000 weibliche Missionare (darunter natürlich viele Missionarsfrauen) mit Erfolg tätig. Auch die dänische Mission hat jetzt besondere Frauenstationen in Föng-hwang-töng, An-dung und Da-gu-san. Hand in Hand mit der Bekehrung zum Christentum geht bei dieser Arbeit eine Befreiung von den unwürdigen Fesseln, die Aberglauben und Vorurteil den Frauen anlegen. Die Sitte des Brautkaufs z. B. war der Gegenstand einer Besprechung auf der Helferkonferenz, die im Oktober 1909 von den chinesischen Helfern der dänischen Mission in Hsiu-yen abgehalten wurde. Es waren dort 21 Missionsarbeiter und 5 Lehrer versammelt. Von Interesse war bei den Verhandlungen das Eindringen neuer Moralbegriffe und neuer Bedürfnisse in die Begriffswelt der Chinesen. So war den chinesischen Christen klar geworden, daß der in der Mandschurei noch übliche Brautkauf unsittlich sei. Ein chinesischer Helfer schlug vor, die Eltern sollten zwar noch die Bestimmung über die Verlobung behalten, aber den jungen Leuten möge auch ein Mitbestimmungsrecht eingeräumt werden und sie sich wenigstens vorher kennen lernen. Früher ist schon festgesetzt worden, daß die Christen unter sich keine Kinderverlobungen mehr dulden wollen. Jetzt wurde auch das Vermittlersystem und die Zahlung eines Kaufpreises für die Braut als der Christen nicht würdig erklärt, eine Beihilfe zur Aussteuer der Braut dagegen von den Schwiegereltern anzunehmen gestattet. Es wird schwer sein, bei dem in der Mandschurei bestehenden Frauenmangel diese Neuerung durchzuführen, kaufen sich doch z. B. auch Witwer gern eine Frau und zahlen 4—500 Dollars für sie. Die Eltern sehen zudem in der Kaufsumme den einzigen Ersatz für die Erziehungskosten und die ihnen künftig entgehende Arbeitsleistung der Tochter. Und doch hängen mit dieser Sitte die schwersten Mißstände im Familienleben zusammen. Ebenso schwierig ist es, anstelle der drei großen chinesischen Feste unsere christlichen einzuführen, da die chinesischen Festzeiten auf ganz andere Daten fallen als die unseren. Das bringt es mit sich, daß auch die christlichen Chinesen ihre alten Feste wenigstens durch Arbeitsruhe und gutes Essen noch zu feiern pflegen. Es wurde auf der Konferenz empfohlen, die drei christlichen Hauptfeste durch besondere Charakteristika einzuprägen, Weihnachten sei durch den Christbaum, Ostern vielleicht durch Auferstehungsfeiern an den Gräbern, Pfingsten durch Gemeinde-Ausflüge in die freie Natur den jungen Gemeinden lieb zu machen. Die Anlage von Kirchhöfen bildet für diese zum Teil noch wenig zahlreichen neuen Gemeinden ferner eine Aufgabe, die wiederum ihre Schwierigkeiten hat. Die Christen wollen gern auf ihrem Gemeinde-Kirchhof begraben werden, die heidnischen Familienglieder wollen andererseits ihre Angehörigen auch im Tode um sich versammelt haben. Die eingeborenen Helfer meinten, daß die Anlage von Kirchhöfen sehr wünschenswert und die Kosten dafür von den Gemeinden selbst aufzu-

bringen seien. Im Ganzen zeigen die jungen Gemeinden einen erfreulichen Eifer, für ihre pekuniären Bedürfnisse selbst aufzukommen. Im Port-Arthur-Distrikt wird für eine Kirche in Tschou-souni gesammelt, ebenfalls in Feng-hwang-cheng für eine größere Kapelle als die bisherige. In An-dung ist an die Kapelle angebaut, so daß 250 Personen Platz finden, in Hsiu-yen ist die neue Kapelle eingeweiht. Die ärztliche Mission in An-dung trägt sehr viel dazu bei, die Chinesen zugänglicher zu machen, werden doch dort auch Chinesen zu ärztlichen Helfern ausgebildet. Im ganzen kann man wohl von Fortschritten des Christentums in China sprechen (besonders eine Erweckungsbewegung, die von Missionaren der China-Inland-Mission ausging, hat in der Mandschurei weite Kreise dem Evangelium erschlossen), doch ist der heimliche Widerstand der Beamten und der Lehrer an den Regierungsschulen, die den Konfuzianismus predigen, sicher ein nicht zu unterschätzendes Hindernis. Als den Weg zur Ausbreitung des Christentums gibt Missionar Bolwig in Da-gu-san die Schulwirksamkeit, die persönliche Beeinflussung durch Lehre und Vorbild, die Ausbildung eingeborener Helfer, durch welche die Missionare sich allmählig überflüssig machen, an. Ferner sind die selbstlose Arbeit der weiblichen Missionare, das Predigen in den Straßenkapellen und die Arbeit im Hospital die besten Mittel, christliche Gedanken und wahre Religiosität den Leuten nahe zu bringen. Dagegen ist die Straßenpredigt und das Austeilen von Traktätchen in in China weniger zweckmäßig. — In Korea hatte einer der dänischen Missionare Gelegenheit, einem 10tägigen Bibelkursus der Presbyterianer-Mission beizuwohnen und das schon früher berichtete starke Aufblühen des Christentums dort zu beobachten. Die Erweckungsbewegung von 2 Jahren und die gewaltige Aufrüttelung durch die politischen Verhältnisse hat aus den Koreanern neue Menschen gemacht, die mit großem Eifer von sich aus Bekehrungsarbeit treiben. An dem Bibelkursus nahmen viele dem Handwerkerstande angehörende Koreaner teil, die viermal täglich Bibelerklärungen und Vorträge anhörten, um ihrerseits in ihren entlegenen Dörfern das Christentum ausbreiten zu können. So bilden sich ohne Zutun der Missionare Gemeinden rund herum im Lande, und erst wenn das kirchliche Bedürfnis vorhanden ist, tritt die Mission in Tätigkeit. Ebenso selbständig ist die Anlage der Schulen geplant. Die nötig werdenden Internate für höheren Unterricht werden von der Mission so eingerichtet, daß täglich 5 Stunden dem Lehrbetrieb, der übrige Teil des Tages der Gärtnerei, Landwirtschaft oder einem Handwerk gewidmet wird, so daß die Schüler ihren Unterhalt selbst erwerben.

Von Indien ist zu berichten, daß dort die Arbeit der Mission durch den Tod einer Missionarsfrau und die zur Heimkehr zwingende Krankheit des Ehepaares Götzsche erschwert wurde. Die Ordination von drei eingeborenen Predigern bot dafür nur teilweisen Ersatz. Die Anzahl der Christen beträgt im indischen Missionsgebiet 1242, es sind in Madras und auf 6 Stationen in Süd-Arcot 22 Missionare und 79 eingeborene Helfer tätig. Eine Konferenz ärztlicher Missionare in Bombay fand 53 Teilnehmer, in Madras wurden von einer Vereinigung der evangelischen Missionen Predigtversammlungen in tamulischer Sprache für die nicht englisch sprechenden Hindus des Mittelstandes abgehalten, die an den 7 Tagen ihrer Dauer jeden Abend 700—1000 Zuhörer anzogen und das Interesse für christliche Gedanken merkbar weckten. Das Missionshospital in Tirukoilur ist im Bau und wird von Dr. Frimodt-Möller geleitet werden.

Agathe Kamrath-Swinemünde.

The Church Missionary Gleaner. (Der Aehrenleser der kirchlichen Mission.)

Diese Zeitschrift erscheint in London einmal im Monat und wird herausgegeben von der „Church Missionary Society, Salisbury Square, London E. C." Auch sie hat den Zweck, uns Aufschluß zu geben über die Tätigkeit der Mission in allen Erdteilen und enthält Artikel von Missionaren aus allen Ländern der Welt. Blättern wir z. B. den Jahrgang 1909 durch, so finden wir interessante Berichte über die Tätigkeit der Mission in Asien, Afrika und Nordamerika. Die Gründung von Schulen und Spitälern ist das Hauptwerk der Mission; mit ihnen kommt das Christentum und deshalb finden wir vieles über diese Einrichtungen. Ein paar Beispiele aus dem „Gleaner" mögen den Segen dieser Einrichtungen bezeugen.

Pfarrer R. H. Leaky erzählt von einer Schule in Uganda. Da es dort wie überall in den Missionsgebieten an europäischen Lehrkräften fehlt, so werden dort Einheimische, die konfirmiert sind, in der Mission angestellt. Zunächst helfen sie in der Sonntags- und Wochenschule, vertreten hie und da einen Lehrer, halten Gottesdienste und machen auf diese Weise eine „praktische Lehrzeit" durch. Dann treten sie in eine Art Seminar ein, wo sie auf den Kirchendienst vorbereitet werden und nach Ablauf eines Jahres machen sie ein Examen und werden ausgesandt in verschiedene Kirchen, wo sie ein Jahr lang als Prediger und Lehrer wirken. Sie können hierauf 2 weitere Jahre studieren, 2 Jahre Missionsarbeit tun, noch einmal 2 Jahre studieren und erhalten dann ein Zeugnis, kraft dessen sie einen ganzen Distrikt von zehn bis zwanzig Kirchen unter ihre Obhut gestellt erhalten können. Daneben befindet sich am gleichen Ort eine Schule zur Heranbildung eingeborener Lehrer. Die jungen schwarzen Lehramtskandidaten helfen am Morgen von 7½—9½ Uhr in der Schule und bleiben dann zurück, um selbst noch unterrichtet zu werden in Lesen, Schreiben, Religion, Rechnen und englischer Sprache. So sind auch hier Theorie und Praxis eng verbunden, wirklich ein nachahmenswertes Beispiel.

Der Erziehung der Mädchen nimmt sich die Mission ganz besonders an, ist es doch eine ihrer Hauptaufgaben, die Leute der halb- und unzivilisierten Länder von der Ansicht zu befreien, die Frau sei von vornherein dem Manne gegenüber minderwertig und infolgedessen unter allen Umständen als Sklavin zu behandeln. In China und Japan macht die Mädchenerziehung rasche Fortschritte. Miß Freeth erzählt uns, daß in Japan viele Mädchen von ihren Eltern verlangen, eine höhere Schule besuchen zu dürfen. Seit 1901 befindet sich in Tokio eine Frauenuniversität. Das Christentum findet in den Herzen der gebildeten Japanerinnen sehr häufig Eingang. Die religöse Bildung ist von den japanischen Schulen verbannt, und gerade das scheint das Christentum zu fördern. Der Geist der gebildeten Japanerinnen steht auf einem hohen Niveau, die Herzens- und Gemütsbildung aber ist vernachlässigt, und so kommt es, daß sie eine große Leere empfinden und infolgedessen für das Christentum empfänglich sind.

Die Notwendigkeit, daß europäische Aerztinnen und Krankenschwestern in die Gebiete der Mission gehen sollten, legt uns Frau Dr. Muriel Scott nahe. Spitäler sind viele; aber in den meisten fehlt es an Betten, Pflegerinnen und Mitteln, beides zu beschaffen. In Indien und in türkischen und andern mohammedanischen Gebieten dürfen die Frauen nicht von männlichen Aerzten behandelt werden. In Krankheitsfällen müssen sie also entweder ohne ärztliche Hilfe zu Grunde gehen, oder, was noch schlimmer ist, sich von Quacksalber-Frauen und Zaube-

rinnen geradezu vergiften lassen. In solchen Gegenden wären europäische Aerztinnen die größte Wohltat für das weibliche Geschlecht. Frau Dr. Scott erzählt von den Mitteln, die die Eingeborenen anwenden, z. B. rostige Nägel in geschwollene oder verletzte Glieder stecken, sowie so schon blutarmen Frauen zur Ader lassen und dergleichen Unfug mehr. Sie erzählt aber auch von der Dankbarkeit von seiten der Frauen, die sie geheilt hat, und es ist ja ganz natürlich, daß diese dann für alles empfänglich sind, was ihnen ihre Wohltäterin sagt und rät, und diese benützt auch die gute Gelegenheit und erzählt ihnen von Christus, wenn sie sie besucht.

Im „Gleaner" sind uns auch interessante Reiseberichte gegeben, die uns viel über Land und Leute unbekannter Gebiete berichten, von dem Erfolg der Mission in solchen Gebieten, aber auch von Gefahren, die die Reisenden in solchen Gegenden zu bestehen haben. Besonders in Persien scheint das Reisen gefährlich zu sein. Miß Brighty erzählt, daß sie bei der Heimkehr aus den Ferien mit einer Freundin einst total ausgeraubt worden sei während einer Mittagsrast, und auch Pfarrer Linton erzählt von einem solchen Ueberfall.

Der „Gleaner" enthält außerdem noch eine ganze Menge Erzählungen von Einzelfällen, einzelnen Bekehrungen, Verfolgungen usw. Beim Lesen eines Jahrgangs dieser Zeitschrift bekommt man einen Begriff von den Erfolgen der Mission, aber ebensoviel von den Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat.

Berta Grütter-Burgdorf (Schweiz.)

The Church Missionary Society Gazette. (The C. M. S. Gazette).

Die „C. M. S. Gazette" erscheint in London einmal monatlich und wird herausgegeben von der Church Missionary Society, Salisbury Squaxe, E. C. London.

Diese Zeitschrift trägt ihrem Inhalte nach wirklich den Charakter einer Zeitung, die sie auch sein will. Wir finden darin unter anderem viele statistische Angaben, Rechnungen der Gesellschaft, Anzeigen von Ausstellungen, Versammlungen usw. und deren Resultate, so daß die Zeitung einen mehr geschäftlichen Charakter trägt. In allen Nummern vom Januar bis August 1909 finden wir z. B. ausführliche Berichte über die große Missionsausstellung „Afrika and the East", welche in London in der „Agricultural Hall" vom Juni bis Juli stattfand. Zuerst wird Bericht erstattet über die mannigfachen Vorbereitungen, die eine solche Ausstellung naturgemäß verlangt, und während der Ausstellungszeit erhalten wir Berichte über den Besuch, die Reden und die Resultate der Ausstellung.

Was die Arbeit der Mission in den außereuropäischen Ländern anbetrifft, so gibt uns die „C. M. S. Gazette" jeden Monat eine Menge Einzelheiten aus all den verschiedenen Gebieten, in denen die äußere Mission arbeitet. Sie werden zusammengefaßt unter dem Artikel: The Mission-Field (Das Missionsfeld). Wenn wir die verschiedenen Erzählungen nur eines Monatsblattes dieser Zeitschrift durchgehen, so finden wir interessante Nachrichten aus allen Teilen der Welt. Vor mir liegt die Februarnummer der „C. M. S. Gazette". Da sind vorerst einige Erzählungen aus West-Afrika und zwar aus Südnigeria. Ein Missionar berichtet uns, daß er 40 Jünglinge und Jungfrauen getauft hat, worunter mehrere Söhne von Häuptlingen. Dann lesen wir von einer Stadt, Owo, in der die Mission seit 1906 große Fortschritte gemacht hat. Lesen wir weiter, so finden wir, daß in der Hauptstadt von Uganda eine Ausstellung gemacht worden ist. Aus Aegypten kommt die Geschichte eines Bekehrten, der viel unter der Verfolgung

seiner Angehörigen zu leiden gehabt hat und dennoch standhaft geblieben ist. Auch aus Palästina kommen erfreuliche Nachrichten; die Christen mehren sich dort von Jahr zu Jahr. In Indien, dem Besitze der Engländer, wird von diesen ganz besonders viel in der Mission gearbeitet; wir finden Berichte aus allen Gegenden der Halbinsel. Und Sorgenkinder der Mission sind ja immer China und Japan. Sehr viel hören wir von diesen Ländern, wo es nicht an willigen und intelligenten Leuten fehlt, die ihr Herz gerne dem Evangelium öffnen; aber an Missionsarbeitern fehlt es und an Mitteln, solche zu beschaffen. Bei der Uebervölkerung Chinas ist es ja ganz natürlich, daß Schulen, Kirchen und Spitäler immer überfüllt sind, und da täte Hilfe am nötigsten.

So erhalten wir in jeder Nummer der „C. M. S. Gazette" Nachrichten von überall her und gerade diese sind es, die die Zeitschrift auch für weitere Kreise interessant machen.

Bertha Grütter-Burgdorf (Schweiz).

Literatur.

Sven Hedin. Zu Land nach Indien durch Persien, Seistan, Belutschistan. Mit 308 ein- und mehrfarbigen Abbildungen und zwei Karten. In zwei Bänden gebunden 20 *M.* Leipzig 1910. Verlag von F. A. Brockhaus.

Dem prächtigen und hochinteressanten Werke: Transhimalaya, hat Sven Hedin nach Jahresfrist ein neues Buch folgen lassen: Zu Land nach Indien. Sein Erscheinen darf mit Freude begrüßt werden, und sein Lesen ist ein Genuß, gewährt reiche Anregung und Belehrung. Sven Hedin ist ein scharfer und kenntnisreicher Beobachter und versteht ausgezeichnet, was er gesehen und erlebt hat, zu schildern, wobei nicht selten ein glücklicher Humor zum Durchbruch kommt, und zu alledem ist er ein vorzüglicher Zeichner und Photograph, der uns mit einer Fülle charakteristischer Abbildungen beschenkt. Am meisten aber bewundert man immer wieder den Mann selbst mit seiner unbeugsamen Tatkraft, mit seiner eisernen Rücksichtslosigkeit gegen sich und seiner Virtuosität im Umgang mit Menschen der verschiedensten Klassen und Rassen.

Sven Hedin hat 4000 Kilometer von Batum am Schwarzen Meere bis Nuschki im südlichen Belutschistan zurückgelegt, davon 2400 auf dem Schiffe der Wüste, dem Kameel, das man durch ihn recht kennen und schätzen lernt. Interessante Bilder von Land und Leuten ziehen an uns vorüber, und, wo sich Gelegenheit bietet, wird die einstige Geschichte und Herrlichkeit der betreffenden Orte und Länder uns ins Gedächtnis gerufen. Die Darstellung der Zustände in Persien und die Kennzeichnung seiner Bewohner haben gerade jetzt Anspruch auf Beachtung, wo um das Schicksal dieses Landes gerungen wird. In geographischer Hinsicht war das Augenmerk Sven Hedins hauptsächlich auf die Erforschung der eigentümlichen Salzwüstenform, Kewir genannt, gerichtet. Gerade Ostpersien ist an solchen Kewirgebieten sehr reich. Hier ist der kühne Forscher vielfach von früheren Reisenden unbetretene Pfade gewandert und war im Stande, die Karte zu berichtigen.

Der Mission wird nur sehr vereinzelt und nebensächlich Erwähnung getan. Religionsgeschichtliche Ausbeute liefert das 38. Kapitel. Es gibt eine Darstellung der blutigen Religionsschauspiele in der Palmenstadt Tebbes, die an dem größten Feste der Schiiten, das der Erinnerung an den Märtyrertod Husseins, des zweiten Sohnes des vierten Kalifen Ali, gewidmet ist, stattfinden. Die dabei herkömmlichen Selbstverwundungen sind ein entsetzliches Zeichen religiöser Verirrung, aber zugleich ein furchtbares Mittel für Entflammung des religiösen

Fanatismus. Aber dem Menschen- und noch mehr dem Missionsfreund werden oft beim Lesen des Sven Hedin'schen Buches Gedanken, daß hier Besserung not tue, kommen. Ganz abgesehen von den allgemeinen Zuständen in den von dem tapferen Reisenden durchzogenen Ländern, die zum Teil recht trostlos sind, welch' kümmerliches und inhaltsleeres Dasein führen in einzelnen Gegenden die nomadenhaften Bewohner! Und angesichts der weitverbreiteten geistigen Finsternis und des vielfachen Aberglaubens, die besonders bei dem Ausbruch der Pest in Seïstan eine verhängnisvolle Wirkung übten, legt sich der Wunsch nahe, daß auch dort das Licht aus der Höhe aufgehe. So kann dieses Reisewerk auch dem Missionssinn Dienste erweisen. Aug. Kind.

H. Haas, „Amida Buddha unsere Zuflucht". Urkunden zum Verständnis des japanischen Sukhāvatī-Buddhismus. 185 Seiten Groß-Lexikon-Oktav und 12 Tafeln Abbildungen. 6 *M*. Leipzig, Dieterich'scher Verlag (Theodor Weichert). 1910.

Im Dieterich'schen Verlag erscheint eine Reihe von Religionsurkunden der Völker, herausgegeben von Julius Böhmer. Als erster Band der 2. Abteilung liegt vor: „Amida Buddha unsere Zuflucht" von D. Haas, der, wie unsere Leser wissen, ein genauer Kenner des japanischen Buddhismus ist. Es handelt sich in diesem Werke um Religionsurkunden der Sukhāvatī- oder Amitābha-Schulen, die seit dem 12. Jahrhundert bestehen, nämlich der Jōdo-shū und ihrer Tochtersekte, der Jōdo-Shin-shū. Der Gründer der ersteren war der Priester Genkū Shōnin (1133—1212), der der letzteren sein Lieblingsjünger Shinran Shōnin (1173—1262). Diese beiden Sekten fanden bald die größte Verbreitung und sind auch heute die herrschenden im japanischen Buddhismus. Haas schätzt die Zahl ihrer Anhänger auf mindestens 20 Millionen. Während der ältere Buddhismus, wie Haas bemerkt, statt Brot Edelsteine bot, reichten diese beiden Sekten dem Volk Brot, nach dem man verlangte. Mit den heiligen Schriften dieser beiden Schulen, die voraussichtlich auch in Zukunft eine große Rolle spielen werden, macht uns nun dieser Band der „Religionsurkunden der Völker" bekannt, und zwar will er es tun „durch Darbietung von Uebersetzungen einer Reihe von Schriften sehr verschiedenen Umfangs, die, ohne je zu etwas wie einem besonderen Kanon oder Korpus zusammengefaßt worden zu sein, doch innerhalb der beiden Sekten in so allgemeiner Schätzung stehen, daß sie füglich als Urkunden bezeichnet werden können, und jedenfalls geeignet sind, den Leser einen tiefen Blick in eine ihm fremde und ihn vielleicht doch in vielen Stücken verwandt anmutende Glaubenswelt tun zu lassen." Eine Auswahl der Urkunden mußte getroffen werden, da die Literatur der Jōdo- und Jōdo-Shin-shū viel zu umfangreich ist, als daß sie in ihrer Gesamtheit in eine unserer europäischen Sprachen übersetzt werden könnte. D. Haas hat sich aber nicht an die 1904 in Japan von Priestern der Sekte veranstaltete Sammlung von Texten gehalten, sondern aus guten Gründen mit einer Ausnahme andere Texte ausgelesen. Er hat sich sowohl bei der Auswahl der Texte wie bei ihrer Uebersetzung kompetenter Hilfe versichert, vor allem des Herrn Aoki Ritsujiko, mit dem er die Texte gründlich durchgesprochen hat.

Die Lehren der beiden Schulen bieten eine ganz eigenartige Form des Buddhismus, durch die dessen ursprünglicher Charakter vollständig verändert wird. Es ist daher sehr dankenswert, daß Haas nach einer allgemein orientierenden Einleitung (1—8), eine Einführung in die Geschichte und Lehre der beiden Sekten bietet. Diese geschieht in vortrefflicher und sachkundiger Weise durch die von zwei japanischen

Priestern Fukuda Gyōkai und Akamatsu Renjō verfaßten Skizzen (9—20); In einer weiteren Einleitung werden wir mit den Texten der Jōdo-shū und ihren Verfassern und denen der Jōdo-Shin-shū und ihren Verfassern bekannt gemacht (21—36). Es folgen dann als die Hauptsache die von verschiedenen Persönlichkeiten stammenden Urkunden der beiden Sekten (37—166). Den Schluß bilden drei Predigten von Tada Kana-e, die dieser vor einigen Jahren in Tokio veröffentlichte, bei deren Lesen man aber unwillkürlich den Eindruck gewinnt, daß der buddhistische Verfasser von christlichen Gedanken beeinflußt ist. Ein Anhang des Werkes bringt ein Verzeichnis der Abbildungen und ein sehr willkommenes Namen- und Sachregister (167—185).

D. Haas hat der Versuchung widerstanden, die mitgeteilten Texte in ihren Einzelheiten mit Parallelen und Reflexionen zu begleiten, sondern hat sich beschränkt, in Fußnoten das zum Verständnis Erforderliche zu liefern, aber auch ohne besondere Anleitung werden dem aufmerksamen Leser bei der Beschäftigung mit den mitgeteilten Texten allerlei Gedanken kommen.

Jōdo-shū bedeutet „Sekte des reinen Landes", Jōdo-Shin-shū heißt: „wahre Sekte des Landes der Reinheit." Der „Pfad der Heiligkeit" wird aufgegeben, im Gegensatz zum ursprünglichen Buddhismus wird auf die Selbsterlösung verzichtet. Es wird zugegeben, daß diese als Ausnahmefall vorkommen kann (S. 77), im Allgemeinen werden die Anhänger des Heiligen Pfades des Hochmuts bezichtigt (S. 61). Bei der tiefen Verkommenheit der Menschen bleibt nichts anderes übrig, als den Namen Buddhas anzurufen und sich ganz auf sein vorzeitliches Gelöbnis zu verlassen. Das vorzeitliche Gelübde des Buddha Amitābha lautete: „Nicht will ich selber die vollkommene Erleuchtung an mich nehmen, wenn auch nur eines von den lebenden Wesen der zehn Richtungen, das mit ganzem Herzen und mit dem Wunsche, in mein Land geboren zu werden, an mich glaubt und etwa ein zehendmal seine Andacht auf mich richtet, nicht daselbst geboren würde." (S. 17 und öfter). Darauf soll man sein Vertrauen, das umfassendste Vertrauen setzen. Das Anrufen Buddhas geschieht im Aussprechen einer stereotypen Formel mystischer Natur, der sechs Silben Na-mu A-mi-da Butsu. (S. 37). Haas charakterisiert die Lehren der beiden Schulen kurz folgendermaßen: „Die Religion, um die es sich handelt, ist eine einfache, schlichte. Sie hat im Grunde nur ein Thema: Glaube nur! Oder: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. Oder höchstens: so man von Herzen glaubet, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig." Oft sind die vielen Berührungspunkte zwischen dem japanischen Buddhismus und dem Katholizismus hervorgehoben worden, und auch in der Jōdo-Lehre erinnert u. a. das ungeheuere Wertlegen auf die Anrufung Buddhas an die Bedeutung des Rosenkranzbetens in der katholischen Kirche. Andererseits vertreten gerade die Schriften der Jōdo-shū und der Jōdo-Shin-shū Gedanken, die an die protestantische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben anklingen.

Es ist nun höchst interessant, wie in diesen buddhistischen Urkunden die Fragen immer wieder erörtert werden, die auch im Protestantismus die Gemüter bewegten und erregten, die Frage nach dem Verhältnis vom Glauben und sittlichen Verhalten, die Frage, ob man durch den eingenommenen Standpunkt den Weg zur Seligkeit nicht zu leicht mache und der Sünde Tür und Tor öffne, dann wieder ob gute Werke nicht gar schädlich zur Seligkeit seien, und wenn man in diesen Fragen bald mehr nach der einen Seite, bald mehr nach der andern neigt, der

Grundton bleibt immer: dem Verdienste Buddhas und seinem vorzeitlichen Gelübde darf kein Abbruch geschehen. Dem katholischen Geiste ist verwandt die kasuistische Erörterung, wieviel Male wenigstens das Anrufen Buddhas erfolgen müsse, ob unter Umständen ein einmaliges genüge, um in das Land der Reinheit sofort nach dem Tode einzugehen, oder welches Mindestmaß von Glauben notwendig sei, damit das Gebet zu Buddha wirksam werde. Sehr beachtenswert ist die große Weitherzigkeit, die möglichst allen, mindestens zuletzt, das Paradies in Aussicht stellt. Beim Lesen der japanischen Urkunden der beiden Sekten stoßen wir auf Schritt und Tritt auf Gedankengänge, die uns noch wenig klar durchgearbeitet erscheinen, aber uns vielfach wie Vorstufen der christlich-evangelischen Gedankenwelt vorkommen. Unser Gottesbegriff fehlt, wie im ganzen Buddhismus, so auch in diesen buddhistischen Schulen; man begnügt sich mit einer fast monotheistisch gefaßten Heilandsgottheit. Aber diese behält etwas Verschwommenes. Der historische Shakyamuni tritt sehr hinter dem Buddha Amitābha zurück m Gegensatz zu dem Christentum, in dem der historische Christus von der größten Bedeutung ist. (S. 142 f.)

Diese buddhistische Lehre von der Erlösungsbedürftigkeit der Menschen und von der Notwendigkeit und Tatsächlichkeit himmlischen Erbarmens ist religionsgeschichtlich wie religionspsychologisch im höchsten Grade bemerkenswert.

D. Haas hat mit seinem gründlichen, auf vielseitigem Studium beruhenden Buch, durch das er uns einen klaren Einblick in eigenartige Lehren im fernen Osten verschafft hat, sowohl der Wissenschaft, als auch der Mission, die in Japan arbeitet, einen wertvollen Dienst erwiesen.

Aug. Kind.

Wilhelm Grube, Religion und Kultus der Chinesen. Leipzig 1910. Verlag, Rud. Haupt. 200 S.

Wer sich einmal mit der Religion oder richtiger gesagt mit den Religionen Chinas beschäftigt hat, der weiß, wie ungeheuer kompliziert ihre Darstellung ist. Doppelt schwierig wird die Aufgabe, wenn man nicht bloß die Religionssysteme, sondern auch den Kultus der Chinesen, wie er sich heute abspielt, beschreiben und erklären, d. h. aus seinen Ursprüngen ableiten will. Dieser Schwierigkeiten, die in dem Titel des Buches liegen, war sich der Verfasser wohl bewußt. In einem in Berlin gelesenen Kolleg über „Die Volksreligion der Chinesen", illustrierte der Verfasser durch eine bezeichnende Geschichte den religiösen Indifferentismus der Chinesen, der ja an den verwickelten, religiösen Verhältnissen in China hauptsächlich Schuld hat. Als er sich im Herbst 1897 einige Wochen in der Nähe von Peking aufhielt, fragte er eines Tages seinen chinesischen Begleiter, einen kleinen Beamten der Militärbehörde, ob er Konfuzianer oder Buddhist sei. Nach einigem Ueberlegen antwortete der Chinese: er verehre in erster Linie den Konfuzius und den Kriegsgott Kuanti und bringe diesen beiden auch zweimal monatlich Räucherkerzen dar; was den Buddhismus betreffe, so glaube er an den nicht recht; indessen da sein Vater und seine übrigen Vorfahren Buddhisten gewesen seien, so — ye-ko-i, wie er sich chinesisch ausdrückte, deutsch: „es geht auch so" oder „wenn es durchaus sein muß, so kann ich's schließlich auch noch leisten." Von diesem Ausspruch sagt Grube in einer Anmerkung, daß man ihn geradezu als Motto einer Darstellung der chinesischen Religion voranstellen könne.

Als ein gründlicher Kenner chinesischer Literatur und Religion ist uns der Verfasser längst vertraut, und so war er besonders dazu berufen, dieses komplizierte Gebiet der chinesischen Religion zu entwirren.

So tritt neben seine wertvolle Mitarbeit an dem religionsgeschichtlichen Lesebuch (Bertholet) und an der „Kultur der Gegenwart", neben seine Werke „Geschichte der chinesischen Literatur" und „Beiträge zur Pekinger Volkskunde" dieses nach seinem Tode von seinem langjährigen Freunde Joh. Moser nach Vorlesungen an der Berliner Universität 1903/04 zusammengestellte Buch mit trefflichen Illustrationen.

Mit der auch mir bisher geläufigen Vorstellung, als seien Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus die drei Religionssysteme Chinas, räumt der Verfasser allerdings auf und zeigt nun in den 5 Kapiteln seines Buches, daß die jetzige Volksreligion Chinas ein buntes Gemisch vieler Religionen ist, besonders der alten Naturreligion (Kap. 1), der konfuzianischen Staatsreligion (Kap. 2), des Taoismus (Kap. 3) und des Buddhismus (Kap. 4), der in Indien geboren, allmählich den „Saltomortale vom Atheismus zum Polytheismus" machte und nun chinesisch ward; denn nicht China ward buddhistisch, sondern der Buddhismus ward chinesisch. Endlich zeigt Kap. 5, wie die Volksreligion und der Kultus des heutigen China manches aus jenen älteren Religionen beibehielt, durch Haus- und Schutzgötter vermehrte und nur so richtig verstanden werden kann. Wissenschaftlich und zugleich interessant geschrieben zu sein, ist der Vorzug des Werkes. Devaranne.

O. Nachod, Japan. (Weltgeschichte, herausgegeben von J. v. Pflugk-Harttung, Orient, S. 571—653). Verlag von Ullstein u. Ko., Berlin SW.

„Auch im Innern des [japanischen] Reiches fehlt es trotz der selbst von den erbittertsten Gegnern unbestrittenen großen Erfolge, besonders auf materiellem Gebiete, durchaus nicht an Mißklängen. Mit all den vielen dienlichen Errungenschaften, die Japan in Hast dem Abendlande abgelauscht hat, haben sich natürlich nach und nach auch die dort damit verknüpften Uebelstände eingestellt, wie schwere Steuerlast, Verteuerung all der Lebensbedürfnisse, Geltung von äußerem Schein u. dgl. Mit fortschreitender Industrialisierung des noch vor kurzem nur hausgewerbliche und landwirtschaftliche Betriebe kennenden Landes treten wie bei uns die Schwierigkeiten, die „soziale Frage" zu lösen, in den Vordergrund. Gegen die auf dem Boden der die ganze Geschichte Japans durchziehenden Ahnenverehrung erwachsenen Einheit der Familie mit ihrem Segen für die Gesamtheit wie mit ihrer Tyrannei gegen das Individuum kehrt sich das Einzelinteresse der in ihren Befugnissen durch den modernen Rechtsstaat anerkannten Persönlichkeit und zeitigt zuvor ungekannte Betätigungen und Ausschreitungen des Eigennutzes, die auf dem Hintergrunde der überlieferten berühmten Bushido-Tugenden besonders abstoßend wirken.

„Und noch erscheint das gährende Uebergangszeitalter, in dem sich Japan seit einem halben Jahrhundert befindet, bei weitem nicht abgeschlossen; noch mancherlei Ueberraschungen dürfte es im Schoße der Zukunft bergen. Würdigt man aber vorurteilsfrei die zweifellos erstaunlichen Errungenschaften in dieser kurzen Spanne Zeit und überblickt man unbefangen den ganzen Werdegang der zweitausendjährigen geschichtlichen Entwicklung . . . ., so wird man darin einen gewiß denkwürdigen Ausschnitt aus der Lebensbahn der menschlichen Rasse überhaupt erkennen müssen. Dem nicht nur durch Anmut, sondern nicht minder durch ernstes Streben ausgezeichneten Lande der aufgehenden Sonne wird man deshalb eine höchst einflußreiche und bedeutsame Rolle im Völkerleben des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus zuschreiben und daher die Einsicht in seine Geschichte als eine lehrreiche, lohnende, ja unabweisliche Aufgabe erachten dürfen."

Mit diesen durchaus zutreffenden Sätzen schließt das Werk, das ich auf das angelegentlichste empfehlen möchte. Sie könnten ihm als Vorwort vorgesetzt werden. Die Einsicht in die Geschichte Japans, die hier mit Recht als eine lehrreiche, lohnende, ja unabweisliche Aufgabe bezeichnet wird, sich zu verschaffen, war nur allzulange leider gerade dem deutschen Leser nicht gut möglich. Jetzt ist er dazu in den Stand gesetzt, und — was doppelt erfreulich ist — nun auch gleich besser als der englisch oder französisch lesende Interessent, denen es schon bisher an brauchbaren Abrissen nicht gefehlt hat. Niemand war mehr berufen, die vorhandene Lücke in unserer Literatur auszufüllen, als eben der, der diese Aufgabe mit Lieferung des vorliegenden Beitrags zu dem großen Pflugk-Harttungschen illustrierten Sammelwerk auf sich genommen. Dr. O. Nachod's neuste gelehrte Darbietung darf gerühmt werden als durchaus gelungener Versuch, die bislang eruierte Wahrheit über Japans Vergangenheit in einer Weise zu verarbeiten, die dem Bedürfnisse des großen gebildeten Publikums angemessen ist. Wer Nachods in der Lamprecht'schen Serie „Allgemeine Staatengeschichte" erschienenen ersten, nur die japanische Urzeit behandelnden Band gelesen, wird den Verfasser hier freilich kaum wiedererkennen. Findet sich dort kaum eine Seite ohne gehäufte Quellenangaben, fremdsprachige Zitate und sonstigen gelehrten Apparat, so wird hier alles dergleichen mit sichtlicher Geflissentlichkeit vermieden. In dem ganzen Abriß ist mir nur ein Autorname aufgestoßen. Es galt eben, mit dem Raume haushälterisch zu sein und die Weise der Darstellung dem Allgemeincharakter des Gesamtwerkes, von dem es einen der tüchtigsten Bestandteile bilden wird, anzugleichen. Aber auch so sieht man, wie jeder Satz auf allumfassendem, tiefgründigem Studium beruht. Hat es die gedrungene Darstellung im ganzen erfolgreich darauf abgesehen, sich auf das Wesentliche zu beschränken, so mögen einzelne Abschnitte (so besonders die Schilderung der den Uebergang vom urzeitlichen Geschlechter- zum Beamtenstaat nach chinesischem Muster bildenden sogenannten Taikwa-Reformen) in ihrer etwas detailliert geratenen Ausführung das Gesetz der Proportion vielleicht in etwas durchbrechen. Aber gerade in diesen Kapiteln vermittelt der Verfasser dafür auch, — wie der Kenner wohl bemerken wird, obwohl der Autor selbst keinerlei Wesens davon macht — von ihm eigenst erarbeitete Erkenntnisse, die, dem weiteren Leserkreise am Ende entbehrlich, doch als eine Bereicherung der Forschung zu werten und darum mit Dank hinzunehmen sind. Auch unter den reichen, trefflich ausgewählten und zumeist am rechten Orte eingefügten Illustrationsbeigaben ist nicht weniges, das uns erstmalig von Nachod erschlossen wird. So z. B. die bisher nicht veröffentlicht gewesene älteste abendländische Manuskriptkarte von Japan aus dem Jahre 1568. Die Leser der Z. M. R. werden besonders die Reproduktionen der für den Verfasser photographierten öffentlichen Plakattafel mit Verbot des Christentums und der sogenannten Trampelbretter (efumi), die im Ueno-Museum zu Tokio erhalten sind, interessieren.

Heidelberg. Hans Haas.

Mitteilungen.

1. Es wird jetzt wieder ein Monatsorgan unserer Mission in Japan herausgegeben, das zwar denselben Titel „Shinri" = Wahrheit wie unsere frühere Zeitschrift tragen soll, aber sich von der letzteren dadurch unterscheidet, daß es nicht vorwiegend theologisch-philosophischen Inhalt hat, sondern, vor allem den Zwecken unserer wachsenden Kirche dienend, deren Glauben und religiöses Leben zum Ausdruck zu

bringen, nach innen hin unsere über das ganze Land zerstreuten Gemeinden und einzelnen Gemeindeglieder zu einer Einheit zusammenzuschmelzen und zusammenzuhalten, auch das Gemeindeleben zu stärken und nach außen hin Propaganda zu treiben bestimmt ist. Als Redakteur erbot sich unser Pastor Akashi in Tokio, der in solchen Dingen große Erfahrung hat, und ihm zur Seite stehen Pastor Aoki in Chiba und Evangelist Suzuki in Kioto. Der Inhalt der 1. Nr. (Nov. 1910) ist: P. Aoki, Unsere drei zu lobpreisenden Dinge (nämlich Gott, Christus und die Bibel.) — P. Schröder, Religion. — P. Schiller, Hat Jesus gelebt? — Prof. Dr. Fujinami, Drei große Ereignisse in Kioto und die Zukunft des Christentums. (Die drei großen Ereignisse Kiotos sind: Die Gründung der Jodo-Sekte des Buddhismus durch Genku ca. 1200; Ito Jinsai kommentiert um die Mitte des 17. Jahrhunderts aufs neue den Konfuzianismus; Niishima gründet in der Neuzeit die christliche Hochschule der Doshisha. Die Zukunftsaufgaben des Christentums sind: seine Japanisierung, seine Reinigung von den Zutaten der Jahrhunderte und seine Versöhnung mit der Wissenschaft.) — P. Akashi, Anbetung im Geist und in der Wahrheit. — P. Aoki, Fortlaufende Erklärung des Lukas-Evangeliums, beginnend mit Lukas 1, 1—7 in der ersten Nummer. — Anonym, Kurze Bemerkungen über das Leben Jesu auf Grund von Luk. 2 und Joh. 2. — Pseudonym (P. Hashinami), 2 Kurzgedichte (über den himmlischen Vater und über Golgatha). — Pseudonym, Glaubenseinigkeit. — Pseudonym, Rückkehr zu Gott. — P. Aoki, Häusliche Erziehung. — P. Akashi, Worte des Redakteurs. — Liste unserer Täuflinge in Japan seit Beginn unserer Arbeit, 1. Teil. — Inserate.

Nr. 2 (Dezember 1910): Pseudonym (Pastor Aoki), Gebet. — Schröder, Selig sind, die da geistlich arm sind! — T. Ozawa, Vierfaches Verhalten gegenüber dem Nächsten. — Schiller, Der Berliner Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt. — Emi, Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu! — Schiller, Die Jahresversammlung des Allg. Evang.-Prot. Missionsvereins zu Ludwigshafen. — Kind, Schreiben an die japanischen Pastoren, Evangelisten und Evangelistinnen. — Pseudonym, Kurzes Leben Jesu, 2. Stück, Jesu Lehre. — Evangelist Suzuki, Bericht über unsere westliche Synode in Tsuruga und die dortigen Evangelisations-Versammlungen. — Pastor Aoki, Häusliche Erziehung, 2. Stück. — Persönliche Nachrichten aus unserer Kirche in Japan. — Pastor Akashi, Mitteilungen des Redakteurs und vorläufiger kurzer Bericht über die 25-Jahrsfeier unserer Missionsarbeit in Tokio. — Inserate.

2. Wir werden um Aufnahme folgender Notiz gebeten: Die 1874 von dem soeben verstorbenen D. Warneck begründete und zum führenden Missionsorgan Deutschlands gemachte

Allgemeine Missions-Zeitschrift

ist nun in die Hände einer neuen Redaktion, D. J. Richter in Verbindung mit D. J. Warneck, übergegangen. Ihre Ziele bleiben dieselben. Ein Stab bewährter und kundiger Mitarbeiter bleibt der A. M. Z. treu.

3. Schwester Margrit Wittwer ist am 18. Januar in Tsingtau glücklich eingetroffen. Sie ist mit Eifer an ihre Arbeit gegangen und hat schon mit dem Erlernen der chinesischen Sprache begonnen.

4. Herr Dr. Rohrbach teilt im Anschluß an seine Bitte aus Nr. 9 des vorigen Jahrganges mit, daß die von ihm vermißten Lichtbilder sich wiedergefunden haben und in neuen Serien verteilt worden sind.

Dr. Wunsch †.

Am 13. März ist Dr. Wunsch in Tsingtau an Typhus gestorben. Durch einen Chinesen, den er an dieser Krankheit behandelte und der inzwischen wieder genesen ist, war er angesteckt worden. So ist er ein Opfer seines Berufes geworden.

1869 war Dr. Wunsch geboren. Er hatte die Zahl vierzig erst wenig überschritten, als ihn der Tod aus einer reichen und gesegneten Tätigkeit abrief. 1908 hatte er sich in Tsingtau als praktischer Arzt niedergelassen und war, erst vertretungsweise für Dr. Dipper, später selbständiger ärztlicher Leiter wie des Faberkrankenhauses, so auch unseres Faberhospitales. Ausgerüstet mit einer gründlichen und vielseitigen medizinischen Bildung und reichen Erfahrungen an verschiedenen Orten und in verschiedenen Ländern gesammelt, war er imstande, uns an unseren Kranken ausgezeichnete Dienste zu leisten, und er hat das in nie ermüdender Hingebung getan. Eine liebenswürdige Natur und ein echter Menschenfreund, war er ein berufener Vertreter der ärztlichen Mission. Unser Faberhospital lag ihm am Herzen, es verlangte ihn, daß es immer weiter ausgebaut und immer besser ausgestattet würde, damit es vielen Chinesen Hilfe und Wohltat bringe.

Der Tod dieses bewährten treuen Mannes bedeutet für unsere Arbeit in Tsingtau einen schweren Verlust. Deutsche und Chinesen werden um ihn trauern, mit ihnen vereinigt sich unsere Trauer.

Wir wissen, was er gewirkt hat. Unser Dank folgt ihm in die Ewigkeit nach.

Der Zentralvorstand
des Allg. evang.-protest. Missionsvereins:
D. Aug. Kind.

Zur allgemeinen Lage in Japan.

Vom Missions-Superintendenten Emil Schiller zu Kioto.

(Schluß.)

In ähnlicher Richtung weist auch das Wiedererwachen größeren Interesses an den chinesischen Klassikern, wie die Gründung von nichtchristlichen Jünglingsvereins-Organisationen über das ganze Land hin, von denen noch die Rede sein wird. Im Anfang des Jahres ließ sich darum die Kiristokyo-Sekai (Christliche Welt) zu folgendem pessimistischen Klageruf verleiten: In materiellen Dingen ist bei uns kein Rückschritt wahrzunehmen. Die Leute hören nicht auf, in Eisenbahnwagen oder mit der elektrischen Bahn zu reisen, um etwa wieder zum alten Beförderungsmittel der Sänfte zurückzukehren. Anders aber ist es in geistigen Dingen. Da wendet man sich vom westlichen Christentum und der damit verbundenen Philosophie ab zu gunsten des Konfuzianismus und der Hotokukyo (siehe unten), welche sogar vom Ministerium des Innern empfohlen werden. Die Nation ist sogar so weit gegangen, den Geist der Rache, der im Bushido der Feudalzeit eine so große Rolle spielte, wieder zu preisen. So haben wir das Phänomen eines Volkes, welches von den christlichen Ländern deren Künste, Industrieen und Erfindungen annimmt, aber die Religion verwirft, welche das Wesen der westlichen Zivilisation ist. Einige verteidigen diese Vorliebe für alte nationale Kultur mit patriotischen Gründen; aber Vaterlandsliebe sollte niemals den Fortschritt aufhalten. . . . . Die westliche Zivilisation ist so sehr vom Christentum durchtränkt, daß sie in Trümmer gehen würde, wenn man das Christentum daraus hinwegnähme.

Das ist natürlich zu pessimistisch gesprochen. Aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß im heutigen Japan trotz aller Siege und Fortschritte des christlichen Geistes die konservativen Mächte sich wieder stärker regen. Auch tritt mit der Ausbreitung der weltlichen Kulturmittel die Bedeutung des Christentums als einer geistesbildenden Macht zurück. Die christlichen Sommerschulen, welche früher großes Aufsehen erregten und großen Zulauf von seiten der bildungshungrigen Jugend fanden, haben nicht mehr dieselbe Bedeutung, seitdem alle staatlichen und privaten Hochschulen ähnliche Kurse veranstalten. Den christlichen Jünglingsvereinen, welche von Amerika her gegründet sind und für ihre Bauten und Bedürfnisse von dorther noch immer gewaltige Geldsummen empfangen, sind allmählich in Stadt und Land mit staatlicher Förderung sogenannte Seinendan (Jünglingsgruppen) an die Seite getreten, die offiziell religiös neutral sind, was aber im heutigen Japan immer Förderung des Staatsshintoismus bedeutet. Ihre Zahl hat schon 10 000 überschritten und ihr Kongreß im Frühling zu Nagoya war von 3500 Vertretern besucht. Selbstkultur, Unterstützung staatlicher, kommunaler und sozialer Werke, Pflege des Patriotismus und der Moral, auch Erhaltung der Tempel (!) gehört zu ihren Aufgaben. Ihr Patron ist Ninomiya Sontoku, ein Lehrer praktischer Moral und sozial-ökonomi-

scher Reformator, der um die Wende des 18. Jahrhunderts lebte und heute große Verehrung genießt. Seine Lehre wird heute Hotokukyo genannt, d. h. Lehre der Tugend des Dankes; sie fordert auf zum Dank gegen alle Wohltäter: Eltern, Regierung, Fürst, natürlich auch Götter. Es ist ein in erster Linie utilitaristisches System, das vor allem Aufrichtigkeit, Erwerbssinn, Sparsamkeit, Einfachheit, Rücksichtnahme auf andere, Selbstverleugnung, Respekt vor den Autoritäten empfiehlt und das zunächst sich religiös neutral verhält, mit dem also die christliche Mission wohl zufrieden sein könnte, wenn es nicht den Charakter eines Konservativismus an sich trüge, der sich gegen den vom Auslande kommenden Einfluß des Christentums verschließt und die Wucht der altgewohnten religiösen Vorstellungen und Zeremonien verstärken hilft.

3. Fortschrittliche Mächte.

Aber natürlich neben den konservativen Mächten sehen wir auch fortschrittliche rüstig am Werke; denn das heutige Japan ist ein moderner Staat, in welchen moderne Ideen eindringen, gute und böse. Zu den bösen rechnen wir anarchistische Tendenzen, die zum allgemeinen Erstaunen innerhalb und außerhalb des Landes auch in Japan sich gezeigt haben und dahin wirken, daß die Regierung augenblicklich auch jede Aeußerung sozialistischer Ideen, ja man kann sogar sagen, sozialer Ideen mit Energie bekämpft, dabei sogar Schulbibliotheken auf Schriften solchen Inhalts prüfend. Zu den bösen Einflüssen vom Auslande her mag man auch eine Art von Naturalismus in Literatur und Kunst rechnen, den die Regierung ebenfalls zu unterdrücken sucht. Es zeigt sich so, daß keine Geistesbewegung in Europa und Amerika an Japan spurlos vorübergeht. Für einen gesunden Einfluß vom Auslande her wird man es halten, daß doch allmählich auch wieder Stimmen sich regen gegen die traditionelle Verherrlichung der japanischen Ahnenverehrung, als sei diese die unumgängliche Basis aller Moral, vor allem die unentbehrliche Grundlage zur Erhaltung von Familiensinn und kindlicher Pietät und weiterhin dann auch der Loyalität, die darum unbedingt zum echten Japanertum gehören müsse. Es ist erfreulich, daß selbst in einer Schülerinnen-Zeitung (Jogaku Sekai, d. h. Welt für Frauenbildung) endlich einmal ein Protest dagegen geäußert wird von einer Frau Yozano, die in geschickter Weise ihre Stimme erhebt gegen die konservativ-rückschrittlichen Anschauungen eines Professor Shimoda, der in einer anderen Schülerinnen-Zeitung, Johsi-Kyoiku (d. h. Mädchenerziehung), die Ahnenverehrung als etwas für das japanische Volk Charakteristisches hingestellt hatte und es bedauert hatte, daß es heute in der Hauptstadt schon manche Häuser gebe, wo diese Sitte in Wegfall gekommen sei, während sie auf dem Lande noch wohl erhalten sei, und der diese Zustände in Tokio als eine Tendenz zu nationalem Verfalle geißelte. Demgegenüber machte Frau Yozano ihr Erstaunen über solche rückschrittlichen Aeußerungen

mit anerkennenswertem und heutzutage noch seltenem Freimute geltend: Ich möchte fragen, ob es wohl Menschenrassen gibt ohne kindliche Pietät und Achtung vor den Eltern. Das ist doch etwas allgemein Menschliches, und die alten Indier und Chinesen besaßen ähnliches, so daß es also nichts für das japanische Volk Charakteristisches darstellt. Uebrigens muß man sich hüten, einfach zu argumentieren, daß alles national Charakteristische erhalten werden müsse. Sonst müsse man ja auch die Sitte des Harakiri (des Selbstmordes durch Leibaufschneiden) aus der Feudalzeit oder die der Geschwisterheiraten aus der sogenannten Götterzeit, oder die der Phallusverehrung weiter empfehlen . . . Die Achtung vor den Vorfahren ist gewiß etwas Schönes; aber sie anbeten ist die größte Torheit, welche man der gegenwärtigen Generation aufzunötigen versucht . . . Im allgemeinen geht die Verehrung der Vergangenheit Hand in Hand mit einem starken Mangel an fortschrittlicher Kraft, weshalb man besser täte, sie nicht zu sehr zu empfehlen. . . . . Ich bedauere zu sehen, daß die Verehrung des negativen Oekonomen Ninomi-ya Sontoku (siehe vorher), der immer nur von Sparsamkeit redete und für die Feudalzeit passend gewesen sein mag, oder der 47 Ronin, welche nichts anderes waren als eine Bande von Mördern und Friedensbrechern, von Störern der sozialen Ordnung, heute von vielen empfohlen wird. Das ist eine Hemmung des gesunden Fortschrittes der Zivilisation (mitgeteilt im Japan Chronicle vom 20. Sept. 1910). — Wer da weiß, wie viel die Ahnenverehrung im heutigen Japan noch bedeutet, wie sie offiziell gepflegt wird und wie sie eins der stärksten Hindernisse für die Ausbreitung des Christentums darstellt, wird sich über solche mannhaften Aeußerungen nur freuen können.

Solche Stimmen zeigen aber, wie das Neue mit dem Alten in Japan ringt, wie man immer mehr einsieht, daß vieles Alte, obwohl das Herz daran hängt, entweder ganz aufzugeben oder doch in einer den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechenden Weise umgewandelt werden muß. Das fühlt man auch im Buddhismus, wo die Frage, wie er für die Neuzeit umgestaltet werden müsse, nicht von der Tagesordnung verschwindet. Am 15. April brachte die Japan Times einen längeren Artikel über „Tendenzen einer Christianisierung des Buddhismus", in dem u. a. darauf hingewiesen wurde, wie einige buddhistische Sekten kühn genug seien, statt ihrer Litaneien (Nembutsu) Lieder wie die Christen einzuführen, daß ferner in einigen Tempeln sogar Trauungen nach christlichem Muster gehalten würden. Es kann das dem Christentum bei seiner geringen Bekennerzahl in Japan nur zur Ehre gereichen, wenn die anderen Religionsgemeinschaften sich genötigt sehen, seinem Beispiele zu folgen, und es weist das auf die Bedeutung und den Einfluß des Christentums in Japan hin. Die Japan Times machte in diesem Zusammenhange auch auf einen Aufsatz des schon erwähnten Prof. Inouye Tetsujiro in seiner Zeitschrift Toa no Hikari hin, aus dem für uns besonders wichtig ist, was er

am heutigen Buddhismus im Blick auf das Christentum für reformbedürftig hält. Das ist erstens der Umstand, daß die Persönlichkeiten der Priester nicht genügen, die keineswegs den Laien an Kenntnissen, Tugenden und sozialer Betätigung überlegen seien. Inbezug auf Moral seien sie sogar unter das Zeitalter der Barbaren heruntergesunken. Ferner müsse der Bilderdienst beseitigt werden, der früher vielleicht angebracht gewesen sei, aber heute nur ein Hindernis für den Einfluß des Buddhismus bilde. Damit zugleich müsse die Praxis des gedankenlosen Lesens der O Kyo (der heiligen Schriften als eines Opus operatum) in Wegfall kommen. Drittens passe der Pessimismus des Buddhismus nicht nach Japan, dem eine optimistische Lebensbetrachtung charakteristisch sei. Japan habe durch den Buddhismus zu seinem Schaden mancherlei vom indischen Pessimismus angenommen, was sich z. B. in der so häufig vorkommenden Unsitte des Shinju (des Selbstmordes zweier Liebenden) zeige. „Unsere Vorfahren brachten ihren Göttern Opfer dar von Dingen, von denen sie annahmen, daß sie diesen wohlgefielen, z. B. Reiswein, Fisch, Kuchen. Das offenbart den optimistischen und realistischen Sinn der Japaner, dem buddhistische Melancholie nicht kongenial sei." (Hier vergißt Inouye doch, daß Japan während mehr als eines Jahrtausends dem Buddhismus willig angehört hat, und daß im Buddhismus die japanische Sentimentalität eine reiche Nahrungsquelle fand). Endlich genüge die Morallehre des Buddhismus nicht, weil ihm eine Sozialethik fehle. Alles dies sei nun eine Stärke des Christentums. Aber auch dieses könne in seiner Ganzheit nicht von den Japanern angenommen werden, denn die Moralvorschriften, welche einst vor 2000 Jahren im jüdischen Land ausgestreut worden seien, paßten doch nicht mehr völlig für unsere heutige Zeit. (Auf die größte Schwierigkeit für Japaner, die der christliche Gottesglaube dem pantheistisch oder atheistisch gerichteten Buddhisten bietet, geht Inouye merkwürdiger Weise nicht ein). Interessant und wichtig ist, daß die von Japanern herausgegebene Japan Times ihren Artikel mit der Bemerkung schließt, daß die Zeitströmung allerdings das Christentum zu begünstigen scheine, daß aber schließlich das Resultat doch eine Versöhnung von Buddhismus und Christentum und eine Verschmelzung beider Religionen sein werde.

Was für ein Gewoge der Geister das heutige Japan durchtobt, davon gab Ukita einmal im Taiyo (Sonne), dem größten Organe Japans, Kunde, als er schrieb: In keinem Lande der Erde kann man so unvereinbare Elemente bei einander finden, als im heutigen Japan. Hier finden wir Leute, welche noch nicht das Steinzeitalter überschritten zu haben scheinen, welche Tiere und Pflanzen oder Sonne, Mond und Gestirne anbeten, die inmitten von anderen leben, welche an nichts mehr glauben als an Dampf, Elektrizität und moderne Technik. In derselben Straße wohnen Christen und Agnostiker, Anhänger Nietzsches und Anhänger Tolstois, Schüler von Karl Marx und philosophische Atheisten. Einige

preisen die westliche Zivilisation, andere reden dagegen, wieder andere reden von einer Verschmelzung der besten Bestandteile in der occidentalischen und der orientalischen Kultur. In der Politik, Religion, Ethik, Philosophie gibt es keine Uebereinstimmung. Was der eine glaubt, verspottet der andere . . . Unser Zeitalter ist außerordentlich individualistisch . . . Unter dem alten Regime wurden die Leute feudal regiert. Folgsamkeit gegen die Autoritäten wurde gelehrt. Gründe für die Befehle wurden nicht gegeben, und niemand hatte ein Recht, nach Gründen zu fragen. Die Jungen gehorchten den Alten, die Arbeitnehmer den Arbeitgebern, die Frauen den Männern, die Schüler den Lehrern. Damals wußte man nichts von individuellen Rechten. Konservativismus beherrschte das Land, und das Ideal war, auf dem Wege der Vorfahren zu wandern. Aber heute werden mehr und mehr die Pflichten der Eltern gegen die Kinder, der Arbeitgeber gegen die Arbeitnehmer, der Lehrer gegen die Schüler betont. Man nimmt ein größeres Interesse an der Zukunft der Nation, als an ihrer Vergangenheit, und ein allgemeines Streben nach Gedanken- und Bewegungsfreiheit ist erwacht.

Solche Ausführungen weisen hin auf den modernen, fortschrittlichen Geist, der im heutigen Japan lebt. Aber man muß sie doch cum grano salis verstehen. Ukita überschätzt unzweifelhaft das Vorhandensein des Individualismus. Erst wenn man beides, die starken konservativen Mächte und die fortschrittlichen zusammenhält, kommt man zu einem richtigen Verständnis der Lage. Verschiedene Beobachter werden verschieden urteilen. Mir scheint die Kraft des Konservativismus heutzutage stärker zu sein als das fortschrittliche Streben.

4. Die christliche Bewegung in Japan.

Mitten inne in diesem Gewoge der Geister steht nun das Christentum mit seiner Friedensbotschaft von dem einen Gotte, der unser Vater durch Christus ist. Freilich ist die Missionsarbeit in Japan selbst zerrissen durch die große Mannigfaltigkeit von Sekten und Lehrmeinungen, die noch in jedem Jahre vermehrt werden. Die große Anzahl der missionierenden Sekten bedingt natürlich eine unliebsame und den Fortgang der Arbeit oft hemmende Konkurrenz der einzelnen Kirchen, die trotz aller Unionsbestrebungen tatsächlich immer weiter besteht und erst gemildert werden wird, wenn die konkurrierenden Missionen selber sich von Japan zurückgezogen und das Feld den japanischen Christen allein überlassen haben werden, was freilich noch sehr lange Zeit haben wird. Jedenfalls ist es Tatsache, daß die japanischen Christen im allgemeinen wenig Sinn für die denominationellen Unterschiede der Missionen haben. Je größer darum ihre Unabhängigkeit von den Missionen wird, um so mehr verlassen sie die alte Basis zu gunsten eines sogenannten japanischen Christentums, das alles europäisch-amerikanische Wesen abstreifen soll. Die extremste Form dieser Richtung stellt heute wohl die Nippon Kyokwai dar, gegründet von dem

christlichen Schriftsteller Matsumura Kaiseki und seinen Freunden in Tokio als ein von vorn herein rein japanisches Unternehmen, das alle Verbindung mit den Missionen und dem ausländischen Christentum prinzipiell abweist. Man sagt, daß diese Kirche in Tokio augenblicklich großen Einfluß habe. Ihr Organ ist die vielgelesene Monatsschrift Michi (Weg), in deren Augustnummer Murai Chishitsu die Charakteristika dieser Gemeinschaft darstellt. Es sollen sein: 1. große Wahrheitsliebe, weshalb diese Gemeinschaft offen auch den Anschein des Supranaturalismus, und damit z. B. die Lehre von Christi wunderbarer Geburt, die göttliche Autorität der Bibel und die paulinische Lehre von der Versöhnung fallen lasse. 2. Große Weitherzigkeit, weshalb sie sich auf 4 Glaubensartikel beschränke: Glaube an Gott, Persönlichkeitskultur, Nächstenliebe und Unsterblichkeit. 3. Unabhängigkeit gegenüber jeder Autorität, der Kirche sowohl wie der Bibel, und Anerkennung der Vernunft allein als der obersten Autorität. Wie einmal Parker in Boston statt eines Bibeltextes für seine Predigt einen solchen aus Mark Aurel genommen hat, so nimmt man in der Nippon Kyokwai auch Texte aus Konfuzius und Mencius. Der Vernunft folgend habe man auch Sakramente und Sonntagsfeier aufgegeben, wenn man auch aus Bequemlichkeit sich Sonntags versammle. 4. Weltoffenheit und Energie. 5. Das hohe Bestreben, der japanischen Nation diejenige Form der Religion zu geben, welche ihr gut ist — ein Charakteristikum, welches wohl die anderen Kirchen ebenfalls für sich in Anspruch nehmen.

Nehmen wir an, daß das alles ehrlich gemeint ist, als ein lauteres Bestreben, das Christentum vom japanischen Standpunkte aus selbständig zu erfassen und mit dem japanischen Geiste zu verschmelzen. Der Fehler bei solchen Bestrebungen ist in der Regel der, daß man die Geschichte geringschätzt und die Notwendigkeit einer historischen Kontinuität verkennt, und meist auch, daß dergleichen mit einem guten Teile nationalen Chauvinismus gewürzt ist. Daß es dabei den Missionaren manchmal um die Zukunft des Christentums in Japan bange werden kann, ist leicht zu verstehen, zumal sie auch sich selbst immer wieder sagen lassen müssen, daß sie ein Christentum bringen, welches für Japan ungenießbar sei, ja daß sie ein Hemmnis für den Fortgang des Christentums in Japan bildeten. Es war der eben genannte Matsumura Kaiseki, welche in einem in den Zeitungen mitgeteilten Gespräche mit Dr. King, dem Präsidenten der amerikanischen Oberlin-Universität, den Gedanken aussprach, die Missionare, außer ein paar tüchtigen Theologen, seien für Japan überflüssig; man solle lieber das Geld statt der Personen schicken. Also Geldmission statt Mission durch glaubensstarke Persönlichkeiten. Ich glaube, das japanische Christentum würde bei solchem Verfahren zunächst religiös verarmen, wenn es auch schließlich sich zurecht finden würde, da es ja die Bibel als Orientierungsmittel besitzt. Aber es ist ein gutes Zeichen, daß es im allgemeinen in bezug auf die Missionsfrage jetzt ruhiger geworden ist. Die Christen sehen

ein, daß sie ohne Missionare nicht gut vorwärts kommen, zumal die Zunahme der Christenzahl in Japan zwar eine stetige, doch keine so rapide ist, daß in absehbarer Zeit an eine Uebernahme der gesamten Missionsarbeit durch die Japaner zu denken wäre. So konnte denn auf der letzten Jahresversammlung der Japanmissionare des American Board in Arima mitgeteilt werden, daß zum ersten Male seit langen Jahren von seiten der japanischen Kumiai-Kirche wieder der Wunsch nach einer Vermehrung der Zahl der Missionare ausgesprochen sei.

Ein Hauptproblem auf dem heutigen japanischen Missionsfelde, nachdem in den großen Städten das Christentum festen Fuß gefaßt hat und durch die dort bestehenden Gemeinden und Schulen sich beständig ausbreitet, ist die Frage, wie man an die Bewohner der kleineren Städte und des Landes herankommen soll. So lange erst auf etwa 300 Seelen im Lande ein Christ kommt, und diese Christen meist in den großen Städten wohnen, ist diese Frage eine brennende. Tokio beherbergt wohl 20 000 Christen, aber die zweitgrößte Stadt Osaka nur etwa 4000. Dann kommt Kioto mit etwa 300. Rechnet man für Kobe und Yokohama ebensoviel und zählt die etwa 20 000 Christen hinzu, welche als Frucht der alten Jesuitenmission in Nagasaki und Umgegend wohnen, so bleiben für die mittleren und kleineren Städte nicht gar viele übrig. Hier herrscht Buddhismus und Shintoismus noch ungebrochen. Geht man die ganze lange Nordwestküste Japans entlang, an welcher z. B. unsere Predigtstation Tsuruga liegt, so ist hier noch kaum ein nennenswerter Erfolg der christlichen Propaganda zu verspüren. Eine Untersuchung der Verhältnisse hat ergeben, daß es in Japan noch 35 Städte mit 20 000 Einwohnern gibt, in denen überhaupt noch kein Missionar wohnt, von kleineren Orten ganz zu schweigen. Aber das Problem ist erkannt und liegt den in Japan arbeitenden Missionen auf der Seele.

Etwas, was man auch der Missionsarbeit als einen indirekten Erfolg anrechnen kann, der sicherlich noch gute Früchte bringen wird, ist es, daß in Japan die Erkenntnis sich mehrt, daß eine religiöse Erziehung anstelle der religionslosen zu setzen ist, da der religionslose Moralunterricht die auf ihn gesetzten Hoffnungen keineswegs erfüllt. In Kioto ist es vornehmlich der Professor der Pädagogik Tanimoto an der Kaiserlichen Universität, der in pädagogischen Kreisen diese Anschauung vertritt, ohne doch deutlich sagen zu können, was für eine religiöse Moral nun einzuführen sei. Neuerdings hat auch Sawayanagi, ein früherer Erziehungsminister, eine große Autorität in pädagogischen Kreisen, im Kyoiku Ziron (Pädagogische Revue) in einem Artikel über die Verbindung von Moral und Religion (mitgeteilt in der Japan Weekly Mail vom 30. April dieses Jahres) sich zu gunsten einer religiösen Moral geäußert: „Wir erlauben in unseren japanischen Staatsschulen keinen Religionsunterricht. (Das Gleiche gilt für Privatschulen, auch Missionsschulen, welche auf die staatlichen Berechtigungen Anspruch machen.) Ein Grund dafür ist, daß, wenn

wir einer Religionsgemeinschaft den Unterricht erlauben, wir auch den anderen dieselben Rechte gestatten müssen und dann ein Glaubenskrieg in den Schulen ausbrechen würde. Ein völlig interreligiöses Unterrichtssystem auszuarbeiten, ist aber ein ungangbarer Weg. Wenn nun aber auch die Schulbehörde keinen Religionsunterricht in Staatsschulen während der Schulstunden duldet, so bedeutet das nicht etwa, daß die Behörde Religion für unnötig hält. Sie erkennt die Nützlichkeit buddhistischer und christlicher Schulen an, wenn sie sich auch nicht entschließen kann, den Unterricht in deren Sinne zu erteilen. Ich persönlich halte die religiöse Erziehung für wichtig. Ich meine damit nicht die Ausbreitung einer besonderen Glaubensform, sondern daß man den jungen Leuten religiösen Geist einflöße. Es scheint mir, daß die Moral schwach ist, wenn sie nicht auf der Basis eines religiösen Glaubens ruht. Geistliches Leben muß die Grundlage moralischen Lebens sein." Das ist eine um so wichtigere Aeußerung, als noch vor wenigen Jahren die Regierungs- wie die pädagogischen Kreise jeder religiösen Beeinflussung der Jugend ablehnend gegenüber standen, und gewährt einen hoffnungsreichen Ausblick in die Zukunft auch vom Standpunkte der christlichen Missionen.

Abirrungen des religiösen Glaubens.

Reflexionen eines modernen japanischen Buddhisten über Religion und Religionen.

Von D. Hans Haas-Heidelberg.

Vorbemerkung.

Die buddhistische Priesterschaft in Japan steht in schlechtem Ruf. Man zeiht sie der Unwissenheit, und man sagt, es sei übel um ihre Sittlichkeit bestellt. Mich hat das nie davon abgehalten, Beziehungen zu ihren Vertretern anzuknüpfen, wo sich mir Gelegenheit dazu bot. Und trifft das gang und gäbe Urteil über den Klerus der Religion Buddhas in Japan zu, so war ich jedenfalls beim Anknüpfen solcher Beziehungen zumeist von besonderem Glück begünstigt. Unter den „Bonzen" meiner Bekanntschaft waren sittlich untadelhafte Persönlichkeiten, ernste, fromme Männer, und mehr als einem trat ich näher, der es an Gelehrtheit mit jedem Durchschnitts-Missionar in Japan aufnehmen konnte. Vielleicht daß in letzterer Hinsicht wenigstens die Reflexionen eines modernen japanischen Buddhisten, die ich im nachfolgenden wiedergeben will, dem auch bei uns arg in Mißreputation geratenen Stande in etwas eine „Ehrenrettung" werden, und das, ohne daß ich sie mit Glossen zu begleiten habe und auch wo wir ihnen nicht zustimmen können oder sie abweisen müssen. Entnommen sind sie einem japanischen Buche, das mir sein Autor, Nukariya Kaifu, ein Priester der kontemplativen Soto-Schule in Tokio, vor einigen Jahren alsbald nach Erscheinen als Geschenk übersandte und dessen Einleitung sie bilden. Das Buch ist außer in die meinen wohl kaum in eines Europäers Hände sonst gekommen. Von einem

japanischen Buddhisten ist es rein für japanische Buddhisten geschrieben. Es hat auch unter diesen kein besonderes Furore gemacht, weniger jedenfalls als bei uns im deutschen Rheinland ein Vortrag von Traub etwa oder die Predigten von Pfr. Jatho in Köln in den Kreisen der sogenannten Rechtgläubigen. Man ist innerhalb des japanischen Buddhismus dergleichen nachgerade heut gewohnt. Oder man ist dort überhaupt toleranter als bei uns gegen vom Ueberlieferten abweichende Meinungen. Es ist ja auch nur natürlich, wie in der Aera Meiji für Japan die Dinge liegen, daß man sich an den Kanon hält: „Prüfet alles, und das Gute behaltet!“ Man sucht zu lernen, von wannen eben etwas zu lernen ist. Ich weiß nicht, ob nur eben ich über den Expektorationen Nukariya's an Pfleiderer's „Religionsphilosophie“ oder an die einleitenden Vorträge in seinem Buche „Religion und Religionen“ erinnert werde. Der Leser wird ja sehen. Auf jeden Fall doch das, daß der japanische Buddhismus keine Welt ist, die gegen die Außenwelt sich abschließt. Seine Priester, nicht alle, aber ganz gewiß auch nicht eben der, den ich hier zu Wort kommen lassen will, allein, bemühen sich, uns zu verstehen, um sich innerlich mit unserer Gottes- und Weltanschauung auseinander zu setzen. So sollte auch uns daran liegen, zu wissen, wie im Kopfe eines Buddhapriesters in Japan heute Gott und Welt sich malt. Das brauche ich wohl nicht erst hervorzuheben, daß Nukariya nicht als Repräsentant der japanischen Bonzenschaft überhaupt, sondern nur der modernistischen Richtung, des sogenannten Shinbukkyó, anzusehen ist.

Wer ein achtsames Ohr hat auf die Stimmen, die inmitten der japanischen Gedankenwelt zur Zeit sich vernehmen lassen, der kann unmöglich eine derselben überhören, die lauter und immer lauter sich erhebt: die Stimme des Rufens nach — Religion. Sie hat nachgerade allbereits angefangen, selbst die Politiker, bei denen Lug und Trug zum Metier gehört, und auch die höherer Geistesbildung baren, oberflächlichen Kreise unserer Kaufmannswelt zu erreichen, denen Religion bisher eine quantité négligeable war, — ein deutliches Anzeichen dafür, daß für das japanische Volk eine Periode der Selbstbesinnung anbricht, da man wieder anfängt, einwärts den Blick zu kehren. Zumeist natürlich sind es die berufsmäßigen Volksbildner und Erzieher und die studierende Jugend beiderlei Geschlechts, in deren Kreisen vor allem solches religiöses Suchen sich bemerklich macht. Freilich von den alten Religionsformen wenden sie sich hinweg. Deren Unvernunft stößt sie ab, und an ihren Praktiken, dem Sutra-Lesen und dem Gebete-Plappern, wie es Bonze und Pastor übt nach Papageienart, können sie kein Genüge finden.

Welcher Art ist doch die Religion, die uns heute in Japan entgegentritt? Da ist das Christentum orthodoxer Observanz, äußerlich prangend im Schmucke einer glänzenden Zivilisation, innerlich nichts als erstarrtes Gestein. Da ist Shinto aufs engste

unzertrennlich verknüpft mit unserer Kaiserlichen Dynastie, in Wirklichkeit ermangelnd aller lebendigen inneren Kraft. Und da ist der Buddhismus, ein Koloß anzusehen, nur aber leider einer, dessen Körper von Tag zu Tag mehr seinem gänzlichen Verfall entgegensiecht. Was einen Gebildeten immer mit tiefster Betrübnis erfüllen muß, das ist die traurige Tatsache, daß unter allen Religionen bisher keine gewesen ist, die sich auf die Dauer auf den Geisteshöhen ihres Begründers zu halten vermocht hätte. Wir haben das Aufkommen der Tenrikyo[1]) erleben müssen, und wir haben das Mormonentum bei uns einführen sehen[2]), beide in ihrer Gefährlichkeit der Pest vergleichbar. In beiden Fällen haben wir es mit kranken Religionsgebilden zu tun, die der Religion nur zum Verderben gereichen können. Ist dem aber also, dann gilt es, solchen Erscheinungen gegenüber wohl auf der Hut zu sein. Ist es an dem, daß unsere Seele der Stütze der Religion nicht entraten kann, so kommt nicht wenig darauf an, daß man auch die rechte Religion sich erwählt, um eine wirkliche Stütze an ihr zu haben. Das Sprichwort sagt ja wohl: Himoji toki ni mazui mono nashi, „wenn man hungerig ist, schmeckt alles".[3]) Ganz recht. Wie aber, wenn ein solcher Hungernder, indem er nicht wählerisch ist, nach verdorbener, vergifteter Speise greift? Nun ja, der wird sich eben an ihr vergiften. Kann so schon aber leibliche Speise der Gesundheit des Menschen Schaden bringen, wieviel eher wird dies mit der Seelenspeise der Religion der Fall sein! Daß wir der Religion bedürfen, um nichts weniger als der Hungernde der Speise, das steht fest. Die Frage muß nun aber sein: Welche Religion ist die beste, die ich darum aus den vielen vorhandenen für mich wählen soll? Geradeso wie man sich von vielen Schulen immer die beste aussuchen wird, darf man es auch hier mit der Wahl nicht leicht nehmen, damit man sich nicht vergreift.

I.

Wogegen religiöses Glauben vor allem auf der Hut sein muß, das ist, daß es nicht ausartet in Fanatismus. Man meint wohl, die Religion sei allem zuvor eine Sache des Gefühls. Natürlich denn, daß man auf den Gedanken kommt, die Religiosität müsse sich in heißblütigem Wesen äußern, wer sie wirklich besitze, müsse ein Zelot sein, und der letzte Zweck der Religion sei, das Gefühl des Menschen zu befriedigen. Eine grundfalsche Meinung! Allerdings, unter den großen historischen Religionsstiftern hat es Männer gegeben, in denen das Gefühl prädominierte. Man denke nur an Jesus oder an Muhammed! Aber man vergesse dabei nicht die Kampfsituation, in die der erstere von Anfang seiner Prophetenwirksamkeit an bis zu seinem Tode am Kreuze sich gestellt sah.

[1]) Ueber dieses neue synkretistische Religionsgebilde im Japan unserer Tage unterrichten meine Aufsätze in den Heften 5, 6 und 7 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift. H. H.

[2]) Im Jahre 1901.

[3]) Wörtlich: Zur Zeit des Hungerns gibt es kein unschmackhaftes Gericht. H. H.

Und dann, es waren bei Jesus recht eigentlich die Jahre des Gefühls, in denen er als Lehrer hervortrat. Daher die Glut seiner Rede, das Angreifende seiner Worte, Worte, die wie Nadeln waren, mit denen er der Menschen Eingeweide durchbohrte. Und Muhammed war ja wohl bereits ein gereifter Mann von vierzig Jahren, als er seine Prophetenwirksamkeit aufnahm. Aber auch er hatte anfänglich unter Lebensgefahren seine Lehre zu verkündigen, und daher eben atmen auch seine Predigten aus der Mekka-Zeit den heißen, gewaltigen Kampfmut und lodert das gesteigerte Gefühl in ihnen. Sie nahmen aber einen anderen, ruhigeren Charakter an, die fanatische Glut in ihnen verlor sich, als er später, nach Medina übergesiedelt, in gesicherter Lage sich befand. In den Suren des Koran tritt dieser Wandel klar zutage. So ist es also ganz verkehrt, zu glauben, die Religion entspringe aus einer Steigerung des Gefühls. Man sehe doch hin auf den Begründer unseres Buddhismus, auf Shaka-muni's Art und Wirken! Er ist wohl einem Edelsteine zu vergleichen. Seine klar erleuchtende Weisheit, sein warmes, ruhiges Empfinden, sein starker, unerschütterlicher Wille, die hehre, erhabene Ruhe dieser Persönlichkeit, — da ist nichts Extremes zu entdecken, nicht eine Spur von Fanatismus, der ganze Mann seit seiner Erleuchtung, wie Muhammed in seiner Medina-Periode, ein Beweis, daß es nicht das Feuer lodernden Gefühls ist, daraus die Religion geboren wird. Man kann tief religiös sein, ohne darum das Geringste von einem Eiferer an sich zu haben. Ein Irrtum ist es auch, wie schon gesagt, zu meinen, man benötige der Religion zur Befriedigung des Gefühls. Unser Glaube darf nicht nur dieses, er muß auch unsere Vernunft, ja unser ganzes seelisches Leben befriedigen. Er darf nicht von der Art sein, daß durch ihn einseitig nur diesem oder jenem Teile unseres Wesens Rechnung getragen wird auf Kosten anderer Seiten desselben. Gesunde Religion ist Sache des Denkens und Wollens und Fühlens zugleich, der ganze Mensch wird durch sie in Gleichgewicht und harmonischer Gefaßtheit und Ruhe gehalten. Da ist nicht die rechte seelische Lebensgestimmtheit, wo sein religiöser Glaube einen Menschen jetzt niederdrückt, daß er Tage lang in tiefster Trauer blutige Tränen weint, dann wieder ihn in ein Entzücken geraten läßt, daß sein Herz den ganzen Tag vor Freude jubelt und in Sprüngen geht. Eben damit erweist sich solcher Glaube als ein kranker Glaube. Zu rechtem Glauben gelangt man nicht anders als der Wanderer, der sicher an sein Ziel gelangt, nachdem er sich auf die rechte Straße hat weisen lassen. Was soll da verzücktes Jubilieren und Tanzen?[1]) Das sind ja doch nur Aeußerlichkeiten.

Und sodann, daß einem Blinden durch den Glauben an Gott plötzlich die Augen geöffnet, daß durch die Kraft des Gebetes Tote wieder zum Leben erweckt, einem Sünder durch sein Vertrauen auf

---

[1]) Wie es z. B. in der Tenrikyo, aber auch in einzelnen buddhistischen Sekten in Japan eine große Rolle spielt. H. H.

Jesus auf einmal alle seine Missetaten vergeben worden seien, oder aber daß einem Lästerer Buddhas auf der Stelle der Mund schief geworden sei, daß ein Mensch, der sich an einem Buddhabild vergangen, alsbald lebendigen Leibes in die Hölle versenkt worden, oder ein anderer, der den Donnergott beschimpfte, vom Blitze erschlagen worden sei, und was dergleichen Glauben mehr ist und Erstaunen oder Entsetzen weckt, alles das mag ja den Menschen gefallen, appelliert aber doch nur an Gefühl und Phantasie und schlägt dabei allem vernünftigen Denken ins Gesicht. Derlei dürfen wir darum nie und nimmer Raum in unserem Inneren gestatten. So sehr unser Sinn nach Wundern dieser Art verlangen mag, vor dem Forum der nüchternen Vernunft können sie nicht bestehen.

Ein anderes ist es mit dem Glauben an Gottes oder Buddhas Gerechtigkeit und Güte, ein Glaube, der, sicher in unserem Inneren ruhend, uns nicht in krankhafte Erregung versetzt, wohl aber imstande ist, unser gesamtes Tun und Lassen zu leiten. Das, und das allein ist vernünftigen Glaubens Art.

II.

In die Gefahr, sich auf Irrbahnen zu verlieren, ist je und je religiöses Glauben auch durch die Berücksichtigung der Tatsache der Sünde sowie des menschlichen Daseinsleides geraten. Die Verirrung liegt darin, daß man die Religion vor allem als ein Heilmittel gegen diese Schäden ansteht. Die pessimistische Anschauung von der Sündenverderbnis der menschlichen Natur ist mehr oder weniger wohl in allen positiven Religionen zu finden. Nach der Lehre des Christentums hat der Ahnherr des menschlichen Geschlechts Gottes Gebot übertreten und dadurch über sich und die ganze Menschheit nach ihm all das Unglück gebracht, von dem die armen Sterblichen seitdem heimgesucht werden, und erst in Jesus ist den Menschen ein Erlöser von dem Fluch der Sünde erstanden, der an ihrer statt, stellvertretend, den Fluch auf sich selber nahm und sie mit dem erzürnten Gott versöhnte. Auch der Hinayana-Buddhismus hat die Lehre, daß wir dem leidvollen Samsara, dem unendlichen Kreislauf immer neuen Inslebentretens und Wiedersterbenmüssens in den drei Welten, verhaftet seien, habe seine Ursache in unserem Karma, in unserem sündigen Wirken in verflossenen Existenzen. Vom Islam wird, wie bei den Juden, geglaubt, daß der Urvater der Menschen infolge einer schweren Uebertretung aus der Seligkeit des Paradieses auf diese Erde herniederverstoßen worden sei. Was nun vom Sündenfalle Adams und der Eva erzählt wird, das ist eine absurde Ueberlieferung, die es gar nicht wert ist, daß man sich kritisch mit ihr befaßt. Und daß Jesus dann die Sünde der Menschheit gesühnt haben soll, das ist erst recht — ein Traum im Traum. Wenn auch innerhalb unseres Buddhismus eine Richtung, eben das Hinayana, meint, das menschliche Leben mit seinem Leid als Folgewirkung von in vorausgegangenen Existenzen vollbrachten Werken ansehen zu müssen,

so ist diese pessimistische Anschauung nach allem, was ernste Forschung dargetan, ganz und gar indisch ihrer Herkunft nach. Den alten Ariern lag sie ferne. Das ersieht man daraus, daß in ihren Veden noch keine Spur davon zu finden ist. Erst unter der stechenden, ausdörrenden Sonne Indiens im Stromgebiet des Ganges, wohin sie von ihren ursprünglichen Sitzen aus einwanderten, hat sich dieser Glaube bei ihnen gebildet, der sich eben damit als ein unnormales Gebilde zu erkennen gibt. Und eben aus diesem angekränkelten Denken heraus hat die Hinayana-Lehre von der Sünde sich entwickelt.

Aber was ist es nun mit solchem Glauben? Ist er nicht recht eigentlich von der Art, daß er einzig für schlimme Gesellen und schlechtes Weibsvolk taugt, für die es in der menschlichen Gesellschaft gar keinen Raum geben, nach denen der Henker fahnden sollte? Und nun findet sich doch, nicht nur im Christentum, sondern auch in einer der Schulen des Buddhismus, die Lehre, gerade mit solchen schlimmen Sündern habe Gott oder Buddha Erbarmen, er liebe die Bösen mehr als die Guten und sei darauf aus, sie von der Sünde zu erretten! Das ist keine rechte Lehre. Dabei hat man einfach, was schon bei Menschen als Schwäche zu beurteilen ist, auf Buddha oder auf Gott übertragen. Das ist ja nicht zu bestreiten, daß eine menschliche Mutter in inniger Liebe über jedes ihrer Kinder sich erbarmt, nimmer aber doch wird sie einem mißratenen größere Liebe zuwenden als einem guten. Täte sie es doch, sie wäre keine gute Mutter zu nennen. Wohl, ihre Liebe kann ein mild Verzeihen haben für eines Kindes Sünde. Das aber wäre falsche Liebe, die das böse Kind um seiner Sünden willen mehr liebt als das ordentliche. Sie müßte früher oder später dem Verhätschelten selbst zum Unheil ausschlagen. Torheit aber ist es, Gott oder dem Buddha solche Schwachheit, wie sie sich wohl einmal bei Menschen finden mag, zuzuschreiben, und eine Religion, die solches tut, ist eine kranke Lehre, die ja allerdings den Kranken, d. h. Sündern, taugen mag, aber nichts für den normalen Menschen ist; sie mag etwas Tröstliches haben für Leidüberkommene, für der Verzweiflung anheimgefallene Leute, was aber soll sie den anderen, die über ihr Los nicht zu klagen haben? Sollen sie erst dahin gebracht werden, ein Leben, das ihnen volles Genügen bietet, als Leiden und als Sündenverderbnis anzusehen, damit hernach die Religion als Mittel der Erlösung erscheint? Ist das nicht geradeso, wie wenn man einen Menschen in eine Grube stieße, um ihn hernach aus derselben retten zu können? Von solchem Umwege sieht man doch wohl besser ab. Nicht als ob ich etwa sagen wollte, daß wir überhaupt keine Sünden und Flecken an uns tragen, die wir zu bekennen hätten. Das sei ferne! Es steht dem Menschen wohl an, in Bescheidenheit seiner Unzulänglichkeit stets eingedenk zu sein. Und wir haben viele Schwächen. Darum aber ist es doch noch nicht nötig, in der Menschheit nur eine Rotte von Sündern zu sehen. So selten in dieser Welt ganz reine, gute Menschen zu finden sind, so selten doch auch ganz böse. Von acht bis

neun unter zehn Menschen wird zu sagen sein, daß sie im Gutestun nicht gerade besonders groß sind, ebensowenig aber sonderlicher Missetaten sich schuldig machen. Solchem Tatbestande gegenüber erweist sich eine Religion, die ganz auf Sünde und Erlösung von Sünde eingestellt ist, als unbrauchbar.

Unseres Meisters Shaka Weise war es, den Kranken, die er vor sich hatte, jeweils das gerade ihrem Krankheitszustande angemessene Heilmittel darzureichen, d. h. er akkommodierte seine Lehre in jedem Falle der Fassungskraft oder dem Reifegrade seiner Hörer. Das war etwas ganz anderes als wenn heute manche Religion nicht sowohl Heilmittel darreicht, um vorhandene Herzenskrankheit der Menschen zu beheben, sondern vielmehr im Geiste ihrer Anhänger erst kranke Ideen erweckt, um sie dann von der Krankheit kurieren zu können. Nicht weil wir krank, nein, im Gegenteil, eben weil wir gesund sind, ist es uns um Religion zu tun. Eben dem geistig Gesunden ist Religion vonnöten. Den Körper gesund zu erhalten, gilt es vor allem, diät zu leben, keine Nahrung zu sich zu nehmen, die dem Körper nachteilig ist. So gilt es auch, die Seele nur mit der gesunden Speise eines rechten Glaubens zu ernähren. Damit allein trägt man recht für sie Sorge. Ungesundem Glauben dagegen mag wohl Heilkraft für ungesunde Menschen innewohnen, Gesunden kann er nur schaden. —

III.

Zum dritten ist wohl darauf zu achten, daß in der Religion nicht Jenseitshoffnungen und weltflüchtiges Wesen Raum gewinnen oder beherrschend werden.

Auf der untersten Stufe religiöser Entwicklung verehrte man die Gottheit in der Hoffnung, für die Gegenwart materielle Güter des äußeren Lebens von ihr zu erlangen. Als Erfolg des Gottesdienstes versprach man sich Glück und Wohlergehen in dieser Welt. In dem Maße als die Vernunft sich entwickelte und dem Geiste des Menschen die Idee einer zukünftigen Welt aufging, kam man dazu, die Glücksgüter dieser Zeitlichkeit und irdisches Wohlsein als etwas Nebensächliches geringzuschätzen und zu verwerfen. Der Blick richtete sich auf die zukünftige Welt und auf die Seligkeit oder Qual des Jenseits, auf Lohn- und Strafvergeltung des jüngsten Gerichts, da die Gottheit ihres Amtes walten werde als Richter über die Seelen. Da wird, wer gut war, zum Himmel eingehen, wer aber böse gewesen, der Hölle anheimfallen. Oder: wer den Namen Buddhas anruft, wird in Amidas Paradies geboren werden, wohingegen, wer diesen Namen nicht anruft, dem Kreislauf des Lebens und Todes verhaftet bleibt.

Nun, unter der zukünftigen Welt versteht man die Tage nach unserem Tode. Darüber aber kann etwas Wirkliches niemand aussagen, es sei denn einer, der, nachdem er gestorben, wieder von dort zurückkäme. Kann aber einzig ein solcher etwas von der zukünftigen Welt aussagen, so heißt das soviel wie: es kann überhaupt kein Mensch etwas von ihr wissen. Religion ist zu aller Zeit

von lebenden Menschen gelehrt worden; es gibt keinen, der nach seinem Tode als Verkünder einer Lehre aufgetreten wäre. So kann denn auch keine Zukunftsvorstellung, sei sie christlich, sei sie buddhistisch, beanspruchen, höheren Wert als den einer bloßen Vermutung oder Hypothese zu haben.

Aber wozu uns überhaupt in der Gegenwart den Kopf zerbrechen, was es mit der zukünftigen Welt auf sich hat? Der Religion bedürfen wir doch nicht darum, weil in der Zukunft uns Lohn oder Strafe, Lust oder Leid bevorsteht. Ob es eine zukünftige Welt gibt, ob das Jenseits Sein ist oder Nichtsein, darum machen wir uns jetzt keine Sorgen. Um die Religion ist es uns zu tun, weil sie uns nötig ist für dieses unser gegenwärtiges Leben. Wollen wir in der menschlichen Gesellschaft, in die wir gestellt sind, wohl bestehen, so können wir eines festen Planes nicht entraten. In unserem Leben ist Blühen und Verwelken, Auf- und Niedergehen, Jugend und Alter, Armut und Reichtum und Wechsel aller Art. Inmitten solcher steten Veränderung müssen wir von einem gewissen Wege wissen, den wir fürbaß schreiten, also daß uns nichts erschüttert und ins Wanken bringt, mag uns das Leben Tage der Not heraufführen oder Tage des Wohlergehens. Für dieses Leben muß die Religion uns als Wegweiserin dienen, oder ihr Wert ist gleich Null. Legt sie das Schwergewicht in die Zukunft, was soll sie d e n Menschen, die an ein zukünftiges Leben gar nicht glauben? Für sie ist sie dann ganz und gar überflüssig. Bezieht sich die Rettung und Erlösung, die sie verheißt, nur auf die zukünftige Welt, wie soll solche Verheißung dem etwas bedeuten, der an eine solche Zukunft keinen Glauben hat? Wir wissen, wir tragen die Folgen unserer Taten, der guten wie der bösen, und je nachdem wir handeln, muß uns Vergeltung werden. Wir sind nicht mehr so kindlich, daß der Gedanke an die zu gewärtigende Strafe einer Gottheit uns bestimmen könnte, an unserem gegenwärtigen Tun und Lassen etwas zu ändern. So brauchen wir auch keine Religion, die uns von Lohn und Strafe in einem Jenseits redet. Was wir von ihr verlangen müssen, das ist, daß sie uns in der Welt der Lebendigen recht führt.

Daß man auf das Jenseits die Blicke richtete, das war es auch, was in der Religion zur Weltflucht führte. Man wollte sich der Gefahr der Beschmutzung entziehen und verbarg sich darum in die Waldeinsamkeit. Der Gläubige fand keinen Geschmack mehr an dem gewöhnlichen Weltleben, sondern verließ sein Haus, um Mönch zu werden. Ein Saigyo Hoshi einst stieß sein liebes Kind mit dem Fuße von sich, das ihn am Kleide festhalten wollte, und ging von ihm, ein buddhistischer Priester zu werden. Das ist nur ein besonders krasser Fall von Weltflucht. In Wirklichkeit aber sind solche Weltflucht und Religion durchaus verschiedene Dinge. Und weiß man, daß die Hauptaufgabe der Religion ist, uns hier in dieser gewöhnlichen Welt den rechten Weg zu weisen, so sieht man ja auch wohl ohne weiteres ein, daß es nicht notwendig sein kann, daß ein Mensch diese Welt flieht.

Was die Stellung zur Welt anbelangt, vertraten innerhalb des Buddhismus Hinayana und Mahayana eine verschiedene Anschauung. Der Hinayana-Buddhismus sieht es vor allem darauf ab, seine Gläubigen von der gegenwärtigen Welt zu erlösen, und leitet sie deshalb zur Weltflucht an. Der Mahayana-Buddhismus hält es für seine erste Aufgabe, in diese gegenwärtige Welt Ordnung zu bringen. Und soll man nach der Lehre des Kleinen Fahrzeugs seine Fußspuren in den Wäldern und Bergen sich verlieren lassen, so läßt der Gläubige des Großen Fahrzeugs dagegen sein mildes Licht in dieser Staubwelt scheinen. Was man Erlösung oder Errettung nennt, bedeutet ihm nicht ein Fliehen heraus aus der lebendigen Welt, nein, in dieser lebendigen Welt alles erhellendes und leitendes Licht spenden, das ist ihm Erlösung und Errettung. Ich aber halte dafür, daß der erstere, der Jenseitigkeitsstandpunkt, eine primitive Stufe der Religionsentwicklung bezeichnet, und daß eine Religion, die dazu anhält, der Welt den Rücken zu kehren, einzig eine Religion für Mönche ist, nicht aber die gesunde Religion sein kann, die für Gesunde taugt.

IV.

Wohl vorzusehen hat man sich viertens, daß man sich nicht durch religiöse Formeln, Dogmen oder Schriftautoritäten knechten läßt, auch das ist eine häufige Krankheit der Religion. Heißt es z. B. in der Lehre des Christentums: „Gott schuf den Menschen", so klebt man an diesem Satz, und glaubt festiglich, weil also geschrieben steht, müsse es nun wirklich einen persönlichen Gott geben, der den Menschen gemacht habe, wie ein altes Weib Reisklöße macht, und kommt dazu, deshalb die moderne wissenschaftliche Entwicklungstheorie abzulehnen. Oder nehmen wir ein Beispiel aus dem Buddhismus! Da ist das Gebot: „Du sollst kein lebendes Wesen töten." Die Buchstabenfrommen suchen dieses Gebot buchstäblich zu halten. So scheuen sie sich, selbst die Flöhe umzubringen. Sie fangen sie sorgfältig, setzen sie in ein geschlossenes Glasgeschirr und füttern sie. Das ist aber doch reinste Torheit! Wenn es im Sommer von Moskitos, die sie anfallen, nur so schwirrt, sie fürchten sich, auch nur einen dieser Quälgeister zu töten. Sie halten sich Tag und Nacht unter dem schützenden Moskitonetz und meinen, so hätten sie dann das Gebot: „Du sollst kein lebendes Wesen töten!" gehalten. Dieses Gebot aber kann garnicht absolute Geltung, die Geltung eines unverbrüchlichen Gesetzes haben. Wimmelt es ja doch von Lebendigem nur so, in der Luft sowohl, die wir atmen, wie in dem Wasser, das wir trinken! Mit jedem Atemzuge, den wir tun, mit jedem Trunke Wassers, mit dem wir unseren Durst stillen, töten wir unzählige Lebewesen. Die Physik belehrt uns, daß es überhaupt im Himmel wie auf Erden kaum etwas gibt, was nicht Leben hätte. Auch was wir gewöhnt sind als tot und empfindungslos anzusehen, ist lebendig. Wir nehmen das Leben der Tiere und genießen ihr Fleisch. Wir töten Lebendiges und weben Kleider daraus. Wir sammeln

lebende Stoffe und bauen uns Wohnungen damit. Wollen wir wirklich ein für allemal kein lebendes Wesen umbringen, so bleibt uns schließlich nichts anderes übrig, als daß wir uns selber töten. Aber nein, was der Stifter unserer Religion gemeint, indem er dies Gebot gegeben, das ist dies, daß wir Menschen uns gegenseitig wie Brüder lieben und all unser Leben lang in Fried und Eintracht miteinander leben und selbst für die niedrigen Kreaturen ein warmes Herz der Barmherzigkeit haben sollen. Solches ziemt dem Menschen. Und so ist es mit allen Geboten. Es gilt nur, den den Worten derselben zugrunde liegenden Gedanken zu begreifen und danach zu handeln, so hat man die Gebote erfüllt und braucht sich nicht Tag und Nacht unterm Moskitonetz zu halten.

Auch ein Satz wie der, daß Gott den Menschen erschaffen, widerspricht, recht verstanden, nicht der wissenschaftlichen Entwicklungslehre. Gott hat die Welt und alles, was in der Welt ist, gemacht, das will doch im Grunde nur dies besagen, daß Gott des Universums Urgrund und daß die Welt nichts anderes als die Entfaltung und der Ausdruck seiner Kraft ist. Nichts anderes will damit bedeutet sein als dies, daß alles Seins Entwicklung nur eine Manifestation der göttlichen Geistsubstanz ist. Und dieser tiefere Sinn steht doch ganz und gar nicht in irgendwelchem Widerspruch zu den Aussagen der exakten Wissenschaft von heute, wohingegen wer, am Buchstaben hängen bleibend, nun den Glauben festhält, daß ein persönlicher Gott den Menschen aus Erde gebildet, wie man aus Reisteig Kuchen formt, dem eigentlichen Gedanken Gewalt und der Religion selber Schaden tut. Man meint, dem Stifter der Religion Treue zu erzeigen, und merkt nicht, daß man zu seinem schlimmsten Feinde wird. Je buchstäblicher man seine Worte faßt, desto mehr entfernt man sich von seinem Geist. In solchen Fehler fallend, hat die christliche Kirche einen Giordano Bruno verbrannt und einen Galilei eingekerkert und wieviele edle Männer und feine Gelehrte hingemordet, alles Belege dafür, daß eine Religion, die in Buchstabenglauben entartet, der menschlichen Gesellschaft geradezu ein ungeheuerer Schaden wird.

Die Religion als solche ist zu allen Zeiten, von alters bis auf diesen Tag, unveränderlich eine und dieselbe. Steter Veränderung sind nur ihre positiven Formen und Satzungen unterworfen. Das drängt sich einem auf, sobald man auch nur eine besondere einzelne Religion ins Auge faßt. Nehmen wir die buddhistische! Wie verschieden sind dermalen ihre äußeren Lehren und Bräuche, verglichen mit diesen, wie sie zu der Zeit ihrer Begründung waren! Nur so obenhin, auf seine äußere Darstellungsformen besehen, mag der japanische Buddhismus der Gegenwart heterodoxen Lehren wie dem Christentum zum Verwechseln ähnlich erscheinen: der Geist seines großen Stifters lebt darum doch unversehrbar in ihm bis auf den heutigen Tag. Kommt es aber zu äußerer Verkümmerung einer Religion, so trägt daran nichts so sehr die Schuld als schlechte Buchstabengläubigkeit.

Und eben durch diese Buchstabengläubigkeit kommt es auch

dazu, daß Religion und Moral auseinanderfallen zu wollen scheinen. Im Grunde sind ja beide je und je Hand in Hand miteinander gegangen. Einer primitiven Stufe der Religion entspricht eine primitive Stufe der Moral. In dem Maße aber als die Religion auf eine höhere Stufe sich erhebt, arbeitet sich auch die Moral empor. Das ist eine Erfahrungstatsache der Religionsgeschichte. Es gibt Gelehrte, die behaupten, in der ältesten Zeit habe die Religion ganz und gar nichts mit der Moral zu tun gehabt, und erst indem sie sich entwickelte, sei sie dieser näher und immer näher gekommen. Ein Beweis des ursprünglichen Fehlens der Moral sei es doch, daß man auf einer primitiven Stufe der Religion die Grausamkeit geübt habe, Menschen als Opfer darzubringen. Ein Beweis auch dies, daß Rachsucht, Wut, Mißgunst, Neid die Götter charakterisieren, an die man glaubte und welche man verehrte. Erst indem die Religion sich hob, sei sie auch mehr und mehr sittlich geworden, habe man sich von grausamen Bräuchen losgemacht und habe sich die Verehrung anstatt auf Götterwesen der beschriebenen Art auf eine barmherzige und liebevolle Gottheit gerichtet. — Das ist eine falsche Behauptung. Erscheint uns die älteste Religion un—moralisch, so erscheint sie uns so doch nur von unserem, dem jetzt von uns erreichten Standpunkt aus. Vom Standpunkt der Völker des Altertums aus, die jene Religion besaßen, waren auch Rachsucht oder Neid nichts Unsittliches. Und stellte man sich die Götter rachsüchtig und neidisch vor, so zeigt uns das nichts weiter als dies, daß eben damals Religion wie Moral noch in ihren Anfängen steckten, über die sie beide mit der Fortbildung der menschlichen Vernunft mehr und mehr hinausgewachsen sind. Ganz und gar verkehrt ist es, zu sagen, die Religion von einst sei unmoralisch gewesen und erst die Religion von jetzt habe sittlichen Charakter. Aber allerdings, wenn man, wie dies der Religion naheliegt, an den alten religiösen Vorstellungen und Ueberlieferungen zäh festhält, während mit der wachsenden Freiheit des strebenden Geistes die Sittlichkeit auf eine höhere und immer höhere Stufe gelangt, so kommt es, indem die Religion zurückbleibt und ihre alte Gestalt konserviert, unausbleiblich zu einem Zwiespalt zwischen ihr und der Moral, also daß sie selbst mehr und mehr sich voneinander scheiden. So entsteht dann eine unmoralische Religion. Eine unmoralische Religion aber gereicht der Welt zu schwerem Schaden und ist darum für die menschliche Gesellschaft nicht zu brauchen. —

(Im folgenden Abschnitt führt der Verfasser aus, wie der Glaube seiner Schule des Buddhismus, der Zen- (= Skr. dhyâna) Glaube, von all den aufgezählten Abirrungen sich frei hält und darum als gesunder, rechter Glaube anzusehen sei. Den Hauptinhalt des Buches macht dann, nachdem vorher noch ein zweites Kapitel der Einleitung von der Sonderstellung der Zen-Richtung unter allen anderen Schulen des Buddhismus gehandelt, die positive Darstellung ihrer Dogmatik und Ethik aus).

Die Kultushandlungen der heutigen chinesischen Staatsreligion.

Von W. Schüler.

Für die viel erörterte Frage, was unter chinesischer Staatsreligion zu verstehen sei, kommen jedenfalls in erster Linie die staatlich festgesetzten Opfer in Betracht. Welches diese Opfer sind, darüber gibt eine auf gelbem Papier gedruckte Liste Auskunft, welche jährlich vom Kultusministerium herausgegeben und in einem Auszug an sämtliche Bezirks- und Kreisbeamte des Reiches verschickt wird. Es handelt sich dabei in jedem Jahr um dieselben Opfer. Sache des Astronomischen Amtes ist es, die jeweilig richtigen Tage sorgfältig auszusuchen; doch im ganzen, auf die Jahreszeit und den Monat gesehen, bleiben auch die Opferzeiten immer die gleichen.

Die Objekte des Kultus, die sich aus der langen Liste dieser Opfer ergeben, lassen sich sachlich in folgenden Gruppen zusammenfassen:

1. Der Himmel und die Erde. Der Himmel, auch der Höchste Herrscher genannt, ist, solange es einen chinesischen Staat gibt, das erhabenste Objekt der Verehrung. Ihm kann nur vom Kaiser oder dessen Stellvertreter geopfert werden.*) Die Himmelsopfer finden dreimal im Jahre statt, und zwar das größte von allen bei der Wintersonnenwende, dem alten chinesischen Jahresanfang; ein zweites in den ersten Tagen des ersten chinesischen Monats mit der Bitte um befruchtenden Regen.**) Der Ort dieser Opfer ist der erhabene, marmorgebaute, von einem Cypressenhain umschlossene Himmelsaltar im Süden der Hauptstadt, Pekings größte Sehenswürdigkeit.

Der Erde wird einmal im Jahre geopfert, und zwar bei der Sommersonnenwende, ebenfalls vom Kaiser persönlich. Der Erdaltar liegt im Norden der Stadt und besteht aus einem viereckigen, ursprünglich — wie es in dem chinesischen Wort noch deutlich ausgedrückt ist — vertieften Platz, entsprechend der alten Vorstellung, daß die Erde, das weibliche Prinzip des Universums, im Gegensatz zum runden gewölbten Himmel oben, viereckig ausgebreitet sich unten lagert.

2. Gestirne des Himmels („Das große Licht, das den Tag regiert, und das kleine Licht, das die Nacht regiert, dazu auch Sterne"). Der Altar der Morgensonne steht vor dem Osttor der Hauptstadt, der des Abendmonds vor dem Westtor; auf dem ersteren wird bei der Frühlings-Tagundnachtgleiche, auf dem letzteren bei der Herbst-Tagundnachtgleiche geopfert. — Gestirne sind

---

*) Bei der jetzigen Minderjährigkeit des Kaisers bestimmt in jedem einzelnen Falle der Prinzregent einen der Prinzen ersten Ranges als Vertreter.

**) Bei besonderen Umständen, wie bei der Thronbesteigung oder bei anhaltender Dürre können außergewöhnliche Opfer zu diesen regelmäßigen hinzutreten.

Objekte der Verehrung als die großen Regulatoren der Zeiten; das Opfer geschieht auf dem Altar des „großen Jahres", ein Ausdruck, der sich auf die Umlaufbahn des Jupiter bezieht.

3. Gottheiten der Berge und Flüsse, des Wassers und des Feuers. Neben dem (Gelben) Fluß hat auch der Große Kanal seinen besonderen Tempel und Kult. Die Berge sind in der amtlichen Liste lediglich durch den Ost-Berg, den Taischan, vertreten. Die Gottheit des Wassers ist der Drachengott. Der Drache repräsentiert das Wasser als eine einheitliche gewaltige Naturgewalt, sowohl das in dem Meere als das in den Wolken, Quellen und Teichen. Im einzelnen gibt es aber eine Menge lokaler, verschieden wirkungskräftiger Drachengottheiten. So wird in Peking selbst dem Drachenkönig an drei verschiedenen Plätzen amtlich geopfert.

4. Die Gottheiten der Heimstätten und der Feldfrucht und der Gott der Mauern und Gräben (Stadtgott). Die beiden ersten Gottheiten verschmelzen wegen ihrer engen Zusammengehörigkeit fast zu einer „schê tschi." Es handelt sich um ursprünglich lokale Gottheiten, deren Kult zu den ältesten Stücken chinesischer Religion gehört. Ihre Bedeutung kommt auch darin zum Ausdruck, daß die betreffenden Opfer (zweimal im Jahre) vom Kaiser persönlich vollzogen werden. Die Opferstätte liegt unmittelbar vor dem Südportal der Verbotenen Stadt auf der Westseite.

5. Hervorragende Menschen. Hierher gehören zunächst die sagenhaften Kulturheroen des grauen Altertums, unter ihnen an erster Stelle Schen Nung, der erste Ackerbauer. Er hat seinen Altar im sogenannten Ackerbautempel, im Süden Pekings, dem Himmelstempel gegenüber. Dort findet auch im dritten chinesischen Monat jene berühmte Pflugzeremonie statt. Ein Anhängsel zu dem Kult des ersten Ackerbauers ist der der ersten Seidenzüchterin, bei dem die Kaiserin fungiert. — Einen besondern Tempel haben auch die Erfinder der Heilkunde. Außer diesen Opferstätten für die Heroen der sagenhaften Vorzeit gibt es eine ganze Reihe Tempel und Hallen für die Edeln und Tüchtigen, die Treuen und Tapfern aller Zeiten. Namentlich aufgeführt und in besonderen Tempeln verehrt wird eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten aus der Gründungszeit der jetzigen Dynastie; meist handelt es sich dabei um Mandschus.

In dieselbe Reihe gehörig, aber durch die ihnen erwiesene Verehrung besonders hervorgehoben sind drei Persönlichkeiten; a) hoch über allen andren: Konfuzius, der Genius und Patron der chinesischen Kultur und des chinesischen Staatsorganismus überhaupt. Er ist in der ihm zu erweisenden Verehrung seit 1906 dem Himmel, der Erde, den Gottheiten der heimischen Gefilde und den Kaiserlichen Ahnen gleichgestellt, d. h. ihm wird das sogenannte große, vom Kaiser selbst zu vollziehende Opfer dargebracht. Er ist außerdem der Einzige, in dessen Tempel auch amtlich an jedem ersten und fünfzehnten des Monats ein Opfer vor-

geschrieben ist. b) Kuanti, der bekannte Kriegsgott; eine geschichtliche Persönlichkeit aus der Zeit der geteilten Reiche (a. 220—289 n. Chr.). c) Wentschang, der „Literaturgott", der die Gelehrsamkeit fördert und zu guten Examina verhilft; ehemals ein Beamter in Szetschwan. (c. 300 n. Chr.), seit der Mongolenherrschaft zu einem Sterngott erhoben.

6. Die Kaiserlichen Ahnen. Die Opfer für diese (sie gehören zu den großen Opfern) werden zu Anfang jedes Vierteljahres und — wie in jedem chinesischen Hause — in der Neujahrsnacht vollzogen. Der Kaiserliche Ahnentempel (Tai miau) steht vor dem Südportal der Verbotenen Stadt, dem Altar der Heimstätten und der Feldfrucht (s. Nr. 4) gegenüber. Auch bei dem Geburtstag des Kaisers und der Kaiserin-Witwe finden hier Opfer mehr privater Art in der hintern Halle statt. — Ueber dem Kultus für die Ahnen der gegenwärtigen Kaiserfamilien sind jedoch auch die Regenten der frühern Dynastien nicht vergessen und werden im Tempel der Herrscher aller Dynastien bedacht, wenn auch nicht mit dem großen Opferritus.

Im Buch Tschou Li, eine der ältesten Urkunden, die wir über die mannigfachen Formen des staatlichen, sozialen und religiösen Lebens besitzen, werden alle Objekte der kultischen Verehrung in die drei großen Gruppen gegliedert: 1. Geister des Himmels (dazu gehören außer dem Himmel selbst: Sonne, Mond, Sterne, Wind, Wolken, Donner, Regen). 2. Geister der Erde (Berge, Ströme, Flüsse, Meere). 3. Seelen hervorragender Menschen. — Man sieht leicht, daß auch die heutigen staatlichen Opfer sich noch im ganzen auf demselben Boden bewegen wie ehemals, wie groß und wie interessant auch die Wandlungen im einzelnen sein mögen. Sehr bemerkenswert ist, daß der Buddhismus von den staatlichen Opfern völlig ausgeschieden bleibt, wie stark er auch die chinesische Volksreligion durchdrungen hat und wie groß auch zu Zeiten die Gunst war, der er sich bei den Herrschern persönlich erfreute.

In allen Städten außerhalb der Hauptstadt erfahren die dort giltigen Staatsopfer einige Einschränkungen und Veränderungen. Die großen Ofer für den Himmel und für die Erde zu vollziehen bleibt ohnehin das alleinige Vorrecht des Himmelssohns. Indes nimmt die gesamte Beamtenschaft des Reiches insofern auch an diesen Opferhandlungen teil, als sie mit dem Kaiser zugleich die dreitägige kultische Vorbereitung auf diese Opfer teilen sollen, wozu auch das gehört, daß keine größern Gerichtsverhandlungen in dieser Zeit stattfinden dürfen; dasselbe gilt bei den kaiserlichen Ahnenopfern. Konfuzius, Kuanti, Wentschang, der Drachenkönig und der Feuergott haben in allen Städten ihren besonderen Tempel, wo der Kultus zu gleicher Zeit wie in Peking stattfindet. Jede Stadt hat ferner einen Nord- und einen Südaltar (in der Form einer meist ziemlich unauffälligen abgeplatteten Erderhebung); auf dem Südaltar (dem Altar für die „Geister des Himmels und der Erde",) wird zusammenfassend den Geistern der Winde, Wolken, des Donners und Regens, der Berge und

Flüsse, sowie dem Patron der ummauerten Stadt geopfert; auf dem Nordaltar der Gottheit der Heimstätten und Feldfrüchte. In den meisten Städten findet sich auch ein Ostaltar oder wenigstens ein sogenannter Platz, wo im Frühjahr dem Patron des Ackerbaues geopfert und in dessen Nähe die Pflugzeremonie vollzogen wird. — Mit dem Nordaltar pflegt noch der Altar für die „verwaisten Seelen" verbunden zu sein. Hier opfert der Beamte denen, die kinderlos gestorben sind, die sonst niemand haben, der sich ihrer Seele annimmt. Es ist zugleich der Platz, bei dem dem Stadtgott während seines Umzuges durch und um die Stadt (dreimal im Jahr) einige Stunden Rast bereitet werden.

Die großen Opferzeiten sind im ganzen Reich der zweite und achte Monat. Fast alle Opfer, welche zweimal im Jahre vollzogen werden, fallen in diese Monate, und zwar finden die Zeremonien in der Regel des Nachts oder in frühster Morgendämmerung statt. In den Städten hat der Beamte außerdem nach fester Gewohnheit an jedem ersten und fünfzehnten Kotau zu machen und Weihrauch zu verbrennen in den Tempeln des Konfuzius, Kuanti, Ventschang, des Stadtgottes, des Feuergottes und in dem sogenannten Patscha-Tempel. In letzterm stehen die Tafeln von acht sagenhaften Männern der Vorzeit (unter ihnen an erster Stelle wieder jener aus dem Ackerbautempel in Peking bekannte Schen Nung), die schon in den ältesten Zeiten Chinas als Patrone verschiedener für den Landmann wichtiger Angelegenheiten verehrt wurden. Ihr Kult wird zum Teil auch in die großen Opfer des zweiten und achten Monats eingereiht.

Unter den halbamtlich aber auch regelmäßig verehrten Gottheiten ist der Pferdegott und der Feldgott zu nennen, die beide in jedem Yamen ihren kleinen Tempel haben. Der Pferdegott wurde im Altertum, als man noch mit Streitwagen kämpfte, vor dem Auszug zur Schlacht um seinen Beistand angerufen. Zuweilen wie z. B. in Kiautschou, gehört der ihm gewidmete Tempel zu den größten der Stadt. Der Feldgott ist von den kleinen Feldgotttempelchen her jedermann besser bekannt als durch seinen Yamentempel. Er hat seine besondere Geschichte, die zu erzählen hier zu weit führen würde.

Alle die genannten Kultushandlungen kommen für die Beamten aller Städte gleichmäßig in Betracht (sofern sie nicht lediglich die Hauptstadt angehen). Zu den amtlich vollzogenen Kulten kommen jedoch überall auch noch eine ganze Reihe lokaler Natur hinzu. So etwa in Schantung das Ofer für das Ostmeer, zu dem bisher immer der höchste Mandschubeamte der Provinz aus Tschingtschoufu beordert wurde, oder das Opfer am Grab des Patriarchen-Kaisers Yau, oder des Weisen Menzius. Doch auch diese lokalen Kulte, die hier nicht aufgezählt werden können, werden sich sämtlich in die oben genannten Arten der von Staatswegen anerkannten Kultobjekte einfügen lassen.

(Aus der Kiautschou-Post.)

Aus der Mission der Gegenwart.
Predigt

gehalten von Pfr. Schröder am 9. Oktober 1910 in der deutsch-evangelischen Kirche zu Tokio zum 25jährigen Jubelfest der dortigen deutschen Gemeinde.

Festspruch: Gott der da hieß das Licht aus der Finsternis herausgehen, der hat einen hellen Schein in unser Herz gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. Amen. (2. Korinther 4, 6.)

Lobe den Herrn, lobsinget Gott, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.

Das, meine Gemeinde, möge das Echo Deines Herzens sein, wenn ich Dir in dieser Feierstunde zurufe: Danket dem Herrn!

Ein Vierteljahrhundert ist Vergangenheit geworden, seit dem Tage, da Du, liebe deutsch-evangelische Gemeinde Tokio, gegründet wurdest. Du bist eine Auslandsgemeinde, und darum mag es sein, daß Deine Geschichte nicht klar und glatt ist. Stürme sind über Dich hingebraust. Manchmal ist es Deinen Leitern und Lehrern Angst um Dich gewesen — aber siehe! heute kannst Du doch Deinen Ehrentag feiern. Aber ich will gleich sagen: Gott allein die Ehre! Wir wollen diese Stunde nicht mit Menschenruhm ausfüllen; sie sei nicht ein Ende, sondern sie sei der Anfang einer schönen Zukunft. Wir wollen uns in der heutigen Freudenstimmung auf unsere Pflicht für das Morgen als Dank für die Arbeit des Gestern besinnen.

Du bist eine Auslandsgemeinde. Es ist nicht leicht, eine Auslandsgemeinde zu sein. Es fehlt hier der Zusammenhang der Geschlechter als der Träger einer geschlossenen Entwicklung. Wer mag es gewesen sein, wo sind sie heute, die in diesen Stühlen saßen und sannen? Wer kennt die, die hier vor dem Altar knieeten, die für ihre Kinder den Segen der Taufe und der Konfirmation erflehten, die in Trauer und Freude sich zu Gott wandten? Haben sie alle einen Hauch Gottes verspürt? Nichts gibt Kunde solchen unsichtbaren Lebens.

Und doch sollst Du auch in Zukunft Hort edler Frömmigkeit, ein Segen für die Menschen in der Pflege christlicher Tugenden, ein Wächter nationalen Zusammenhaltes sein. Auch fernerhin wird wie in den verflossenen Jahren von Dir an den Großtagen deutscher Geschichte die Weihe deutscher Freude über Kaiser und Vaterland erbeten werden.

Und das laß Dir um Deines Volkes willen nicht rauben, denn die Geschichte lehrt es zu deutlich, daß grade unsere Kultur, auf dem Boden des Christentums erblüht, nur im Zusammenhang mit Gott und evangelischem Glauben sich entwickeln kann. Nur Frömmigkeit hat unsere Väter stark gemacht: Gottes Taten zu tun. Allein mit Gott sind wir groß und frei genug, die Zukunft zu meistern. Das bedeutet für uns, daß nur die Gemeinschaft mit Gott uns über alles Trennende, in der Erkenntnis der jedem Volk gegebenen Pflichten, zum Vollenden der Aufgaben unserer Be-

rufung nationalen Zusammenhalt verleiht. Aber auch das ist Deine Aufgabe, das Evangelium von der einzelnen Menschenseele festzuhalten. Denn es werden zu Dir alle kommen, die für Wiege oder Grab von Dir sich Führung oder Segen holen wollen.

Um dieser Aufgaben willen wardst Du von Deinen Stiftern gegründet.

Darin liegen die Pflichten Deiner Zukunft.

In Deinem heiligen Wollen stärkt Dich Jesu Wort:

Ihr seid das Licht der Welt.

Der Zusammenhang lautet in der Bergpredigt so:

> Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es denen allen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.
>
> (Matth. 5, 14—16.)

Ihr seid das Licht der Welt!

In einer dunklen Oktobernacht wandeln Freunde hinauf zur Wartburg. Sie waren quer gegangen und haben die Richtung verloren. Wo ist der Weg? so fragen sie. Sieh! da glänzt in die Finsternis hinein ein Licht. Von den erleuchteten Fenstern der Burg fällt sein Schein auf die Tannen, auf den Pfad. Nun wissen die Abendwanderer das Ziel. Einem aber zog es durch die Seele: Es mag die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben.

Stürmische See war es. Taifungewalten warfen wie ein Spielzeug das Schiff umher. Abenddunkel zog schon herauf, als endlich die Winde sich müde legten. „Wo sind wir? Werden wir nicht an Klippen zerschellen?“ das war die Angst aller. Doch da glänzte von vorne her ruhig und friedlich der Schein vom Leuchtturm. Fest griff der Steuermann in das Steuerruder und nicht lange mehr, da lag in der Schönheit von tausend Lichtern gebadet die Stadt vor uns: das Ziel. Der Leuchtturm doch war wie ein Bild von Jesu Worten: Ihr seid das Licht der Welt. So hat der Heiland es gemeint, daß einige sein sollten, die in Stürmen fest stünden, die umtobt von Wellen mitten im Gischt dumpfer Fragen wie Lichter armen Menschenkindern den Weg zeigen sollten.

Und galt dieser Jesusruf immer, so gilt er heute wieder erst recht. Wer Augen und Ohren hat, feine Sinne, um den Geist der Zeit zu belauschen — der muß wissen, daß grade in der Jetztzeit der Irrungen und Wirrungen so viele sind. Wir stehen wieder einmal an einer Wende, da alles zur Frage geworden ist; alles wankt und bricht; neue Gedanken drängen herauf, uralter Väterbesitz fällt, die Menschen sind an dem Werk, eigne Arbeit zum Eigentum des Herzens zu machen. Wir können nicht sagen, daß es schlimme Zeit ist. Bevor der blütenprangende Frühling kommt, brausen reinigende Nordstürme über das Land. Wer seine Bibel kennt, weiß, daß auch in Israel solche Wandlungen waren. Oder

ist es nicht ein anderes, wenn Elias Feuer regnen läßt, und Jesus in gleicher Stunde solche Härte als ungöttlich abweist? Welche Veränderung ist vor sich gegangen, wenn die frommen Juden sangen: die Opfer, die Gott gefallen, sind nicht Brandopfer, sondern ein geängstigt Herz! Opfer haben solche Wandlungen gekostet. Nicht umsonst hat Jerusalem traurigen Ruhm. Aber mitten in diesen Kämpfen stehen als Führer die Propheten. Sie lauschen auf die Befehle Gottes; sie hören seinen Schritt, wie er segnend durch das Volk schreitet. Stimme des Herrn sind sie, den Leuten den Weg zu zeigen. So war auch Jesus der Weg zu Gott, das Licht in der Finsternis der Welt. Nach ihm sollten seine Gläubigen sein Werk tun. Das ist ihre Bestallung: Ihr seid das Licht der Welt.

Wollen wir seine Jünger sein? So müssen auch wir seinen Ruf vernehmen. Er will Dich, liebe Gemeinde, heute mahnen: Ihr seid das Licht der Welt.

Dieser Jesusruf legt uns doppelte Pflicht auf.

Einmal gilt er uns für unsere evangelische Gemeinde.

Ausland ist gefährliches Land. Wir treffen hier auf eine andere Kultur, die ganz verschieden ist von der unsrigen. Wieviel entgegengesetzte Ideen, Grundsätze sind nicht vorhanden! Man denkt hier auch anders über sittliche Fragen. Ist schon überall das Aufeinanderplatzen entgegengesetzter Weltanschauungen zersetzend, zerstörend, so erst recht, wo wir in der Minderheit sind. Die seltsame Umgebung greift den einzelnen stärker an. Es müssen sich die Urteile über gut und böse verwirren. Da gilt es, daß wir uns gegenseitig helfen, stärken, rechten Weg weisen.

Das ist eine Seite unserer Verantwortlichkeit, die andere ist diese: Wir leben als Christen inmitten eines Volkes, das noch nicht die Segnungen unserer Religion kennt. Oder könnte einer leugnen, daß das Evangelium von Gottes Liebe und dem unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele nicht das größte Gut ist? Freiheit des Gewissens, Innerlichkeit des Glaubens, ist es nicht mehr, wie die heidnische Gebundenheit, Schwermut und Opfergedanke?! Unsere Humanität lehrt uns, die Errungenschaften unserer Kultur zu anderen Völkern zu bringen. Jesus bittet uns, aber nicht das Wichtigste zu vergessen. Missionare predigen das Heil. Aber jeder Christ ist in einem gewissen Sinne in der Art seiner Lebensgestaltung Prediger des Reiches Gottes. Er sollte es sein. Ein Jammer ists, daß wir klagen müssen „Christen sind ein Hindernis für den Lauf der Himmelreichspredigt.“ Vielleicht ahnen viele nicht, wie sehr sie ungewollt mit ihrem Tun und Wesen unter die Aufgabe des Liebesdienstes an nichtchristlichen Brüdern gestellt sind. Lasset uns heute auf diese Pflicht uns besinnen. Erkennet, wie Jesus uns heißt: Ihr seid das Licht der Welt.

Daß Du, deutsch-evangelische Gemeinde, solches Licht seiest, trieb Deine Gründer, Dich zu bauen.

Selber durchdrungen von solcher Jesusliebe haben Deine

Freunde in der Heimat Dich als einen Künder des Gotteswegeſ beſtellt.

Vor unſern Augen ſtehen in dieſer feierlichen Stunde die Geſtalten jener frommen Männer und Frauen, welche ihr Beſtes zum Dienſt an den Brüdern einſetzten. Sie ſcharten ſich zuſammen als Miſſionsverein. Indem ſie neben der Aufgabe der Ausbreitung des Evangeliums unter Nichtchriſten die kirchliche Pflege der deutſchen Landsleute übernahmen, wollten ſie einmal die Brüder nicht vergeſſen, dachten aber in ihnen eine Stütze für die Miſſionsarbeit zu finden. So weiſt Dich die Tat Deiner Gründung auf Deine Doppelaufgabe.

Rufe Dir zur Erkenntnis Deiner Pflichten den Geiſt Deiner Erbauer ins Gedächtnis. Beſinne Dich auf den edlen Fürſten aus dem Hauſe Sachſen, auf den Großherzog Karl Alexander, welcher Dein Schirmherr in jenen Anfangszeiten war. Der Gottesmann kann Dir Beiſpiel ſein. Seine Jugend fällt noch in die Glanzzeit Weimars, da der Wartburggeiſt lebendig war. Noch lebte Goethe, noch die ſtarke Erinnerung an Herder und Schiller. So wurde er Zeuge unſerer großen Vergangenheit. Unter den Einflüſſen wurde ſeine Seele lauter und rein. Tieffromm war er, und ſo wurde alles ihm zum Gottesdienſt. Er ſah darin ſeine Aufgabe, daß die Quelle ſeiner Kraft und ſeines Glückes für Sein Volk Born des Segens würde. Darum ſorgte er für die Ausbreitung des Evangeliums. So wurde ſein Zeitalter ernſt und ſchön und iſt umglänzt von Wartburgsſchein wie eine Stadt, die auf dem Berge liegt.

Als nun noch das Sehnen ſeines deutſchen Herzens in einem deutſchen Vaterland Wahrheit wurde, und als der deutſche Adler ſchirmend ſeine Schwingen über den fernen Landeskindern breitete, da wollte der Edle „ſegnen des Adlers Flug.“ So nahm er die Schutzherrſchaft über die Miſſion und unſere Gemeinde an. Er tat es mit den Worten: Um meine Pflicht als Chriſt zu tun und um hoch zu halten den Gedanken, das Reich Gottes auszubreiten, was eine Tradition meines Hauſes iſt, nehme ich die Schirmherrſchaft an.

Seht da, meine Freunde! was ſagte ich? ſagte ich nicht: Ihr ſeid das Licht der Welt? ſagte ich nicht, darin liege der Gedanke Deiner Gründer? Seht Ihr nicht ſelber, wie die Liebe zum „Licht“ die Heimat getrieben hat, Euch Licht zu ſein und zum Licht zu machen. Und iſt dieſe Liebe lau geworden? Als wir Jahre darauf jubeln durften: die Schwalbe hat ein Haus gefunden . . . deine Altäre Herr Gott: da hatten Dein Kaiſer, Dein Schirmherr, der Verein mit vielen Freunden hier und dort Dir dieſe Stätte bereitet und geſchmückt.

Sagen wir nun: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauſes“, dann iſt dieſes das „Ja“ auf den Jeſusruf: Ihr ſeid das Licht der Welt.

Wenn die Sonne am Abend ſich andern Welten zuwendet, dann zünden wir andere Lichter an. Aber auch das iſt Sonnenlicht.

In allen Leuchtkörpern wacht das Sonnenlicht wieder auf. Wie die neuesten Forscher uns lehren, ist eigentlich alles in der Welt aufgespeichertes Sonnenlicht. Was ist die Kohle, mit der wir Gas, Licht und Wärme bereiten? Ist darin nicht das Leben jener Urriesen, welche im Werden das Licht des großen Gestirnes in sich aufnahmen? Sie strahlen nur aus, was sie erhielten, unsere Leuchter am Abend.

So, meine ich, ist unser Licht auch nur Licht von dem, der sagte: Ich bin das Licht der Welt. Alles Licht der Menschen kommt nur von Jesus. „Es ist kein Glanz in der Welt, der nicht von dieser Sonne gefüllt ist."

So heißt der Ruf: seid Licht, lasset euch durchleuchten von dem ewigen Licht.

Wir können gar nicht anders Licht sein. Es ist doch so, daß alle Großen von Gott überwältigt waren. Das Beste in Petrus und Paulus, und wie die Lichtträger alle heißen, ist Wiederschein Jesu. Und wenn sie es nicht selber sagten, dann müßten wir aus ihren Taten und Meinungen den Schluß ziehen: in ihnen lebt das Licht und gibt durch sie der Welt einen hellen Schein. Nur im Zusammenhang mit dem Meister, so eng vereint wie Rebe und Weinstock, erhalten die Jünger Lebens-, Liebes- und Todeskraft, zu leuchten den Weg des Heils.

So lasset uns, meine Freunde in Jesus, das Heil finden. Oder wären wir über Jesus hinausgewachsen?

Nein! so lange Augustin recht hat, daß die Unruhe im Menschen, sein Hasten und Streben, Sinnen und Denken nur Unruhe nach Gott ist, so lange bleibt Jesus das Heil aller Seelen. Es gibt vielerlei Wege zu Ehre und Ruhm, Reichtum, Wissen und Kunst, aber nur ein Weg führt zu Gott. „Ich bin der Weg", sagt er selber. Jesus allein löst uns von allem Irdischen, befreit unsere Seele von aller Schwere der Triebe und der Sünde, ohne uns doch unfähig für Amt und Beruf zu machen. Jesus führt uns nicht aus der Wirklichkeit heraus, er gestaltet aber unser Leben um. Jesus macht uns zu wahren Menschen und so zu Gotteskindern. Ihm ist die Welt Gottes Werk. Gott läßt Blumen blühen, Vögel singen. Gott gibt Sonnenschein und Regen. Gott schuf den Menschen als Erdenwesen und gab ihm Leben und Pflicht. Das ist die reine Gotteserkenntnis, welche Jesus gab. Dazu gehört sein Evangelium von der Einheit des Menschen mit Gott. In dieser Predigt überragt er alle andern Religionsstifter. Darüber sind keine Denker und Dichter hinausgekommen. Sie konnten alle nur die Schönheit und die Tiefe solcher Frohbotschaft preisen. Allein im Glauben an Jesus ist dieses Reich Gottes unser. Nur mit ihm haben wir Antwort auf die Fragen nach unsern Zielen.

Wenn ich die Geschichte der Welt lese, dann meine ich, daß in allen Zeiten dieser Jesus zu den Menschen redet von der Größe der Menschheit. Die Zeiten sind nun, meine ich, groß, welche auf Jesus hören. Ja, jede Zeit ist groß oder klein nach ihrer Stellung zu Jesu Evangelium. Wie sollte es auch anders sein. da sein Ewig-

keitslicht allein den Gottesweg leuchtet und zu den Zielen der Menschheit hinleitet. Wir sehen es vor unsern Augen, wie aller Fortschritt nur tiefere Erkenntnis von Jesus ist. Ihn ganz haben, das ist das Morgenrot der ewigen Gottesherrschaft, da alles Klarheit ist, Licht von Gott dem Licht.

Nimm du Licht von diesem Licht, um Licht zu sein! Aber es muß aus deinem Herzen heraus leuchten. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Christentum sich dadurch von allen andern Religionen unterscheidet, daß hier nicht eine Religion der Massen, sondern der einzelnen Seele ist.

Es ist höchste Menschenwürde, daß ich einzelner mich geliebt weiß von Gott. Aber auch darin kommt meine Größe als Mensch zum Ausdruck, daß meine unscheinbare Arbeit ein Gottesdienst zu ewigen Weltzielen ist. Gott führt mich ganz besonders. Das Leben eines Johannes, Petrus oder Paulus verläuft unterschiedlich in Erfahrungen, Gedanken, denn Gottes Werkzeuge zu verschiedenen Aufgaben stellen sie dar. Von hier aus soll ich in Erkenntnis meiner Lebensführung Gott aus mir reden lassen, Gott und nichts anders. Darum sagt Jesus sehr fein: „Ihr" sollt Licht sein. Ihr! nicht einmal ich durch euch, sagt er. So erst recht nicht meine Kirchen durch euch. Persönlich wie das Heil ist persönlich der Abglanz der Erlösung. Dir als dem Menschen gilt das Jesuswort: Ihr seid das Licht der Welt.

Aber wie eine Kohle verglüht, wenn sie einsam liegt, so verglüht die Kraft eines Menschen in dem Alleinsein. So hat es gute Bedeutung die Gemeinschaft zu werten. In der Gemeinde liegt der Antrieb zur Arbeit, liegt aber auch die nötige Ergänzung meiner Eigenart.

Aber, damit die Gemeinschaft ganz sich auswirke, muß sie auf Liebe, nicht auf Buchstaben, nicht auf Worten, sondern auf Herz und Geist sich aufbauen. Es ist nicht leicht, das Andersein des Nächsten als Recht anzuerkennen. Jesus ist uns darin Vorbild gewesen. Er duldete neben dem stillen Johannes den feurigen Petrus, er wertete auch einen Paulus. Sind sie nicht alle Kinder Gottes, ist Christus nicht für alle gestorben, mahnt der Apostel; darum haltet Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens!

Lasset uns untereinander lieb haben, daß wir Brüder seien; eines Vaters Kinder, berufen zur Mitarbeit an seinem Werk. Ja, es weitet sich unser Blick: vor Gottes Tron stehen die Tausenden, um mit uns anzubeten Gott. Ihm zu danken, daß er das Licht aus der Finsternis herausgehen ließ; ihn zu bitten, das Licht in die Welt hell und klar scheinen zu lassen.

Das sei die Weihe unserer Stunde, zu „antworten" auf Jesu Ruf: Ihr sollt Licht sein.

Meinen wir, das sei zu schwer? Nun, dann lasset uns daran denken, daß Gott selber uns Kraft geben wird. Es ist seine Sache, für die wir stehen. Scheint es uns wohl:

Mit unserer Macht ist nichts getan,

Wir sind ja bald verloren,
dann lasset uns gegenseitig aus den Großtaten Gottes Mut schöpfen. Wir sehen die Siege Gottes. Mit uns ist Gott:
Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen. Amen.

Entlassung der Abiturienten aus dem deutsch-chinesischen Seminar in Tsingtau.

Am 28. Dezember fand im deutsch-chinesischen Seminar die Entlassung der diesjährigen Abiturienten statt. Die Herren Pfarrer Witte, Wilhelm, Schüler, Blumhardt versammelten sich mit sämtlichen Lehrern und Schüler der Ober- und Unterstufe des Seminars um 10 Uhr vormittags in der Aula. Außerdem war eine größere Anzahl von gleichgesinnten Gästen anwesend, unter denen wir Vertreter der Kaufmannschaft und der Gelehrten, sowie auch der Presse bemerkten. Diese Anziehungskraft der deutschen Kultur, die es vermochte, soviele Menschen zu vereinigen, hat ihr Gegenbild unter den berühmtesten Pädagogen der chinesischen Geschichte.

Der Lehrer Dschang verlas die einzelnen Nummern des Programms, der Lehrer Tau begleitete die Gesänge der Schüler auf dem Harmonium. Die Feier begann mit einem gemeinsam vorgetragenen Gesang zum Schulschluß der Schüler, der sehr gut im Takt und in der Harmonie vorgetragen war. Darauf hielten im Namen der Abiturienten die Herren Ding Dschen Bang und Dschang Bao Tsisan Vorträge. Die von ihnen vorgebrachten Lehren kamen an Ueberzeugungskraft dem Gin Si Lu des berühmten Gelehrten Wang Yang Ming (einem kritischen Philosophen aus der Zeit der Mingdynastie) gleich. Dann erhoben sich wieder die Töne des Gesanges zu einem Abschiedslied. Darauf betrat im Namen der zurückbleibenden Schüler Herr Yän Dschen die Rednertribüne und entfaltete sein kräftiges Stimmorgan, als gälte es schlafende Löwen zu erwecken und die ruhenden Lebensgeister aufzurühren, und machte dabei den Eindruck eines jugendlich mutigen Rosses.

Zuletzt richtete der Schulleiter, Pfarrer Wilhelm, eindringliche Worte der Ermahnung und des Abschieds an die Schüler und verteilte die Abiturientenzeugnisse an die abgehenden Schüler zugleich mit einem seidenen Band, auf dem in goldenen Buchstaben der Name der Schule gestickt war. Nachdem ein drittes Lied den Beschluß gebildet, wurde zur bleibenden Erinnerung an den Tag eine photographische Aufnahme gemacht. Ein fröhliches Mahl vereinte darauf die Teilnehmer bis 3½ Uhr Nachmittags. Dem Schreiber dieser Zeilen war es auch vergönnt, an dieser Feier teilzunehmen und es wird ihm unvergeßlich bleiben, wie der Schulleiter Worte sprach voll Liebe zu seinen Schülern, die wie Tau das durstige Land tränkten, und wie die Schüler ihrer Dankbarkeit Ausdruck gaben, indem sie gelobten, den Mühen des Schulleiters

und aller Lehrer keine Schande zu machen, und dadurch bewiesen, daß Ehrfurcht vor den Lehrern, Liebe zu den Freunden, Pflichttreue und Geselligkeit Tugenden sind, die in neuer Zeit nicht weniger richtig sind als in den alten Zeiten. Die Schüler mögen sich nur rechte Mühe geben, damit sie eines Tages sich einen guten Namen machen, damit Fremde und Einheimischen Zeugen werden der Freude des Schulleiters und der Lehrer, und daß auch diese Worte des Berichterstatters sich nicht als leere Schmeicheleien erweisen mögen.

(Aus einer Tsingtauer chinesischen Zeitung.)

Aus Zeitschriften.

Unsere Heidenmission, Monatsblatt zur Förderung des Reiches Gottes unter den Heiden, herausgegeben von Missionsinspektor Mascher, Steglitz bei Berlin 1910, Verlag der Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten. 12 H., 96 S., 1 *M*.

Die deutschen Baptisten, die neben den Baselern und den amerikanischen Presbyterianern in Kamerun missionieren und hier auf 5 Haupt- und 51 Nebenstationen 40 Missionsgeschwister, 59 eingeborene Gehilfen, gegen 2000 Mitglieder mit Beiträgen von jährlich über 3500 *M*, 42 Schulen mit 1782 Schulkindern, eine Mädchen- und Missionsschule mit 147 Zöglingen und 12 Sonntagsschulen mit 817 Schülern, sowie eine jährliche Einnahme von über 100 000 *M* haben, geben zur Förderung ihres Missionswerkes das genannte illustrierte Monatsblatt heraus, das abgesehen von erbaulichen Betrachtungen, Briefen vom Arbeitsfelde und einigen großzügigeren Artikeln meist kleine Notizen und kurze Aufsätze vom Fortgang der Missionsarbeit, Aussendung von Missionaren, heidnischen Gebräuchen und dergl. bietet. Nr. 4 enthält eine Karte und den Jahresbericht, jede Nummer dagegen „Altes und Neues für unsere kleinen Missionsfreunde." Die Bilder sind meist gut.

Buttstädt. A. Schillbach.

Deutsch-Evangelisch im Auslande, Zeitschrift für die Kenntnis und Förderung der Auslandsgemeinden. 9. Jahrg., 12. Hefte, herausgegeben von Pfr. Urban in Wormlage, Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1910, 490 und XV S. 5 *M*.

Die Schriftleitung ist mit Beginn des neuen Jahrgangs in andere Hände übergegangen, aber der neue Schriftleiter Urban wandelt völlig in den alten bewährten Bahnen. Auch ist der bisherige Hauptleiter, der frühere Probst Bußmann in Jerusalem, gegenwärtig in St. Andreasberg, der beim Abschluß seiner langjährigen Tätigkeit im Ausland (Buenos Aires und Jerusalem) von der theologischen Fakultät zu Marburg zum Doktor der Theologie h. c. ernannt worden ist, neben Urban, Geh. Konsistorialrat Prof. D. Mirbt in Marburg und Pfarrer E. Koch in Radefeld bei Schkeuditz, Mitherausgeber geblieben. Streng genommen gehört die Besprechung der monatlich in einem Umfang von 40 S. erscheinenden Zeitschrift nicht in eine Missionszeitschrift, da der Schwerpunkt des in engen Beziehungen zum Gustav Adolf-Verein stehenden Vereins in der ausländischen Diaspora, Seemannsmission und dergl. liegt. Doch führt die Arbeit in den deutschen Kolonien, besonders Deutsch-Südwest-Afrika, in Jerusalem und sonst mitten in die Heidenländer hinein. In der Tat spielen auch die deutsche Kolonialgesellschaft, das Hamburger Kolonialinstitut, der deutsche Kolonialkongreß, Kolonialvorlesungen und -gesetze, die direkt ins Missionsgebiet

hinübergreifen, keine untergeordnete Rolle. Die durchweg tüchtigen Abhandlungen behandeln teils praktisch-theologische Fragen, die in Beziehung zur Diasporaarbeit stehen, wie Nationalität und Humanität, Reformationsfest, Konfirmandenunterricht im Ausland, Auslandsgesangbuch, weibliche Diakonie und Frauenhilfe, Gottesdienst an Bord der Schiffe, teils führen sie hinaus auf einzelne Diasporagebiete, in Deutsch-Südwest-Afrika, Jerusalem, Bosnien, Südamerika, teils hinein in die heimatliche Arbeit, während die Chronik und Rundschau kurz und treffend von den wichtigsten einschlägigen Ereignissen in der Heimat und im Ausland berichtet wird. Auch einige Predigten sind abgedruckt. Eine Inhaltsübersicht, sowie ein Wort- und Sachregister sind beigegeben. A. Schillbach-Buttstädt.

Mitteilungen.

1. Unser Missionsinspektor Witte verläßt Japan am 28. März und schifft sich nach San Francisko ein, von wo er eine dreimonatliche Vortragsreise durch Nordamerika antritt, um für unsere Sache zu werben. Er kehrt zum 1. Juli d. Jhs. heim, tritt dann einen 6 wöchentlichen, wohlverdienten Urlaub an und übernimmt vom 15. August ab die Geschäfte und sein Amt.

2. Herr Pfarrer Schüler, der vom 15. Februar ds. Js. ab die Pfarrstelle an der deutschen Gemeinde in Shanghai übernommen hat, der aber im Dienst unseres Missions-Vereins bleibt, hat dort am Sonntag, den 19. Februar, seine Antrittspredigt gehalten.

3. Unser Jahresfest findet in Bern vom 20. bis 22. August statt.

4. Die **„Theologische Literaturzeitung"**, das bekannte Organ der wissenschaftlich-kritischen protestant. Theologie, z. Zt. herausgegeben von Adolf Harnack-Berlin, Hermann Schuster-Hannover, Arthur Titius-Göttingen, beabsichtigt hinfort neben der den Umkreis der Theologie umspannenden historisch-philologischen Arbeit auch der allgemeinen Religionsgeschichte reges Interesse zuzuwenden und über ihren gesamten Umfang durch „kritische Referate eingehend und gründlich zu orientieren." Auch sollen die Beziehungen der Religion zum modernen Geistesleben aufmerksam verfolgt werden. Dem steigenden internationalen Austausch entsprechend werden die Beziehungen zur Literatur des Auslandes noch mehr gepflegt werden; auch ausländische Gelehrte sind zum Bericht über ihre Literatur gewonnen. Ueber wissenschaftlich bedeutsame Unternehmungen, Funde von religionsgeschichtlicher Bedeutung werden kurze authentische Mitteilungen gebracht, wozu die Mitarbeit von interessierten Gelehrten des In- und Auslandes stets willkommen ist.

Eingegangene Schriften.

1. Missionsbericht der Europ. Abteilung der S. T. Adventisten-General-Konferenz.
2. D. Emil Frommel, Die 10 Gebote Gottes in Predigten. Finkh-Basel. 3 und 4 *M.*
3. Th. Rudert, Neue Theorien über geschlechtliche Liebe.
4. R. Heidrich, Materialien für den Unterricht im Ebräischen.
5. R. Heidrich, Der Sonntags-Gottesdienst in der preußischen Landeskirche.
6. Afrikanische Studien, redigiert von Prof. Velten, Lippert und Westermann. Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin. 3. Abteilung.

Groß ist die Diana der Epheser.

Von Pastor Konrad Schmidt-Gleiwitz.

1. Kapitel.

Die karischen, kleinasiatischen, arkadischen, thessalischen Glossen nach Hoffmann, Kretschmer, Lagarde ꝛc.

Die eigentümliche Natur der griechischen Sprache hat mir seinerzeit die erste Anregung gegeben, der Religion des alten Hellas ein ernsteres Studium zu widmen. Auch dem Leser einen Einblick in die Fülle von Semitismen zu gewähren, die der griechische Sprachschatz in sich aufgenommen hat, und ihn so dem Gedanken zugänglich zu machen, daß in den Hellenen kein rein indogermanisches, sondern vielmehr ein Mischvolk zu erkennen ist, an dessen Blut die semitische Rasse einen starken Anteil hat, ist der Zweck dieses ersten Kapitels. Freilich zwingt mich der mir zur Verfügung gestellte Raum zu engster Umgrenzung meiner Darbietung. Es konnte mir nicht einmal vergönnt werden, die Sammlungen eingehender zu besprechen, die Hoffmann und Kretschmer, von Älteren Laßen, Lagarde und Sayce, von kyprischen und kleinasiatischen, von arkadischen und thessalischen Glossen hergestellt haben. Ich kann nur Einzelheiten hervorheben. Aber gelingt es mir auch so nachzuweisen, daß sich Semitismen selbst unter den Fürwörtern, unter den Bezeichnungen des intimsten Geschlechtslebens sowohl, wie unter den Benennungen der alltäglichsten Handlungen, des Essens und Trinkens, finden, so wird doch zugestanden werden müssen: die Annahme einer semitischen Urbevölkerung diesseits und jenseits des ägäischen Meeres darf nicht mehr als rückständige Albernheit beurteilt werden.

Ein Einwurf ist mir allerdings schon oft gemacht worden: kann das, was sich mir als semitisches Spracherbe darstellt, nicht vielleicht viel einfacher aus semitisch-indogermanischer Wurzelverwandtschaft erklärt werden? Es liegt mir fern, eine solche leugnen zu wollen. Die Ergebnisse eines Gelehrten, wie Möller (Semitisch und Indogermanisch, Kopenhagen 1907), der sein Leben daran setzte, durch Heranziehung auch der semitischen Sprachen „den immer tiefer in den Sumpf geratenen Karren der indogermanischen Sprachwissenschaft (sic! Vorwort pag. IX) wieder flott zu machen", werden wohl als im wesentlichen unerschütterliche Tatsachen zu würdigen sein. Jedoch, so wenig die ursprüngliche Verwandtschaft zweier Rassen ihre spätere Trennung und noch spätere Wiedervermischung ausschließt, so wenig wird meine Beurteilung der griechischen Sprache als einer Mischsprache von der Forschung Möller's berührt. Ein Wort, wie das kyprische κιδνόν = ἐνθάδε, also = „hier, da", stellt für den Einsichtigen nur eine durch Anhängung einer griechischen Endung an ein ursprünglich semitisches Wort rein mechanisch hergestellte Neubildung, in diesem Falle aus

כֵּן, dar. Von Wurzelverwandtschaft kann in solchen Fällen nicht die Rede sein; und gerade ihnen spüre ich nach.

Andererseits glaube ich meine Gegner sogleich hier auf einen Punkt aufmerksam machen zu sollen, der für meine Beurteilung der Dinge maßgebend ist. Finde ich ein Wort, wie die kyprische Bezeichnung der Blumen *κάχιλα*, das sich einerseits nicht als indogermanisches Sprachgut würdigen, andererseits aber mit Leichtigkeit aus einem semitischen Wortstamm, כחל = „buntfärben", verständlich machen läßt; finde ich weiter, daß ein solches Wort trotz seiner unzweifelhaft semitischen Herkunft sich doch in keiner der uns bekannten semitischen Sprachen findet, so darf ich in ihm wohl eine Eigenbildung des Volksstammes erkennen, bei dem es im Gebrauch stand, in diesem Falle also der semitischen Pelasger (ich verwende das Wort als Gesamtbezeichnung für die semitische Urbevölkerung von Hellas, samt seiner Inselwelt. Auf Unterscheidung einzelner Stämme war hier kein Gewicht zu legen. Auch die Phoiniker von Kypros — Herodot VII, 90 — rechne ich also zu den Pelasgern). — Noch bedeutsamer wird dieser Schluß, wenn es sich um Bezeichnungen von Gegenständen handelt, die nur einem Volke eigen waren, wie die Sarisa der Makedonen. Trägt z. B. die Letztere einen lediglich aus dem Semitischen verständlichen Namen, so muß in Makedonien zur Zeit ihrer Erfindung ein semitisches Volkstum zu Haus gewesen sein. Und das nach Hoffmann sicher nicht indogermanische *σάρισα* kann, um es gleich hier zu sagen, aus dem Semitischen sehr leicht gedeutet werden: eine Substantivbildung von סרס, saras = „schneiden", durch welche die Lanze als Stich- oder Schneidewerkzeug bezeichnet wird. —

Es dürfte schwer sein, gegen die Logik dieses Schlusses etwas Stichhaltiges vorzubringen.

A. Kypros.

Von den 220 durch ihn zusammengestellten kyprischen Glossen erkennt Hoffmann selbst nur 9 als Semitismen an. Wie wenig aber der große Gelehrte über das auf der Hand Liegende hinaus spürte, beweist folgende Auswahl.

a. Fürwörter ꝛc.

1. *κιόνόν* = *ἐνθάδε* = „da, hier". Ich verweise noch einmal auf das hinweisende כְּדְנָא, כֵּדֵן (kidna) = „so".
2. *ἄνδα* = „diese" (weibl.). Es ist eine Zusammensetzung von הָן, an, und הָא, da, = „diese da". (הָא ist weiblich).
3. *οὐάραι*, nach Hesych = „wir". Da vor diesem seltsamsten aller griechischen Fürwörter die Indogermanistik gänzlich versagt, so

mache ich darauf aufmerksam, daß sich von חָוָה „drehen" ebenso gut ein חוּזָה „Kreis" ableiten läßt, wie das bekannte חַוָּה. Jenes aber wäre = *ουα* (ח oft = spir. lenis; cf. später חַוָּה = *Εδα*). In *ραι* dagegen ist unschwer רֵעַי „meine Angehörigen" wieder zu erkennen. Das Ganze also wirklich = „Kreis der Meinigen" — „wir".

4. *ἰν* ein adverbial = „er, sie; ihn, sie" gebrauchtes Wort, erklärt Hoffmann als Akkusativ eines verschollenen *ι* = „er". Es ist doch nur = הֵן, das nach Fürst als hinweisende Partikel „da dieser, da diese" besagt.

b. Bezeichnungen für Essen und Trinken, Rufen etc.

5. *γρᾶ* = „iß" gleicht völlig dem semitischen גָּרָה „schlingen, schlucken". Man vergleiche dazu auch *βλέ-ειν* „trinken" = בְּלַע, bla, = „schlucken".

6. *πατά-ω* „sehen" entspricht völlig dem bekannten פֶּתַע = „Augenaufschlag".

7. *κάρραξον* = *κατάραξον* läßt Hoffmann auf ein *ἀραγιω* = „tönen" schließen. Er vergißt nur hinzuzufügen, daß dieses dem semitischen ערג, arag = „laut tönen, schreien" aufs Haar gleicht.

8. *γοδ-ᾶν* = „klagen". Die von Hoffmann vorgeschlagene Gleichung *γον* = *γοδ* ist geradezu erstaunlich. *γον-άω* soll dann, nach Prellwitz, einem altindischen ahuvan und einem altbaktrischen zavaiti (!) gleichstehen, während es doch dem hebräischen גֹּעֶה goe „schreiend" völlig entspricht. — Ich erkenne denn auch in *γοδ-άω* nur eine Gräzisierung des semitischen גד, god, = „Einschnitte machen", wie es bekanntlich auch die chriechischen Klageweiber übten (cf. Rohde, Psyche I, pag. 226). *γοδ-ᾶν* ist „Totenklage anstimmen".

c. Geschlechtliches.

9. *ἀβαριστάν*. Zu Grunde liegt ein *ἀβαρίζω*, das nach Hesych = *γυναικίζεσθαι*, also (cf. Paßow) als Bezeichnung des weiblichen Geschlechtslebens zu verstehen ist = „gebraucht werden" oder „Monatsfluß haben". — Da entspricht dann aber völlig עבר, abar, = „schwängern" oder „überfließen".

d. Sonstiges.

10. *ἄρουρα*, nach Hesych ein noch mit den Hülsen gemengter Getreidehaufen. Ihm entspricht völlig הַרעוּרָא, ar-ura, = „ein Berg ausgedroschenes Getreide".

11. *βορβορ-ίζω* = „verunreinigen". Das auch von Prellwitz mit einem ? versehene *βόρβορ-ος* = „Kot" findet völlige Erklärung (wie גַּלְגַּל „Rad" aus גָּלַל „wälzen") durch das völlig entsprechende ברר = „Kot aussondern" (cf. Gesenius).

e das Wort besonders, weil es dem *βάρβαρ-ος* so ähnlich sieht. Auch dieses bedeutet nur so viel wie „ausgeschieden, ausgestoßen".

12. *κίναυρος* = „Zeit vor Sonnenaufgang" ist = אור + קִנְאָה, kinaor = „Aufglühen des Lichts". Hier tut es förmlich weh, wenn man sich's versagen muß, die „griechischen" Zeitbestimmungsworte heranzuziehen.

13. *πτόλ-εμος* „Krieg", nach Prellwitz „immer unklar", ist doch nur = פָּתַל, ptol, „ineinanderschlingen" (Kampfgewühl), das nach Genes. XXX, 8 im niphal direkt den Kampf bedeutet.

14. *πτόλ-ις* = „Stadt" stammt ebendaher; die Stadt stellt eine Verknüpfung von Häusern dar. Ich verweise in dieser Beziehung auf den Stadtnamen עֲרָבָה von ערב = „mischen", „binden". Von diesem Worte leitet sich auch das — nach Walde — unerklärliche lateinische urbs = „Stadt" ab. Ebenso entspricht das lateinische oppid-um = „umfriedigter Raum" dem semitischen אָפַר = „binden, knüpfen". Man vergleiche dazu אַפְרָן = „Burg" und die alte griechische Ortsbezeichnung *Ἀφιδναι*.

In *πτολι-εθρ-ον* dürfte, so bekannt sonst die griechische Endung *τρον* ist (cf. Kühner, Gramm. III, 271[24]), außerdem noch עטר = *εθρ* stecken; es bedeutet dann „die umschlossene Stadt". Auf Kypros finden wir diese Vorstellung in Namen, wie Amathus —, so schon Kiepert —, Chytroi, Leucolla; wir können sie aber durch ganz Kleinasien (Sagalassos, Arykanda, Mykalessos, Mastaura [מצר, צ = *στ* cf. צָוַי = *στυραξ*], Kydrara, Holmoi [חלם, umschlossen sein], Dables, Dorylaion, Keramos, Adramyttion etc.) und Griechenland (vom alten Azorus im höchsten Norden Thessaliens [= אצר „umschließen"] bis nach Cythera im tiefsten Süden [= קטר „binden" „umschließen"]) verfolgen.

15. *κάχιλα* = „Blumen", nach Hoffmann unerklärt, ist doch nur = קָחִיל, kachil = „bunt gefärbt". Ich erinnere dabei gern an den „bunten" Kiesel = *κάχλ-ηξ* und an den nicht minder „bunten" Kramtsvogel *κίχλ-η*.

Gerade dieses Wort gibt uns denn auch Gelegenheit, einen Einblick in die Entstehung altgriechischer Sagen zu tun. Pausanias erzählt nämlich VIII, 21, 2 Folgendes: Die Arkader *λέγουσι τοὺς ποικιλίας φθέγγεσθαι κίχλῃ τῇ ὄρνιθι ἐοικός*. Er verstand diese Ueberlieferung dahin, daß die sicher nach ihrer Buntheit *(ποικίλος)* benannten Fische der Aroania-Quelle Töne von sich gäben *(φθέγγεσθαι)* ähnlich denen des Kramtsvogels. Er verweilte deshalb auch einen ganzen Tag am Wasser, um sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Aber unsere Philologen

haben wirklich keinen Grund, ihn deshalb noch heute zu verlachen. Denn auch sie sind blind gewesen, wie er, und haben trotz aller sonstigen Gelehrsamkeit nicht gesehen, daß die Wurzel des Märchens in der gleichen Bedeutung von ποικίλος und כחל liegt. Freilich, wie ungeheuerlich, anzunehmen, daß im Berglande des innersten Peloponnes einst Semiten gesessen, gewitzelt und gedichtet haben!

B. Kleinasien.

Nirgends tritt freilich die Geflissentlichkeit des „Uebersehens" deutlicher hervor, als in der Behandlung der kleinasiatischen Frage seitens der modernen Gräzistik. Nicht nur, daß einfach übergangen wird, was einst Kiepert und Seinesgleichen über kleinasiatische Namengebungen zu sagen wußten;*) nein, man hört aus Kretschmer's Bemerkung (Einleitung, pag. 393) „von den phönikisch redenden Solymern, hat uns Petersen (bei Lanckoronski, die Städte Pamphyliens etc. II, 13 ff) glücklich befreit", geradezu etwas wie Jubel darüber heraus, daß, was als letzter Stein des Anstoßes gelten konnte, nun auch aus dem Wege geräumt scheinte. Ich kann hier nicht länger dabei verweilen nachzuweisen, wie wenig diese Freude in sich berechtigt ist; muß doch Petersen a. a. O. selbst zugestehen, daß er die von ihm vollzogene Gleichung zwischen den Solymern des Choirilos und den Aethiopen des Herodot (VII, 70) weder ganz durchführen, noch klarlegen könne, wodurch der Erstere, sie seinerseits zu vollziehen, einst veranlaßt worden sei. Auch darauf will ich kein besonderes Gewicht legen, daß gerade von den 3 durch Lanckoronski aus den Inschriften der hier in Frage stehenden Gegend erbrachten Glossen 2 als Verwandtschaftsbezeichnungen (!) χίλτη (בַּלְתָּא, aram. = „Schwiegertochter") und δαρ-εῖος (von דָּר, dar, aram. = „Geschlecht, Verwandtschaft") so offensichtlich semitischen Ursprung verraten. Aber eins verdient doch noch nachdrücklichst hervorgehoben zu werden. Mit ganz besonderer Vorliebe verweilt Kretschmer nämlich bei den sogenannten Lallnamen der kleinasiatischen Völker. Es muß doch schon an und für sich kaum glaublich erscheinen, daß je eine Religion, — denn auch um religiöse Namen handelt es sich —, ihren Gläubigen sollte gestattet haben, die großen Götter mit kindischen Lauten zu bezeichnen. Und wie nun, wenn die Mehrzahl dieser sogenannten Lallnamen durch Deutung aus dem Semitischen

*) Wenn Fick (Vorgriech. Ortsnamen pg. 16) für die Gleichstellung des in Elis, Kreta, Troas erscheinenden Flußnamens Jardanos mit dem palästinensischen Jordan nur ein geringschätziges Wort der Ablehnung findet, hat er meines Erachtens das Recht aller Sprachvergleichung in Frage gestellt. Bekanntlich bedeutet das Wort „der Rauschende" oder (Fürst) „der Herabstürzende". Der lydische König gleichen Namens (Herodot I. 7) dürfte allerdings als Herrscher so heißen, von יָרַד = דָּרָה = „herrschen".

ihren guten Sinn erhält? So ist Ada = עָדָה = „Schönheit", Dada = דָּדָה = „die Liebende", Assa = עָזָּה = „die Gewaltige", Sassa = צָצָה oder = זָהָה = „die Glänzende, Blühende"; Nana schon nach Roscher's Lexikon der griech. und röm. Mythologie = נָנָה = „die Sprossende, Fruchtbare" (cf. Fechner: Nana oder die Pflanzenseele!); Amma, der Name der Göttermutter = אִמָּה. Ja nicht einmal das einfache „Ma" als Bezeichnung derselben Gottheit erfordert Verzichtleistung auf sinnvolle Deutung; denn מָה, ma, von מוּה, bedeutet „die Fließende", wobei man an den weiblichen Monatsfluß, vor allem aber auch an die Mutterbrust denken darf (cf. auch Delitzsch „das älteste Alphabet" pag. 131: Wasser = Fruchtbarkeit!). Ich will mich gern anheischig machen, Kretschmer mit weiteren Ausführungen in dieser Beziehung zu dienen. Hier kann ich nur noch bei einem Punkt verweilen. Der große Gelehrte rechnet auch Attes zu diesen, von ihm so sorgfältig besprochenen Lallworten. Es ist bekanntlich ein Name für den Sonnengott. Sieht er nun nicht, daß dem Att völlig die aramäische Schreibweise für אשש = „flammen, brennen", nämlich אתה (cf. אַתּוּן „Ofen"), entspricht? Hier ist ein Zweifel an der Herkunft des Namens kaum mehr möglich; ja er wird ausgeschlossen durch die Legende vom Tode des Gottes selbst. Denn wenn sich dieser nach der ältesten Überlieferung entmannt, so erklärt sich auch diese Sage einfach aus einem semitischen Wortspiel: מָאוֹר, ma-or = „Licht" und מָעוֹר, ma-or = „Schamglied"; Attes verliert sein Licht, die Sonne geht unter, oder nach der Geheimsprache der Mysterien, er entmannt sich.*)

Es ist damit nur eine Probe erbracht, durch welche der Ursprung der kleinasiatischen Sage belichtet wird. Damit sie nicht allein bleibe, lasse ich wenigstens noch 2 folgen.

a) Niobe. Ihre Geschichte ist bekannt genug: Niobe wird ihrer Kinder beraubt, durch den Schmerz versteinert und zugleich in eine Quelle verwandelt (Sipylos-Quelle. Sip. nicht, wie Lewy semit. Fremdw. pag. 197 f., will = זְבוּל „Wohnung" (!), sondern einfach = שִׁיא, si,

*) Dies auch gegen Messerschmidt (Die Hettiter, Leipzig 1903), der Attis pg. 24 einfach zu einer hettitischen Gottheit stempelt. Ich bezweifle überhaupt sehr, daß die Hettiter „Nichtsemiten" waren. Das in ihrem Königsnamen so oft erscheinende sar ist auffallender Weise ganz semitisch = שַׂר „Fürst". — M. muß gewisse Beziehungen der H. zu den Juden ja auch selbst anerkennen. Leider kann ich hier nicht die ganze Atteslegende, was sich sonst spielend tun läßt, nach dem gleichen Prinzip deuten. Es ermöglicht dieses Prinzip sogar die Scheidung der alten von den jüngeren (griechisch-semitischen) Bestandteilen. Nur darauf möchte ich noch aufmerksam machen, daß sich durch ma-or = „Licht" auch das seltsame griechische ἄμαυρος = „dunkel" erklärt: es ist „lichtlos" (a priv.). Das noch seltsamere μαυρός μαῦρος = „dunkel" erklärt sich dagegen aus עור = „höhlen", „blenden" = מְעוֹר „Hohlheit", „Blendung". cf. μωρός „Hohlkopf", lat. morus „albern".

d. i. „Erhebung, Höhe“ + פול, pyl, d. i. „gespalten sein“ [cf. griech. πύλη = Tor] und „spalten“, Sipyl-os also = αἰγίλιψ, ἡλίβατος). Was nun ihren Namen anbetrifft, so hat Gruppe (pag. 1251a) gewiß recht, wenn er auf das makedonische νίβα (Hoffmann, Makedonen, pag. 37) sowie auf den Namen der argivischen (!) Quelle Niobe verweist. Nur vergißt er hinzuzufügen, daß das entsprechende נוב bezw. נִיב, nib, wovon ein Hauptwort niob ebenso denkbar ist, wie kior von kur, bedeutet: 1) „quellen“; 2) „sprossen“; 3) „sich erheben“. Wir hätten also in niob vor uns: 1) die „Quelle“; 2) die „sprossende Mutter Erde; 3) den „Berg“, und mit alledem zugleich das Leitmotiv der ganzen Sagenbildung. Immerhin muß es ein großer Dichter gewesen sein, der zuerst die Mutter Erde aus Gram über den Tod ihrer unter der Sonnenglut hinsinkenden Kinder zu Felsen erstarren und in der Quelle ihr ewiges Leid ausweinen ließ.*)

b) Die Sage vom „sardonischen“ Gelächter. — Sard-is soll nach Joann Lyd. (Ausgabe Wünsch, pag. 59) das „Jahr“ bedeutet haben, weil die Buchstaben des Worts, als Zahlzeichen gefaßt, den Wert 365 ergeben; eine Deutung freilich, gegen die ich Verwahrung einlege. Er knüpft jedoch daran auch die weitere Bemerkung, daß die Stadt Sardes ihren Namen trage zu Ehren der Sonne, die gleichfalls aus 365 Tagen das Jahr „zusammenschmiede“; und gerade diese Bemerkung ist mir wertvoll. So gewiß ich nämlich glaube, daß Sard-es nichts ist als eine Bezeichnung für „Stadt“, als solche zu verstehen aus dem entsprechenden סרד = verknüpfen“ (cf. πόλις, unter den kypr. Glossen. Dazu stimmt Strabo's Kunde XVIII, 4, 6., daß die lydische Hauptstadt früher Hyd-e geheißen habe; denn auch das diesem entsprechende חור bedeutet plectere, d. i. verknüpfen [Gesen]. Man denke ferner an σαρδών = „Rand am Jagdnetz“, wo die Fäden sich „verknüpfen“. Auch das von Joann selbst an dieser Stelle gebrachte συνάγοντος, das fast wie eine Übersetzung von סרד aussieht, ist mir auffallend), so sicher möchte ich andererseits annehmen, daß dem Bericht des Lyder's eine rechtschaffene Erinnerung zu Grunde liegt. Ein anderes sarad (שרד) besagt nämlich nach Kimchi soviel wie „rot sein“, שָׁרֵד = „Rötel“; und die Sonne ist rot. Man findet dieses sarad sowohl im Namen des roten Karneol, des Sardion, wie in der Wissenschaft des Suidas, der den Namen der Insel Sardo von den roten Purpurschnecken ableitet und unter βάμμα Σαρδ-ιανικόν dieses Letztere mit ἐρυθρόν = „rot“ übersetzt. Auch an den Namen des Sonnensohnes (Paus X, 17, 2) Sardos ist zu denken. Und wundervoll ver-

*) Man übersehe auch nicht, daß z. B. auch in בָּכָה die Vorstellungen „quellen“ und „weinen“ vereinigt sind.

steht sich's nun auch, wie (cf. Creutzer, Symbolik Bd. I, 39. Mercklin, Talossage Petersburg 1853) das sardonische Lachen mit dem Scheiterhaufen des Sonnengottes, dem Abendrot, in Verbindung gebracht werden konnte: Sard-on = שרד און ist ja die „Röte des Unterganges"; während die Symbolik des Lachens sich aus dem Wortspiel צחק = „lachen" und צָחַח „glänzen" erklärt (cf. auch das Lachmotiv der altorientalischen Sage; Jeremias, D. Alte Testament 2c. pag. 354). Verstehen wir's so, dann lächelt (glänzt) freilich die Sonne im Untergang selbst sardonisch. — Jedoch damit noch nicht genug! Nach B. Schmidt (Jahrb. f. d. klass. Altert. 1903) erklärt sich der Selbstmord der Keer aus Überlieferungen uralter Zeiten, da noch die Söhne ihre alt und gebrechlich gewordenen Eltern zu töten pflegten. Auch Suidas kennt diese Überlieferungen noch und versteht das sardonische Lachen als das bei diesen dem Verderben geweihten Alten zur Sitte gewordene Verspotten des Todes, oder auch als das Lachen des Entsetzens; cf. auch das Scholion zu Od. XX, 302. Wie überraschend paßt nun zu diesem allem die Tatsache, daß eine dem sard (jenes Scholion kennt auch die einfache Form *Σάρδιον γελᾶν*) gleichfalls entsprechendes סרד = „Furcht, Entsetzen" im Syrischen nachweisbar ist! Das sardonische Lachen ist danach wirklich das entsetzte, verworrene Lachen dessen, dem plötzlich der Tod ins Auge sieht; und wiederum denken wir der Sonne, die noch einmal vor dem Untergange auflacht! — Aber ist es nicht geradezu erstaunlich zu sehen, wie auch hier ein Stück uralter (übrigens wundervoll dichtender) Überlieferung sich durch Rückgriffe auf das Semitische klärt? Es ist nicht zu leugnen: damals, als Tötung der Eltern noch Sitte war, beherrschte die Küsten des Mittelmeers ein semitisches Volkstum.

Dieses Ergebnis bestätigen dann auch die Glossen, deren ich freilich hier des Raummangels wegen nur wenige, — von den 15 karischen (Namen bleiben außer acht) 7 und von den 27 sicheren lydischen 8 —, behandeln kann.

I. Karien (nach Sayce).

a) Maße und Gewichte.

1. *κύβδα* = „Gewicht". Weder Sayce, noch Laßen, noch Kretschmer versuchen eine Deutung des Worts, das im Griechischen eine ganz andere Bedeutung hat. Kretschmer betont dabei, daß eine indogermanische Deutung ausgeschlossen sei. — Das Wort stellt doch nur eine Gräzisierung das von כֹּבֶד, kybd = „Gewicht, Schwere".
2. *καπίθη*, ein Maß = 2 Quart, cf. Xenoph. anab. I, 5, 6. Paßow leitet das Wort vom griech. *κάπτω* = „schlingen, schlucken".

ab, = lat. capio. — Ich meinerseits erkenne in diesen Worten eine gemeinsame semit.-indogermanische Wurzel כפת, בפה, meine jedoch, daß die Form *καπιθ-η* = בְּפִית von בָּפָה oder כָּפַת = „binden, umbinden" eine spezifisch semitische Bildung darstellt, der die Bedeutung des „Insichfassens" = „Hohlmaß" eigen war.

3. *τυμνια*, nach Sayce = a rod, also ein Längenmaß. Griechische Deutung ist ausgeschlossen. Ich verweise dagegen auf מָנָה „zählen, messen, teilen". Davon wird auch im Hebräischen timna als Name, sicher in der Bedeutung „Teil" geformt. *τυμν-ια* = „Teil", Längenmaß, sieht dem auf ein Haar ähnlich.

b) Sonstiges.

4. *γισσα* = künstlich geglätteter Haustein, soll flatt stones (Sayce). Da erinnere ich an גָּזַז = „schneiden". Das Aramäische kennt eine genau entsprechende Ableitung „gissa" = „Schur", also doch „Schnitt", „Abgeschnittenes".

5. *καπκάβη* = „Kopf"; im Griechischen = „Topf". Man denke an [כבב] = „hohl, gewölbt sein". Daß davon ein Substantiv kabkab-kakkab gebildet werden konnte, ist unzweifelhaft. Hohl und gewölbt ist sowohl der Topf, wie der Kopf.

6. *κολαβρισμός* bezeichnet auch im Thrakischen einen Waffentanz; das Wort ist abzuleiten von *κολαβρ-ίζω*. Dem Namen entspricht völlig אַבִּר + קוֹל, kol-abr = „starkes Getöse".

7. *γελαν* (nach Kretschmer) = „König". Kretschmer will es mit dem phrygischen *βαλήν* ausgleichen, wobei denn allerdings b = g gesetzt wird. Aber es bedarf dieser Gewaltsamkeit nicht. gelan stellt vielmehr eine Ableitung von גלל dar, das auch im Hebräischen den starken Einfluß (biglal = „weil"), im Arabischen sogar direkt die „Majestät" bezeichnet; an ist als semitische Endung bekannt genug. gel-an ist wirklich = „König".

II. Lydien.

a) Herrscherbezeichnungen.

1. *πάλμ-υς*, ein auch bei Homer erscheinendes Wort. Bedenken wir, wie häufig im Semitischen der Wechsel von b und p ist (cf. auch im Griechischen *Ἀμπραχία* = *Ἀμβρ.* Kühner, Gramm. I, 154), so wird man zugeben müssen, daß keine Gleichung leichter zu vollziehen ist als die zwischen *παλμ* und בלם. Letzteres bedeutet (Gesen.) „unterdrücken". Der orientalische Herrscher als Niedertreter, Bedrücker.

2. *λαλλας* = Tyrann, nichtadeliger, oder gar unehelicher Geburt. — Solche Herkunft nennt schon Homer (Il. VI, 24) *σκότιος* = „dunkel".

Um so auffälliger ist, daß noch niemand die Gleichung *λαιλ* = לַיִל = „Nacht, Dunkel" vollzog. *λαίλ-ας* ist = *σκότιος*.

3. *κοαλδδεῖν*. (Lassen korrigiert *κολαδεῖν*, um es mit dem „griechischen" *κυλάζω* = „bändigen" gleichstellen zu können. Er übersieht, daß auch dieses semitischer Abkunft ist: *κυλ* = כּוֹל, בהל = vermögen). Gewiß ist diese Glosse nicht unversehrt, läßt sich aber doch verstehen, ohne daß man sie mit Lagarde zu *παλμυς* verdreht. Bei der Ähnlichkeit von *Λ* und *A* war eine Verwechslung beider Buchstaben nur zu leicht möglich: *κοαλδδειν* = *κοαλαδειν* = כֹּהֵל + אָדִין = „mächtiger Gebieter."

Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, noch einmal auf das „hattitische" sar = „Fürst" hinzuweisen = שַׂר, dazu auf das phrygische (!) *βαλήν* = בָּל = „Herr", sowie auf das kilikische Syennisis, in dem schon Dunker (bezw. Stein) eine semitische Benennung erkannte. — Schließlich steht es auch mit dem griechischen *βασιλ-εύς* nicht anders. Prellwitz bringt es mit einem litauischen (!) gimti (!!) = „geboren werden" (!!!) in Gleichung: der König als Geschlechtsherr; Paßow verzichtet auf Deutung; Benseler nimmt *βασι* als „Schreiter" von *βαίνω*, wozu sich *λεύς* = *λεώς* = „Volk" gesellt habe, das Ganze = „Herzog"! Dieser Ratlosigkeit gegenüber stelle ich nun die Gleichung *βασιλ* = בָּזִיל, von basal = „scheiden", = „der Ausgezeichnete". Ich glaube, sie spricht für sich selbst. Es erklärt sich so auch die adjektivische Verwendung des Worts: *ἀνὴρ βασιλεύτερος* Jl. IX, 160 ꝛc. (cf. Paßow) = „der Ausgezeichnetere, Trefflichere". —

b) Geschlechtliches.

4. *ἀκυλλ-όν*, das „Geschlechtsorgan". Es ist geradezu erstaunlich, daß keiner von allen Gelehrten, sich durch dieses Wort an das dem *ακυλ* so völlig entsprechende אכל hat erinnern lassen, das z. B. Prov. 30, 20 auch den Liebesgenuß bezeichnet.

5. *ἀγνεών* = „Hurenhaus, Bordell". — So nach Klearch, einem Schüler des Aristoteles; u. z. sollen es die Lyder es so genannt haben *διὰ τὴν πρᾶξιν*. Nun haben zwar die Megarer (cf. Pausanias I, 43, 6) die Aphrodite *πρᾶξις* genannt; doch sollten die Lyder etwas von diesem seltenen Namen gewußt haben? Nach dem einfachsten Sinn der Worte hieß das lydische Bordell so nach dem, was dort getan, und zwar in schmählicher Weise (*ὕβριζον*) getan wurde. Unter diesen Umständen darf ich wohl darauf hinweisen, daß das dem *ἀγνεών* so völlig entsprechende aramäische אַגְנָאי, Aph.-Form von גנא, bedeutet; 1) „sie machen sich legen" d. i.

„sie treiben Beischlaf", und 2) „sie treiben Schändliches". — Schwerlich kann das lydische Wort eine schlagendere Erklärung finden. Wie Laßen dazu kommt, es mit „Ofen" zu übersetzen, weiß ich nicht. Sollte er fornax „Ofen" mit fornix „Bordell" verwechselt haben? Es wäre spaßhaft genug.

c) Geräte und Kleidung.

6. *ἀρφυ-αινόν* = „Wurfscheibe". — *αινον* ist gräzisierende Endung, cf. Kühner § 329, 11. In dem *αρφυ* dagegen ist es unschwer ein אַרְמוֹת, ein Substantiv von רָמָה „werfen" = „Wurf" zu erkennen. *ἀρφυταινόν* ist wirklich = „Wurfscheibe"!

7. *μάγαδις*, übrigens auch in Thrakien bekannt, bezeichnet nach Paßow sowohl eine Harfe, wie eine Flöte; also ein Musikinstrument, doch nicht sowohl nach seiner Form und Herrichtung, als vielmehr nach seiner Klangwirkung. Es ist bekannt, wie sehr die Lyder Musik liebten. Unter Berücksichtigung dieses Sachverhalts stelle ich *μαγαδ* = מְגַד = „Wunderschönes", „Kleinod"; wobei noch zu bemerken ist, daß nach Gesen. מגר eigentlich das „Schwellen" bezeichnet, sodaß man auch an die schwellenden Töne denken darf (von Muß-Arnoldt's Erklärung sehe ich ab).

8. *βασσάρα*, Gewandung der Bakchantinen; ein sehr wichtiges Wort, das unmittelbar an den Dionysos Bassareus erinnert. Hier ist nun zu bedenken, daß dieser „Winzergott" ist, und daß das dem *βασσαρ* völlig entsprechende בצר (צ hier = *σσ*, cf. בוץ und *βυσσ-ός*) tatsächlich „winzern" bedeutet. — Daher ist bassara, cf. Hesych, auch Bezeichnung für den Fuchs, der bekanntlich auch gern „winzert", und im übrigen ein Raubtier ist, cf. בצר = „vernichten". Selbst bassara als „Schuh" erklärt sich aus בצר, denn jener ist „Sicherung" des Fußes, und dieses ist in der Bedeutung „umschließen, umfestigen" bekannt genug. — Wir gewinnen auch hier wieder einen Grund, an Messerschmidt's Hypothese Kritik zu üben, der auch Dionysos zum nichtsemitischen „Hattiden" stempelt.

Zum Schluß dieses Abschnittes, den, wie geschehen, zu kürzen, mich selbst die schwerste Entsagung gekostet hat, noch eins. Ich vermeide sonst die Besprechung von Namen, wo es angeht. Doch gibt es solche, die geradezu nach Deutung schreien, wie die unter A angeführten Städtenamen. Ich rechne dazu gerade auch die Flußnamen des westlichen Kleinasiens. Der Maiander war z. B. berühmt durch seine Windungen (Ath. VII, pag. 299); aber Maian-dr ist = מְעַן דְּר d. i. der sich windende Fluß. Der Kayster — man achte wohl darauf, daß Homer ihn Ka-yster nennt (cf. Il. II, 461) — war den Alten der große Schlammspeier, der durch seine Anschwemmungen ganze Inseln

zu Festland umschuf (cf. Plin. H. N. V, 31); und אוֹצָר + קָא, ka-yster (צ = στ), ist = „der Speier von Masse, Geröll“ ꝛc. — Der Hermos war ihm darin gleich; und das dem Herm entsprechende הָרַס bezeichnet gerade die aushöhlende Tätigkeit des Wildbachs. Diese Namen sind zugleich Dokumente, Dokumente eines Geistes, der ebenso reich war an Phantasie (Niobe!), wie scharf in der Beobachtung (Kaystros!), wie endlich gewandt im Gebrauch des Worts. Es muß wirklich ein wundervolles Volkstum gewesen sein, das alte Semitenvolk von Kleinasien; ihm verdankt z. B. Lydien eine Kultur, von der der Grieche noch lange zu lernen hatte (Radet, La Lydie pg. 304: La Lydie fut donc pour les Grecs, aux temps des Mermnades, un vaste champ d'études, un merveilleux foyer d'inspirations).

c) Arkadien.

Schon einmal hat uns ein kyprisches Wort (cf. κάχιλα) Veranlassung gegeben, nach Arkadien hinüberzuschauen: in ihm lieferte uns ein semitisches Überbleibsel zugleich den Schlüssel zum Verständnis einer hellenischen Festlandssage. Um dem Leser wenigstens in etwas die Tatsache zu belegen, daß solche Fälle nicht vereinzelt dastehen, führe ich zunächst drei andere Mythen an.

1. Kyrene in Afrika stand seit ältester Zeit mit Mantinea in Arkadien in Verbindung, und Gruppe 255 12 vermutet wohl mit Fug Arkader auch unter den Gründern jener Kolonie. So darf es uns wohl auch als arkadische Sage gelten, wenn es heißt, daß die Auswanderer nach delphischer (!) Weisung einem Raben folgten (Callim. hymn. II, 66 κόραξ ἡγήσατο λάωι). Zum Verständnis dieser Überlieferung gehört es aber zu wissen, daß es zwei völlig gleiche semitische Worte gibt: עֹרֵב und עֹרֵב, von denen das erste den „Raben“, das zweite als partc. act. qal von ערב den „Auswanderer“ und „Tauschhändler“ bezeichnet. Dieses Wortspiel hat übrigens auch für das Alte Testament seine Bedeutung; die „Raben“, die den Propheten am Bache Krith nährten, werden eben auch wegziehende (ערב) Wanderer bezw. „Fremde“ (cf. auch das Arabische) gewesen sein (1. Kön. 17, 6).
2. „Kolonialsage“! höre ich sagen; „natürlich finden sich da Semitismen; im übrigen wandern solche Überlieferungen“. Gut, bleiben wir deshalb in Arkadien selber stehen. Hier gehörte zu den ältesten Heiligtümern der Artemis dasjenige von Lusoi (Paus. VIII, 18, 7). Es ist mir leider unmöglich, die Mythen desselben zu besprechen. Aber auffallend ist besonders einer von ihnen: im Wasser der Tempelquelle sollten Mäuse leben. Hier ist מוה, my = „fließen“, einfach zu μυ-ες, das Wasser zu „Mäusen“ geworden; der Mythos

(cf. über ihn, die Jahreshefte des österr. archäolog. Institut. Wien 4, 1901, Lusoi) erklärt sich lediglich aus Zweisprachigkeit der alten Bevölkerung Arkadiens. (Man vergleiche auch das hesychian. μων = „Wasser" mit מוה „fließen" — lydisch?).

3. Ganz unzweifelhaft echt arkadisch ist ferner doch die Sage von den stymphalischen Vögeln, die Herakles durch Klappern vertreibt (Apollod. II, 5, 6). Daß in jenen die gefährlichen Ausdünstungen der Sümpfe von Stymphal. symbolisiert seien, bestreitet gewiß niemand; aber niemand hat bisher auch bedacht, daß das dem griech. ὄρ-νις (bezw. νιθ) = „Vogel" entsprechende נים + אור (bez. נוט) soviel besagt, wie „das bewegliche Licht"; die Vögel sind die Irrlichter der sumpfigen Talniederung. Und wie wundervoll lichtet sich für den Kenner jener Landschaft (cf. Bursian, Geograph. II, 185 ff.) auch das Rätsel der κρόταλα, der Klappern, sobald ihm bewußt wird, daß das dem griechischen Wort völlig entsprechende semitische כְּרֹהַתְּעָלָה nichts anderes, nicht mehr und nicht weniger, bedeutet als „einen Kanal graben". — Daß diese Überlieferung zugleich noch einen anderen, asterischen Sinn in sich birgt, kann ich hier nur andeuten; doch genügt das Erbrachte, glaube ich, um zu zeigen, daß die rein gräzistische Philologie bisher blind gewesen ist, wie König Phineus.

4. Daß Festungsnamen, wie Orchomenos (!), Klitor, Stymphalos, gerade als solche aus dem Semitischen deutlich werden, wie die Bezeichnungen der Landschaft Arkadia, Azania selbst, kann ich nur im Vorübergehen betonen. Nicht vorübergehen kann ich jedoch an dem Namen des alten Heiligtums Phigalia. Wie in Delphi, wurde bekanntlich auch hier das Allerheiligste durch eine Schlucht gebildet, in der eine Quelle versank. Unter diesen Umständen ist es auffallend, daß die Namen der Gründer der beiden Heiligtümer, Phigal-os (Paus. VIII, 3, 1) und Kraugal-os oder Kragal-os,*) eine Silbe miteinander gemeinsam haben, gal, die im Semitischen (גל) „die Quelle" benennt, während Phi - פִּי „Mund, Öffnung" (z. B. Ps. 141, 7, die Pforte der Unterwelt), Kra dagegen = כרה „die Grube, die Kluft" (Krau = ו + כרה = „Kluft und" [!]) bedeutet. „Öffnung der Quelle", „Schlucht und Quelle", eine ein-

*) Ueber die Form des Namens vergl. Gruppe 151². Wenn Aischin. § 3, 107. Akragall-idai oder Akrakalidai schreibt so erklärt sich auch das leicht. Der Gott von Delphi ist ja die unter der Erde verschwunden, daher allwissende, Himmel u. Unterwelt erforschende, Sonne, bezw. Erde mit Sonne (Ge. u. Apollo!), worüber später mehr. Ich darf nun hier betonen, daß Ak-rakal = עק + רגל den kreisenden Wanderer, d. i. „Sonne" bedeutet. Der Name hat sprachlich mit Kraugal-os nichts zu tun; die Wortspielerei ist aber auch hier deutlich.

fachere Lösung könnte das Geheimnis jener seltsamen Namen schwerlich finden.

Doch wir müssen weiter; so viel hier noch zu sagen wäre. Es drängt die Frage, ob die Glossen Arkadiens das Recht unserer bisherigen Ergebnisse auf Geltung auch ihrerseits bestätigen. — Freilich muß ich mich hier aufs äußerste beschränken; doch werden nachstehende Proben aus den von Hoffmann erbrachten 34 Glossen genügen. Das erste Paar als Beweis, wie durch unsere Behandlung der Dinge sich auch bis dahin nicht geklärte Rätsel der Sprachvergleichung lichten, das zweite als Benennung gerade für Arkadien bezeichnender Erscheinungen.

a) Die Gleichung $\beta = \zeta$!

1. ἐπεζάρησαν = „sie drängten an", ζαρέ-ω also „drängen". Es soll = βαρέω „beschweren" sein. Das kaum Glaubliche anzunehmen, erübrigt sich, sobald man weiß, daß das dem ζαρ-έω entsprechende צר gerade den „Drang" und die „Enge" bedeutet.
2. ζέρεθρα, soll nach Strabo 8 pg. 389 = βάρα-θρον, also = „Schluchten" stehen (κοῖλοι τόποι) wie sie für Arkadien so bezeichnend sind. Nun ist auch βάραθρον etymologisch noch recht ungeklärt. Prellwitz führt es auf eine Wurzel, gere (!) = „schlingen" zurück, die notabene indogermanisch-semitisch wäre, und vergleicht dazu ein litauisches gerti = „trinken". — Tatsächlich haben ζερε-θρον und βερε-θρον außer der Bedeutung und der Endung θρον — τρον (Bildungssilbe, cf. Kühner I, 271) nichts miteinander gemein: jenes stammt von צרא (aram) = „schneiden", dieses von dem gleichbedeutenden ברא. Beide Worte bezeichnen die Felsspalten, die Schluchten, als Einschnitte.

b) 2 sonst bezeichnende Worte.

1. αὐδή = φωνή, also „Stimme". Das schon im Homer allerdings nur in der Bedeutung „sprechen" erscheinende Wort schließt doch, — man vergleiche das verwandte, nur dialektisch verschiedene ἀοιδή —, die Vorstellung des Wohlklangs in sich. Wie sehr der Arkader diesen Wohlklang liebt, bezeugt Polybius IV, 20 (μουσικὴν πᾶσιμὲν ἀνθρώποις ὄφελος ἀσκεῖν, Ἀρκάσι δὲ καὶἀναγκαῖον). Das von ihm gebrauchte αὐδ-ή aber ist, sonst für den Indogermanisten ziemlich schwierig (cf. Prellwitz), offensichtlich = הוד, ebenso wie das von Hesich bezeugte ὐδ-έω. Ja, da, wie von רוד ein רוד, so auch von הוד ein הָוִיד wohl denkbar ist, so findet auch ἀοιδ-ή seine völlige Erklärung als Gräzisierung eines ursprünglich semitischen Wortes.

2. μωριαι; mit diesem Wort bezeichnete der Arkader die für ihn wichtigsten Zuchttiere, Pferde und Rinder, gleicherweise. Man bringt es gewöhnlich mit dem von uns gleichfalls schon besprochenen μωρ-ός = „dumm" zusammen. Sollte der Arkader, der sich so gut auf seine Tiere verstand, nun wirklich so dumm gewesen sein, seine Pferde dumm zu nennen? — Im Gegensatz dazu verweise ich darauf, daß pecunia (cf. Walde) „Geld" von pecus = „Vieh" abzuleiten ist, und es wird verständlich, daß ich μωρι = מֹהָרִי, moari = mori, d. i. als „zum Kaufpreis gehörig" fasse. Pferde und Rinder sind dem alten Arkader als Tauschware wichtig gewesen, namentlich auch beim Brautkauf, cf. מֹהַר = „Brautgabe" (cf. Genes. 34, 12).

Soweit diese Proben; sie genügen als Belege für das Recht der Deutung, die wir vordem den angezogenen arkadischen Sagen haben zuteil werden lassen. — Und nun noch ein Wort über Thessalien.

D. Thessalien.

Für Thessalien mögen zunächst von dem an und für sich nicht sehr zahlreichen Glossen (34) folgende zum Beleg für meine These dienen.

a) Häusliche Geräte und Verrichtungen.

1. θεαν-ώτης = ξυστήρ, also ein scharfes Schnitzmesser. Hoffmann faßt θεαν-ος als Erweiterung des dem bekannten θοάω zugrunde liegenden Stammes. Diese Bildung wäre doch ziemlich abnorm. Dagegen entspricht dem θεαν völlig עָנָה = „bohren, durchbohren".
2. καλπ-ίς = „Wassereimer", das auch einmal bei Homer erscheint, stellt eine der vielen für Gefäße aller Art gebräuchlichen Bildungen dar, die von Bezeichnungen für „greifen, umfassen, umschließen" abgeleitet sind; in diesem Falle handelt es sich um das dem καλπ völlig entsprechende כלב (חלף) = „fassen, umschließen". Ebenso ist
3. δλπ-α = „Ölflasche" sicher nichts anderes als „Flasche", d. i. „Behältnis", und gerade so von dem ganz entsprechenden עלף = „umhüllen" abzuleiten. — Prellwitz stellt dazu das von Hesych erbrachte ἔλπος = „Öl, Fett, Wohlstand". Aber dieses seltene Wort steht auch sonst ohne Gleichung da; sicher ist's auch nur ein „Fremdwort" = חלב = „Fett".
4. ιμψας = „verknüpfend" ist sicher von einem sonst unbekannten ιμβ-ω abzuleiten, wozu Fick ein indogerm. veng (!) = „biegen" in Gleichung bringt. Ich, von meinem Standpunkte aus, darf darauf hinweisen, daß jenem ιμβ lautlich und dem Sinne nach völlig das semitische עבב = „verbinden" entspricht. Da y im

Semitischen auch mit g wechselt, so erklärt sich daraus auch hesychianische γιμβάν-αι = „Bänder".

5. ναηλ-ής = πρόσφατοι d. i. „frisch geschlachtet". Da der Reihenfolge gemäß bei Hesych ναελής stehen müßte, hat man sogar einen weiteren Schreibfehler vermutet ναελής = νεαλής, welch Letzteres dann von νεος = „frisch, neu" in Verbindung gebracht wird. — Diese Konjekturen sind überflüssig, sobald man das semitische נָהַל = „durchbrechen", heranzuziehen geneigt ist, wovon ein נָהֵל = na'el = „geschlachtet", „eben durchbohrt", wohl denkbar ist.

b) Der Markt.

6. λιμ-ήν = „Markt" ist auch im Kyprischen belegt; bekanntlich bedeutet es im Gemeingriechischen „Hafen". — Bedenkt man, daß das im Griechischen sonst gebräuchliche Wort für „Markt" ἀγορ-ά, die „Versammlung" bezeichnet; (übrigens völlig = אגר „versammeln"), so wird man geneigt werden, im λιμ-ήν = „Markt" eine Gräzisierung von לאם, bezw. לְאִים, lim, zu sehen. לאם bedeutet „versammeln" (cf. leim-on, der wasserreiche Ort = עין + ל אים = Ansammlung von Fließendem).

c) Tiere.

7. κίρκ-ος = „Habicht". Hoffmann erinnert ganz recht an das „lateinische" circ-us = „Kreis". Nur, daß auch dieses Wort ursprünglich semitisch ist; das völlig entsprechende כרן bezeichnet die kreisende Bewegung. — Im Lateinischen geht auf dieselbe Vorstellung zurück z. B. aquila „Adler" = עקל = „drehen, kreisen"; im Griechischen z. B. γυπ-ός = „Geier" von נוף = „kreisen". (Das von Hesych überlieferte γύπη = „Höhle", lykisch „gopa" = „Grab", stammt ebendaher נוף = „wölben").

8. κού ν ου-πες = sonst κώνωπ-ες = „Stechmücken", ein Wort, dessen Geschichte bekanntlich bis zu unserem Kanapee herabreicht, ist genau = עוף + קון d. i. „spitzen" (Fürst) + „fliegen". (cf. קון = κῶν-ος = „Kegel, Spitze" 2c.); beide Vorstellungen aber ergeben den Begriff des stechenden Insekts.

9. ἀστραλ-ός = „Star"; gänzlich unerklärt. Aber αστρ steht, da צ = στ ist (cf. בָּצְרָה = Bostra), völlig = חצר = „tönen, pfeifen". Ein davon abzuleitendes חצרל = αστραλ würde als Bezeichnung für den lustigen, pfeifenden Star sehr passend gewählt sein; doppelt gut, da dasselbe Wort auch den Glanz bezeichnet, wie das Umschließen, — man denke an das Starennest, dazu an das schillernde Gefieder des Vogels.

Unter allen Mythen des sagenberühmten Thessalien wähle ich nun

zum Schluß noch eine, die vielleicht interessanteste, zum Beleg für meine Aufstellung: die Kentaurensage. Man hat in ihren Trägern die Genien der Winde, wie der Sturzbäche sehen wollen (zu Letzterem vergl. Roscher II, 1032 ff; dagegen z. B. Wilamowitz, Herakles II, 89 f.) Ohne mich auf eine Erörterung dieser sich dermaßen widersprechenden Meinungen einzulassen, betone ich, daß die Sprache Gruppe Recht gibt, der in den Kentauren pg. 405 ꝛc. vornehmlich Dämonen des Hades, Hadeswächter erblickt. Ihr Name, entstanden aus קִנְאָהתוֹר, d. i. „das Erglühen des Kreisenden" bezw. „Wandernden", bezeichnet sie als Verkörperungen des Abendrots, das ja am Horizont, am Eingang der Sonne in den Hades, aufflammt. Eben deshalb läßt die Ueberlieferung sie aus der Umarmung des Sonnengottes (cf. Roscher) Ixion (d. i. עִקְסְצִיּוֹן, d. i. Kreis voll Glut) entspringen, der sich der Erde, der Hera, liebentbrannt naht (heram terramveteres dixerunt; Mart. Cap. II, 160; cf. auch Servius zu Aen. VIII, 84. Juno. mater deum, quae Terra dicitur), aber in die Wolken greift (Apollo und Stilbe als Eltern bedeuten gleichfalls Sonne [עָף ה לֵל ap-oll = „der in Glanz Eilende"] und Wolke [Stilbe = צִלְהָבָה, צ wieder = στ, d. i. die Glänzende]). Eben deshalb ist der Sonnenheld Heracles ihr Freund, und bringt ihnen, den kurzlebenden (cf. Roscher), doch den Tod (cf. z. B. den höchst interessanten Bericht bei Apollodor II, 5, 4). Eben deshalb wohnen sie auf den Bergen; denn gerade diese erglühen im Strahl der sinkenden Sonne am schönsten. Eben deshalb haben sie mit Quellen und Nymphen viel zu tun, denn die hinter Wolken versinkende Sonne deutet bekanntlich auf Regen. Eben deshalb heißen sie wunderbarerweise θήρ und φήρ, denn die den griechischen Worten entsprechenden Zeichengruppen טְהַר und פְּאַר bedeuten „Glanz" (cf. die Maus; sie ist der Sonne heilig a) weil sie, wie diese, sich in der Erde verkriecht; b) sie heißt פְּאֵרָח; dasselbe Wort bezeichnet aber auch den „Glanz"). Eben deshalb tragen sie (sogar brennende, Roscher II, 1049) Fichten; denn שרבין bedeutet „die Brennenden", שרבינה aber „die Fichte". Eben deshalb bildet ihre Waffe auch der Felsblock, denn dem griech. πετρα entspricht פתר (von dem übrigens das sonst — cf. Prellwitz — undeutbare πετρα wohl auch sprachlich abzuleiten ist: der Felsblock als das „Abgespaltene" cf. auch סֶלַע „Felsen" von סָלַע „spalten") = „spalten": die Kentauren als Genien der Abendröte wohnen ja an dem „Spalt", in dem sie die Sonne versinken lassen. Eben deshalb sind die Frauenräuber, die Entführer der ψυχή, der abgeschiedenen Seele, die ja (Kaineus, der, der in „Fichtenstämmen" erstickt, in die Erde entschwindet!) mit der sinkenden Sonne zum Acheron (= אַחֲרוֹן, d. i. „Westen") hinabsteigt (cf. Gruppe 405). Kentauren als Seelenführer! Auch der Name

des feueräugigen Totenfährmanns Charon bedeutet ja = חָרוֹן, charon, nichts anderes als „Glut". Eben deshalb sind sie Mensch und Roß zugleich, denn אדם = „Mensch" bedeutet auch „rot", und סוס = „Roß", gleichlautend mit זוּ und צוּץ, auch den „Glanz" (Mensch und Pferd = „roter Glanz").*) Eben deshalb tragen sie auf alten Bildern auch Hörner, denn קרן (corn-u!) = „Horn" besagt auch soviel wie „strahlen". Eben deshalb stehen sie schließlich mit den Lapithen, die doch ihre Brüder sind, im Kampf, denn Lapithes ist auch nur eine Gräzisierung von לַפִּיד d. i. „Fackel"; gemeint sind Sonne und Gestirne, die mit Abend- und Morgenrot, den Hadeswächtern, in stetem Ringen begriffen sind. (Sehr interessant ist in dieser Beziehung, daß die Lapithensage im Gebiet der alten Phlegyer zuhaus ist, — Roscher II, 1864 —; φλέγ-ω, übrigens = בָּלַע, bedeutet ja „brennen"!). Eben deshalb werden sie, die Genien des Todes, auch zu Dämonen des Trunks und der Lüsternheit, denn Trunk und Lüsternheit sind, wie sie selbst, — „Glut". Aber nichts ist begreiflicher, als daß aus dem Hadeswächter sogleich auch Hades selber wird, zumal dem qinataur = קִנְאַהתּוֹר fast völlig gleich klingt קִנְהוֹר, qen-taur, d. i. „Wohnung des Wanderers", der Sonne. Wir wohnen ja, wo wir schlafen; und die Sonne schläft im Hades (cf. der schlafende Radamanthys [Radam = רדם = „schlafen"; im übrigen Rad = רָד = „Läufer"; am = עָם = „glühend"; anth. = עִתָּה = Zeit! Der „glühende Läufer der Zeit"!], der von den Bewohnern der Unterwelt in einer Nacht vom Westen nach dem östlichen Heimatland zurückbefördert wird. Od. VI, 323). —*)

Und so stehen wir schon hier vor einer großen Enthüllung. Ein bisher nie vollkommen gedeutetes Symbol erschloß sich uns, wie mit Hilfe eines Zauberstabs, unter Anwendung eines semitischen Schlüssels. Wie bedeutsam wurde es! Von Leben und Tod, von Lust und Leid, Himmel und Erde begann es zu reden: Letztere zwei Brüder, und doch im Kampf, eine Einheit und doch ewig geschieden, ein Sinnbild des Alls, dessen Vater der Krieg ist (Heraklit). — Wahrlich, wenn einer, so diente der Grieche dem unbekannten Gott, der in hundert, in tausend Symbolen zu ihm sprach, doch nur zu den „Wissenden".

Die evangelische Mission in Afrika.

Pfarrer Nuesch-Zweisimmen.

Die Schriftleitung der Z. M. R. erwartete Widerspruch gegen den Aufsatz Dr. Rohrbachs. So möchte ich mir erlauben, das

*) Auch Mensch und „Esel" bilden den Kentauren. Man übersehe aber nicht daß dem חמור = „Esel" auch wieder חמם = „glühen" entspricht.

*) Auf Deutung der Einzelnamen Chiron, Pholos, Neßos muß ich hier verzichten; zu letzterem vergleiche übrigens mein Geheimnis der griech. Mythologie pg. 10.

Wort zu ergreifen und zwar gerade als ein Mitarbeiter des Allgemeinen Missions-Vereins.

So maßvoll und gediegen die Ausführungen Dr. Rohrbachs sind, so drängte sich mir bei der Lektüre seines Aufsatzes doch immer wieder die Frage auf, wie gestaltet sich denn nach diesen Ausführungen die praktische missionarische Tätigkeit. Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Anschauungen Dr. Rohrbachs nicht aus einer wirklichen Praxis herausstammen, als vielmehr gelehrte Arbeit des Studiertisches sind. Ich weiß nicht, ob Herr Dr. Rohrbach je Gelegenheit gehabt hat, das Christentum einer bäuerlichen Gemeinde zu studieren. Wenn er das hat, dann kann ihm nicht entgangen sein, daß unter 100 Einwohnern keine 50, ja ich darf wohl ruhig sagen, keine 25 sind, die wirklich erfassen können, was evangelischer Glaube ist. Wir geben uns meist der großen Illusion hin, als wären unsere lieben Gemeindegenossen lauter sehr geförderte Christen, weil sie unsere Gottesdienste besuchen. Wer aber in die Volksseele wirklich eindringt, macht die Beobachtung, daß viel mehr katholische, ja sogar alte heidnische Vorstellungen unser Volk in seinen Gedanken und Handlungen bestimmen. Man darf vielleicht sogar soweit gehen und behaupten, ein großer Teil unserer Gemeindeglieder ist überhaupt nicht im stande, das Wesen evangelischen Glaubens zu erfassen.

Mit Dr. Rohrbach müßte man infolgedessen analog seinen Forderungen für die Neger, „eine prinzipiell so reduzierte Form für die Glaubenslehre, für die Unterweisung und Gemeindeleitung finden, wie sie dem Bedürfnis der untern Kreise unseres Volkes angepaßt scheint.“ Dies fällt aber keinem Menschen ein, sondern wir suchen in jahrelanger, oft äußerst mühseliger Arbeit unsere Gemeinden in religiösem Verständnis zu fördern, suchen die Augen zu öffnen für die und jene Sünde, die nach bäuerlicher Ethik vielleicht gar als Tugend galt. Wir tun es ohne Kompromisse zu schließen.

Es scheint mir nun nicht recht plausibel, weshalb man für den Neger eine ganz spezielle Gestaltung des Christentums oder mit Dr. Rohrbach: der christlichen Fürsorge finden soll. Wenn Dr. Rohrbach dies auf Grund seiner rassenpsychologischen Untersuchungen tut, so ist dieser Schluß meines Erachtens kein zwingender. Es scheinen mir diese Anschauungen auch die Mission gar nicht direkt anzugehen. Auch da, wo man völlige Gleichstellung des Schwarzen mit dem Weißen verlangt, gibt man ohne weiteres zu, daß ein gewaltiger Unterschied in der Veranlagung des Negers und des Weißen ist. Der Unterschied mag so groß sein wie der Unterschied der Hautfarbe. Dies hat zur Folge, daß die Mission auf diese besondere Rasseneigentümlichkeit ihr besonderes Augenmerk zu richten hat, und das führt zu den praktischen Wegen, die die Mission in Afrika seit langem geht. Es betrifft dies weniger die christliche Lehre als die Erziehungsmethode. Dr. Rohrbach behauptet, die Idee menschlicher Selbstaufopferung aus idealen Gründen, wie sie den Völkern höherer Rasse eig-

net, suchten wir bei den Negern vergebens. Man möchte ihn sehr gern auf die mannigfaltigen Beispiele aus den gewiß wahrheitsgetreuen Berichten der Missionare hinweisen, leider nimmt er uns aber diese Waffe aus der Hand, indem er den Berichterstattern Mangel an Objektivität und an Unparteilichkeit vorwirft. Ob dies die richtige Art ist, seine Theorien zu verfechten, mag dahin gestellt bleiben. Auf jeden Fall ist es ein billiges Mittel, die gewichtigsten Argumenten zu widerlegen.

Man muß mit Dr. Rohrbach völlig übereinstimmen, daß die Grundeigenschaft des Negers und damit auch seine Inferiorität gegenüber dem Weißen in seiner Sinnlichkeit und der damit verbundenen Eitelkeit und dem Leichtsinn besteht. Ob aber diese Grundeigenschaft, die für die Gegenwart besteht, durch die veränderte Lebensweise, die stärkere Beeinflussung des Geisteslebens infolge der erzieherischen Arbeit evangelischer Mission sich nicht im Laufe von Generationen ändern wird, darüber steht uns etwas auszusagen nicht an. Die Beobachtungszeit ist dafür noch viel zu kurz. Wir haben noch äußerst wenig Erfahrung über die Wirkung europäischer Kultureinflüsse auf andere Rassen.

Wenn Herr Dr. Rohrbach von der Inferiorität der schwarzen Rasse spricht, dann kann und muß er mit demselben Recht auch von der Inferiorität der übrigen Rassen gegenüber der weißen reden. Es steht zum Beispiel ganz außer Frage, daß die gelbe Rasse an religiösem Gefühlsleben hinter der weißen Rasse zurücksteht. In der Linie der Ausführungen des Dr. Rohrbach liegt es, daß wir in diesem Falle überhaupt nur der weißen Rasse die Fähigkeit, das Christentum zu erfassen, zugestehen. Die einfache Schlußfolgerung daraus ist, evangelische Mission ist ein Unding, das man am besten bekämpft. Die Angehörigen der übrigen Rassen können nur Gegenstand unserer christlichen Fürsorge sein, ja auf gut deutsch, je humaner wir sie ausbeuten, aber immerhin ausbeuten, desto besser.

Mir scheinen sich ganz andere Grundsätze für die Mission ergeben zu müssen von der Tatsache der gewaltigen Rassenunterschiede aus. Das Evangelium soll gepredigt werden aller Kreatur, darin ruht die Siegesmacht der Frohbotschaft. Kommen wir diesem Befehl nicht nach, dann verläugnen wir die Kraft unseres Glaubens. Wer sich aber dem Befehl unterzieht, dem liegt ob, Mittel und Wege zu suchen, jedem Volk in seiner Eigenart das Evangelium nahe zu bringen, daß es ihm von seinem Vorstellungskreis aus verständlich wird. Er wird deshalb in geduldiger Arbeit die Eigenschaften zu bekämpfen suchen, die christlicher Lebensführung zuwider laufen und das unterstützen, was christlichen Sinn fördert. Sollen wir nun denen, die ihr Heil in Christo gefunden haben, deren Erkenntnis aber noch gering ist, den Namen Christ verweigern? Ein Christ steht nicht im Sein, sondern im Werden.

Herr Dr. Rohrbach fürchtet nun, die Negerkirche könnte zu früh Unabhängigkeitsgelüste spüren, und der Ruf: Afrika den Afri-

kanern! läßt ihn bange in die Zukunft schauen. Er läßt sich aber hier nicht mehr von missionarischen, sondern von rein kolonialpolitischen Interessen leiten, die niemals für den Missionar maßgebend sein dürfen. Gerade die Edingburger Missionskonferenz hat ausdrücklich betont, daß evangelische Mission nur dann eine Zukunft habe, wenn es ihr gelingt, den Völkern des Ostens ein nationales Christentum zu vermitteln. Sollte derselbe Grundsatz in Afrika versagen? So wenig China und Japan von heut auf morgen westliche Hilfe entbehren können und religiös selbständig werden, so wenig wird es Afrika können.

Sollte aber der Grundsatz: Afrika den Afrikanern dem alten Europa wirklich einmal gefährlich werden, sollte durch eine gewaltige Revolution unsere gesegnete Kultur wirklich bedroht sein, dann — — — ist das Gottes Wille und keine menschlichen Pläne werden Gotteswege durchkreuzen können. Als wahrhaft lebendige Christen haben wir nur die eine Aufgabe, treu besorgt zu sein für die Ausbreitung des Evangeliums. Als treue Säleute säen wir nur guten Samen, wie die Ernte wird, ist allein Gottes Sache. Wir können nur dann evangelische Mission treiben, wenn wir von einem unendlichen Gottvertrauen erfüllt sind, daß Er unsere Arbeit nicht leer wird zurückkommen lassen. Es dürfen uns aber keinerlei Erwägungen hindern, an den Heiden unsere Pflicht zu tun, die befürchten, aus unserer Arbeit fürs Reich Gottes erwachse unserm irdischen Vaterland Schaden. Nur wenn wir unsere ganze Hoffnung auf Jesus Christus setzen, kann unsere Missionsarbeit gesegnet sein.

Etwas anderes als individuelle Behandlung der einzelnen Völker, will der Allgemeine Missions-Verein nicht. Er wehrt sich sehr dagegen, daß Anschauungen wie die Dr. Rohrbachs als seine eigenen ausgegeben werden.

Aus der Mission der Gegenwart.

Ein interessanter Aufsatz eines japanischen Studenten.*)

Kriemhild.

Im Burgundenlande auf der alten Königsburg, zu Worms am Rhein, wuchs eine edle Königstochter nach des Vaters frühem Tode zur blühenden Jungfrau heran, voll Liebreiz und Anmut. Sie hieß Kriemhild. Kriemhild verlebte der edlen Zucht und Sitte ihrer Zeit gemäß ihre Kindheit und erste Jugend in stiller Abgeschiedenheit. Dann heiratete sie Siegfried aus Santen am Rhein. Dieses Paar schien, als ob es das glücklichste und idealste in der ganzen Welt wäre, denn sie war eine schöne, anmutige und züchtige Jungfrau; er war ein herrlicher, heiterer und kühner Jüngling. Wir können ihr Verhältnis mit Schillers Worten im Lied von der Glocke charakterisieren. Da hieß es:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang."

*) Mit Fehlern wörtlich abgedruckt.

Aber wir Menschen können nicht stets warme, freundliche Frühlingstage genießen, sondern müssen auch kalte, strenge Wintertage haben. Das ist unvermeidliche Schikſal des Sterblichen. So geschah es auch bei Kriemhild. Nach wenigen glücklichen Tagen wurde von ihr ihr höchster Schatz auf Erden weggenommen. Das war eine Krise für sie! In diesem großen Falle war ihr Glauben zu schwach, mit ruhiger Geduld Gottes Verfügung zu empfangen und wie Hiob sprechen zu können. Hiob sagte in seinem unsäglichen Jammer: „Ich bin nackend von meiner Mutter Leibe gekommen, nackend werde ich wieder dahin fahren, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“ Leider war Kriemhild noch nicht so fromm. Als Siegfried ermordet war, wollte sie nicht auf Gottes Vergeltung warten, sondern trachtete leidenschaftlich nur nach Rache. Welch ein Abstand ist es! Sonst war sie eine liebreizende, anmutige Jungfrau; jetzt, ein schreckliches, rachgieriges Weib. Kriemhild wollte den Becher der entsetzlichen Rache bis auf den Boden leeren und tötete mit eigener Hand den Mörder ihres Geliebten. Diese Tat brachte den alten Hildebrand in grimmigen Zorn und er rächte Hagens Tod an dem rachgierigen Weibe. So endete Kriemhilds tragische Lebensgeschichte.

Es ist unbestreitbar, daß Kriemhild mit ihrer Rachsucht im Unrecht war und man kann mit Recht behaupten, ihr klägliches Ende wäre eine natürliche Folge ihrer unmäßigen Rachgierde. Aber ich will und kann sie nicht viel tadeln, denn ich fühle immer, daß der Mensch schwach, beschränkt, armselig ist. „Der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach.“ Das ist der menschliche Zustand. Paulus, der größte Held in der geistigen Welt, seufzte: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. . . . . Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe des Todes?“ Diesen Seufzer kann jeder verstehen, wenn er ernst, tief über sich selbst nachdenkt. Wer gegen Kriemhild streng sein will, der bedenke einmal des Herrn Wort: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ Ja, der Mensch ist schwach und zwar besonders die Frau. Frau ist doch Frau, wie klug sie auch scheint!

Wenn ich über Kriemhilds Leben nachdenke, so kann ich nicht umhin, eine Frage zustellen: Warum gibt es so viel Leiden in der Welt, und ist die Erde wirklich dazu angetan, eher ein Tränental zu sein, als ein Ort der Freude und des ungetrübten Genußes für die meisten ihrer Bewohner? Hir will ich nicht über diese Frage reden, nur möchte ich bemerken, daß diese Frage solch eine ist, darauf jeder, der sein Leben nicht hinträumen will, einmal in seinem Leben selbst Antwort zu geben hat. Zuletzt möchte ich noch eins behaupten. Alle Wissenschaften haben keine Möglichkeit auf diese Frage genügende Antwort zu geben, der Schlüssel liegt nur in der Hand der Religion und zwar des Glaubens.

Bemerkung: Unser Superintendent Schiller hält an der Universität hier Vorlesungen über deutsche Literatur. Dabei

ist natürlich eine direkte Einwirkung in religiöser Hinsicht ausgeschlossen. Aber diese Arbeit ist deshalb doch wichtig für die Mission, weil Sup. Schiller dadurch Beziehungen und Verkehr mit Studenten bekommt. Umso überraschender war es, als jetzt dieser vorstehende Aufsatz, der als Uebung aufgegeben war, in ganz christlichem Sinne abgefaßt, Sup. Schiller übergeben wurde. Es ist ausgeschlossen, daß der Student dem Sup. Schiller, als einem Missionar, damit schmeicheln wollte. Denn es wird von Sup. Schiller ja nur die Fertigkeit in der deutschen Sprache beurteilt. Der Aufsatz ist vielmehr ein Beweis, wie fein der Student, der offenbar Christ ist, die christlichen Glaubens- und Lebenslehren verstanden hat und anzuwenden weiß. Man sieht, wie das Christentum in die Menschen hier eindringt.

Kioto, den 17. Februar 1911. Witte.

Der Tod zweier Veteranen der japanischen Mission.

Selten hat mich eine Todesnachricht so tief bewegt wie die Kunde von dem Abscheiden des Bischofs Williams am 2. Dezember und des Dr. Davis am 4. November 1910, die der „Japan Evangelist" meldet. Ein ganzes Stück Vergangenheit stieg vor mir auf, als ich die Nachricht las.

Es war im Jahre 1859, als der nachmalige Bischof Williams in Nagasaki als einer der drei ersten protestantischen Japanmissionare landete. Das Land war bis auf wenige Häfen den Fremden noch verschlossen, das Christentum noch religio illicita. Nur als Lehrer des Englischen vermochte sich Williams (mit ihm Dr. Hepburn und Dr. Verbeck) das Aufenthaltsrecht zu verschaffen. Nur heimlich konnte er seinen Beruf ausrichten. Das war auch 1871 noch so, als der Amerikanische Board seine drei ersten Sendboten, zu denen neben Dr. Greene und Gulick der jetzt verstorbene Dr. Davis gehörte, nach Japan abordnete. Erst 1873, als das alte Edikt gegen das Christentum zurückgenommen wurde, konnte mit einer öffentlichen Missionstätigkeit begonnen werden. Was haben aber diese Pioniere protestantischer Mission in Japan dann in ihrer 50- und 40 jährigen Tätigkeit nicht alles erleben, schauen, wirken und bauen dürfen! Sie durften nicht blos den Grundstein zum Werk der evangelischen Mission legen, sie durften auch den gewaltigen Aufschwung der 80er Jahre erleben. Wie mag ihr Herz geblutet haben, als dann, Anfang der 90ger Jahre, der große Rückschlag kam. Aber doch war es ihnen noch vergönnt, am Abend ihres Lebens einen neuen Frühling zu schauen.

Rev. Channing Moore Williams wurde am 18. Juli 1829 zu Richmond in den Vereinigten Staaten geboren. Er besuchte das William- und Mary-Kolleg zu Williamsburgh im Staate Virginia und wurde 1855 zum Diakon geweiht. Im November desselben Jahres segelte er als Missionar nach China und war zunächst in Shanghai tätig. 1859 wurde er von seiner Missionsgesellschaft, der protestantisch-bischöflichen Kirche der Vereinigten Staaten, zum Missionar für Japan bestimmt. 1866

wurde er zum Bischof der Kirchen von China und Japan geweiht. 1874 wurde sein Bischofssitz geteilt. Williams wurde die japanische Kirche übertragen. Er nahm seinen Sitz in Tokio und gründete die St. Pauls- und Trinity Divinity-Schule. Er blieb bis zum Jahre 1889 in Tokio, verzichtete dann auf sein Bischofsamt und siedelte nach einem kurzen Besuch in Amerika nach Kioto über, wo er als einfacher Missionar bis zum Jahre 1908 tätig war. Krankheit zwang ihn damals, das Land seiner Liebe zu verlassen. Er kehrte in seine Heimat zurück und starb in seiner Vaterstadt.

Es ist unmöglich, heißt es in dem Nachruf des „Japan Evangelist", auch nur annähernd die Wirksamkeit dieser Lebensarbeit einzuschätzen. Sie erstreckt sich über eine Periode von beinahe 50 Jahren. Auf den Missionsgebieten, die Williams leitete, geben viele Denkmäler in Gestalt von Kirchen, die er errichtete, von seiner Hingabe an das Missionswerk Kunde; denn er baute diese Kirchen oft aus Mitteln, die er sich in großer Selbstverleugnung selbst absparte. Aber seine Hauptarbeit galt den Herzen und Seelen der vielen Menschen, mit denen er in Berührung kam, deren Leben er durch sein väterliches Interesse an ihrer geistigen Wohlfahrt zu gestalten wußte und die jetzt um den Verlust eines Mannes trauern, der ihnen mehr war als ein bloßer Freund.

Dr. Davis war wie Bischof Williams Amerikaner von Geburt. Es bleibt der Ruhm des amerikanischen Protestantismus, daß er die ersten Missionare nach Japan gesandt hat. Davis wurde am 17. Januar 1838 in Groton im Staate New-York geboren. Aber bereits in seinem 15. Jahre siedelte er nach dem damals sehr spärlich besiedelten Staate Illinois über. Er besuchte die sehr tüchtigen Schulen seiner neuen Heimat mit Erfolg, trat nach deren Absolvierung in das Beloit Kolleg, wurde aber durch den Ausbruch des Bürgerkrieges 1861 aus seinem Studium herausgerissen. Er focht in der Schlacht von Shiloh am 6. und 7. April 1862 mit und wurde hier schwer verwundet, kehrte aber nach seiner Herstellung sofort wieder zu seinem Regiment zurück. Als der Krieg 1865 beendigt war, nahm er seine Studien wieder auf. Von 1866 bis 1869 studierte er in Chikago; war nach Beendigung seiner Studien von 1869—1871 erst in der Heimat beschäftigt und ging dann 1871 im Auftrage des amerikanischen Board nach Japan als Missionar. Seinen ersten Aufenthalt nahm er in Kobe; dann aber war er von 1875 bis 1910 ununterbrochen in Kioto stationiert. Er war Mitbegründer der Doshisha, der berühmten Hochschule der Kongregationlisten. 1890 präsidierte er der Konferenz der Japan-Missionare. Seine Hauptarbeit bestand im Unterricht der Doshisha. Er hat eine stattliche Reihe größerer und kleinerer theologischer Werke teils in englischer, teils in japanischer Sprache herausgegeben.

Dr. Greene, der letzte von den drei ersten Missionaren des Amerikan Board, gedenkt seines Freundes Dr. Davids in warmen Worten. Sehr anschaulich schildert Dr. Greene die Verhältnisse, die er bei seiner Ankunft in Japan antraf. Der große Moment

der Arbeit des American Board war die Gründung der Doshisha, an der neben dem Japaner Nishima gerade Dr. Davis der Hauptanteil gebührt. Dr. Greene hebt an Davis seine geistige Elastizität, seine eiserne Energie, seine Umsicht, die Liebe zur Natur, die Herzlichkeit seines Wesens und sein starkes Gottvertrauen hervor. Er betont, daß in den beiden letztgenannten Eigenschaften der tiefe Eindruck seiner Predigten zu suchen ist. „Er wußte, daß die große und alles andere überragende Aufgabe des Christen, ob er ein Missionar ist oder nicht, darin besteht, daß die Menschen zu ihrem himmlischen Vater in ein wirkliches Verhältnis treten, und nicht minder deutlich war ihm bewußt, daß es die Pflicht jedes Christen sei, nach besten Kräften dafür zu sorgen, daß diese Welt immer mehr und mehr ein der Kinder Gottes würdiges Haus würde.“ Die größte Freude war es für ihn, wenn er direkt evangelistische Arbeit leisten konnte. Da konnte der Ruf an ihn ergehen, woher es war — er war stets bereit, einzutreten; es dürfte wenige größere japanische Städte geben, in denen Dr. Davis nicht als Prediger aufgetreten wäre.

Dr. Greene schließt seinen Nachruf mit den Worten: „Dr. Davis war ein vornehmer Charakter, ein treuer und zuverlässiger Freund, ein aufrichtiger Christ, und ein Missionar, würdig, zu den besten gezählt zu werden, deren Namen die Geschichte des Christentums zieren.“ ———— H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. Barmen, 1910. 12 Hefte, 304 S. 1.50 *M*.

Jedes dieser monatlich erscheinenden Hefte, die einen Umfang von je 1½ Bogen haben, bringt interessante Einzelbilder, meist von Missionaren und Missionsinspektoren geschrieben, und die neuesten Nachrichten aus den verschiedenen Missionsgebieten der Rhein. Miss.-Ges., Mitteilungen an die Hilfsvereine und Freunde, Berichte über Hauptversammlung und Jahresfest und dergl., aber auch Artikel über Kongoliga, Edinburger Weltmissionskonferenz u. a. A. Schilbach.

Barmer Missionsblatt. 85. Jahrgang. Barmen 1910. 12 Nummern. 96 Seiten.

Während die „Berichte“ mehr einen wissenschaftlichen Charakter tragen, ist das „Missionsblatt“ mehr populär — erbaulicher Art. Jede Nummer enthält eine Schriftbetrachtung, darunter auch eine Missionsfestpredigt und eine Ordinationsansprache, ferner Aufsätze und Mitteilungen von den Arbeitsfeldern, nicht nur der Rheinischen Mission, die nicht selten durch wohlgelungene Bilder illustriert werden, und aus der Heimat, Reisebriefe von Missionsinspektoren, Berichte über die Edinburger Weltmissionskonferenz, wie über die Erweckungsbewegung in Korea und der Mandschurei, den Kongostaat, die politischen Umwälzungen im nahen Orient und die Mission u. a. m. Das Blatt ist vor allem für kirchlich lebendig interessierte Kreise, besonders auch Gemeinschaftsleute geeignet. A. Schilbach Buttstädt.

80. Jahresbericht der Rheinischen Missionsgesellschaft vom Jahre 1909. Barmen 1910. 175 S.

Nach einem „allgemeinen“ Kapitel, aus dem wir hervorheben,

daß dem ersten Inspektor, Pastor Spiecker, nach dem Vorgang anderer Missionsgesellschaften die Amtsbezeichnung Direktor beigelegt wurde, bringt dieser letzte Jahresbericht, der sich zur Orientierung trefflich eignet, zunächst einen Ueberblick über sämtliche Missionsgebiete der Rheinischen Missionsgesellschaft, Afrika, Niederländisch Indien, China und Neu-Guinea, mit allgemeinen Uebersichten, eine Darstellung des gegenwärtigen Standes sämtlicher Missionsstationen und vielen interessanten Einzelheiten, dann die Statistik Ende 1909, aus der mitgeteilt sei, daß die Barmer Miss.-Gesellschaft jetzt außer dem Direktor noch drei Inspektoren, Kriele, Wegner, D. Joh. Warneck, 55 Zöglinge im Missionsseminar, 11 Missionsprediger in der Heimat hat, ferner 115 Hauptstationen, 534 Nebenstationen, 162 ordinierte, 19 sonstige, zusammen 181 männliche und 20 weibliche europäische Missionsarbeiter nebst 146 Missionarsfrauen, dazu 29 eingeborene Pastoren, 68 Evangelisten, 815 Lehrer, 49 Lehrerinnen (sämtlich besoldete Eingeborene) und 1810 unbesoldete Gemeindehelfer, 144 929 Gemeindeglieder, 11 191 Neugetaufte, darunter 5511 Heidenkinder und Erwachsene, 14 746 Taufbewerber, 679 Schulen mit 19 728 christlichen und 15 114 heidnischen Schülern, 29 787 Sonntagsschüler, 296 Schüler höherer Lehranstalten. Die Einnahme in der Heimat betrug 993 913.20 *M*, die Ausgaben 950 445.28 *M*, die Leistungen der Heidenchristen 181 168 *M*. Ein Anhang gibt die Adresse sämtlicher rheinischen Missionare im Ausland (April 1910) und ein Verzeichnis der im Verlage des Missionshauses zu Barmen erschienenen Schriften.

Buttstädt. A. Schillbach.

Evangelisches Missions-Magazin. 54. Jahrgang. Basel, Missionsbuchhandlung, 1910. 12 Hefte 553 + 32 + 32 S. 4 *M*.

Seit Jahrzehnten schon gehöre ich zu den Lesern des Ev. Miss.-Magazins, das im Auftrag des Baseler Missions-Komitees unter Mitwirkung von L. Mühlhäußer und F. Würz von P. Steiner in monatlich erscheinenden Heften von etwa je 48 Seiten Umfang herausgegeben wird und neben Warnecks „Allgemeiner Missionszeitschrift" eine der hervorragendsten Stellungen in der periodisch erscheinenden Missions-Literatur einnimmt, und ich habe immer viel aus ihm gelernt. Auch der eben abgeschlossene Jahrgang reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Er enthält auf tüchtigen Studien oder persönlicher Erfahrung ruhende, fast durchgängig von einem weitherzigen Geiste erfüllte Artikel aus den Federn von Missionaren — nicht nur Baseler — und Missionstheoretikern, wie Prof. D. Mirbt in Marburg, Missionsdirektor D. Schreiber in Bremen, Missionsinspektor D. Warneck in Barmen, Pastor D. Julius Richter in Schwanebeck, dem Herausgeber der „Evangelischen Missionen", Pastor D. Paul in Lorenzkirch, dem Verfasser des bekannten Werks über die evangelische Mission in den deutschen Kolonien; über wichtige Missionsfragen der Zeit und Ausschnitte aus dem gegenwärtigen Missionsleben. Die regelmäßig erscheinende „Rundschau", die von den Fortschritten der Mission in der Heimat und auf den verschiedenen Missionsgebieten handelt, führt uns diesmal besonders häufig nach China und Indien, hebt die Hauptsachen heraus und stellt sie interessant dar, ohne daß die Baseler Mission besonders hervortrete. Daß in diesem Jahre die Edinburger Weltmissionskonferenz und die Mohammedanermission eine hervorragende Rolle spielen, ist selbstverständlich. Die „literarische Beilage" orientiert knapp über die neueste Missionsliteratur, die „Bibelblätter" bieten kleine Erzählungen von der Verbreitung und dem Segen der Bibel in Heidenländern. In der Tat eine Fülle von Stoff aus den verschiedenartigen Missionsarbeiten,

eine reiche Fundgrube für jeden, der ein Missionsthema wissenschaftlich behandeln oder Missionsstunden und -vorträge halten will!

Buttstädt. A. Schillbach.

Literatur.

Emil Schiller, Shinto, die Volksreligion der Japaner. 91 S. mit 17 Bildern. 2 *M.*, geb. 3 *M.* Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. 1911.

Wie oft bin ich in Japan von dort ansäßigen Europäern, öfter noch von solchen, die nur besuchsweise im Lande sich aufhielten und beflissen waren, auch das Geistesleben des Volks einigermaßen kennen zu lernen, mit der Frage angegangen worden, ob ich ihnen keine Schrift zu empfehlen wüßte, aus der sie sich über die japanische Shintoreligion in Kürze unterrichten könnten. Es lag nicht an meiner Unkenntnis der einschlägigen Literatur, daß ich auf solche Fragen immer nur ein Nein als Antwort hatte. Die Hauptquellen für die Kenntnis des Shinto sind seit geraumer Zeit erschlossen, auch gelehrte Monographien sind in den letzten Jahren auf Grund derselben geschrieben worden, umfangreiche, ja abschreckend umfangreiche und auch kurz und knapp gefaßte; eine Beschreibung, die leicht zugänglich, für jedermann genießbar, und dabei doch zuverlässig war, hat es bislang nicht gegeben. In dem eben erschienenen Werkchen von Missions-Superintendent Schiller in Kioto hat man nun endlich, was man lange vermißt, und das vom Verlag auch gut ausgestattete, dabei nicht zu teuere Buch darf, glaube ich, sicher sein, seine Abnehmer zu finden. Wer nach ihm greifen wird, vertraut sich wirklich einem sicheren Führer an, einem Führer, der ihm nicht nur wiedergibt, was er selbst von den Autoritäten, besonders von W. G. Aston, durch fleißige Lektüre gelernt, sondern auch selbst als Autorität angesehen werden darf. Es ist die persönliche Beobachtung der japanischen Volksreligion während eines langjährigen Aufenthalts im Lande, die Schiller in den Stand gesetzt hat, mit seiner Darbietung in dankenswerter Weise mannigfach die Forschungen der auf den alten literarischen Quellen fußenden Japanologen, die sich Shinto-Studien zugewandt, zu ergänzen. Handelte es sich jenen zumeist darum, die Ursprünge und die geschichtliche Entwicklungsphasen der Religion zu untersuchen, so hat Schiller es vor allem darauf abgesehen, diese Religion so darzustellen, wie sie heute erscheint in Stadt und Land als eine Religion, die immer noch einen gewaltigen Einfluß ausübt auf das japanische Volk, ihm einerseits eine geschlossene nationale Kraft verleiht, aber andrerseits auch seinen wahren Kulturfortschritt hemmt. Nicht unbemerkt will ich lassen, daß der Verfasser über eine Darstellungsgabe verfügt, die auch eine an sich trockene Materie — und das ist Shinto in hohem Grade — fesselnd zu machen versteht. Aber zur Unterhaltung greift man schließlich nicht zu solchen Büchern. Besserer Gewinn ist die reiche Belehrung, die über ein Wissensgebiet, dessen nur sehr wenige kundig sind, aus den 90 Seiten dieser Schrift zu erholen ist. Schiller wünscht sich als Leser besonders solche, denen der religiöse Fortschritt des japanischen Volkes aufrichtig am Herzen liegt. Ihnen, meint er, werde es auch durch das, was er über die japanische Volksreligion zu sagen habe, wieder klar werden, welch wichtigen Dienst die christliche Mission dem japanischen Volke noch zu leisten hat. Und es ist sein — auch mein — Wunsch und seine — auch meine — Hoffnung, daß auch von dieser Schrift Anregungen ausgehen möchten, welche weithin das Interesse für unsere deutsche Japanmission verstärken.

Heidelberg. Hans Haas.

D. **Gustav Warneck 1834—1910.** Blätter der Erinnerung von Professor D. M. Kähler und D. Joh. Warneck. 86 S. Berlin, Warneck. Illustriert 1 *M.*

Es war zu erwarten, daß nach dem Tode eines Mannes wie Gustav Warneck Blätter zur Erinnerung an ihn und zur Würdigung von ihm erscheinen würden. Das ist auch geschehen. Abgesehen von Artikeln in Zeitschriften liegen solche vor in der Schrift: D. Gustav Warneck 1834 bis 1910. M. Kähler schildert voll warmer Anerkennung, Schwächen gelegentlich andeutend, Warnecks Wesen, Bedeutung und Erfolge, und Joh. Warneck, der Sohn des Heimgegangenen, gibt eine frisch geschriebene, von Ueberschwenglichkeiten freie Lebensskizze des aufrichtig frommen, für Gottes Reich begeisterten und von Gott reich gesegneten Mannes. Der Entschlafene hat für seine Grabinschrift den Spruch gewünscht: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." G. Warneck hat auch an der Schwachheit des Leibes schwer zu tragen gehabt, aber zugleich die Kraft von oben, die dabei mächtig sein kann, in hohem Maße erfahren. Missionsfreunde werden gern die Erinnerungen an den Mann, dem sie viel verdanken, in die Hand nehmen, aber auch die Literatur über das evangelische Pfarrhaus erfährt durch diese Veröffentlichung eine wertvolle Bereicherung. Aug. Kind.

E. **Strümpfel,** Was jedermann heute von der Mission wissen muß. 21.—30. Tausend. Warneck, Berlin, reich illustriert 1.50 *M*, geb. 2 *M*.

Als im Jahre 1901 die erste Auflage (1.—10. Tausend) erschien, da kam dieses Buch einem Bedürfnis der Zeit entgegen, nämlich eine kurzgefaßte Einführung in die Missionskenntnis zu bieten für die, welche das Wichtigste über die christliche Missionsarbeit unserer Zeit kennen lernen wollen. Jedoch nach wie vor ist zu beklagen, daß viele gebildete Protestanten in Deutschland von der Mission keine oder sehr irrige Vorstellungen haben. Darum war es eine Notwendigkeit, das Buch neu aufzulegen, denn auf kaum einem Gebiet ändert sich die Sachlage so schnell und veraltet ein Buch so eilig, wie gerade auf dem Gebiet der Mission. Wer daher einen kurzen Ueberblick über den jetzigen Stand der Heidenmission haben will, dem sei diese neue Auflage mit den neuesten Statistiken und Angaben empfohlen. Auch enthält das Buch durchweg neue Bilder und behandelt unter neuen Ueberschriften die Grundfragen der Mission so gründlich als es der Raum zuläßt. Besonders interessant sind die letzten Kapitel, deren eins von der Methode der Mission handelt und einen Blick tun läßt in den vielgestaltigen Betrieb der Ausbreitung, besonders auch in die ärztliche Mission. Dann werden wir zu den Erfolgen der Mission geführt, wo ohne Phrase und mit nüchterner Gerechtigkeit eine vorurteilslose Beurteilung der Heidenchristen gegeben wird. Somit ist dies Buch ein treffliches Rüstzeug gegen die mancherlei Angriffe auf die Heidenmission und dabei so billig. Deparanne.

Schreiber, Die Edinburger Weltmissionskonferenz. Basler Missionsbuchhandlung. 2 *M*.

Erhebende Tage müssen es gewesen sein, welche Mitte Juni vor. Js. die Vertreter der verschiedensten Missionsgesellschaften zur Weltkonferenz in Edinburg zusammenführte. Sie waren getragen von dem einmütigen Gefühl aller Missionsfreunde, daß man gerade jetzt berufen sei, das Evangelium Jesu in die Heidenwelt zu tragen. Sie gaben Kunde von dem ernsten Willen, bei der Gemeinsamkeit des großen Zieles, dem man zustrebe, jede Gruppe in ihrer Eigenart arbeiten zu

lassen; unity, nicht uniformity, war die Losung dieser bedeutungsvollen Tagung. Man kann wohl sagen, daß kein Problem der Missionsarbeit unbesprochen geblieben ist. Welch eine Fülle von Fragen legte schon der erste Konferenztag vor: Soll die Mission unbesetzte Gebiete in Angriff nehmen oder dem Prinzip der Sammlung huldigen? — Soll das Hauptgewicht auf die Bekehrung Einzelner oder auf die christliche Beeinflussung des Volkslebens gelegt werden? — Vor welche Aufgabe stellt uns die Ausbildung eingeborner Evangelisten? — Sind besondere Veranstaltungen notwendig zur Herstellung einer Arbeitsgemeinschaft für die Ausbreitung des Evangeliums? — Welch reiches Ergebnis von praktischer und wissenschaftlicher Arbeit sprach aus den Verhandlungen über die Missionskirche, die Missionsschule und die Christianisierung nationalen Lebens, die Beziehungen zwischen Mission und Regierung, die missionarische Vorbildung, die Grundlage der Mission in der Heimat usw. Wir möchten wünschen, daß alle, die bisher der Mission noch ablehnend gegenüberstehen, diesen Bericht in die Hand bekämen. Sie würden Achtung bekommen vor solcher Riesenarbeit, die mit treuer Hingabe und nüchternem Sinn getrieben wird. Für alle Missionsfreunde aber wird das Büchlein eine Fundgrube wertvollen Materials bedeuten, das sie zu ernsteren Forschungen anregen wird, deren Ergebnisse den Gemeinden in den verschiedensten Missionsvorträgen zugute kommen werden. Dazu werden auch die „Bilder" beitragen, in denen uns köstliche Eindrücke vom Leben der Weltkonferenz und den auf ihr vertretenen Charakterköpfen vermittelt werden.

W. Schott-Berlin.

— Im Verlage des **protestantischen Schriftenvertriebes**, Berlin-Schöneberg, 1910, erschienen:

Prof. D. **Baumgarten**: Die religiöse Erziehung in Deutschland (40 ₰.)

Prof. D. **Weinel**: Theologie-Studium und Kirche. (40 ₰).

Prof. Lic. Niebergall: Die Predigtkunst in Deutschland. (40 ₰).

Prof. Dr. Schrempf: Was unser einer will. Ein Bekenntnis, kein Programm. (50 ₰).

Prof. Dr. Cohen. Die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit. (60 ₰).

Prof. Dr. Dorner: Philosophie und Theologie im 19. Jahrhundert. (1 ℳ).

Prof. D. **Bousset**: Die Bedeutung der Person Jesu für den Glauben. (60 ₰.)

Der Weltkongreß des vorigen Jahres für freies Christentum und religiösen Fortschritt wendet sich mit der Einzelherausgabe der gehaltenen Vorträge an die breite Oeffentlichkeit, auch an die Reise, die selbst nicht teilnahmen und das ausführliche Protokoll sämtlicher Verhandlungen nicht in die Hand bekommen. Es ist das um so dankenswerter, als es nur im Interesse unseres religiösen und kirchlichen deutschen Lebens liegen kann, daß die dort gesprochenen Worte eine weite Verbreitung und lebhaften Widerhall bei uns finden. — Baumgarten weist mit der ihm eigentümlichen Wucht des Wortes auf das Unzulängliche unserer herkömmlichen deutschen religiösen Jugenderziehung hin; Schule und Konfirmandenunterricht machen religiös müde und stumpfen gegen die ewig abgefragten Katechismussätze und biblischen Geschichten ab. „Das religiöse Fragen und Suchen würde lebendiger sein,

wenn weniger mit religiösem Stoff gefüttert, aber mehr das Fragen und Suchen nach Gott und absoluten Zielen nur angeregt würde." B. faßt damit den Zweifel an die Zweckmäßigkeit unseres zwangsweisen staatlichen Religionsunterrichts in Worte, der dem Beobachter unserer Volksreligiosität in steigendem Maße sich aufdrängt. Wir sind das Land des gründlichsten öffentlichen Religionsunterrichts und deswegen — das der größten religiösen Gleichgültigkeit. Die Elemente, die allein religiöses Leben entfachen können, Hausgeist und Mutterunterricht, stehen bei uns eben ganz zurück und fühlen sich ihrer Verpflichtung überhoben, da die öffentliche Schule sie ihnen abnimmt. Auf sie weist B. nachdrücklich hin. Es wäre zu wünschen, daß seine erfrischenden Worte in den Kreisen unserer Schulgewaltigen und Elternhäuser mit horchendem Ohr gehört würden. — Doch — ein Fragezeichen zu der Empfehlung eines nicht konfessionellen, religions- und bibelgeschichtlichen Unterrichts, — den ich für unmöglich halte, wie er sich auf dem Gebiete der Profangeschichte in der Praxis als unmöglich erwiesen hat, und der den Katholiken gegenüber eine Kränkung ihrer Rechts- und religiösen Ueberzeugung bedeutet — und zu seiner Hoffnung die religiöse Erziehung könne bei uns wieder eine gemeinsame, alle Stände umfassende, werden. Solche Entwicklung dürfte ausgeschlossen sein. Die Millionenschaar der Sozialdemokratie und des durch die kirchliche Entwicklung des letzten Halbjahrhunderts vom kirchlichen Betriebe innerlich losgelösten Bürgerstandes wird nicht wieder bei unseren landeskirchlichen, staatlich beeinflußten Instanzen religiöse Anregung und Belebung suchen. Die Religion wird im Volke sicherlich lebendig bleiben, aber sie wird sich besondere Organisationen; Freundeskreise u. ä., schaffen. Die staatlich regierten Landeskirchen aber werden, — darauf deutet ihre immer größere Umhegung durch Irrlehregesetze usw. mit Sicherheit hin, — erstarren und im Einfluß auf das Volksleben noch mehr als bislang einbüßen. So sehen wir englische Verhältnisse mit einer für das Volksganze relativ bedeutungslosen Staatskirche und religiös um so lebhafteren Denominationen heraufziehen. — Weinel und Niebergall wenden sich der speziellen kirchlichen Frage des Pfarramtes zu. W. erkennt das Verlangen nach nicht theologisch gebildeten, aber von innerem Beruf getriebenen Männern für die Arbeit der Kirche als berechtigt an, fordert aber, als für den Bestand der Kirche unbedingt notwendig, zugleich Pastoren, die durch das Theologiestudium an von keinen Nebenrücksichten beeinflußten Universitäten hindurchgegangen sind. Mit praktischem Blick gibt er Ratschläge zur Besserung dieses Studiums, vor allem fordert er Einschränkung des historischen Ballastes, der in Kirchen- und Dogmengeschichte, vor allem aber in der praktischen Theologie herkömmlicher Art mitgeschleppt wird, dafür um so nachdrücklichere Einführung in das komplizierte Geistesleben der Gegenwart. Mit Recht und gerade mit Rücksicht auf eine lebendigere Anteilnahme der Gemeinde am kirchlichen Leben! Die Unfähigkeit unserer Kirchenkörper, das kultische Leben dem Empfinden des Gegenwartslebens anzupassen oder ihm entsprechend neuzuformen, hat nicht zum Geringsten mit seinen Grund in der vom Studium her mitgebrachten übergroßen historischen Eingewöhnung der praktischen Theologen, die unsere Agenden, Gesangbücher und Kultusformen so unendlich gegenwartsfremd und für den modernen Menschen abstoßend und nichtssagend werden läßt. — Nach N. fühlen wir uns bei einem Vergleich unserer modernen Predigtweise mit der des Rationalismus vor 150 Jahren wie „träge Schulknaben, die, weil sie ein halb' Jahrhundert die Geschichte vernachlässigten, ihre Arbeit noch einmal machen müssen." Wenn er dann

freilich (pag. 8) das besondere Kennzeichen unserer heutigen Predigtweise dahin charakterisiert: „Auf der Flucht vor dem Historismus, der uns alle beängstigt, und vor der Orthodoxie, die uns bedrückt, wählen wir (im Gegensatz zum Rationalismus) lieber den Ausweg nach der Mystik hin, nämlich dem Gefühl für das Unmittelbare", so möchten wir da nicht ohne schwere Bedenken folgen. Das trifft nur für die verhältnismäßig kleinen Kreise religiös überempfindsamer Naturen zu. Auf das Gros unseres Volkes übt nur die religiöse Verkündigung Zugkraft und Wirkung aus, die vor einer rationalen Durchdenkung der vom Gegenwartsleben gestellten Fragen und Probleme bestehen kann. Und gerade weil die kirchliche Predigt, in den Bahnen des Dogmas einherschreitend, im letzten Halbjahrhundert diesem dringenden Verlangen des Volksgeistes nach nüchterner Klarheit in der Behandlung der Weltanschauungsprobleme nicht ausreichend Rechnung getragen hat, ist sie zu ihrer heutigen Bedeutungslosigkeit für das Geistesleben des Volksganzen herabgesunken. — Die Vorträge von Schrempf, Dorner und Cohen einer weiteren Besprechung vorbehaltend, eilen wir zu Bousset's Vortrage, der eine Besprechung um so mehr fordert, als derselbe nicht sowohl erarbeitete Forschungsresultate darbietet, vielmehr programmatischen Charakter trägt und geeignet ist, in seinen Aufstellungen gerade für die praktische Missionsarbeit Anregungen zu geben. B., mitveranlaßt durch die anderen Angriffe auf die Historität Jesu, will unsere Religion auf eine breitere Basis stellen, als die Person Jesu oder der von ihm ausgegangene religiöse Impuls sie abgibt. Nach einem uns früher überzeugenden Nachweis der Unzulänglichkeit des religiösen Historismus findet er als allein mögliches Fundament unseres Glaubens die ratio. Religion ist etwas aus der Vernunftlage des Menschen zu Begreifendes; sie ist ein ursprüngliches Vermögen des Menschen, das sich in der Geschichte immer nur entfaltet. Sie ist nicht nur etwas Gefühlsmäßiges, sie kommt zu klarer Selbsterfassung in Ideen, ewigen Wahrheiten. Diese tragen den Beweis ihrer Wahrheit in sich selbst und sind, weil Aeußerungen eines Grundvermögens jeder logischen Beweismöglichkeit entbehren, trotzdem aber wahr, weil nicht nur die Wissenschaft Erkenntnis der Weltwirklichkeit gibt. Aber nicht von diesen nackten Ideen lebt die Religion, sondern vom Bild und Symbol, diese sind die Hüllen, durch die die Ideen hindurchleuchten und praktisch ergriffen werden. Finder dieser Symbole und damit Träger des Fortschritts sind die religiösen Persönlichkeiten, die auf der höchsten Stufe wieder zum Symbol werden, aber eben nur Bild und Symbol, nicht letzte Wirklichkeit. — Damit hat B. eine Fundamentierung unserer Religion gegeben, die etwas völlig Neues, auch im Vergleich mit früher von ihm vertretenen Gedanken, bedeutet. Stimmen wir seiner Hauptsache zu: Religion ist eine Grundforderung nicht nur unsrer praktischen, vielmehr auch der theoretischen Vernunft, sie quillt aus dem Urvermögen unsrer Seele, hinter dem Zeitlichen das Ewige zu ahnen, und wird nicht von außen durch Offenbarung an uns herangetragen, so werden wir seinem Aufriß unbedingt zustimmen, ebenso auch der These, daß die auf dem geschilderten Wege entfalteten religiösen Ideen den Beweis ihrer Wahrheit in sich selbst, in ihrer religiösen und sittlichen Brauchbarkeit tragen und allein Träger und Lebenskraft unserer Religion sind. Diese Besinnung auf den eigentlichen Halt unserer Religion und ihrer Wahrheit, ihre Loslösung und Unabhängigmachung von der Geschichte und ihren Forschungsresultaten, ist gerade im Blick auf den Streit um die Historizität Jesu für das praktische Amt und auch wohl für die praktische Missionsarbeit äußerst wertvoll. Freilich

wird es notwendig sein, an einzelnen Punkten die Ueberlegungen, die in dem knappen Rahmen eines Vortrages nicht allseitig erschöpfend zu Ende gebracht werden konnten, noch fortzusetzen. Insbesondere dürfte das Moment des Willens, der das in Ahnung Erfaßte erst zu Religion erhebt, noch stärker als geschehen, betont werden müssen. Eine Nachwirkung des Historicismus wird es sein, wenn die Bedeutung der historischen Person der Religionsstifter für das religiöse Leben so stark, wie geschehen, herausgehoben wird, so insbesondere die Jesu. Nicht die historischen Stifter, sondern ihre, unter der Wirkung ihres Geistes im Laufe der Geschichte entstandene Idealgestalt, ist ihren Anhängern Symbol der Gottheit. Der besondere religiöse Geist einer Gemeinschaft schafft diese Idealgestalt. So ist für uns nicht der historische Jesus, sondern die in der Christengemeinde und mit ihrer Geschichte gewordene und abgeänderte Christusgestalt Bild und Symbol. Auch dürfte hervorgehoben werden können, daß die religiösen Ideen, die zu einer bestimmten Zeit eine Religion tragen und halten, „ewige" Wahrheiten nur insofern sind, als sie der betreffenden Generation das letzte Erreichbare auf religiösem Gebiet, das für sie und ihren Lebensbedarf Notwendige und ausreichend Brauchbare sind, während die Möglichkeit offen bleibt, daß spätere Generationen in wesentlich anderen Ideen ihre „ewigen" Wahrheiten finden. — Jedoch, das möchten wir noch ausdrücklich betonen, dürfte dieser Vortrag B's. und seine Aufstellungen die Frucht des Streites um die Historicität Jesu sein, die für unser religiöses Leben den größten und bleibenden Wert hat. Sie befreit uns von dem drückenden Gefühl der Unsicherheit, es könne der jetzt noch abgeschlagene Angriff auf die Geschichtlichkeit Jesu einmal mit tödlichen Waffen wieder aufgenommen und damit unserer gesamten Religion der Boden entzogen werden. B. zeigt uns das sturmfreie Gebiet, auf das wir unsere Religion stellen müssen, auf dem sie alle Angriffe der Wissenschaft weit unter sich sieht, — die allen Beweisen und Launen entzogene ratio, das dem Menschen mitgegebene Urvermögen seiner Vernunft. — Es wird notwendig sein, mit B's. Werken sich gründlich auseinander zu setzen.

C. Brackmann-Niedersachswerfen.

Eingegangene Schriften.

1. Prof. D. G. Haußleiter, Die evang. Mission in den deutschen Schutzgebieten.
2. Religion und Sozialismus, 7 Vorträge vom 5. Weltkongreß für fr. Christentum. Herausgegeben von Lic. Schneemelcher.
3. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Band XII. Teil 2. Tokio 1910.
4. Führer durch die deutsche katholische Missionsliteratur von Robert Streit.
5. Der deutsche Auswanderer. Veröffentl. des Evang. Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer.
6. The Moslem World, january 1911.
7. Warum haben unsere Gebildeten so wenig Verständnis für die Mission? Von C. Meinhof, Separatdruck aus „Jahrb. der Sächs. Missionskonferenz 1911."
8. Pastor Pfeiffers Berufsvormundschaft (Kinder-Rettungsverein in Berlin) von Dr. jur. C. Israel.

Groß ist die Diana der Epheser.

Von Pastor Konrad Schmidt-Gleiwitz.

2. Kapitel.

Semitische Tempelsprache des ältesten Hellas.

Wenn im vorigen Kapitel behauptet werden konnte, daß eine ganze Reihe altgriechischer Legenden sich lediglich aus dem Gleichklang semitischer Worte, wie עֹרֵב „Rabe" und עֵרֵב = „Auswandernder", erkläre, so kann der Schluß nicht mehr befremden, daß einst in den Heiligtümern von Althellas ein semitisches Idiom zu Hause gewesen sein müsse. In der Tat bestätigt sich die Richtigkeit dieses Schlusses bei genauerem Nachforschen sofort; und ich hoffe, daß nachstehende Proben genügen werden, diese Behauptung nicht nur zu stützen, sondern unwiderleglich erscheinen zu lassen.

A. Eleusis. „Das Geheimnis, das den Mysten und Epopten auferlegt wurde, ist gut gewahrt worden", sagt Rohde, Psyche I pg. 288, bezüglich der Eleusinien. In der Tat erhalten wir über das eigentliche Mysterium (übrigens äolisch *μυστάρ-ιον* und so völlig gleich סֻתָּר d. i. „verborgen", cf. auch מְסֻתָּר = „Schlupfwinkel"*) nur geringe Andeutungen, und auch die nur aus sehr später Zeit. Trotzdem; religiöse Formeln erhalten sich bekanntlich mit großer Zähigkeit, und wir dürfen annehmen, daß die uns von Hesych überlieferten Schlußworte des eleusinischen Gottesdienstes *κόγξ ὄμπαξ* ehrwürdigsten Alters sind. In diesem Ruf des heiligen *κήρυξ* darf ich jedoch mit Freuden sofort das Urbild des altchristlichen missa est erkennen. Es ist nämlich *κογξ* durchaus = כּוֹנְנִי d. i. „bereite das Ende!" oder „fertig zum Ende!" (כּוֹנְנִי imper. qal. von כָּנַן, oder = כּוֹן, d. i. imper. qal. von כּוּן = „bereiten"). Die Richtigkeit dieser Deutung erhellt sofort daraus, daß Hesych bemerkt, *κόγξ* sei auch der Laut des fallenden Tropfens in der Wasseruhr, desgleichen der Ton des in die Urne gleitenden Stimmtäfelchens. Wer mit der rinnenden Zeit Zwiesprach hält, wird bald ihre Mahnung vernehmen: „rüste das Ende!", und wer berufen ist, bei einer Volksentscheidung mitzuwirken, wird sicher seiner Stimme den Wunsch mitgeben, daß sie — ein Ende machen und die Entscheidung bringen möge. — — Wie *κόγξ* die eleusinische Gemeinde also auffordert, sich zum Aufbruch zu rüsten, so erfolgt nun die tatsächliche Entlassung derselben durch den Ruf *ὄμπαξ*. Hesych hat freilich neben

*) Merkwürdig ist dieser Gleichklang jedenfalls. Denjenigen, die, wie Muß-Arnoldt, eine Zufälligkeit darin erblicken, ist entgegenzuhalten, daß die Endung *τήριον* (cf. Kühner, griech. Gramm. II, 281) „Ort" oder „Mittel" bezeichnet und so in Verbindung mit *μύζω* = „knurren" keinen Sinn ergibt, während das Wort von *μυέω* „einweihen" *μυητήριον* lauten müßte. Übrigens lautet der Stamm auch von *μύζ-ω*, fut. *μύξω*, — *μυκ* und ergäbe mit jener Endung also *μυκ-τηριον*.

diesem voller tönenden uns noch ein zweites, kürzeres Wort, πάξ, überliefert, das sich als eine Art silentium-Ruf bis in die römische Komödie fortgepflanzt hat (cf. Walde) und von Lobeck, Aglaoph. pg. 779, allein anerkannt wird. Es erhalten jedoch beide Formen, — und das ist sicher sehr beachtenswert, — guten, u. z. genau denselben Sinn, sobald man sie aus dem Semitischen erklärt; ὄμπαξ = הָנְבַּץ*) (צ bekanntlich auch = q!) ein gräzisierter, ohne Assimilation des נ, wie Richter 20, 31 הָנָּתֹק, gebildeter imperativus hophal; πάξ = פַּץ, ein ebenso gräzisierter, ganz regelmäßig gebildeter imperativus qal von נָפַץ, das bekanntlich das Auseinandergehen gerade der Gemeinde bezeichnet, = „zerstreue dich; sei entlassen!"

Es ist nun merkwürdig genug, daß Hesych als „attische" Variante des eleusinischen Schlußrufs noch das Wort βλόψ erbringt, das Lobeck, Aglaoph. 779, mit dem lateinischen scloppus = „Schlag" sprachlich gleichzustellen den Mut findet. Es erklärt sich doch sehr einfach als entstanden durch rasche und je länger je mehr abschleifende Wiedergabe des den späteren Griechen völlig unverständlich gewordenen Rufes בַּל הֻפַּץ; בַּל bekanntlich Bezeichnung des Endes = finis (Gesenius übersetzt es mit „Vernichtung"); הֻפַּץ = οψ, der regelmäßig gebildete imperativus hophal von נָפַץ = „sei entlassen!" — Man wird mir zugeben müssen, einfacher und sinnvoller zugleich können die eleusinischen Worte nicht erklärt werden. Sie schreien aber auch förmlich nach solcher Deutung; denn uns zumuten, wie Lobeck tut, daß wir in diesem gewiß feierlich ergangenen Rufe einfach verba factitia, ein leeres Klanggebilde, erkennen sollen, heißt beinahe, die von den Hellenen so hoch gehaltenen Eleusinien zu einem Possenspiel erniedrigen.

Schließlich sei wenigstens an einzelnen mit Eleusis in Beziehung stehenden Namen nachgewiesen, wie völlig unsere Deutung von κόγξ ὄμπαξ durch sie ihre Bestätigung findet. Da ist zuerst Eleusis, oder besser Eleusin, selbst. Nach Kiepert (Alte Geogr. pg. 281) wie nach Bursian (Geogr. v. Griechl. I, 327 ff.) war es einst eine sehr starke Feste, die als solche sogar Athen die Stirn bieten und den Rang streitig machen konnte. Ich erkenne auch in diesem Namen nur wieder eine der zahlreichen, so wunderbar mannigfach geformten Bezeichnungen für „Festung", die uns schon so oft begegneten: = הֶלְהוֹם, d. i. „starke Befestigung"**). Der Name gewinnt nur in diesem Falle besonderes Interesse, weil er = אֱלֹהוֹם verstanden, zugleich die „große, starke Gott-

*) Daß uns Befehlsformen nach Hophal nicht überliefert sind, tut nichts zur Sache.

**) Auch das Verbum נָעַץ = „stark sein" finde ich bei Mühlau m. Volck. Sicherer ist חָסַן = „stark, befestigt, reich sein". (ח = spir. len. ist unbekannt.)

heit" bezeichnet, womit dann die bekannte Bezeichnung des Zeus als Eleusinios ihre vollständig befriedigende Erklärung findet. — Ich erinnere ferner an die eigentümliche Bezeichnung des heiligen Raumes von Eleusis als σηκός, das sonst den „Pferch" oder auch den „hohlen Baum" benennt. Prellwitz statuiert dazu wunderlicherweise eine Wurzel teva = „stark sein, schwellen". Man wird mir jedoch zugeben müssen, daß ein dem σηκ völlig entsprechendes שֵׂךְ in der Bedeutung „Umschluß, Umfriedigung" von dem bekannten שכך „umschließen" ebensowohl abzuleiten ist, wie das in dieser Bedeutung wirklich vorhandene שֵׂךְ; und damit hätte dann σηκ-ός als „Pferch", als „hohler Baum" und als „Umfriedigung" u. z. als einfache Gräzisierung eines ursprünglich semitischen Worts auf bündigste Weise seine Erklärung gefunden. — Zum Schluß sei auch noch auf das Eleusis so nahe gelegene „rarische" Gefilde hingewiesen, ob seiner Fruchtbarkeit ebenso berühmt, wie die benachbarte Ebene von Thria. Man kann wirklich kaum übersehen, daß dem ραρ das semitische רָר = „fließend, bewässert" ebenso völlig entspricht, wie dem Thria שְׂרָיָה, d. i. „saftig, frisch, blühend". — Wahrlich, es muß eine Zeit gegeben haben, da die Sprache der eleusinischen Priester, deren letzte Reste uns in jenen wenigen Worten vorliegen, auch die Sprache des eleusinischen Volks gewesen ist!

B. Delphi. Wenn wir den Orakelkultus von Delphi verstehen wollen, so müssen wir zunächst mit dem Vorurteil brechen, das uns Kindern der Gegenwart so nahe liegt, als wäre derselbe aus dem Trug geboren. Wir wissen freilich nicht, nach welchen Gesetzen die Priesterschaft des Heiligtums die Rufe der durch die der Erde entquellenden Dämpfe berauschten Pythia deutete, wir dürfen jedoch annehmen, daß solche Gesetze vorhanden waren und mit demselben Ernst angewendet worden sind, mit dem in den ersten Tagen des Christentums die Gläubigen (cf. 1 Kor. XII, 10) sich bemüht haben, das ekstatische Stammeln der Zungenredner auszulegen. Nicht minder ernst aber ist auch der Gläubige zu beurteilen, der sich, von dem Verlangen nach einer besonderen Offenbarung getrieben, nach Delphi wendete. Er durfte dort wirklich die Kundgebungen eines Allwissenden erwarten. Denn das war, wenn einer, der Sonnengott, der, von ihr unter heiligem Erglühen bewillkommt, bei der Erdgottheit einkehrte; er selbst nun der Ergründer aller Geheimnisse nicht nur der Ober-, sondern auch der Unterwelt (Oedipus, der das Rätsel der Sphinx löst = Typhoeus-Python. cf. Gruppe pg. 812). Gewiß, er vernahm die am heiligen Erdspalt vorgebrachten Fragen; gewiß, er gab auch Antwort; und nur auf eines kam es an, diese aus dem aufsteigenden Dampf oder aus dem Schrei der von ihm geschwängerten Pythia richtig zu deuten.

Man wird mir zugestehen müssen, daß diese Anschauung vom Wesen des delphischen Orakels der Würde nicht entbehrt, die wir auch dem Glauben der Alten gern zuerkennen. Daß sie die richtige ist, bestätigt die Sage, bestätigt der Name des delphischen Gottes selbst. Jene berichtet, daß der Gott von Delphi (cf. Gruppe I pg. 101), zu Schiff in Krissa gelandet (die Erdgottheit ist selber Fisch, denn die Erde schwimmt im Ozean; und sie ist fruchtbar wie der Fisch. Deshalb springt Apollo als Delphin auf das Schiff. Die Erdgottheit ist aus jenem ersten Grunde aber auch Schiff), als Stern unter der Erde verschwindet. Hier haben wir deutlich Sonne unter der Erde! Und die Namen stimmen dem zu. Denn bedenkt man, daß עיף, wovon אָף, ap*), das part. act. qal darstellt a. „eilen", b. „decken", c. „sich verdunkeln, verhüllt werden", oll = הָלַל dagegen „glänzend" bedeutet, so erhalten wir für Ap-oll folgende Deutungen, a: „der in Glanz Eilende" (Sonne); b: „die schimmernde Decke" (Himmelsdecke, Erddecke); c: „der sich verhüllende Strahler" (Sonne im Untergang). Apollo ist Allgottheit; in Delphi jedoch verehrt als Sonne unter der Erde (c). — Ganz ebenso erklärt sich Ty-phoe-us = תָּאוּ, ty, = „Läufer" (Sonne; cf. später תור) + בָּעָה, phoe, = „hauchend". (Sonne unter der Erde, durch den Spalt derselben hauchend.**)

Es würde zu weit führen, wollte ich aus diesen Erkenntnissen heraus auch nur die wichtigsten Mythen von Delphi weiter zu deuten suchen. Unerläßlich aber erscheint es mir darauf hinzuweisen, daß sich aus jener kultischen Vorstellung der Erde, welche die Sonne in sich aufnahm, einer Vorstellung, der wir auch sonst oft genug begegnen (cf. u. a. im vorigen Aufsatz die Kentauren), eine Reihe von Geheimnissen erklärt, denen wir in Delphi insbesondere und auf dem Gebiet der Mantik überhaupt begegnen. Oder wie will man's besser verstehen, daß als Herr des Orakels von Delphi ursprünglich Gaia (cf. Eumeniden, Anfang. — Eurip. Iph. Taur. v. 1249), also die Erdgottheit, später aber Helios, die Sonne, galt? Erde und Sonne sind ja in jener Vorstellung zur Einheit zusammengeflossen, und es ändert sich wesentlich nichts, ob man nun diesen oder jenen Teil dieser Einheit als maßgebend hinstellt. — Nicht minder gute Deutung erfährt ferner die

*) cf. auch das unerklärte Apia als Namen für das Festland des Peloponnes (Paus. II, 5; Soph. Oed. Col. 1303. Das Festland ist Decke. — Apis, sein König, kann Erde und Sonne zugleich sein, = eilend (Sonne), oder = „deckend" (Erde).

**) Voraus setze ich bei diesen Deutungen den Mangel eines Artikels, wie er ja auch für die Inschriften von Sendschirli (cf. Müller, a. a. O. pg. 118) belegt ist.

für Delphi, wie anderswo überlieferte, nach Rohde's Urteil (Psyche I, 132[3]) „paradoxe" Legende vom „Grabe" des Gottes, dem weißen Stein (cf. Hesych. *Τοξίου βουνός*): die Erde, welche die Sonne in sich aufgenommen hat, ist ja tatsächlich nichts anderes als ihr Grab. — Schließlich — und das ist nicht das Unwichtigste — fällt von dem hier hervorgehobenen Punkte ein ganz besonderes Licht auf die ganze Mantik von Delphi (wie übrigens des gesamten Altertums, cf. Schultz, Alttest. Theologie 2. Aufl. pg. 201). Die Erde, welche die Sonne in sich aufnahm, gewissermaßen von ihr geschwängert, — ist sie nicht selbst das Urbild der Pythia, die sich vom Numen der Gottheit durchdringen läßt; und, von innen heraus redend, durch den qualmenden Spalt sich kundtuend, Urbild nicht minder des weissagenden Bauchredners, der ja bei den Griechen direkt nach Delphi (Python, cf. Suidas unter *ἐγγαστρίμυθος*) benannt ward? Es muß in diesem Zusammenhang geradezu verblüffend wirken, wie deutlich die hier dargelegte, die Mantik des Altertums erklärende und verklärende Grundvorstellung sich in der Bezeichnung der Prophetin, auch von Delphi (Herophile, Pausan. X, 12. 2. Sie weissagte an dem berühmten weißen Stein; — und ich darf darauf hinweisen, daß der [cf. den vorzügl. Aufsatz über die Hyperboraier bei Roscher] noch nicht erklärte Name der Hyperboraeer sich dadurch wundervoll erklärt, nämlich חֹקֵר בַּרְעֵי = Hyperborai = „der Forscher am weißen Stein". [עֵי, ai, = „Stein" habe ich auch in der Inschrift des lemnischen Steins nachgewiesen. cf. Vorrede: *αι-γίλιψ* = „abgeschnittener Stein". Eigentlich: „Bruch-stein". Im Hebräischen erscheint es nur als Name; sonst = עִי, i.] Die Hyperboraeer sind die „Kultgemeinde" Apoll's, die Antwort suchende, aber wohl auch die Antwort gebende, priesterliche. Ihr Lied der *παιάν* = פֶּהָאָן od. בִּיאָן d. i. „hauchender, wehender Mund". Auch Apoll — man denke an den Erdspalt — hat diesen Namen!) als Sibylle ausdrückt. Sibylle ist = זְבוּלָה, d. i. a) die „Verhüllte"; sie weissagte, als Abbild der von der Erde verhüllten Sonne, unter einem schwarzen Tuch hervor; b) = die „Geschwängerte" (cf. Genes 30, 20. יִזְבְּלֵנִי), die von der Gottheit Erfüllte.*) — Häufiger freilich als gerade dieser Name tritt ein anderer in Delphi hervor, die Bezeichnung der Priesterinnen als *μέλισσαι*, Bienen. Und hier frage ich in allem Ernst: wie hat man es je übersehen können, daß dieses

*) Die von Gruppe pg. 727[8]. wie es scheint, angenommene Gleichung Sibylla = שְׁבוּאֵל ist sprachlich und, was den Sinn anbetrifft, bedenklich. זְבוּל „Wohnung" u. זְבִיל „Beutel" erklären sich aus der Grundbedeutung „umschließen" (daher auch; umarmen, beiwohnen). „Umhüllen" bringt Fürst ausdrücklich. Nur Mangel an Raum verbietet es mir übrigens, hier noch andere Namen, wie Python, Pythia, Amphiktyon usw. zur Sprache zu bringen.

μέλισσα nichts anderes ist als eine Gräzisierung von מְלִיצָה, melissa, d. i. „Dolmetscherin", zugleich „Mittlerin, Prophetin"!? Schlagendere Erklärung kann wirklich kein griechisches Wort finden als dieses. Nur behalte man eins im Auge: die Priesterin, die zum Dolmetsch der Gottheit wird, ist eben in dieser Rolle doch wieder auch nur deren Abbild. Denn die Erde, welche die Kundgebungen der zu ihr eingegangenen Sonne an die Oberwelt vermittelt, ist ja selber מְלִיצָה, Mittlerin; daher denn auch die Biene ihr Symbol, z. B. in Ephesus (cf. Guhl, Ephesiaca cp. XIX).

Wie weit der Faden reicht, den wir hier aufgegriffen haben, mag die Tatsache andeuten, daß der Name der alttestamentlichen Prophetin חֻלְדָה in mehr als einer Beziehung an die Sibylle erinnert. Denn 1. bedeutet חלד, von dem er abzuleiten ist, soviel wie „sich eingraben, sich verhüllen"; 2. ist חֹלֶד, der Maulwurf, ein in Erdlöchern lebendes Tier, eben deshalb, wie die Maus, von der wir schon im vorigen Kapitel sprachen, wohl fähig der in der Erde versinkenden Sonne zum Sinnbild zu dienen. — Noch auffallender aber ist, daß Debora, der Name der älteren Prophetin Israels (Richt. V) genau, wie μέλισσα, „Biene" und zugleich die „Redende", also „Offenbarende" bedeutet.

Aber bleiben wir in Griechenland selber stehen! Gerade die Biene (ich verweise dabei vor allem auf Rob. Tornow's Werk de apium mellisque apud veteres significatione, Berlin 1893) wird uns zum Beweis dafür, welchen Einfluß die von mir belegte semitische Tempelsprache des ältesten Hellas auch auf dessen Volksglauben gehabt hat.

a) So fabelte dieser, daß die Bienen aus den Hörnern eines in die Erde eingegrabenen Rindes entständen. — Der Sinn der Legende wird sofort deutlich, wenn man sich 1. durch תור (ταῦρ-ος), „Rind" an תור, den „Wanderer", d. i. die unter der Erde versinkende Sonne*), und 2. daran erinnern läßt, daß קרן einmal „das Horn" (corn=u!) und zweitens „strahlen" bedeutete (daher auch der „gehörnte" Dionysos; — noch Michelangelo's Moses redet zu uns in derselben Symbolik): wenn das Rind begraben, d. i. die Sonne untergegangen ist, dann tritt die Biene, d. i. die Wahrsagende (Inkubation, Totenbeschwörung) in ihr Recht: ἐστὶ δὲ τελευτὴ βο-ὸς μελίττης γένεσις: Aelian. A. N. II, 57. (Man übersehe auch in diesem Zitat nicht das βο-ός! dem βο entspricht völlig בוא, das den „Untergang" der Sonne bezeichnet).

b) die Biene gilt ferner als Bringer der Poesie, cf. Cic. de div. I, 36. Man vergleiche nun dazu μέλισσα = מְלִיצָה, d. i. „Lied".

*) Im Hebräischen bedeutet auch jareach = „Mond" und schemesch = „Sonne" soviel wie „Wanderer".

c) Die Biene erregt nach dem griech. Volksglauben ferner Wahnsinn, cf. Gruppe 802[a]. Das Stammwort von מְלִיץ aber ist לוץ, und da dieses soviel besagt, wie „verdrehet sein" (cf. *λύσσ-α*, die „Tollwut"!), so ist מְלִיצָה tatsächlich auch „die verrückt Machende".

4. Sehr bedeutsam will mir ferner Herodot V, 9. erscheinen. Hier erzählt der Vater der Geschichte, daß nach Aussage der Thraker das Land nördlich der Donau unzugänglich sei, wegen der *μέλισσαι*. Er selbst zuckt die Achseln dazu; jedoch auch hier kommt Licht aus dem Osten. מְלִיץ ist ja eben der, der die Sprache verdreht, der Dolmetsch, der den Verkehr möglich macht aber als notwendiges Übel auch erschwert. Die alte Überlieferung besagt nur: Dort ist der Dolmetsch nötig.

5. An der Spitze der *μέλισσαι* stand in Ephesus auch (cf. Guhl) der *ἐσσήν*, d. i. der Bienenweisel. Das Wort muß jedoch, da es von Callimachus (hymn. in Iov. v. 66 *οὔ σε θεῶν ἐσσῆνα πάλοι θέσαν*) sogar auf Zeus angewendet wird, und da nach Rob. Tornow pg. 34 auch der König der Myrmidonen so geheißen hat, überhaupt Herrscherbezeichnung gewesen sein, was Hesych zum Überfluß bestätigt. Man übersehe nun nicht, daß dem *ἐσσήν* das semitische עַז d. i. der „Gewaltige" völlig entspricht.

6. Wichtiger als alles dieses ist aber Folgendes. Pausanias berichtet X, 5, 10, daß der Tempel von Delphi sein Dasein den Flügeln, den *πτερά*, der *μέλισσαι* verdanke. Welches Licht fällt auf dieses Rätselwort, sobald man bedenkt, daß dem *πτερ(ά)* völlig das semitische פתר = „deuten, offenbaren" (schon Kiepert gebrauchte das Wort zur Deutung des Namens der Orakelstadt Patara in Lykien, alte Geogr. pg. 124) entspricht! Allerdings, der Tempel von Delphi wurde aus dem Ertrag der Gaben hergerichtet, mit welchen die Gläubigen für die Offenbarungen seiner Prophetinnen lohnte.

7. Die angezogene Pausaniasstelle liefert aber sogleich noch einen neuen und noch ausgiebigeren Beleg für unsere These. Sie erbringt nämlich eine alte Überlieferung; nach welcher Pteras als Gründer des delphischen Heiligtums gelte, sowie die Notiz, daß die Priesterinnen letzteres mit der *πόα*, dem Kraut, der *πτερίς*, eines in der Nähe wachsenden Farns (!), zu bekränzen pflegten. Wir dürfen es dem guten Pausanias verzeihen, daß er diesen Überlieferungen kein Verständnis abgewinnen konnte *(οὐδὲ ἀρχὴν προσίεμαι τὸν λόγον τοῦτον)*; aber daß auch die moderne Philologie darin nicht weiter gekommen ist, grenzt doch an das Wunderbare. Man überlege doch einmal: *πτερ-ά* (Flügel), *Πτερ-ᾶς* (der Gründer), *πτερ-ίς* (Farn)! In jedem der drei Worte kehren die Buchstaben *πτρ* wieder, die in semitischer Schrift = פתר jenes auf Offenbarung deutende Wort ergeben! Ja, *πόα* (Kraut) führt, se-

mitisch geschrieben, = פּוֹעַ, direkt auf den „Hauch" der dem delphischen Spalt (פתר = „spalten") entsteigt.

8. Und nun greife ich noch einmal auf die Flügel (πτερ-ά = פתר) der Melissen zurück. Kann man übersehen, daß der Flügel eben um dieses griechisch-semitischen Wortspiels willen zum Symbol auch der Weissagung wurde? Mit Flügeln schlagen ja die gleichfalls am Parnaß hausenden Orakelgottheiten, die Thriai (hymn. hom. in Merc. 553: ἀγαλλόμεναι πτερύγεσσιν. Es sind Nymphen, daher טְרִיָּה, d. i. „die Feuchte"; sie weissagen durch Steinchen, ψήφη = פֶּהצָפָה* d. i. „Ausspruch der Quelle". Die Quelle dient zur Mantik, denn auch sie entspringt der Unterwelt, um zur Oberwelt emporzudringen [Kreisl. des Wassers]. cf. naba = „quellen" u. nabi = „Prophet"; dem entsprechend בָּכָה, baka, „quellen" und der griechische Prophet Baki-s), mit Federn schmücken sich nach Ovid met. XV, 536 die weissagenden Hyperboraeer (cf. oben; Ovid: qui soleant levibus velari corpora plumis), Federn tragen die Musen (Moisa = מוֹעֵצָד d. i. Ratgeberin, Rat, d. i. die göttl. Eingebung) cf. Gruppe 107 b°, und Flügel trägt der Orakelgott Hermes. — Haben Flügel und Federn vielleicht nicht nur diese Bedeutung, sicher ist, daß sie ihnen eigen ist.

Wir werden später sehen, daß dasselbe semitische פתר auch zu dem griech. Worte πέτρ-α = „Fels" führen konnte und auch so zu überraschenden Aufschlüssen führt. So verweile ich hier nicht länger bei ihm und weise, von Delphi Abschied nehmend, nur noch auf die Tatsache hin, daß nach Plutarch (Pyth. Or. 24) dieses Heiligtum wirklich seine eigene Sprache hatte. Man kann Nägelsbach's (Hom. Theol. 436) Urteil vollkommen zustimmen, daß diese Sprache mehr seltsam als ungriechisch sei, und doch versucht sein, auch in ihr noch direkt semitische Reste zu entdecken. So wird man mir zugeben müssen, daß die Delphische Bezeichnung der Männer als ὀρειᾶνες (Hesych: ὀρείονες) guten Sinn erhält, wenn man ὀρειάν gleich עֹרֶהָן, ore-an, setzt. עָרָה bezeichnet sicher die geschlechtliche Berührung; עָן, an, aber ist = „fließend". Orean würde also der im Geschlechtsakt befindliche phallus sein. Bedenkt man, daß das älteste Alphabet (cf. Delitzsch, pg. 92 f.) den Mann durch den aufgerichteten phallus bezeichnet, so wird jenes Delphische Wort doppelt gut verständlich. Ich bin sogar der festen Überzeugung, daß, wie das im Spruch des Branchos (siehe später)

*) Man übersehe nicht, daß der Pelasger die Hauchlaute nicht schrieb. Genau, wie auch der Phöniker (cf. Lidzbarski, Nordsem. Epigraphik, pg. 264) statt זֶה oft nur ז = „dieser" schrieb (cf. auch den Stein von Lemnos: Z = Olaias [Paus. VIII, 5, 7] ist dies), hat auch er nur פצפה geschrieben, das dann in der Mysteriensprache zu ψῆφα wurde.

erscheinende ὁρώψ = „Mann" sich דָּבַב „stechen" (Fürst) erklärt (cf. זָכָר „Mann" und זָבַר „stechen"; phallus), so auch das bekannte, aber nie erklärte ἄνθρωπ-ος, trotz Plato (Cratyll. 399) und Prellwitz, auch nur eine Zusammensetzung aus עָן „fließend" und טרף „durchbrechen", also eine Bezeichnung des Mannes als phallus darstellt. — Ebenso, wie ὀρειάν, gewinnt aber auch die Delphische Bezeichnung für den „Fluß", ὀρεμπότ-ης, viel besser als durch die griechische Deutung: ὀρ-ἐμπότης = „Berg-eintrinker", Verständnis durch die Gleichstellung mit עִרָה נָפוֹת, ore-npot = orempot, d. i. „Gießer, Fließer der Berge. — Ich glaube diese Belege für die Nachweisbarkeit einer semitischen Tempelsprache auch in Delphi hier nicht mehr vermehren zu sollen und wende mich

C. der homerischen Götterspräche zu. Es sind im ganzen leider nur 6 Worte, die uns in den homerischen Epen als dieser zugehörig aufbewahrt sind. Welchen Ursprungs sie sind, läßt sich wenigstens an einem Beispiel schlagend nachweisen. Denn wenn der Il. XIV, 291 genannte Vogel, der bei den Göttern χαλκίς, bei den Sterblichen dagegen κύμινδις hieß, nach dem Scholion zu jener Stelle diesen letzteren Namen erhielt, weil er sich „beständig verbarg", so ist das sicher nur daraus zu erklären, daß das dem κυμιν völlig entsprechende כמן wirklich „sich verbergen" bedeutet. In der Tat müssen aber die Alten auch χαλκίς sich aus dem Semitischen verständlich gemacht haben, denn Aristoteles bezeichnet (H. A. 9, 12) den Vogel (cf. auch Plinius, h. n. X, 8, 10: nocturnus accipiter) als schwarz, und das dem χαλκ gleichstehende חלך bedeutet gleichfalls „schwarz sein, dunkel sein" (arabisch).

Ich kann hier nun weder ausführen, warum der pelasgische (Robiou, questions Homériques pg. 15) Briareos, der sicher ursprünglich eine Unterweltsgottheit war, von den späteren Griechen wahrscheinlich auch dem Poseidon gleichgestellt werden konnte (cf. Roscher, Aigeion), noch warum Σκαμάνδριος in doppeltem Sinne verstanden zu werden vermochte, als ξανθός und als ἀστυάναξ; Myrine-Batieia wird ohnehin stets dunkel bleiben, weil man von ihr zu wenig weiß. Ein Wort jedoch verlangt ausführlichere Deutung: Πλαγκταί. Die Plankten sind von Gruppe (pg. 397) als Hadeseingang erkannt worden; gewiß mit Recht: das homerische εἰς Ἔρεβος (= ערב schwarz, finster) τετραμμένον (Od. XII, 80) redet hier deutlich genug. Eben dadurch wird es ja auch allein verständlich, warum durch sie hindurch die Tauben fliegen müssen, die Zeus das Ambrosia bringen (Od. XII, 63). Homer nennt ausdrücklich die scheue (τρήρων) Wildtaube (πέλεια). Auch diese aber heißt, gleich dem Rind, תור (lat.: tur-tur!), und da dieses Wort bekanntlich auch „wandernd" bedeutet, so konnte der Priester

die wandernden Gestirne, Sonne und Mond, ebensogut in der Taube, wie im Rinde symbolisieren. (Man achte auch wohl darauf: nur eine von den beiden Tauben des Zeus fliegt immer hindurch; d. i. abwechselnd entweder die Sonne, oder der Mond). Nicht minder verständlich wird ferner die Legende, daß die Taube des Jason bei ihrem Fluge durch das Felsentor den Schwanz verliert. Der Schwanz des t-or ist eben or, d. i. = אור „das Licht", und der Sinn der Fabel nur darin zu suchen, daß die Sonne beim Eingang in den Hades das Licht verliert. (Zu beachten ist freilich auch noch der Gleichklang von or = „Licht" und our-a „Schwanz"). Es ist nun leicht einzusehen, warum die Plankten „Irr"-Felsen sein müssen. Die Sonne geht ja nie an derselben Stelle unter. Ebenso leicht versteht es sich, daß sie „Schlag"-Felsen sind: da, wo am fernsten Horizont des Westens die Sonne in die Unterwelt hinabsteigt, mußte sich ja nach der Vorstellung der Alten ein Spalt bilden, ein Tor, das nach erfolgtem Durchgang wieder zusammenschlägt. Jedoch, wenn es schon auffallend ist, daß sich in dem Worte Plankt, sobald man es in semitischen Lettern schreibt = פל-נכת, zwei Worte entdecken lassen, von denen das eine das „Spalten", das andere das „Aufeinanderschlagen" bezeichnet,*) eine Frage bleibt doch immer noch zu beantworten, warum sich die Alten den Hadeseingang im fernen Westmeer überhaupt als durch „Felsen" gebildet vorstellen. Gruppe wirft diese Frage gelegentlich auf, ohne doch zu ihrer Lösung auch nur einen Fingerzeig geben zu können. In der Tat wird ihr auch nur der näher kommen, der auf den semitischen Ursprung der griechischen Mythologie reflektiert. Ihm wird sich auch hier leicht ein semitisch-griechisches Wortspiel als Wurzel der ganzen Legende vom Hadesfelsen ergeben. Denn dem semitischen פתר = „spalten" entspricht genau πέτρ-α = „Fels"; und damit ist die Brücke, die von der Vorstellung des Hadestors bezw. -„spalts" zum Hades„felsen" führt, gefunden. Das Spiel mit diesen Worten reicht ja bis ins N. Testament hinein! Man denke an Christi Ausspruch, Matth. XVI, 17, 18, in die Worte „offenbaren„ (פתר) „Vater" (πατήρ) Fels (πέτρα) und Höllentor (פתר = Spalt) so merkwürdig rasch aufeinander folgen! Es ist das sicher kein Zufall. Gruppe belegt z. B. pg. 921 unter Berufung auf das Scholion zu Vergil Ecl. 8, 59, daß nach dem Glauben der Alten der Sprung vom weißen Felsen (dem Hadesfelsen) auch dazu diente, dem seiner Herkunft Unkundigen den Vater zu offenbaren. Auch hier

*) Die Namen der Hadesinseln verdienen überhaupt Beachtung. Sollten die Strophaden z. B. wirklich so heißen, weil Zeus und Kalais dort „umkehrten" (Verg. Aen. 3, 210. Strabo 8, 359)? Strophad ist = צרעיתצר (צ = στ!) d. i. Fels oder Enge des sich verdunkelnden Kreisers!! Auch hier ist also „Enge" (Tor) = „Feld."

können wir doch dasselbe Wortspiel durch nun gar drei Sprachen verfolgen: πέτρα, pater, פתר! Und einmal zu dieser Erkenntnis geführt, sehe ich auch so manches andere Rätsel sich lichten. Der Gräzist wird ein solches schon in dem Worte πέτρα als solchem erkennen müssen. Denn, in seiner Etymologie (cf. Prellwitz) völlig dunkel, schließt es zwei ganz verschiedene Bedeutungen in sich: Felsen und Höhle, ja wohl gar (cf. Paus. IX, 34, 4) noch eine dritte: „Quelle". Auch das erklärt sich am leichtesten aus פתר = „spalten": der Felsen ist die „abgespaltene" Klippe (Burgname = αἰ-γλιψ), die Höhle selbst ein „Spalt" und schließlich auch die Quelle — nichts als ein „Loch". Aber wie viele Mythologeme klären sich ebenfalls: der Name der priesterlichen (Offenbarung = פתר) Eupatriden, des Orakelgottes Apollo Patr-oos, die Entstehung des Menschen aus dem Stein πέτρ-α = פתר = „Spalt", (nämlich des Weibes), die Verwandlung von Mädchen (das Weib ist die „Gespaltene", cf. נְקֵבָה; vergl. auch Delitzsch: Entstehung der Schriftzeichen, pg. 92, 161/62; auch das griech. παρθ-ένος ist = פרט „spalten") in Steine, die Erzeugung von Göttern aus auf einen „Fels" gespritzten Samen (Arnob. V, 5) ꝛc., die Verwendung des Steines als Symbol, das Göttern mitgegeben wird (cf. oben Flügel!); es bezeichnet diese dann als Spender der Offenbarung. Alles wunderbare Dinge, doch nur für den, der vor der letzten Pforte der griechischen Mysterien stehen bleibt. Die freilich springt nur einem, der die semitische Zauberformel kennt. — Eine solche aber liegt vor in

D. Den Ephesinischen Worten. Dieselben sind uns von Clemens Alexandr. (Strom. V, 8, 45) und von Hesych überliefert worden. Sie sollen unter dem Bilde der Ephesinischen Artemis bezw. Diana (דַּיָּנָה, d. i. „Herrin", μεγαλότης cf. Apg. 19, 27) gestanden haben, sind uns in nachstehender Reihenfolge übermittelt: ἄσκιον, κατάσκιον, λίξ, τέτραξ, δαμναμενεύς, αἴσια, und sollen in dieser Reihenfolge bedeuten: Finsternis, Licht, Erde, Jahr, Sonne, Wahrheitsstimme. Es ist jedoch ersichtlich, daß die Methode, nach welcher diese Deutung erfolgte, — man vergegenwärtige sich: ἀσκι = α priv. + σκι = σκιά „Finsternis" = „schattenlos"; κατάσκιον = φῶς, ἐπεὶ καταυγάζει τὸ σκοτος! (Clem.) — völlig willkürlich ist, und wir erhalten damit Veranlassung genug zu fragen, ob die Griechen bei der Zusammenfassung der ursprünglich ohne Interpunktion geschriebenen Buchstaben zu Worten nicht schon ebenso willkürlich verfahren sind. Unbestreitbar ist, daß sie, die einen Damnameneus und — nach Clemens — auch λίξ als „alte" Bezeichnung für die Erde kannten, dadurch verleitet werden konnten, die entsprechenden Buchstabengruppen zunächst herauszuschälen. Dann aber ergab sich alles Weitere ganz von selbst; αἴσια, oder, wie Hesych schreibt, αἴσιον

wurde auch zu einem besonderen Wort, ebenso τέτραξ ꝛc. — Nun hat Roscher's Scharfsinn die Entdeckung gemacht, daß die Worte in folgender Reihenfolge gelesen: αισια δαμναμενευς τετραξ λιξ ασκι κατασκι einen Hexameter bilden; er hat damit sicher die ursprüngliche Wortfolge gefunden. Versuche ich nun, ermutigt durch den Umstand, daß schon Stickel (Jena'er Univers.-Progr. 1860) und Lewy (Zeitschr. des Ver's. für Volkskde. 1893, Wien) in ἀσκι das hebräische חשך erkannten, mir das Ganze in semitischen Lettern vorzustellen, so ergibt sich mir leicht folgender Text:

הֵיזֵע אָדָם נָם אָנוּשׁ תִּתְרַכֵּס לֶקֶשׁ עֹזְקִי כַּת אֲזִקִי

asiki kat osqi liksch titrakes anusch nam adam aise

Zu Deutsch: laß den Schweiß fließen, Mensch; der Träge ist nichtswürdig; einheimsen wirst du die Ernte; wer mich urbar macht, zerbricht meine Fessel.

Zu bemerken wäre zum Einzelnen ja mancherlei. So habe ich z. B. zu einem von Fürst erbrachten יזע = „schwitzen" den imper. hiph nach der Form הֵיטֵב gebildet. לֶקֶשׁ = λιξ entspricht ganz der von Rosenberg, phön. Gramm., für חֵלֶב erbrachten Aussprache = chilb. Die Gleichstellung der verschiedenen S-Laute findet sich auch in der bekannten Lemnischen Inschrift. — Das „alte" Wort λιξ = „Erde" erklärt sich aus לָכַשׁ = „fest sein"; die Erde = Feste. Im ganzen wird jeder Unbefangene zugeben müssen, daß der von mir rekonstruierte semitische Text der griechischen Überlieferung wirklich entspricht und einen zu dem Bilde der Mutter Erde (schwarzer Körper, zahlreiche Brüste) vorzüglich passenden Sinn ergibt. Was mich in der Überzeugung, das Richtige getroffen zu haben, noch besonders bestärkt, ist der Umstand, daß man den ephesinischen Worten die Fähigkeit zuschrieb, vor Unheil zu schützen und Glück zu bringen. Kroisos soll sie geliebt und sie in höchster Lebensgefahr angewendet haben (Suidas). Wird dieser Glaube nicht gerade durch vorstehende Auslegung verständlich? Ich meine, mit demselben Recht, mit dem man von B. Franklin's Early to bed and early to rise sagen könnte, es sichere Gesundheit und Wohlstand, könnte man dasselbe auch von dem ephesinischen Spruche behaupten. Im übrigen klären sich durch denselben auch allerlei sprachliche Rätsel. So entspricht 1. dem hesychianischen κόττω = „schlagen" das semitische כָּתַת = „schlagen". 2. Ist das griechische ἀσκ-έω = „bearbeiten", erudire, etymologisch nicht erklärt; es entspricht nach Laut und Bedeutung jedoch völlig dem semitischen עָזַק (ask-) = „urbar, gebrauchfähig machen". Es stellt genau so nur eine Gräzisierung dar, wie 3. ἀσκ-ὸς = „Schlauch", das (cf. Prellwitz) bisher auch nicht erklärt ist. Es wird gleichfalls

völlig verständlich aus אזק = „umbinden" (= זקק). Der Schlauch ist „Fesselung" und „Umbindung".

Und so scheint mir denn alles dafür zu sprechen, daß wir, wie in den eleusinischen Worten, so in dem ephesinischen Spruch ein semitisches Dokument zu erkennen haben; eine Tatsache allerdings von außerordentlicher Bedeutung. Beweist sie doch u. a., daß die Gottheit, der er geweiht war, ihren Ursprung nicht dem Glauben eines rein indogermanischen Volkstums verdankt. Es werden aber auch durch sie die Wortspiele doppelt wahrscheinlich, auf welche ich delphische Legenden und Sagenbildungen, wie die der Plankten, zurückführte. Man bedenke dabei, wie in späterer Zeit, als das Griechentum sich seinerseits auf dem Boden Vorderasiens einbürgerte, selbst der israelitische Schriftgelehrte genau wieder in derselben Weise mit Worten zu spielen lernte (cf. Weber, Altsynagog. Theolog. pg. 117 הן = ἓν, הדר = ὕδωρ) 2c. Sollte er wirklich der Erfinder dieser Kunst gewesen sein? Es erben sich auch solche Gesetze, wie eine ew'ge Krankheit, fort.

Schlußanmerkung: Der angekündigte Spruch des Branchos konnte infolge Raummangels keine Berücksichtigung mehr finden.

Ein chinesisches Denkmal der christlichen Mission.

Von Dr. H. Wernecke.

„Zur Zeit des trefflichen Kaisers Taitsung, des erlauchten Begründers der Dynastie, befand sich unter den erleuchteten und heiligen Männern, die in das Land kamen, der fromme Olopun aus dem Syrerlande. Die blauen Wolken beobachtend, hatte er die heiligen Bücher gebracht, auf die Richtung der Winde achtend, allen Gefahren der Reise Trotz geboten. Im Jahre 635 kam er nach Tschangan. Der Kaiser schickte einen ersten Minister, den Herzog Fang Hinen-ling, der mit seinem Amtsstabe den Gast nach dem Innern geleitet. In der kaiserlichen Bibliothek wurden die heiligen Bücher übersetzt; der Herrscher prüfte die Sache in seinen Privatgemächern, und tief getroffen durch die Richtigkeit und Wahrheit der Lehre, gab er besonderen Befehl zu ihrer Verbreitung. Kaiser Kantsung war sein ehrerbietiger Nachfolger und zeigte noch größeres Wohlwollen für die Einführung der Wahrheit. In jeder Provinz ließ er der „erhabenen Religion" (so wird diese wahre und unwandelbare Lehre geziemend bezeichnet) Kirchen errichten und bestätigte Olopun als Hüter des Glaubens zum Frommen des Staats, in welchem unter der Herrschaft dieser Lehre Ruhe und Reichtum wohnten. — Im Jahre 714 kam aus Syrien der Priester Kih-ho, um dem Verehrungswürdigen zu huldigen. Auf des Kaisers Befehl wurde von dem frommen Kih-ho, in Gemeinschaft mit den Priestern Lohan, Pulan u. a. ein Gottesdienst im Hing-king-Palaste abgehalten." Dies ist eine kleine

Probe, nach der englischen Uebersetzung des Missionars Dr. A. Wylie in Shanghai von der chinesischen Inschrift des Tschingtschiao-Steins, eines der merkwürdigsten Denkmäler der christlichen Missionsgeschichte, das seit kurzem einer langen Vergessenheit entrissen worden ist. Das Verdienst, den Stein aufgesucht und eine wohlgelungene Nachbildung davon der gelehrten Untersuchung zugänglich gemacht zu haben, gebührt dem dänischen Forscher Frits Holm, Mitglied der Royal Asiatic Society, der auf dem 15. internationalen Orientalistenkongreß in Kopenhagen, im August 1908, eine Mitteilung darüber gemacht hat. Sie ist mit mehreren Abbildungen wiedergegeben im Januarheft der amerikanischen Zeitschrift „The Open Court" (Chicago, Herausgeber Dr. Paul Carus). Eine Ergänzung dazu wurde ermöglicht durch ein auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar verwahrtes Blatt in Großfolio, jedenfalls aus dem Nachlasse des berühmten Orientalisten Hiob Ludolph († 1704), welches in sorgfältiger Abschrift die zweisprachige Inschrift des Steines wiedergibt.

So weit sonstige Nachrichten reichen, wurde schon im Anfange des 6. Jahrhunderts das Christentum durch Nestorianer nach China gebracht wo es über 300 Jahre unter den älteren Kaisern der Tang-Dynastie Bestand hatte, wie unter anderm Marco Polo es bestätigt hat. Einen interessanten Beleg dafür bietet der genannte Stein, von dessen Existenz man auch in neuester Zeit wohl Kunde hatte, ohne sich jedoch ernstlich darum zu bemühen. 1891 hatten zwar die europäischen Botschafter in Peking den Tsungli-Yamen veranlaßt, wenigstens ein Schutzdach über dem Denkmal errichten zu lassen; da aber von den 100 Tael, die zu diesem Zwecke nach Sianfu abgingen, nur 5 den Bestimmungsort erreichten, so mag das Schutzdach sehr mangelhaft gewesen sein. F. Holm fand keine Spur mehr davon. Der Stein stand seinerzeit, auf einem Unterbau in der beliebten Schildkrötenform, zwischen vier anderen Denksteinen in der Nähe eines alten Buddhatempels außerhalb der westlichen Vorstadt von Sianfu. Sianfu ist die Hauptstadt der südlichen Provinz Schangsi, wohin während der Boxer-Unruhen der kaiserliche Hof verlegt wurde.

Als man das große Interesse bemerkt hatte, das der Reisende an dem alten Denkmal nahm, brachte man es nicht ohne Mühe — es ist 3 Meter hoch und hat ein Gewicht von 2 Tonnen — an einen mehr gesicherten Ort, den Pei-lin, oder Plattenwald, wo unzählige alte, kleine und große Inschriftplatten aufbewahrt werden. Für Holm aber wurde eine Nachbildung von gleicher Größe und sogar von gleichem Gewicht hergestellt, welche vier chinesische Steinmetzen binnen elf Tagen zu größter Zufriedenheit des Auftraggebers vollendeten. Diese Nachbildung wurde im Juni 1908 im städtischen Kunstmuseum von New-York aufgestellt. Die beschriebene Fläche des Steins ist, nach der Abbildung zu schließen, ungefähr 2 Meter hoch und 1 Meter breit; daran schließt sich eine Art Tympanum, worin zwei phantastische Tiergestalten noch eine

kleine Schrifttafel halten. Der chinesische Text umfaßt 29 Kolumnen; die unterhalb und an beiden Rändern verteilte Schrift zeigt die alte syrische Form des Estrangelo. Dies alles läßt sich sehr gut aus der oben erwähnten Abschrift erkennen, die am Kopfe in lateinischer Sprache die Erläuterung trägt: „Wahre und getreue Abbildung des berühmten chinesisch-syrischen Denkmals, das im chinesischen Reiche bei der Stadt Sianfu zu großer Förderung der christlichen Religion im Jahre 1625 aufgefunden wurde. — Diese Abschrift hat Matthäus Sina aus Sianfu (offenbar ein chinesischer Zögling der Propaganda) nach der Urschrift verfertigt zu Rom im Jahre 1664." Ueber diese Urschrift findet sich eine kurze Notiz im zweiten Bande der Bibliotheca orientalis des syrischen Maroniten Simon Assemani († 1768). Danach befindet sie sich in der vatikanischen Bibliothek, wohin sie mit den chinesischen Büchern kam, die der Jesuitenpater Couplet dem Papste Innovenz XI. übersandte. Der chinesische Teil der Inschrift enthält eine Art kurzen Glaubensbekenntisses und eine lange Lobrede auf die syrischen Sendboten (von denen am Rande der Tafel 70 mit Namen aufgeführt werden) und die chinesischen Anhänger und Freunde des Christentums, mit poetischem Abschluß. Die syrische Unterschrift lautet verdeutscht wie folgt:

In den Tagen des Vaters der Väter, Mar Chananjeschu, Katholikos und Patriarchen, und des Priesters Adam, des Landbischofs von China, im Jahre 1092 der griechischen Aera (d. i. 781 n. Chr.), hat Jazdbuzid, Landbischof der königlichen Stadt Chumdan, des seligen Milis Sohn aus der Stadt Balch in Turkestan, diese Steintafel errichtet und die Lehre unsres Heilands und die Predigt unsrer Väter beim Herrscher der Chinesen darauf schreiben lassen. — Adam, Diakonus, Sohn des Jazdbuzid; Sergius, Priester und Landbischof; Sabarjeschu, Priester; Gabriel, Archidiakon und Haupt der Gemeinde von Chumdan und Sarg.

Aus der Mission der Gegenwart.

Regierung und Mission.

Ueber das schwierige Verhältnis zwischen Mission und Politik, speziell Kolonialpolitik, von Mission und Nationalität, ist sehr viel geschrieben worden und über die Grenzen beider Gebiete und ihr freiwilliges Ineinanderarbeiten viele gute Ratschläge gegeben worden. Praktisch sieht es meistens immer ganz anders aus als es in der Theorie sich anläßt. So wird in der Praxis die Stellung von Regierung und Mission zu einander von Fall zu Fall wesentlich beeinflußt werden durch die Kritik, die eins am andern übt. Von der mehr nach christlich-moralischen Grundsätzen geleiteten Kritik, die die Mission an der Regierung ihres Heimatlandes oder ihres nichtchristlichen Arbeitsfeldes übt, von der mehr nach nationalen und materiellen Interessen bestimmten Kritik der Regierung wird ein Sich-in-die-Hände-Arbeiten beider abhängen.

1. Daß nun augenblicklich die Beziehungen zwischen Regie-

rung und Mission bei uns in Deutschland die denkbar besten sind, hat erst kürzlich, am Ende des alten Jahres, der Staatssekretär von Lindequist in seiner Programmrede im Reichstag vom 12. Dezember 1910 bezeugt. Er sagte u. a.: „Ich glaube mit dem Hohen Hause eins zu sein, wenn ich erkläre, daß ich tief davon durchdrungen bin, daß wir die Eingeborenen menschlich und gerecht behandeln müssen, nicht nur weil wir dieses unschätzbaren Menschenmaterials zur Nutzbarmachung unserer Kolonien für unsern Handel, unsere Industrie und unsere Landwirtschaft bedürfen, sondern auch von dem höheren, idealeren und ethischen Gesichtspunkte aus, daß dies die Würde einer kulturell so hochstehenden Nation wie der deutschen unbedingt verlangt. . . . . Ich bin mir der großen Bedeutung und des Segens der Mission für unsre Kolonieen voll bewußt und ich verkenne dabei nicht, daß dieselbe in manchen Gebieten einen sehr schweren Stand bei der Ausbreitung des Christentums hat, sei es gegenüber der Wildheit der eingeborenen Stämme, sei es gegenüber dem Vordringen anderer, nicht-christlicher Religionen. Erfreulicherweise ist das Verhältnis der Regierungen zu den Missionen zur Zeit ein sehr gutes; ich werde darauf halten, daß die Kolonialbeamten auch in Zukunft den Missionaren überall freundlich gegenübertreten und sie als Faktoren betrachten, die mit der Regierung auf dasselbe Ziel hinarbeiten, nämlich auf die kulturelle Hebung der fremden Rassen. Andererseits zweifle ich auch nicht, daß die Missionare gern den Anordnungen der Regierung folgen werden. Ein Hand-in-Handarbeiten zwischen Regierung und Mission wird für beide von großem Nutzen sein; es wird die Autorität beider bei den Eingeborenen wesentlich stärken. Ich bin selbst von Missionaren gerade auf dieses Zusammenarbeiten von Regierung und Missionaren noch bei meiner letzten Anwesenheit in Deutsch-Ost-Afrika hingewiesen worden." —

2. Wesentlich anders gestaltete sich das Verhältnis im Kongostaat. Als sich unter Leopolds Regime das unchristliche Ausbeutungs- und Erpressungssystem geltend machte, trat die Mission im Kongostaat gegen die belgische Regierung auf, dank einer gerechten Kritik, der sie die Maßnahmen der Regierung unterzog. Furchtlos machte sich die Mission zum Anwalt der Eingeborenen und zog die Greueltaten der Regierungsbeamten ans Tageslicht. Die Regierung rächte sich dafür dadurch, daß sie, entgegen den klaren Bestimmungen der Kongoakte, Jahre lang den evangelischen Missionen keine neuen Grundstücke zur Anlage neuer Missionsstationen überließ, und so absichtlich die Weiterentwicklung der Mission und die Ausbreitung des Christentums unterband. Es ist nun unter dem neuen belgischen König ein wenig anders geworden: die Regierung scheint ihre chikanöse Politik aufgeben zu wollen. Das Blatt der englisch-baptistischen Mission teilt mit, daß die Brüsseler Regierung ihr endgültige Vorschläge über die Anlage einer Reihe von neuen Missionsstationen tiefer im Innern hat zugehen lassen. Das mag als eine erste

Bürgschaft gelten dafür, daß die Eingeborenen-Politik in Zukunft nach gerechteren und humaneren Prinzipien erfolgen wird. —

3. Eine Mittelstellung zwischen freundlicher und offener feindlicher Haltung der Regierung zur Mission nimmt augenblicklich China ein. Freie Religionsübung und Toleranz ist allerdings durch Staatsgesetze gesichert, aber gerade bei dem Fremdenhaß, der noch oft genug in China herrscht, und der ja in allerhand Gerüchten über Entstehung der Pest seinen erneuten Ausdruck findet, kommt es daher zu einem halbamtlichen Widerstand gegen die Mission. Der „Ostasiatische Lloyd" schreibt darüber:

„Im Laufe der nächsten Wochen werden sich über hundert fremde Missionare, die in allen Teilen des Chinesischen Reiches ihrer Tätigkeit obliegen, zu einer Konferenz zusammenfinden, wie sie in ähnlicher Weise vor vier Jahren in Shanghai abgehalten worden ist. Aus jener Shanghaier Missionskonferenz war damals eine Vereinigung hervorgegangen, die den Namen Evangelistic Association of China führt und zur Hauptaufgabe hat, praktisch gangbare Wege vorzuzeichnen, wie der Missionsarbeit in China am besten voranzuhelfen sei. Der Sitz der Vereinigung ist eigentlich in Nanking; aber aus leicht erklärlichen Gründen hat man sich entschlossen, die diesjährige Tagung hier abzuhalten. Ein aus Missionsleuten gebildeter Ausschuß ist schon seit geraumer Zeit mit den nötigen Vorbereitungen beschäftigt, wozu unter Anderem die Schaffung einer geeigneten Räumlichkeit gehört, in der die Scharen fremder Missionare und eingeborener Prediger beraten sollen. Da es in Hankou an einem passenden Gebäude mangelt, wurde beschlossen, in Wuchang und in Hankou je ein großes Mattenzelt zu errichten. Niemand dachte, daß irgend jemand daran Anstoß nehmen würde, am wenigsten die chinesische Behörde, die sich gelegentlich einer Tagung in Nanking sogar so entgegenkommend zeigte, der Young Men's Association in Shangai tausend Dollar zu stiften. Eine pekuniäre Unterstützung wurde übrigens vom Wuchanger Generalgouvernement gar nicht erwartet, wohl aber die Erlaubnis zur Errichtung der Mattenzelte; unerwartet kam aber ein abschlägiger Bescheid mit der Begründung, daß der Provinziallandtag, in dessen Nähe das eine Zelt aufgeschlagen werden sollte, bei seinen Beratungen gestört würde. Ebenso wurde die Benutzung eines seit Jahren leer stehenden Tempels versagt. Unterdessen gingen (trotz der Nichterteilung der Erlaubnis) die Arbeiten am Bau des Wuchanger Mattenzeltes voran. Generalgouverneur Jui-Cheng hatte inzwischen genau die Verträge mit den fremden Mächten durchgesehen und darin nichts gefunden, was der Errichtung von Mattenzelten durch Ausländer außerhalb der Vertragsgrenzen Schutz zusagt. Deshalb ließ er mit Polizeigewalt die Arbeiten einstellen. Aehnlich ging es auch mit der Errichtung des für Hankou vorgesehenen Zeltes. Wie sich die Angelegenheit weiter entwickeln wird, ist nicht abzusehen. Der hiesige britische Generalkonsul hat bisher fruchtlos Verwahrung eingelegt. Ein dem Konsulat nahestehendes Blatt, das sich kürz-

lich eingehend mit der Frage befaßte, wies zum Schluß darauf hin, daß Generalgouverneur Jui-Cheng eine Verordnung für seinen Amtsbezirk plane, wonach die christliche Propaganda nur in bereits vorhandenen Gotteshäusern und in Gebieten, die den Fremden vertraglich zustehen, ausgeübt werden darf. Mit einer derartigen Verordnung würde zweifellos ein Präzedenzfall geschaffen werden, der in anderen Teilen des Reiches bald Nachahmung finden würde. Daß er eine sehr erhebliche Beschränkung der Missionsarbeit bedeuten würde, liegt auf der Hand. Uns will es scheinen, als ob er mit den Verträgen in direktem Widerspruch stände, und daß sich ein Beamter, der so peinlich genau auf die Beobachtung der Verträge sieht, wie Generalgouverneur Jui-Cheng, einen solchen Verstoß gegen bestehende Verträge zu Schulden kommen lassen sollte, scheint uns recht unwahrscheinlich zu sein."

Devaranne.

Religionsmengerei in Japan.

In Ostasien ringen jetzt die großen Weltreligionen: Buddhismus, Konfuzianismus, Christentum und Islam um die Vorherrschaft; sie alle haben dort ihre Werber und Missionare, und es ist kein Wunder, wenn dann dort so manch einer, der religiöse Wärme und religiöse Interessen in einem religiösen Suchen zum Ausdruck bringt, in Verwirrung gerät bei der Fülle der Religionen und Sekten, die mit ihrer Predigt und ihrem Anspruch auf Wahrheit auf ihn eindringen. Besonders in Japan wäre solche Verwirrung möglich und eine Religionsmischerei denkbar, denn dieses Volk hat tiefe religiöse Neigungen. Auch hat die Religionsgeschichte Japans älterer und neuerer Zeit für solche Religionsmischung genügend Belege gegeben. Jetzt wird wieder von einem eigenartigen Fall berichtet aus Hakodate in Japan. Dort ist kürzlich ein Buch erschienen unter dem Titel „Mein neues Evangelium" von Torunasuke Miyanazaki, dem Propheten. Dort heißt es im 1. Kapitel: „Ich, Miyanazaki, bin auf dem Schauplatz erschienen, um in unserm erleucheteten 20. Jahrhundert auf dem geistigen Gebiet eine wichtige Revolution herbeizuführen. Diese hohe Mission ist mir durch das Bewußtsein meiner eigenen, inspirierten Persönlichkeit zuteil geworden. Danach bin ich vom christlichen Standpunkt aus der Messias, und Buddha vom Standpunkt der Buddhisten aus. Somit erkläre ich hier öffentlich, daß ich niemand anders bin als der Messias Buddha, insofern diese beiden in meiner Person sich vereinigt haben und in eins verschmolzen sind zu einem neuen Typus von Propheten. Ich bin daher die Vollendung aller Weissagungen seit dem Beginn der Welt. Bis jetzt sind drei große Propheten in der Welt erschienen: der erste Prophet war Sakyamuni (Buddha), der in Indien geboren wurde; der zweite Prophet war der in Judäa geborene Jesus Christus; und der dritte, der in Japan geboren ward und jetzt in diesem 20. Jahrhundert sich aller Welt als Prophet kundgibt, das bin ich selbst —."

Zeiten, wo solche „Propheten“ auftreten, sind meistens Zeiten, wo religiöse Uebergänge und Neubildungen stattfinden. Hoffen wir, daß auch Japan aus solchen Zeiten der Gärung so geläutert herausgeht, daß es sich nicht mit einem christlichen Buddhismus oder buddhistischen Christentum begnügt. Daß aber auch das reine Christentum dort in Japan geachtet wird, lehrt folgender Zeitungsartikel. Die japanische Zeitung „Kokumin“, ein offizielles Regierungsorgan, also ein unparteiischer Zeuge in Sachen der Mission, schreibt: „Die Entwicklung Japans zu einer Großmacht in den letzten 50 Jahren ist zu einem großen Teile den Missionaren aufs Konto zu schreiben, welche sowohl durch Eröffnung von Schulen wie durch Predigt von Christo in den Kirchen den Geist der Japaner kultiviert und ihre ethischen Ziele höher gesteckt haben. In Japan gibt es glücklicherweise viele hervorragende Missionare, und es erfüllt mit besonderer Genugtuung, daß einige von ihnen voll Eifer an 40 Jahre in diesem Lande tätig gewesen sind. Es ist zu hoffen, daß die Missionare ihre Wirksamkeit und ihren Eifer in der Hebung der Wohlfahrt und des Glückes der Japaner verdoppeln werden.“

Diese Anerkennung gilt auch uns, die wir als einziger deutscher Missionsverein in Japan seit 25 Jahren arbeiten. Der Ostasiatische Lloyd sagt:

„Die wichtigste Veränderung, die das japanische religiöse Leben in den letzten fünfzig Jahren erfahren hat, ist sicherlich das Hinzutreten der christlichen Gedanken. Diese haben mehr als die unmittelbare Lehre der christlichen Dogmen durch die Missionare auf das japanische Geistesleben eingewirkt, und ihr Einfluß kann gar nicht überschätzt werden. Zwar ist es richtig, daß die alten, vor dem Eintritt des Christentums in das japanische Geistesleben im Lande herrschenden, religiösen Formen dem Volkscharakter mit seiner ganz auf das Diesseitige gerichteten und mehr für den unmittelbaren Nutzen und das mit Händen greifbare gewandten Anlage besser entsprechen, als das mehr ideale, künstlerische und weltabgewandte Christentum. Selbstverständlich ist der echte Buddhismus weit weltabgewandter als das Christentum, aber die Form, in der er auf das japanische Volksleben wirkt, ist es nicht. Die christlichen Missionen selbst haben im Verhältnis zu dieser Wirksamkeit des christlichen Gedankens nur kleinere Erfolge erzielt, wenn auch wohl jede Sekte und Konfession auf ein recht zahlreiches Heer von Bekennern sehen kann, die aber zum großen Teil den unteren Volksklassen angehören. Die japanischen christlichen Sekten wandeln sich langsam aus von Ausländern geleiteten und vom Auslande finanzierten Gesellschaften in japanische Gemeinden, die sich selbst unterhalten, um, und manche von diesen sind außerordentlich zahlreich und wirtschaftlich kräftig. Unter diesen Sekten oder Gemeinden stehen die von deutschen Missionaren gegründeten wohl an letzter Stelle, wenigstens der Zahl der Gemeindeglieder nach, doch haben sie durch Uebersetzungen wissenschaftlich theologischer Werke und

durch die Vermittlung moderner theologischer Forschung wieder größere Erfolge gehabt." Devaranne.

China und das Christentum.

Daß die evang. Mission auch in China erfreuliche Fortschritte macht, dafür sind die im folgenden wiedergegebenen Statistiken ein deutlicher Beweis. Nach Professor Harlan Beach's The Hills of Tang gab es vor 10 Jahren in China 80 000 Kommunikanten, 1766 Volksschulen mit 30 046 Schülern, 105 höhere Schulen mit 4285 Zöglingen, 2461 ausländische Missionsarbeiter und 5071 eingeborene Gehilfen. Nach dem im vorigen Jahre in Shanghai erschienen Jahrbuche der chinesischen Mission, das den Stand der Arbeit von 1908/09 angibt, haben die sämtlichen Zahlen eine beträchtliche Steigerung erfahren. Da zählte man 195 905 Getaufte, 49 172 Taufbewerber, 2027 Volksschulen mit 45 730 Schülern, 1116 höhere Schulen mit 34 064 Zöglingen, 3299 ausländische Missionsarbeiter (1402 Männern, 957 Missionsfrauen, 829 Missionsschwestern); davon 283 Missionsärzte und Aerzte; 11 661 eingeborene Gehilfen. Die Beiträge der chinesischen Christen erreichten fast 600 000 Mk. In 170 Missionshospitälern wurden 45 188 Kranke verpflegt, dazu 897 011 Patienten poliklinisch behandelt.

Aus den Kreisen dieser chinesischen Christen ist nun der Gedanke hervorgegangen, auch dem jetzigen jungen Kaiser von China eine chinesische Bibel zu schenken. Nach einem Bericht aus Nr. 2 der deutschen Japan-Post ist dieser Gedanke ausgeführt worden.

Vor drei Jahren wurde unter den evangelischen Christen Südchinas der Wunsch rege, dem jungen Kaiser eine chinesische Bibel zu überreichen, wie sie vor mehr als zehn Jahren der Kaiserin-Regentin bei Gelegenheit ihres 60. Geburtstages gewidmet worden war. Das Exemplar ist von einem berühmten Schönschreiber geschrieben worden. Die Blätter waren aus weißer Seide. Mit einem prachtvollen Einbande versehen, in einem Kasten aus Silber mit getriebener Sutschouer Arbeit, war die Heilige Schrift der Fürstin überreicht und von ihr gnädig aufgenommen worden. In einem liebenswürdigen Schreiben, dem die hohe Dame Geschenke aus Seide für die Veranstalter des Werkes beigefügt hatte, hatte die Kaiserin ihre Freude über die kostbare Gabe ausgesprochen. Man erzählte sich, daß das Buch in der verbotenen Stadt großes Interesse erregt habe und gelesen worden sei.

Der Kaiser Kwang Hsü hatte dann, wie der Bericht der Bibelgesellschaft in Peking erzählte, durch einen Eunuchen Exemplare des Neuen Testaments kaufen lassen und sie seiner Bibliothek einverleibt. Exemplare der Ausgabe in dem bekannten Einbande, womit die Bücher der Kaiserlichen Bücherei versehen werden, kamen bei der Eroberung der Stadt 1900 in den Besitz von

Europäern. Ein neues Testament, das der Kaiser augenscheinlich eifrig studiert und reichlich mit Notizen und Anmerkungen versehen hatte, wurde von einem jungen, deutschen Kaufmann, einem Besucher des kaiserlichen Studierzimmers, auf dem Boden liegend gefunden. Auch das kostbare Geburtstagsgeschenk fand man nach der jähen Flucht des Hofes im Zimmer der Kaiserin und es gelangte in Privatbesitz.

Der Gedanke, dem jungen Kaiser Hsüan Tung ein ähnliches Geschenk zu überreichen, fand lebhaften Anklang. Die Gabenverzeichnisse notierten bald nach dem Aufruf um Beiträge zu diesem Zweck gegen 4000 Dollar. Vor einiger Zeit ist das Exemplar der Bibel durch den amerikanischen Gesandten dem Hofe überreicht worden. In seiner Antwort spricht der Vater des Kaisers, der Nya Tsching Wang d. h. der Prinzregent, wie er im Volke heißt, seinen herzlichen Dank aus an das Komitee und fügt hinzu, daß sein Sohn, der Kaiser, jetzt noch zu klein sei, daß er aber nach 3 Jahren, wenn er „li liau möng hsüo yia", d. h. wenn er aus der „Klasse der Träumenden" (der ABC-Schützen) käme, das Buch lesen und studieren werde. Devaranne.

Vorlesungen über Religionswissenschaft und Mission.

1. Vorlesungen des Muhammedanischen Seminars der Deutschen Orient-Mission (Potsdam, Wilhelmsplatz 16/17). Sommersemester 1911. Koran-Erklärung, 8stündig (Müderis Nessimi Efendi). Sufitische Philosophie 4stündig (Scheich Achmed Keschaf und Müderis Nessimi Efendi). Organisation und Praxis der Derwischorden 2stündig (Scheich Achmed Keschaf). Muhammedanischer Gottesdienst 2stündig (Pastor Awetaranian, Muhammed Schükri Emirzade). Leben Muhammeds 1stündig (Pastor Fleischmann). Geschichte der arabischen Poesie 1stündig (Pastor Fleischmann). Praxis der Muhammedanermission 2stündig (Pastor Awetaranian, Muhammed Schükri Emirzade). Gotteslehre und Christologie des Neuen Testaments und des Korans 4stündig (Dr. Joh. Lepsius). Die Missionspredigt des Paulus und ihre Anwendung auf den Islam 2stündig (Dr. Joh. Lepsius). Ethnographie und Politik der islamischen Völker 2stündig (Dr. Paul Rohrbach).

Außerdem wird Sprachunterricht im Arabischen, Persischen, Türkischen und Armenischen erteilt durch Pastor Awetaranian, Scheich Achmed Keschaf und Müderis Nessimi Efendi.

Der Zweck des „Muhammedanischen Seminars" ist, den Islam in seiner gegenwärtigen Gestalt zu erforschen und Theologen und Missionare für das Werk der Muhammedaner-Mission auszubilden.

Das Seminar steht auch den Zöglingen anderer Missionsgesellschaften, welche ihre Ausbildung in der Richtung einer eingehenden Kenntnis des Islam zu erweitern wünschen, offen.

Die Vorlesungen begannen am 24. April. Anmeldungen zur Teilnahme sind zu richten an den Vorsitzenden der Deutschen Orient-Mission, Dr. Johannes Lepsius, Potsdam, Gr. Weinmeisterstraße 45.

2. Auch in dem jetzt beginnenden Semester werden an dem Hamburgischen Kolonialinstitut wieder Missionsvorlesungen gehalten. Am 8., 10. und 12. Mai liest D. Julius Richter über „Die Geschichte der protestantischen Missionen in den deutschen Kolonien im Rahmen der allgemeinen Kultur- und Kolonialbewegung." Am 3., 4. und 6. Juli behandelt Professor D. Dr. Schmidlin aus Münster die katholischen Missionen in den deutschen Kolonien. Es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß die Leitung des Kolonialinstituts ein gewisses Vertrautsein mit der Arbeit der Mission für ein wesentliches Stück der kolonialen Ausbildung ansieht und deshalb das Abhalten von Missionsvorlesungen offenbar als eine ständige Einrichtung vorgesehen hat.

Literatur.

Dr. **Paul Rohrbach:** Deutsche Kolonialwirtschaft. Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen.

Die Geschichte der Missionstätigkeit in China schreiben heißt die Geschichte europäischen Verständnisses für chinesische Kultur und Ethik schreiben. Christengemeinden finden wir in China bereits in sehr alten Zeiten; vom Roten Meere entlang bis zur Ostküste Chinas blühten diese zugleich mit einem regen Handel auf. Infolge von Verfolgungen gingen diese im Anfange des achten Jahrhunderts unter und mit ihnen fand auch der Verkehr zwischen China, Indien und den Häfen des Persischen Golfs einen Abschluß.

Im Jahre 1246 schickte Innocenz IV. Franziskaner, die auf dem Landwege das gelbe Zelt der Mongolen erreichten; sie brachten die ersten Nachrichten über chinesische Einrichtungen nach Europa. Die Blütezeit der Missionare in China begann, als der Jesuit Ricci mit seinem Takt und überlegenem Wissen die Bekehrung Chinas zum Christentume sich zur Lebensaufgabe setzte. Bei seinem Tode im Jahre 1610 bestand eine christliche Kirche in Peking, in ganz China fanden sich zerstreut einzelne Gemeinden. Er gründete das Christentum auf das alte Gebäude philosophischer und religiöser Anschauungen, die er in China vorfand; indem er den Ahnenkult übernahm und Konfuzius als einen der edelsten Lehrer der Menschheit ehrte, selbst die chinesischen Bezeichnungen für Gott und Himmel bewußt der christlichen Lehre zugrunde legte, gewann er die Herzen des Volkes, die Achtung der Beamten und das Vertrauen des Kaisers. Nicht die chinesische Kultur zu zerstören war sein Ziel, sondern sie zu vertiefen und mit christlichem Geiste zu durchsetzen, durch Eindringen in das Wesen dieser Kultur ein Verständnis für ihre einfache Größe im Abendlande anzubahnen. Seine Grundsätze wurden für seine Nachfolger maßgebend. Unter ihnen ragten drei Deutsche hervor: Faber, Martin Martini aus Tirol, Adam Schall aus Köln und der Belgier Verbiest. Martini hat sich durch Herausgabe seines großen Kartenwerks über China und seine geographischen und historischen Beobachtungen für alle Zeiten einen hohen Namen gemacht; nicht geringeres Ansehen genießt Adam Schall, der die ersten Kanonen in China goß und Präsident des astronomischen Kol-

legiums war. Ein unvergängliches Denkmal der gemeinsamen Tätigkeit der Jesuiten in China bleibt der Atlas, der zum ersten Mal Europa eine genaue Kenntnis des Riesenreiches vermittelte. Zahllos sind die Werke geschichtlichen und literarischen Inhalts aus der Zeit, wo schon die Intoleranz und der Neid der engherzigeren Dominikaner gegen die ihnen geistig überlegenen und weltmännisch gebildeten Jesuiten der Ausbreitung christlicher Ideen in China ein Ende machte. Eine Lehre, deren Vertreter Haß und Verfolgung predigten, konnte sich in China nicht halten — an Zerfleischung im eigenen Lager gingen die ersten schönen Ansätze des Christentums in China zugrunde.

Für die Verbreitung der Kenntnis chinesischen Wesens und chinesischer Eigenart ist die Arbeit der ersten katholischen Missionare auch heute nicht übertroffen. Das Urteil über das chinesische Volk war in Europa bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts richtiger und gerechter als heute; man würdigte unbefangener und freier von Selbstüberhebung eine Kultur, die dem Alter nach die älteste von allen uns bekannten Völkerleben darstellt, an Bedeutung und praktischer Wirkung wohl keinem nachsteht. Darf man aus der Anmaßung und Oberflächlichkeit, die nach dieser Periode bis in die allerjüngste Zeit allen chinesischen Dingen gegenüber geherrscht hat, einen Schluß auf die Tätigkeit der Männer ziehen, die seit der zweiten Berührung Europas mit China, insbesondere den Kriegen im Jahre 1842 und 1858, in ihrem Missionsberufe als die natürlichen Vermittler chinesischer und westlicher Ideen in China gewirkt haben, so kann man nicht anders als von einem Tiefstande dieser Vertretung sprechen. Nur wenige dieser Männer sind in chinesische Denkweise eingedrungen, kaum einer hat es zu Ansehen unter den Chinesen und zu einem gewissen Einfluß gebracht.

Die traurigen politischen Zustände Chinas trugen allerdings dazu bei, die Kluft zu erweitern. Durch die Macht des Schwertes wurden die Missionare China aufgezwungen; in Massen überfluteten sie das Land, auf ihre Vorrechte pochend; durch ihr scharenweises Auftreten boten sie keinen Ersatz für die Gediegenheit und Tüchtigkeit der ausgesuchten Wenigen früherer Zeiten. Dazu kam das ungleichmäßige Verhalten der Regierungen: jede Schädigung eines Missionars an Habe und Leib wurde mit Begier als Vorwand zu neuen politischen oder wirtschaftlichen Forderungen ergriffen, dagegen wurde dem Wunsche der Chinesen, die Missionare ihren Schulen fernzuhalten, also gerade der Stelle, wo ihre Tätigkeit dem Geiste der mit China abgeschlossenen Verträge entsprechen würde, mit gesuchtem Eifer nachgekommen; in den Augen mancher Regierungen schienen die Missionare lediglich bequeme Mittel zur Machterweiterung zu sein, sonst wurden sie mit Gleichgültigkeit, vielfach sogar Geringschätzung behandelt. Der gedeihlichen Arbeit der Missionare in China war ein solches Verhalten nicht förderlich.

Worin besteht denn nun die Aufgabe der Mission in China? Lassen wir uns durch die Geschichte belehren, so sehen wir, daß wirkliche Erfolge die Mission nur da gezeitigt hat, wo sie fußend auf einer gründlichen Kenntnis chinesischen Wesens und unter Wahrung der Achtung, die der Ausländer einer hochstehenden, wenn auch anders gearteten Kultur entgegenzubringen hat, eine Beeinflussung des Chinesentums durch praktische christliche Kulturarbeit versucht hat. Darin besteht das Hauptverdienst des Rohrbach'schen Buches, daß es diesen Gedanken einmal wieder aus dem Wust der mannigfachen Missionstheorien herausschält. Wie immer in anderen Ländern die Missionsaufgaben aufgefaßt werden mögen, für China kann es sich nur darum

handeln, dem Chinesen Achtung für die christlichen Elemente der europäischen Kultur zu vermitteln, das Christentum zu einem sein eigenes Innere tief bewegenden Problem zu machen. Niemals wird die Masse der Chinesen einer der vielen christlichen Sekten oder Kirchen zufallen; niemals wird der Chinese für diese Belastung des Christentums mit den Formen unserer Vergangenheit Verständnis zeigen — und bei ihm ein solches Verständnis wecken zu wollen, hieße den Geist der Zeiten verkennen und die Lehren der Geschichte verleugnen.

Hierzu ist es nötig, daß es Männer gibt, die sich eine Kenntnis chinesischen Wesens zu verschaffen bereit und dazu vermöge einer umfassenden Bildung reif sind, ferner solche, die den Weitblick haben, diese von modernem Geiste getragene Mission als Mittel für die Durchsetzung Chinas mit abendländischen Kultureinflüssen zu werten und zu benutzen.

So lange die Mission in der Luft schwebt, nur auf sich selbst angewiesen und künstlich zurückgestoßen von den anderen Faktoren, die an der Entwicklung Chinas zu einem modernen Staats- und Völkerwesen beteiligt sind, wird sie sich in sich selbst verzehren. Rohrbach zeigt, wie sehr die Mission in nationalem Sinne von Engländern und Amerikanern herangezogen und gefördert wird und welche gewaltigen Vorteile auch auf wirtschaftlichem Gebiete sich daraus für diese Länder ergeben. In einem Vortrage*), den ich 1903 auf Anregung des Allgemeinen Evang. Protestantischen Missionsvereins hielt, habe ich darauf hingewiesen, daß die Verwaltung des Kiautschougebietes von Anfang an direkt die Dienste der Mission für die Kulturarbeit unter der chinesischen Bevölkerung des Schutzgebietes in Anspruch nahm, ihr einen bestimmten Wirkungskreis, eine feste Grundlage praktischer Arbeit — Schule und Krankenhaus — zuwies und sie somit befähigte, erfolgreich sich an den Aufgaben der Gegenwart weit über das deutsche Gebiet hinaus in China zu betätigen. Der Versuch eines solchen Zusammengehens ist also gemacht und hat sich reich gelohnt. Keiner wird jetzt leugnen, daß die damals noch etwas Neues bedeutende direkte Verbindung der praktischen Missionsarbeit mit dem Gouvernement zum Segen für beide Teile ausgeschlagen ist.

Der Umwandlungsprozeß, der sich augenblicklich in China vollzieht, hat unser Volk vor Aufgaben gestellt, die ohne Heranziehung aller vorhandenen Faktoren gar nicht zu lösen sind. Das Vorbild, das das Marineamt im Kiautschougebiete gesetzt hat, muß mit Notwendigkeit Nachfolge finden. Soll unser Volk in China seine Stellung behaupten, so sind wir gezwungen, mit allen Kräften für unsere Kulturideale einzutreten. Und bei diesem Streben, die Entwicklung Chinas in deutschnationalem Sinn zu beeinflussen, können wir die Mission nicht entbehren.

Darauf läuft die Mahnung Rohrbachs hinaus. Manches ist ja besser geworden, seit er sie ausgesprochen — ich erinnere an die Bemühungen, die man sich in Hamburg augenblicklich um das Zustandekommen der Mädchenschule des evangelisch-protestantischen Missionsvereins für Tsingtau gibt — aber das Verständnis für diese nationale Pflicht bricht sich nur sehr langsam Bahn. In direkter Uebereinstimmung mit Rohrbachs Forderungen schrieb vor kurzem der „Ostasiatische Lloyd" in Schanghai (11. Februar 1911), der seit Jahren mannhaft die Sache der Missionare als Kulturpioniere in China verfochten hat: „Will man

*) „Die deutsche Mission in Kiautschau". Vortrag gehalten am 23. März 1903 in der Neuen Kirche zu Berlin. Zu beziehen durchs Missionsbüro für 15 Pfg.

wirklich Nennenswertes erreichen, so wird dafür Sorge getragen werden müssen, daß überall im Lande deutscher Unterricht erteilt wird, damit Zöglinge für die deutschen technischen und wissenschaftlichen Schulen und Hochschulen aus allen Teilen des chinesischen Reiches gewonnen werden können, die nach Vollendung ihrer Studien aber wieder in ihre Heimat zurückströmen, um dort durch ihr Beispiel Nachwuchs zu gewinnen. Von heute auf morgen läßt sich der Stamm von Schülern, den deutsche technische Schulen und deutsche wissenschaftliche Hochschulen brauchen, nicht heranziehen; es muß von langer Hand, zeitlich wie räumlich, vorgearbeitet werden. Dazu sind viele, sehr viele deutsche Lehrer nötig, und zwar nicht nur im Banne einiger Vertragshäfen, wie es vorwiegend heute der Fall ist, sondern auch weit vorgeschoben ins Innere des Landes, wo eben heute nur der Missionar wirken kann. Die Aufforderung an unsere deutschen Landsleute ist berechtigt, endlich unbegründete Vorurteile fallen zu lassen und mit den Missionarpionieren im Innern des Landes Hand in Hand zu arbeiten.

Das hätte schon seit vielen Jahren geschehen sollen. Kostbare, unwiederbringliche Zeit ist verloren gegangen. Heute haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß eine Entscheidung nach der einen oder andern Seite fallen muß. Will Deutschland an der Wiedergeburt Chinas und den daraus reifenden Früchten Anteil haben, so muß es sich über die Wege klar zu werden, die es zu beschreiten hat, unbekümmert um das Geschrei, das von dieser oder jener Seite dagegen erhoben werden mag, unbekümmert aber auch ob der Hindernisse, die ihr dabei in den Weg geschoben werden mögen."

Dr. Schrameier, Geheimer Admiralitätsrat.

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910. Mit 8 Karten und 4 Tafeln als Beilagen und 5 Abbildungen, herausgegeben vom Redaktionsausschuß. XCV. 1195 S. Berlin, Reimer 1910.

Der dritte deutsche Kolonialkongreß fand am 6., 7. und 8. Oktober in Berlin statt. Es bedeutet eine Leistung, daß noch Ende des Jahres die Verhandlungen mit etwa 70 Vorträgen in einem stattlichen Bande erschienen.

Ein Vorwort teilt die Organisation des Kongresses und den Gang der Verhandlungen mit. Auf die treffliche Eröffnungsrede des Präsidenten, des Prinzregenten Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, darf besonders hingewiesen werden. Der Abgesandte der Kaiserin hob hervor, daß diese alle Bestrebungen, deutsche Missionsärzte ins Ausland zu senden, mit besonderem Interesse verfolge.

Für den Kolonialkongreß bestanden 7 Sektionen. Die Vorträge mit Diskussion wurden teils in den besonderen Sitzungen, teils in den Plenarversammlungen gehalten.

Die 1. Sektion beschäftigte sich mit Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete. (S. 3—160). Von allgemeinerem Interesse waren der ausgezeichnete Vortrag von Professor Meinhof über den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung, — in der Diskussion wurde die neue „Zeitschrift für Kolonialsprachen" mit großer Freude begrüßt — und den bedeutsamen Ausführungen von Professor von Luschan über „Fremde Kultureinflüsse auf Afrika." In dem letzteren Vortrag fand der Referent auch warme Worte der Anerkennung für die wissenschaftliche Arbeit der Missionare und trat für ein Zusammengehen von Ethnographen und Missionaren ein.

Die 2. Sektion befaßte sich mit Tropenmedizin und Tropenhygiene.

(S. 161—385.) Weitere Kreise dürfen aufmerksam gemacht werden auf den hier gehaltenen Vortrag von Professor Schilling: „Welche Bedeutung haben die neuen Fortschritte der Tropenhygiene für unsere Kolonieen?" In der Diskussion, in der auch die Alkoholfrage gestreift wurde, begründete Missionsdirektor Schreiber den Wunsch: Mehr Aerzte für die Kolonieen.

Die 3. Sektion behandelte „Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonieen und überseeischen Interessengebieten.". (S. 386—608.) Fast alle hier erörterten Probleme waren von Bedeutung für die Allgemeinheit. Professor Dr. Köbner sprach in einem Vortrag, der lebhafte Zustimmung fand, über die Reform des Kolonialrechts, Geh. Legationsrat von König über die Eingeborenenbesteuerung in den Kolonieen, Regierungsrat von Weickmann über die Frage der Schaffung eines selbständigen kolonialen Strafrechts, Kammergerichtsrat Meyer über die Reform des Eingeborenenrechts, Rechtsanwalt Rhode über die Errichtung eines Reichs-Kolonialgerichts mit dem Sitz in Berlin. Unhaltbare Zustände wurden hier beleuchtet, beachtenswerte Gesichtspunkte geltend gemacht, wertvolle Vorschläge geboten. Bei der Frage der Reform des Eingeborenenrechts wurde auch der Mission Lob gespendet, die Gefahr der Islamisierung betont und zur Vorsicht bei der Stellung zur Polygamie geraten. Ueber „die Mischehen in den deutschen Schutzgebieten vom Rechtsstandpunkt" verbreitete sich Professor Fleischmann. Dabei kamen nicht nur die eigentlichen Mischehen, gegen die starke Bedenken vorliegen, sondern auch die Fürsorge für die Mischlinge aus außerehelichem Verkehr zur Sprache. Von Seiten des Professor Haußleiter wurde hervorgehoben, daß auch die Mission die Mischehen für etwas Unerwünschtes ansieht und zu verhindern sucht, wenn sie auch für ein unbedingtes Verbot nicht eintreten kann. Die „Reformen im belgischen Kongo" wurden von Christian von Bornhaupt und verschiedenen Diskussionsrednern beleuchtet. In sachlichen Ausführungen wurde das Ungenügende des Reformwerkes, besonders weil im Widerspruch mit den Kongoakten, hervorgehoben, bei aller Verehrung für den jetzigen König von Belgien bezweifelt, ob eine wirkliche Besserung eintreten werde, und das Interesse Deutschlands an dieser Frage festgestellt.

Die 4. Sektion, die am stärksten besucht war, widmete sich den „religiösen und kulturellen Verhältnissen der Kolonieen und überseeischen Interessengebieten." (S. 609—759.) D. Richter-Schwanebeck entwickelte in einer Plenarversammlung seine Gedanken über das Problem der Negerseele und die sich daraus für die Emporentwicklung des Negers ergebenden Folgerungen. Er tat dies voll Liebe für die Neger, allerdings hatte man gelegentlich den Eindruck, daß Theorien für sein Urteil bestimmend waren. Immerhin erklärte auch er: „Es ist denkbar, daß die Afrikaner zwar die Höhe deutscher Kultur nie ganz erreichen, aber in anderer Weise und Richtung sich doch eine respektable Kultur aneignen." „Das Hauptproblem ist, das Gleichmaß zwischen den intellektuellen Fähigkeiten und den Defekten der ethischen Veranlagung herzustellen." Von verschiedenen Seiten wurde die sittliche Minderwertigkeit der schwarzen Rasse hervorgehoben und vor allem Erziehung zur Arbeit gefordert, weil diese sittlichend wirke. Lic. Axenfeld wünschte, daß auch das Bildungsstreben begünstigt werde. Professor Meinhof bezeichnete es als nicht angängig, immer nur vom „Neger" zu sprechen, da in Afrika außerordentlich verschiedene Rassen mit sehr verschiedenen Eigenschaften sind, wies auf die unter dem Ein-

flusse der Erziehung bereits erzielten Kulturfortschritte in den afrikanischen Kolonieen hin, sprach aber auch aus, daß der Neger der Aufsicht bedürftig ist.

Mit dem Islam beschäftigten sich drei Vorträge, die hintereinander gehalten wurden und über die gemeinsam debattiert wurde, von Lic. Axenfeld: „Die Ausbreitung des Islam in Afrika und ihre Bedeutung für die deutschen Kolonieen", von Professor Becker: „Staat und Mission in der Islampolitik" und von Pater Rektor Hansen-Mödling: „Welche Aufgaben stellt die Ausbreitung des Islam den Missionen und Ansiedlern in den deutschen Kolonieen." Alle drei Redner waren darin einig, daß von der Ausbreitung des Islam der Entwicklung unserer Kolonieen ernste Gefahren drohen, wie das auch in einer gemeinsam vorgeschlagenen und von der Versammlung angenommenen Resolution zum Ausdruck kam. Professor Becker nahm aber doch einen besonderen Standpunkt ein, hielt den Islam nicht für so schlimm, wie er in der Missionsliteratur erschiene, und betonte, daß das religiöse Interesse der Mission mit dem staatlich kolonialen nicht absolut identisch sein könne. Die Debatte war sehr lebhaft und brachte allerlei Gesichtspunkte, eine Anzahl von Rednern verfiel aber dabei in eine Art Predigtton, so daß Professor Becker in seinem Schlußwort mit Recht bemerkte, daß auf dem Kolonialkongreß, der kein Missionskongreß sei, der Missionsstandpunkt nicht ausschließlich zu Worte kommen dürfe.

Die drei Vorträge über Eingeborenenerziehung folgten ebenfalls unmittelbar aufeinander und wurden in gemeinsamer Debatte besprochen, von Generalsuperior Weber „Ziele und Pflege der Eingeborenenerziehung", von Professor Mirbt „Die Bedeutung der Mission für die kulturelle Erschließung unserer Kolonieen", und von Missionar Schachschneider „wirtschaftliche Erziehung der Eingeborenen durch die Missionen." Weber machte praktische Vorschläge mit starker Betonung des religiösen Elements, Mirbt behandelte vor allem das Schulwesen in den Kolonieen, erachtete eine anderweite Regelung der Unterstützung der Missionsschulen durch staatliche Mittel für angezeigt, ohne daß aber die Selbständigkeit der Mission dadurch Schaden leiden dürfe, wünschte ein bestimmtes Schulprogramm der Regierung und regte die Begründung eines Decernats für Kultur- und Unterrichtswesen in den deutschen Schutzgebieten beim Kolonialamt an. Schachschneider erkannte die katholischen Leistungen auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Erziehung der Eingeborenen an, wies aber den Vorwurf zurück, daß die evangelische Mission über dem ora das labora vernachlässige. In der angeregten Debatte bemerkte Missionsdirektor Hennig, daß die kolonialwirtschaftlichen Kreise und die Missionskreise angefangen hätten, sich in ihren beiderseitig berechtigten Wünschen besser zu verstehen.

Ueber „die Polygamie und deren kulturelle Schäden" verbreitete sich Provinzialoberer Froberger und hob als Schäden hervor Zerrüttung des Familienlebens, Unmöglichkeit der Kindererziehung, Herabwürdigung des Weibes und Bevölkerungsrückgang. Der letzte Punkt, der den landläufigen Vorstellungen widerspricht, wurde in der Debatte besonders aufgegriffen als wirksam, ein häufiges Argument für die Polygamie zu entkräften, und es wurde beschlossen, Sammlung von weiterem statistischem Material darüber anzuregen.

In dem Vortrage „Die praktische Bedeutung der Einheitssprachen für die Kolonien" trat Professor Meinhof dafür ein, daß, wo die europäische Bevölkerung in der Mehrzahl ist oder doch einen sehr wesentlichen Prozentsatz unter den Bewohnern der Kolonie ausmacht,

die Sprache des Mutterlandes den Kolonisten erhalten bleiben und im ganzen Lande verstanden werden muß, so in Südwestafrika, daß aber in Kolonien, wo die deutsche Bevölkerung in erheblicher Minderzahl ist, es sich empfiehlt, eine der Eingeborenensprache zur Einheitssprache zu erheben, wie es in Ostafrika mit den Suaheli geschehen ist und vielleicht in Togo mit der Ewe- und in Kamerun mit der Duallasprache geschehen könnte. Die Debatte brachte im einzelnen wertvolle Ergänzungen.

Den letzten Vortrag in der 4. Sektion hielt Professor Haußleiter über „Die Bedeutung der ärztlichen Mission in den deutschen Schutzgebieten", wies nach, daß die ärztlichen Hilfsleistungen des Missionars und das planvolle Wirken des Missionsarztes neben den öffentlichen staatlichen Veranstaltungen zur Zeit für die gesundheitliche und geistige Hebung der Eingeborenen unentbehrlich sind, bezeichnete es aber für ein gesundes Prinzip, wenn der Staat oder die Kolonie erst dann eine finanzielle Unterstützung der ärztlichen Mission gewähren, wenn irgend eine sichtbare Leistung vorliegt.

Die 5. Sektion befaßte sich mit den „wirtschaftlichen Verhältnissen der Kolonieen und überseeischen Interessengebieet" (S. 760—871). In ihr wurden eine Reihe wichtiger fachtechnischer Fragen erörtert.

Die 6. Sektion hatte zu ihren Gegenständen „die Besiedelung der deutschen Kolonien und die Auswanderung in fremde Länder" (872—1036). Als besonders lesenswert sind hierbei zu empfehlen die Vorträge mit darauffolgender Diskussion von dem verstorbenen Grafen Götzen: „Ueber die Besiedelungsfrage in den Kolonien", von Dr. Rohrbach: „Die Besiedelung in den deutschen Kolonien", bei welcher Gelegenheit Admiralitätsrat Schrameier auf die gedeihliche Entwicklung Kiautschou's hinwies, von Professor Plehn: „Die Akklimationsaussichten der Germanen im tropischen Afrika" und von Dr. Hartmann: „Die Mischrassen in unseren Kolonien, besonders in Südwestafrika." Besonders bei Anlaß des letzten Vortrags wurde von verschiedenen Seiten Stellung gegen die Mischlinge und ihr Entstehen genommen und auf Erhaltung der Reinheit unserer Rasse gedrungen, und die Rassenfrage, die sobald wohl nicht zur Ruhe kommen wird, aufgerollt. Dr. Hartmann bezeichnet es als Kernfrage bei der Betrachtung und Behandlung der Mischlings- und schwarzen Rassen, ob und in wieweit die Menschheit der Erde die gleichen Anlagen und Fähigkeiten besitzt und in gleicher Weise bis zur selben Kulturhöhe emporgehoben werden kann, erkennt in der Menschheit keine homogene Masse, sondern in ihr die mannigfaltigsten Formen und Unterformen und in dem räumlichen Nebeneinander eine Skala von niederen zu höheren, und betont, daß, wenn das auch bei den Individuen eines Volkes und einer Rasse höherer Kultur der Fall sei, der Unterschied gegenüber den Natur- und Halbkulturvölkern der sei, daß bei uns nur ein gradueller Unterschied der Bildung, kein tiefgreifender Unterschied der Rassenbegabung besteht.

In der 7. Sektion „die volkswirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands und seiner Kolonieen ("S. 1037—1183) wurden eine Reihe von Themata national-ökonomischer und national-politischer Art erörtert.

Die 9 gefaßten Resolutionen liegen im Wortlaut vor (S. 1187—1190). Die den Islam betreffende ist ZMR. 1910 S. 317 abgedruckt.

Die Verhandlungen des 3. Kolonialkongresses bieten ein überaus reiches und vielseitiges Material an Gedanken, Beobachtungen und Erfahrungen. Es wird fleißig in den kolonialen Dingen gearbeitet, aber immer wieder drängt sich eine Fülle neuer Fragen und Aufgaben

auf. Der gegenseitige Meinungsaustausch darüber kann nur förderlich sein, und es darf mit Freude begrüßt werden, daß die Mission in wachsendem Maße Beachtung und Anerkennung findet. Wer an dem Kolonialkongreß teilgenommen hat, wird gern nach dem nun vorliegenden Sammelwerk greifen, und, wer ihm fernbleiben mußte, tut gut, sich mit seinem Inhalte bekannt zu machen. Aug. Kind.

Wilhelm Lueken, Die zehn Gebote in Predigten. 102 S. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1911. 1.20 *M*, gebd. 1.80 *M*.

In der von Rolffs-Osnabrück herausgegebenen „Modernen Predigtbibliothek" sind als 2. Heft der IX. Reihe Predigten über die zehn Gebote von Lic. Lueken in Frankfurt a. M. erschienen. Zu Grunde gelegt ist dabei die reformierte Zählung der Gebote, wie überhaupt der reformierte Standpunkt verschiedenfach betont wird und zu Tage tritt. Der Verfasser behandelt in seinen Betrachtungen weniger die groben Verfehlungen als die feineren Sünden gegen die einzelnen Gebote, greift mitten in das wirkliche Leben hinein, beleuchtet Zeitfragen und Zeiterscheinungen, flicht geschickt Lesefrüchte und persönliche Erfahrungen ein, und drängt, getragen von innigem Glauben und hohem Idealismus, immer auf heiligen Ernst und wahrhaftigen Sinn. Die eigenartigen und gedankenreichen Predigten seien bestens empfohlen. Aug. Kind.

Rudolf Meincke, Leo Tolstoi. 47 S. Hamburg, Otto Meißner, 1911.

In der D. Grimm zugeeigneten Schrift würdigt Meincke liebe- und verständnisvoll, wenn auch nicht ohne Kritik, Wesen, Wirken und Bedeutung Tolstoi's. Auch wer Tolstoi nicht so hoch zu stellen vermag wie Meincke, wird dessen wertvollen, auf gründlichen Kenntnissen beruhenden Ausführungen mit Interesse und Gewinn lesen. Aug. Kind.

Der Sturz Häckels. Eine Abrechnung von Hugo C. Jüngst. Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Gohlis. Preis 50 ₰.

Die um den Namen Häckel entstandenen Streitigkeiten haben längst aufgehört, eine bloß wissenschaftliche Debatte zu sein, sie sind vielmehr eine allgemeine Kulturangelegenheit geworden. Besonders durch die beiden letzten Ereignisse, die Haeckel selber heraufbeschworen hat und die viel von ihm haben reden machen, haben dazu beigetragen: einmal die in der Münchener Allg. Zeitung erschienene Erklärung des Gelehrten über die „gefälschten Embryonenbilder" und sodann seine öffentliche Erklärung über seinen Austritt aus der Kirche. Damit hat der Streit um Haeckel eine neue Wendung bekommen und ein alter Anhänger des Jenaer Professors ergreift nun in dieser Broschüre das Wort, um als Laie sein Urteil zu fällen. Er entrückt also den Gegenstand der wissenschaftlichen Erörterung und beurteilt seinen bisherigen Meister Haeckel und dessen neuesten Enthüllungen vom ethischen Standpunkt. Darin liegt das Wertvolle der kleinen Arbeit. Denn mit Recht wird darauf hingewiesen, daß das Vertrauen als das einzige Band zwischen dem Laienpublikum und den Männern der exakten Wissenschaft dadurch stark gelockert wird und Haeckel gegenüber einfach zerschnitten sei. Jedenfalls hat der Verfasser dies Band zerschnitten und sagt sich rückhaltslos von seinem ehemaligen Meister los. Somit kann diese kurze Schrift auf das weitgehendste Allgemeininteresse rechnen. Devaranne.

„Das Programm der Religionspsychologie" von Pfr. Lic. theol. R. Wielandt, erschienen bei J. C. B. Mohr, 40 S., Preis brosch. 0.80 *M*.

Ein Vortrag, den der Verfasser am 5. Juli 1910 vor dem badischen wissenschaftlichen Predigerverein gehalten hat, ist nun unter obigem

Titel im Druck erschienen, um ihn allen interessierten Kreisen zugänglich zu machen. Und wer interessierte sich heute nicht für die jüngste, eben erst aufgekommene, theologische Disziplin, klingt uns allen doch noch vom Weltkongreß her dies Wort „Religionspsychologie" im Ohre nach. Nun liegt ja bei einem neuaufkommenden Zweige wissenschaftlichen Betriebes eine doppelte Gefahr nahe. Man hat entweder gegen den Neuling ein gewisses Mißtrauen, oder man behandelt das Neue als allerneueste Modesache und verflacht sie damit. Vor dieser doppelten Gefahr möchte der Verfasser den jüngsten Sproß des theologischen Studiums bewahren. Darum zeigt er, daß die Religionspsychologie ein Heimatrecht in der wissenschaftlichen Arbeit der gegenwärtigen Theologie hat und zu ihrer Ergänzung haben muß. Die Gebiete der Religionsgeschichte, der Kirchengeschichte — die eigentlich richtiger „Geschichte der christlichen Religion" heißen müßte —, der Exegese, Dogmatik, Symbolik, praktischen Theologie, überall dient die psychologische Vertiefung des Studiums zur Förderung und Ergänzung der Disziplin und bewahrt vor leeren Begriffen, hohlen Zahlen- und Datenkenntnissen und ähnlichem Formalismus. Zuletzt wird auch noch das Gebiet der Mission gestreift, wo die Psychologie von unentbehrlichem Nutzen ist, wenn man sich über die summarischen Urteile „Heidentum", „Götzendienst" erheben will und anderen Religionen und ihren Vertretern gerecht zu begegnen bestrebt ist. Auch auf den seelischen Prozeß bei einem Religionswechsel ist hingewiesen und auf die wertvollen Beiträge, die uns auf religionspsychologischem Gebiet gerade unsere Missionare liefern können und es auch tun. Somit bedürfen wir dieser neuen Disziplin in den einzelnen Fächern, aber auch als Fach für sich.

Devaranne.

Mitteilungen und Anzeigen.

1. Unser Missionsinspektor Witte teilt in seinem letzten Brief aus Tokio mit, daß er die Amerikareise, deren Unternehmen wir ihm freigestellt hatten, aufgegeben habe, da der Erfolg nach seiner Meinung weder der Zeit noch der aufgewendeten Mühe entsprechen würde.

Am 25. März ist daher unser Missionsinspektor von Yokohama mit dem Dampfer „Lützow" abgefahren und ist am 3. Mai in Berlin eingetroffen. Vom 1. Juli ab steht er dann unseren Freunden zur Verfügung.

2. In der Geschäftsausschuß-Sitzung vom 30. März 1911 sind folgende Anteilscheine unserer 4% Anleihe ausgelost worden: 66, 107, 173, 205, 209, 213, 253, 294, 308, 312. Die Anteile sind den Inhabern zugesandt worden, ebenso haben die Anteilbesitzer die Zinsen des abgelaufenen Jahres erhalten.

3. Inhalt von Shinri Nr. 3 (Januar 1911). P. Akashi, Ausblick und Rückblick zur Jahreswende. P. Schröder, Ob Gott ist? P. Aoki, Fortlaufende Erklärung des A. T. (Die Schöpfung). Sup. Schiller, Religiöse Plauderei, 1. Teil: 1. Ist religiöse Erziehung der Kinder wichtig? 2. Religionslose Moral. 3. Erfinder und Frömmigkeit. 4. Mediziner und Glaube. Pseudonym, Mitteilungen: Besprechung einer Uebersetzung von Neumanns Leben Jesu und von v. Sodens Schrift gegen Drews usw. Anonym, Jesu Gleichnisse. Pseudonym, Ueber die Korintherbriefe. P. Aoki, Fortlaufende Erklärung des Lukas-Evangeliums (Forts.). Pseudonym, Empfindungen am Jahresanfang. P. Hashinami, 4 Kurzgedichte: Heiliger Geist, Sünde, Buße, Glaube. Evang. Suzuki, Meine Evangelisationsreise durch unseren Tokio- und

Chiba-Bezirk. Personalien. Neujahrsgratulationen der einzelnen Missionsarbeiter, Gemeinden und mancher Gemeindeglieder. Andere Inserate.

4. „Blätter für Volkskultur." 1911. Nr. 4. Preis 2 ℳ (Postbestellgeld 24 ₰ extra, durch den Buchhandel 2.40 ℳ). Fortschritt (Buchverlag der Hilfe) G. m. b. H.

Auch Nr. 4 vom 15. Febr. 1911 bietet wieder viel Wertvolles. Der bekannte Mannheimer Stadtschulrat Prof. Dr. A. Sickinger entwickelt die Grundgedanken seines Schulsystems in einem Aufsatz über „Naturgemäße Volksschulorganisation". Pfr. Herm. Weinheimer untersucht die viel umstrittene Frage, ob das Alte Testament noch Daseinsberechtigung im modernen Religionsunterricht besitzt. Johannes Gläser behandelt geistvoll das gegenwärtige Hauptthema des Deutschen Lehrervereins: „Die Arbeitsschule." Abgeordneter Dr. Heinz Potthoff spricht über „Soziale Bildungsfragen", Dr. Friedr. Schulze über das neue Buch von F. Lipps „Weltanschauung und Bildungsideal", Dr. Kurt Blaß gibt eine kritische Würdigung des Hauptmann'schen Romans „Emanuel Quint"; Oskar Hübner schreibt über Karl May als Jugendschriftsteller, und der vielgereiste Dr. Paul Rohrbach steuert aus seiner Mappe einige Palästina-Bilder bei und begleitet sie mit bedeutsamem Text. Eine Fülle des Guten im engen Rahmen.

Probenummern dieser wertvollen und dabei erstaunlich billigen Zeitschrift verschickt der Verlag kostenfrei. Jeder Abonnent erhält trotz des billigen Preises der Zeitschrift einen inhaltlich hervorragenden, gut ausgestatteten, gebundenen Kalender gratis.

5. Verzeichnis der unserer Bibliothek seit dem 1. Januar 1910 geschenkten Werke. Pfr. Lehmpfuhl, Berlin: Report Foreign Mission Boards and Societys. Lechler, Acht Vorträge über China. Kratzenstein, Offenbarung St. Johannis. Repertorium zu Warnecks Allg. Missions-Zeitschr. Die Arbeitsgebiete der Rhein. Mission. Goßner, Schatzkästlein, enth. bibl. Betrachtungen. Thiersch, Die Anfänge der Heiligen Geschichte. Ein neues Jahr von Samuel Zeller. G. Knak, Predigten über die Evangelien. O. Funcke, St. Paulus zu Wasser und zu Land. Büchner, Biblische Handkonkordanz. Mutter Zeller in Beuggen. Pfr. D. Dr. Kind, Berlin: Warneck, Abriß einer Geschichte der prot. Mission. Mirbt, Mission und Kolonialpolitik. Meinhof, Die Mitarbeit der Laien am Missionswerk. Hauri, Die Religion, ihr Wesen und ihr Recht. Wilhelm, Kung fu tse, Gespräche. Haas, Amida Buddha. Sven Hedin, Zu Land nach Indien. D. G. Warneck, Blätter der Erinerung. Schiller, Die Volksreligion Japans. Kind, Erlösung und Versöhnung. Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses in Berlin 1910. Schreiber, Edinburger Welt-Missions-Konferenz 1910. Miss.-Insp. Lic. Witte, Berlin: Doyle, Das Kongoverbrechen. Diethe, Der Kongostaat. Pfr. Wilhelm, Tsingtau: Wilhelm, Die wichtigsten chinesischen Zeichen. Pfr. Schott, Berlin: Schreiber, Buddha und die Frauen. Pfr. Devaranne, Berlin: Strümpfel, Was jedermann heute von der Mission wissen muß. Steinberg, Hundert Jahre im Ringgäßlein. Pfr. N. Harder, Kiel: Strong, The Story of the American Board. Geh. Admir.-Rat Dr. Schrameier, Halensee: Damaschke, Jahrbuch der Bodenreform.

Allen Gebern herzlichen Dank!

Allen Lesern zur Nacheiferung empfohlen!

Das Zentralbüro.

Eingegangene Bücher.

1. The centennial report: American Board of Commissioners for foreign Missions. 1910.

2. The next ten years, a contennial address. Samuel B. Capen 1910.

3. The story of the american Board.

4. Beiträge zur konservativen Politik und Weltanschauung. Heft 1, 2, 9, 11—12, 13—14.

5. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Band XIII. Teil 1 und 2.

6. Denkschrift der Kolonial-wirtschaftlichen Gesellschaft. G. m. b. H. Berlin, Febr. 1911.

7. Die religiösen Gemeinschaften der Mennoniten, Baptisten, Theosaphen, Ev. Gemeinschaft und Methodisten. 5 Vorträge vom 5. Weltkongreß für freies Christentum. Preis 1.20 *M*.

8. Le christianisme progressif et la religion de l'esprit, rapport de Dr. Etienne Giran (Congrès international des Chrétiens libéraux Berlin 1910) 40 Cts. Prot. Schriftenvertrieb Berlin-Schöneberg.

9. Orthodoxie im 20. Jahrhundert, Vortrag von Prof. Erdmans, Leiden. 50 ₰. Ebenda.

10. Ergebnisse der Bibelkritik für Theologie und Praxis von Prof. Bacon, New-Haven, ebenda.

Zur weitesten Verbreitung

in unseren Laienkreisen warm empfohlen!

Soeben erschien im Evangelischen Verlag in Heidelberg:

Würde das Christentum noch Bestand haben, wenn Jesus nicht gelebt hätte?

Vortrag an einem Gemeindeabend gehalten

von D. Dr. P. Kirmß, Pfarrer.

Schöne Ausstattung. Preis 30 Pfg.

Gerade weil so viel über das Thema „Ob Jesus gelebt hat" geschrieben und geredet wurde, wissen viele nicht mehr den richtigen Weg zu finden, festzustellen was Wirklichkeit und Hypothese ist. Diesen Irrenden will der Verfasser durch diese Schrift helfen; in klarer, sachlicher Weise, seinen kirchlich-liberalen Standpunkt klar zum Ausdruck bringend, zeigt er wie die Behauptung, Jesus hätte nicht gelebt, zustande kam, beweist aber auch in überzeugenden, warmherzigen Ausführungen, daß „ein Christentum ohne Christus für die Christenheit auf die Dauer unmöglich ist", daß „die Persönlichkeit Jesu seinen Worten die durchschlagende Kraft gibt". Wie alles was D. Kirmß schreibt, schön, klar, von Herzen kommend und zu Herzen gehend, für jeden verständlich, ist das Schriftchen warm zu empfehlen und seine weiteste Verbreitung in unseren Gemeinden zu wünschen, umsomehr als der Reinertrag für den Allgem. ev.-prot. Missionsverein bestimmt ist.

Eine japanische Version des Lebens Buddhas.

Von D. Hans Haas, Heidelberg.

Wo Edv. Lehmann in seiner Darstellung des indischen Religionswesens*) Antwort auf die Frage sucht, worin eigentlich das Geheimnis des Erfolges zu erblicken sei, der dem Buddhismus im Gegensatze zu den vielen anderen hinduistischen Sekten der gleichen Ursprungszeit beschieden war, findet er, ein unschätzbarer Vorzug des Buddhismus sei zunächst der, daß eine Persönlichkeit an die Spitze der Religion gestellt worden sei als Vorbild für das Leben und als Träger der Frömmigkeit, Buddha selbst, zuerst als Mensch und Lehrer, später als Heiliger und Gott. „Was dem Vedismus mit seinen Göttern allen und mit seiner großen Theologie doch immer fehlte: das religiöse Vertrauen auf eine ideale Persönlichkeit, die die Vollkommenheit besitzt und darstellt, und die den Ihrigen gehört, das hat der atheistische Buddhismus seinen Bekennern geboten und ist dadurch dem religiösen Bedürfnis der Menschen auf eine Weise entgegengekommen, die für die Religion besonders förderlich sein mußte. Die ernsten und schlichten Erzählungen von dem heiligen Manne, wie er das Heil gefunden und den Weg gewandert, seine sanfte Rede an die Menschen und die kernvollen Sprüche seiner Weisheit: das alles wird eine andere Wirkung auf das Volk ausgeübt haben als die gekünstelten Lieder von Göttern und Göttergeschicken, die immer nur mythischen Inhalts waren und den meisten halb unverständlich blieben. Man lernte an Buddha glauben und wurde ermahnt, auf diesem Glauben sein Leben beruhen zu lassen. An ihn sich zu halten und in seinem Geiste zu wandeln, ist für den Buddhisten der sichere Pfad.“**)

Im Mahayana-Buddhismus, wie er in China und in Japan sich findet, wurde von dem Buddha Shakya Jahrhunderte hindurch wenig Aufhebens gemacht. Hier war der Stifter der Religion vom Nirvana, in das er eingegangen, verschlungen, in der Versenkung verschwunden, oder doch jedenfalls ganz in den Hintergrund gedrängt. Statt seiner füllte sich das Proscenium mit den Schemengestalten fiktiver ewiger Buddhas und einer Schar von Bodhisattvas und Heiligen inmitten eines Gewimmels von Göttern und Geisterwesen, die jenen lauschten und diesen zu Dienste waren.

Im japanischen Buddhismus wenigstens nun aber ist neuerdings wieder ein Wandel unverkennbar, ein Wandel, verursacht — durch die christliche Mission. Es geschieht ganz ersichtlich, daß Christus hier sich erweist als Totenerwecker, indem er auch Buddha wieder ins Leben ruft. Je mehr unsere Dogmatik christozentrisch geworden und je mehr daher auch die missionarische Christentumsverkündigung als ihren Hauptgegenstand Jesu Persönlichkeit erscheinen läßt, desto mehr mußte sie den Buddhisten Anlaß werden,

*) Chantepie de la Saussaye, Lehrb. der Religionsgesch.
**) A. a. O. Bd. II, S. 76 f. (3. Aufl.)

sich wieder darauf zu besinnen, daß doch auch ihre Religion sich einer großen ur- und vorbildlichen Stifterpersönlichkeit berühmen könne. So auffallend wenig in älterer Literatur im ganzen des Shakyamuni Erwähnung geschieht, so geflissentlich kommen die neueren japanischen Literaten des Buddhismus immer wieder auf ihn zu reden. Und jedem Lebensbilde Jesu, das die Christen in japanischer Sprache erscheinen lassen, wird buddhistischerseits gewiß ein neues Buch entgegengestellt, das die Gestalt seines großen indischen Rivalen vor die Augen und vor die Seelen führt.

Alle diese neuerlichen ausführlichen Biographien oder kurzen Abrisse unterscheidet von älteren literarischen Arbeiten dieser Art dies, daß sie nicht bloße Wiedergaben des traditionellen Erzählungsstoffes darstellen. Das eigentlich Wunderbare in Buddhas Leben wird mehr oder weniger abgestreift oder vom Schreiber als fromme Legende bezeichnet. Auch priesterliche Autoren sind heute beflissen, ihre Aufgabe in historisch-kritischer Weise anzufassen, so daß z. B. ein japanisches „Leben Shakas" heute mit einer chronologischen Erörterung wie der folgenden beginnen kann:

Was das Datum der Geburt des Begründers der buddhistischen Religon anlangt, gibt es viele verschiedene Angaben, die zum Teil beträchtlich auseinandergehen. Die von den chinesischen Buddhisten zumeist angenommene Hypothese lautet dahin, daß er im 26. Regierungsjahre des Kaisers Sho (= Dshao, 1052—1001) der Shu- (Chou-) Dynastie geboren wurde. Dieses Jahr entspricht dem Jahre 367 vor der Thronbesteigung des ersten japanischen Kaisers Jimmu-tenno (660—585 v. Chr. G.). Nach europäischer Zeitrechnung wäre das das Jahr 1027 v. Chr. G. Gestorben aber ist er nach denselben Quellen im 53. Regierungsjahre des Kaisers Boku (Mu 1001—946), d. i. im Jahre 949 v. Chr. G. Die europäischen Orientalisten freilich setzen seine Lebenszeit beinahe ein ganzes halbes Jahrtausend später an (623—543, bzw. 557 bis 477 v. Chr.), und zu ähnlichen Ergebnissen wie sie sind neuerdings auch japanische Gelehrte gekommen. So gibt z. B. Professor Murakami in seinem Buddharon das Jahr 563 v. Chr. als Geburtsjahr an. Nach einer Abhandlung von S. Kuwahara, die in der Shigakukai (Band I, Nr. 12) unter dem Titel Shakamuni shussho nendai ko erschien, wäre Shakamunis Geburt auf das Jahr 565, sein Tod auf das Jahr 486 v. Chr. anzusetzen. Nach dem Bukkyo Seiten und nach Kato Totsudo (Bukkyo Yogi) ist der Buddha 479 zum Nirvana eingegangen. Andere wieder entscheiden sich für 742 v. Chr. als sein Todesjahr. Daß sich etwas Sicheres nicht ausmachen läßt, hat seinen Grund darin, daß die alten Inder bei ihrer Vorliebe zu metaphysischen Spekulationen der Geschichte so wenig Gewicht beimaßen, daß sie uns auch nur einigermaßen genaue Angaben über die Lebenszeit des Shakamuni überhaupt nicht hinterließen. Auch über Monat und Tag der Geburt und des Todes des Stifters der buddhistischen Religion gehen die Aussagen auseinander. Doch lassen sich diese Daten eher bestimmen. Als sein Geburtstag ist der 8. des 4. Monats (des alten

Mondkalenders), als sein Todestag der 15. des 2. Monats anzusehen.

Die nachstehende Biographie gebe ich in der Hauptsache ganz nach einer Skizze, die ich in Kato Totsudos „Bukkyo-Yogi", einem zuerst November 1905 erschienenen, schon im Dezember desselben Jahres in 2., im Januar 1906 in 3. Ausgabe gedruckten und seitdem noch öfter neuaufgelegten systematischen Werke gelehrten Charakters, gefunden, und ergänze sie nur, wo dies geraten scheint, aus einem anderen ähnlich gehaltenen Abriß, den Mayeda Eiun und Nanjo Bunyu dem „Bukkyo Seiten", einer anderen ebenfalls sehr erfolgreichen Kompilation jüngeren Datums, beigegeben.

Shaka-Muni (Shakia muni) bedeutet soviel wie „der Weise aus den Shakya". Diese Benennung führt der Begründer des Buddhismus als Sproß eines altindischen Adelsgeschlechtes, der Familie der Shakya. Als solcher erhielt er später auch den Beinamen oder Titel Shakajishi (Shakyasingha oder Shakyasimha), d. h. der Löwe aus dem Shakyageschlecht. Der Shakya-Klan, aus dem er stammte, führte seit seiner Einwanderung in Indien den Zunamen Gautama (Gu-don), und darum wird auch er selbst so bezeichnet. Als Knabe hieß er Siddharta oder, nach den nördlichen Quellen, Sarvarthasidda oder Arthasiddi, in Japan abgekürzt in Shitta-Taishi oder einfach Shitta. Den Buddhisten in Japan heißt er jetzt meist kurzweg Shakuson oder auch nur Shaka, wozu man ehrerbietig ein Sama fügt, Shaka-sama, der Herr Shaka.

Shaka war der Sohn des „Großen Königs" Johan oder Jobon-dai-o Suddhodana Maha-radja), dessen Familiensitz Ka-bira-e oder Kabirajo (Kapilavastu) im nördlichen Mittelindien an den Abhängen des nepalesischen Himalaya war. Seine Mutter, ebenfalls eines Königs (radja) Tochter, aus einem Seitenzweige der Shakya-Familie entstammend, war Maya Bunin.*) Geboren wurde er nicht in der Hauptstadt seines Vaters. Als Maya, der lange die Mutterschaft versagt geblieben zu sein scheint, die Zeit ihrer Entbindung nahe wußte, begab sie sich mit Erlaubnis ihres Gemahls nach ihrem Heimatsorte, um der Sitte gemäß in ihrem Elternhause in Kôli ihre Niederkunft abzuwarten. Sie wurde von ihrer Stunde überrascht, als sie im Frühling eines Tages im kühlen Schatten des zum Besitze ihres Vaters gehörenden Lumbini-Hains sich erging. In dem Augenblicke, als sie eben die Hand ausstreckte, um einen der Zweige des „Baumes Schmerzlos" (Mu-yu-ju oder

*) Auf die Reinerhaltung ihres Blutes bedacht, heirateten die Shakya stets nur unter sich. Der spätere Buddha hatte als seine direkten Ahnen die Häupter der beiden Shakya-Klane von Kapilavastu und von Kôli (jap. Kōri, das heutige Am-Kolil.) Seine Mutter war eine Tochter des Fürsten dieses letzteren, nur durch den Rohini, einen Nebenfluß des Ganges, gegen Kapilavastu abgegrenzten Territorismus, des Königs Zengaku (Suprabuddha) von Kôli, dessen beide Schwestern Mâyâ und Pradjâpati, Töchter des Königs Anushakya von Kôli und der Prinzessin Yashodhara von Kapila, der Vater des späteren Buddha geheiratet hatte. Das Bukkyō-yōgi bringt eine genealogische Tafel, die ich hier beiseite lassen kann.

Asoka) zu ergreifen, brachte sie stehend ihren ersten Sohn zur Welt. Die Stätte, welche wenigstens im 3. vorchristlichen Jahrhundert als Shakas Geburtsort angesehen wurde, steht jetzt völlig fest. Einer von der britischen Regierung nach Nepal entsandten archäologischen Expedition ist es im November 1896 gelungen, bei dem Orte Rummindei in den nepalesischen Terâi die Gedächtnissäule aufzufinden, welche, wie man schon immer wußte, 249 v. Chr. der König Piyadasi (Asoka) aufrichten ließ, und auf ihr sind die Worte zu lesen: „Hier wurde der Weise aus dem Shakya geboren.“*).

Es wird erzählt, daß das neugeborene Kind alsbald sieben Schritte getan und dann triumphierend ausgerufen habe: „Im Himmel und auf Erden bin ich allein heilig. Die drei Welten allesamt sind eitel Qual. Ich bin's, der ihnen Frieden bringen wird.“ (Tenjo tenka yuiga dokuson, sankai kaiku ga to anshi). Daß das Kind wirklich diese Worte gesprochen hat, können wir nicht glauben. Sie sind ihm von späteren Dichtern in den Mund gelegt worden, die damit schon bei der Erzählung seiner Geburt die Bedeutung hervorheben wollten, die er nachmals erlangen sollte. So vermeldet auch die Tradition, daß der Prinz mit den 32 Körpermerkmalen des großen Mannes und mit allen 80 Schönheiten zur Welt gekommen sei. Jedenfalls war er von edlem Wuchse und schöner Gestalt, und seine Stimme war so lieblich, daß sich jedermann, der ihn reden hörte, dran ergötzte. In Kabira war große Freude über seine Geburt. Seine Mutter aber starb sieben Tage, nachdem sie ihrem Erstgeborenen das Leben geschenkt hatte. Ihre jüngere Schwester Pradjapati, die gleichfalls eine der Frauen seines Vaters war, übernahm es, ihn aufzuziehen.

In Indien rangen zu der Zeit, als Shaka geboren wurde, eine Reihe von Fürsten unaufhörlich um die Herrschaft miteinander, und bald gewann dieser, bald jener die Vormacht. Unter den „Königreichen“ ist als das damals mächtigste vor allem zu nennen das Reich Magadha, südlich von Suddhodanas Territorium; westlich von letzterem lag das Königreich der Kosala, das nicht viel später der Macht der Shakya ein Ende bereitete, und im Osten das kriegerische Vaisali. So ringsum von größeren Herrschaftsgebieten eingeschlossen, war Kabira, dessen Beherrscher die Herren von zehn anderen Städten des Landes als Vasallen unterstanden, beständig von allen Seiten bedrängt. In diesen Kampfeszeiten fand das Volk Tröstung in einer Hoffnung, die es nährte, in der Hoffnung nämlich, daß irgendwo einmal ein König erscheinen und machtvoll alle Länder unter einem Herrschaftszepter vereinen werde, um sie dann friedlich zu regieren. Die Idee, die dem indi-

*) Vgl. A. Führer, Monograph on Buddha Sakyamuni's Birthplace in the Nepalese Tarai; G. Bühler, Epigraphia Indica V, S. 4; R. Pischel, Die Inschrift von Paderiyā, Sitz.-Ber. d. K. Preuß. Ak. d. W. 1903; Ernst Windisch, Buddhas Geburt, S. 4f.

schen Volke jener Zeit vorschwebte, war die Idee des Tenrin-sho-o (Sakravartiradja, d. i. des heiligen Königs, der das Rad dreht.) Da wurde nun der Prinz geboren, der alle die 32 und 80 Kennzeichen dieses erwarteten Friedensherrschers an seinem Leibe trug. Begreiflich, daß die Freude des Volkes groß war. Auch ein Einsiedler, der weise Asita (Rishi Asita), kam in den Palast von Kapilavastu, den neugeborenen Prinzen zu besehen. Als er seine edle Gestalt sah, warf er sich in Ehrfurcht vor dem Kinde zur Erde und betete es an. „Das ist kein gewöhnliches Menschenkind", rief er in Verwunderung aus. „Bleibt er im weltlichen Leben, so wird er dermaleinst ein Tenrin-sho-o werden und über die fünf Indien herrschen. Aber dieser Prinz trägt auch die Merkmale eines Priesters an sich, der der große Führer der drei Welten (trailokya) werden und alle lebenden Wesen erlösen wird." Und indem er in Tränen ausbrach, fügte er hinzu: „Ich bin unglücklich, daß ich bereits so alt bin und daher keine Hoffnung mehr haben kann, selbst einst die Lehre des großen Führers hören zu dürfen."

Den König füllten diese Worte Asitas mit Freude, zugleich aber doch auch mit banger Sorge. Ihm lag alles daran, daß sein Sohn nicht ein weltflüchtiger Mönch, sondern ein weltbeherrschender Monarch werde. Und ihn für diesen Beruf vorbereiten zu lassen, bestellte er ihm die tüchtigsten Lehrer. Von seinem siebenten Jahre an wurde er von dem gelehrten Brahmanen Bhadrani in allen fünf Disziplinen unterwiesen, die damals die intellektuelle Schulung vornehmer Söhne ausmachten: Grammatik, Künste, Medizin, Logik und Hauswirtschaft. So genoß der junge Prinz eine vorzügliche Erziehung. Schon früh tat er sich in jeder Hinsicht hervor. Nicht nur, daß er in der Führung der Waffen und überhaupt in kriegerischen Künsten, worin Kshantideva sein Hauptlehrer war, sich auszeichnete, er war auch wohlbewandert in der Philosophie seiner Zeit und durchaus vertraut mit dem Lehrsystem des Brahmanismus und der altindischen Vedatexte, in deren Verständnis ihn der Brahmane Varumitra einführte. Es gab damals eine große Anzahl, nicht weniger als 95, verschiedene heterodoxe Richtungen (gedo), die in ihrer Deutung dieser heiligen Schriften beträchtlich auseinandergingen. Auch ihre Philosopheme und Religionsanschauungen ließ er nicht unerforscht.

Dabei aber umgab ihn der Reichtum indischer Vornehmheit. Damit er in jeder Jahreszeit den Wohnsitz wechseln konnte, baute ihm sein Vater, der König, nach indischer Sitte einen Sommer-, einen Winter- und einen Regensaisonpalast. Er sollte nicht wissen, daß, was heute blüht, bald wieder welken muß. Liebreizende Mädchen, schön wie Blumen, umgaben ihn, und Meister der Kunst mußten ihn mit ihrer Musik ergötzen. Für alles das sorgte der König, damit dem Prinzen nur ja nicht zum Bewußtsein käme, daß das menschliche Leben Leiden ist, und damit nicht der Gedanke aufstiege, sein Haus zu verlassen und die Prophezeiung des Rishi Asita wahr zu machen. Mit 17 Jahren vermählte sich der Jüngling. Als Gattin nahm er sich Yashudara (Yashodhara), eine Tochter des

Königs Zengaku (Suprabuddha) von Koli.*) Reizende Kammerfrauen dienten dem vermählten Paare und waren bestrebt, ihnen das Leben durch Künste aller Art so heiter wie nur möglich zu machen. Aber alles das konnte nicht verhindern, was doch kommen mußte. In der Einsamkeit der Nacht, wenn Shitta-Taishi allein mit seinen Gedanken war, sann er wie oft dem Rätsel des Menschendaseins nach und sank in tiefe Trauer. Der Gedanke der Vergänglichkeit alles Irdischen drängte sich ihm auf: wie die Blumen, so herrlich sie auch blühen, doch welken, wie selbst der volle Mond abnehmen müsse, wie die Jungfrauen, in Schönheit prangend, alt und grau würden. Und wie der Gedanke an Geburt, Altern, Krankheit und Tod seine dunklen Schatten in seine Seele warf, da regte sich lebhafter und immer lebhafter in ihm der Wunsch, die Heimat zu verlassen, um den Weg der Rettung aus dem Daseinsleid zu suchen. Wieder und wieder drang er in den König, seinen Vater, ihm seine Zustimmung zu diesem Schritt zu geben. Dieser aber wollte es nicht dulden. Nach über einem Jahrzehnt gebar ihm Yashudara einen Sohn, der den Namen Ragora (Rahula) erhielt. Nun, nachdem er einen Erben hatte, meinte er, sein Vater werde es leichter verwinden, wenn er der Welt entsage. Noch stärker als bisher erfaßte ihn das Verlangen, seine eigene Erlösung zu suchen und den andern Menschen den Weg zum Heil zu finden, und endlich konnte er seinem Herzensdrange nicht mehr widerstehen. Am 8. Tage des 12. Monats seines 29. Lebensjahres benützte er die Heimlichkeit der Nacht zur Flucht. Auf dem Rücken seines Lieblingsrosses Kanthaka ritt er, während alles im Schlafe lag, unbemerkt aus dem Palaste. So riß er sich los von aller Herrlichkeit, die ihn umgeben hatte, von seinem Vater, seiner schönen Gemahlin und seinem teueren Sohne, um frei zu sein von allen äußeren Banden. Statt den Thron zu besteigen, wie sein Vater wollte, zog er es vor, sich als Asket in die Einsamkeit der Wildnis zurückzuziehen. Bis an das Ufer des Flusses Anavama ritt er. Dort im Gehölze entließ er seinen Wagenlenker Chanda, den er mitgenommen hatte, mit dem Rosse. Er selbst schor sich das Haar ab und vertauschte seine kostbaren Kleider mit der Gewandung des Mendikanten. Als solcher begab er sich alsdann zu einem berühmten Anachoreten namens Bhagavat, der das Heil durch harte Kasteiungen zu gewinnen suchte, ohne jedoch bei ihm finden zu können, was er suchte.

In Kapilavastu, wo man natürlich sehr bald entdeckte, daß er den Palast verlassen hatte, herrschte inzwischen große Aufregung.

---

*) Nach Angaben im Hongyōshu-kyō hätte der Prinz Siddharta für jeden seiner drei Paläste eine andere Gattin gehabt, außer Yashodhara noch eine zweite namens Manudara und eine dritte, Gotami. Von drei Gemahlinnen wird nach Balet (Mél. Jap. Nr. 18, p. 192) auch in zwei anderen Sutras, dem Gomukyō und dem Zuiō-kyō, gesprochen. Hier heißt die erste Gopa oder Kubina, die zweite Yashu (= Yashodhara), die dritte Rokuya. Wieder eine andere Schrift, das Chido-ron, sagt, der Prinz habe zwei Frauen besessen, als deren Namen Kubina und Yashudara angegeben werden.

Der König sandte ihm unverzüglich Boten nach, die ihn bitten sollten, zurückzukehren. Nach längerem Suchen gelang es diesen auch, ihn aufzufinden. Aber all ihr Zureden erwies sich seiner Standhaftigkeit gegenüber vergebens. Ohne etwas erreicht zu haben, mußten sie wieder heimkehren. Doch blieben fünfe von ihnen bei ihm zurück, um über ihn zu wachen. Mit ihnen zog er nun weiter über den Ganges nach dem Reiche Magadha. In Radjagriha, der Hauptstadt dieses Landes, erregte sein Erscheinen, als er mit dem Bettelnapfe von Tür zu Türe ging, kein geringes Aufsehen. Auch Bimbisara, der König des Landes, der eine Begegnung mit dem mönchgewordenen Fürstensohne suchte, erhielt einen tiefen Eindruck von ihm, also daß er ihm sein ganzes Reich und seine Herrschaft anbot. Für ihn aber, der seinen eigenen Palast verlassen, hatte dieses Anerbieten nichts Verfuchliches. „Worum es mir einzig zu tun ist", erwiderte er dem König, „das ist, die vier Qualen des ins Leben Tretens, des Alterns, der Krankheit und des Todes abzuschneiden und die völlige Erlösung zu erwerben." Und er ermahnte den König, sein Volk gerecht zu regieren. Bimbisara war tief bewegt von seinen Worten und bat ihn, wenn er den gesuchten Weg der Erlösung gefunden hätte, dann doch auch seiner nicht zu vergessen. In Magadha suchte der Prinz dann zwei damals gleichermaßen ob ihrer Wissenschaft und ihrer Tugend hochgefeierte Philosophen, Alara Kalama und Udraka Ramaputra mit Namen, auf, auf die ihn der Asket Bhagavat hingewiesen hatte. Aber auch ihre Antworten befriedigten ihn nicht. So faßte er denn den Entschluß, durch eigene Uebung zur vollkommenen Erkenntnis zu gelangen. Für sechs Jahre zog er sich nun in den Wald von Uruvela am Ostufer des Flusses Neranjara zurück, um zu meditieren, und hier unterzog er sich der strengsten Askese. Seine Nahrung beschränkte er auf das äußerste, er nahm an einem Tage nicht mehr als ein Korn Sesamum oder Reis zu sich. Von seinem Gesichte war mit der Zeit alle Farbe gewichen und sein Leib war von der langen Entbehrung ganz ausgemergelt. Als er eines Tages wieder nach seiner Gewohnheit unter Anhaltung des Atems alle seine Gedanken meditierend auf einen Punkt konzentrierte, brach er im Gehen bewußtlos zusammen. Dem aus seiner Ohnmacht wieder zu sich Gekommenen war das eine Lehre. Er war zu der Einsicht gekommen, daß er durch Enthaltung von Speise und Trank, wie überhaupt durch Selbstpeinigungen, nur seinen Leib zugrunde richte, nimmer aber zu dem ersehnten Ziele zu gelangen hoffen könne. Ohne sich darum zu grämen, daß seine fünf Genossen, die ihn bis dahin seiner Ausdauer wegen bewundert hatten, darob an ihm irre wurden, beschloß er seine Lebensweise zu ändern und wieder kräftigere Kost zu sich zu nehmen. Nachdem er ein erfrischendes Bad im Flusse genommen, sprach er dem Reis- und Hirschkuhmilchgericht zu, das ihm ein Hirtenmädchen, Nanda mit Namen, reichte. So gekräftigt, ging er, da ihn die fünf Einsiedler verließen, allein seines Weges nach dem nahegelegenen Buddhagaya. Im Schatten des Bodaiju oder Bodhi-

baumes (Bodhidruma), der dort stand, an dem Orte, wo die Bodhisattvas zu Buddha werden, ließ er sich mit gekreuzten Beinen auf dem sogenannten Diamantensitz (kongoza) nieder, indem er bei sich selber schwor: „Nicht eher will ich diesen Sitz verlassen, als bis ich die vollkommene Erkenntnis erlangt habe.“ So saß er unbewegt in stummem Sinnen.

„Die Ueberwindung der Welt, des Fleisches, der Sünde oder wie sie das Ding sonst nennen“, sagt ein europäischer Autor (Köppen), „das heißt, mythologisch und theologisch ausgedrückt, des Dämons, des Satans, ist es, was eigentlich den Heiligen macht: mit dem Siege über die Versuchung und den Versucher hebt die geistliche Glorie und die Verklärung an.“ So war es auch bei dem Begründer des Buddhismus. Wie er so unter dem Bodhibaume in tiefem Meditieren saß, da hatte er in seinem Inneren noch einen letzten gewaltigen Kampf zu bestehen. Irdische Wünsche und Leidenschaften, die längst in ihm erstorben schienen, wachten in seinem Herzen zu neuem Leben auf und Wahngedanken und Schrecken aller Art bestürmten seine Seele. Es war, als ob Millionen und aber Millionen böser Geister gegen ihn anstürmten, als ob wilde Wölfe ihn umheulten, Tiger brüllten und Schwerter gegen Schwerter schlügen. Der Prinz aber verharrte unbewegt. Noch wilder tobte die Heerschar der Dämone um ihn, ein mächtiger Wirbelsturm erhebt sich, Steine fliegen, der Regen prasselt auf den Dasitzenden nieder, dumpf grollt der Donner. Er regt sich nicht. Als alle diese Schrecken nichts über ihn vermögen, versucht es der böse Feind auf andere Weise. In verführerischer Schönheit nahen sich Maras, des Versuchers, Töchter dem Standhaften, seine Sinne zu berücken. Aber wie sehr sie auch ihre Reize vor ihm spielen lassen und wie lockend sie auch auf ihn einreden, er hat keinen Blick für sie, und alle ihre Künste verfangen nicht gegenüber seiner unbeugsamen Festigkeit. Und wie er so trotz aller Versuchung unerschüttert blieb, da gaben die bösen Geister ihr vergebliches Bemühen auf und verschwanden. Er hatte den Sieg gewonnen. In der Nacht, die diesem Kampfe folgte, hat er sein Ziel erreicht. In der ersten Wache lag die ganze unendliche Welt vor seinem Geistesauge, in der zweiten Wache erkannte er das wahre Wesen alles Seins, in der dritten die Verkettung der Ursachen und Wirkungen der drei Welten, in der vierten endlich, als der Stern Myojo in seinem vollen Glanze erschien, ging ihm die volle Wahrheitserkenntnis auf. Sie entfaltete sich seinem inneren Auge wie eine Lotusblume. Er wußte, daß die drei Welten sein eigen, und daß alle, die darinnen leben, seine Söhne seien. Er hatte Shogaku, die vollkommene Einsicht, erreicht, er war zum Buddha oder Hotoke, zum Erleuchteten geworden.

Es war am 8. Tage des 12. Monats in seinem 35. Lebensjahre, als eben der Morgen dämmerte. Eine andere Tradition freilich gibt dagegen den 8. Tag des zweiten Monats. So ist überhaupt, was die Zeitangaben im Leben des Buddha anlangt, die Ueberlieferung nicht ganz einhellig. Und während wir im

Vorstehenden denjenigen Quellen folgten, die ihn mit 17 Jahren sich vermählen, mit 29 sein Haus verlassen und mit 35 die Buddhaschaft erreichen lassen, sagen andere, daß er allerdings mit 29 Jahren in die Einsamkeit gegangen, aber schon mit 30 als Lehrer aufgetreten sei, wonach er sich denn nur 1 Jahr Kasteiungen unterzogen hätte. Wieder eine andere Ueberlieferung geht dahin, daß er als 19jähriger in die Einsamkeit ging, 12 Jahre lang sich asketischen Uebungen und dem Forschen nach der Wahrheit hingab und am 7. Tag des 2. Monats in seinem 30. Lebensjahre das große Erwachen erlebte. Auch die Angabe findet sich (im Hongyoshu-kyo), daß er bereits 19 Jahre alt gewesen sei, als er Yashudara zur Gemahlin nahm, und mit 29 Jahren Mönch geworden sei. Und so sind der Differenzen mehr.*)

Nicht alsbald nach erlangter Erleuchtung wurde der Erleuchtete zum Erleuchter. Erst nach dreimal sieben Tagen, während deren er mit sich zu Rate ging, ob die Menschen auch wohl im stande sein würden, die Wahrheit, die sich seinem Geist erschlossen, zu verstehen, wenn sie ihnen gepredigt würde, erhob er sich von seinem Sitze unter dem Bodhibaum, um seine Lehrwirksamkeit zu beginnen.

Sein erster Gedanke richtete sich auf die zwei Einsiedler Alara Kalama und Udraka Ramaputra, die er selbst einst, noch ein Suchender, um Belehrung angegangen hatte. Ihnen wollte er nun den Dienst leisten, den sie selbst ihm zu leisten damals nicht im stande gewesen waren. Er mußte erfahren, daß die beiden längst dahingegangen. Darauf entschied er sich, nach Benares zu gehen. Dort, in einem Parke, dem sog. Rokuya-on oder Wildpark, traf er seine einstigen Begleiter, die fünf Asketen, wieder, die an ihm irre geworden waren und sich von ihm abgekehrt hatten, als er aufhörte, durch außerordentliche Kasteiungen das Heil zu suchen. Als sie des Herankommenden ansichtig wurden, nahmen sie sich vor, ihm, der ihnen ein Gefallener war, keinen Platz anzubieten, ein Vorsatz freilich, den sie, von der Majestät seiner Gestalt und der Würde seiner Haltung getroffen, alsbald fahren lassen mußten. An sie richtete er nun seine erste Predigt, in der er sich über die Vier Wahrheiten und den Achtgliederigen Pfad ausließ. Man bezeichnet diese Predigt, durch die er seine fünf ersten Jünger gewann, als *shotenhorin*, die erste Drehung des Rades der Lehre.

Das Gerücht von dem Buddha drang auch zu dem Sohn eines reichen Hauses in Benares, namens Yasa. Er begab sich zu ihm

*) Die von den buddhistischen Texten gewöhnlich angenommene Chronologie, von welcher der Verfasser in Einzelnem abweicht, bezeichnet die verschiedenen Perioden des Lebens Shakas mit folgenden Formeln:

1. Jū-ku yujō, Flucht aus der Welt mit 19 Jahren;
2. Roku kugyō, Die Kasteiungen der 6 Jahre;
3. Go sai yureki, 5 Jahre des Umherwanderns und Forschens;
4. San-jū jōdō, Erlangung der Erleuchtung mit 30 Jahren;
5. Seppō doshu jō go-jū nen, 50 Jahre hindurch gehaltene Predigten über die Erlösung aller Wesen;
6. Esoku gudō hachi-jū jū, Ende seiner Laufbahn mit 80 Jahren.

in den Wildpark, hörte seine Predigt und bekehrte sich nicht nur selbst, sondern führte ihm auch seine Eltern und sein Weib zu. So war auch der erste Anfang zu einer Gemeinde männlicher und weiblicher Laienanhänger (Upasaka und upashika) gemacht.

Drei Monate verweilte Buddha im Rokuya-on und gewann sich in dieser Zeit 56 Jünger. Alsdann wandte er sich, des dem König Bimbisara gegebenen Versprechens eingedenk, um diesem ein Lehrer zu werden, nach Radjagriha (jap. Oshajo), der Hauptstadt des Reiches Magadha. Es setzte aber eben die Regenzeit ein, die in Indien vom 16. des 5. (Mond-) Monats bis zum 15. des 8. Monats dauert. Das ist eine Zeit, in der die durchweichten Wege ungangbar sind und die Hitze und die Feuchtigkeit eine üppige Vegetation aufschießen lassen. Da wimmelt es auch von sprossendem Insektenleben aller Art auf dem Boden, das mit jedem Schritte zu zertreten in Gefahr ist, wer da wandert. Buddha stellte deshalb sein Wandern vorerst ein und hielt sich unterwegs an einem Orte still. Hier unterrichtete er die Jünger, die er bisher gefunden, ließ sich von ihnen melden, was sie im verflossenen Jahre, die von ihm vernommene Wahrheit weiterverkündend, ausgerichtet hatten, und nahm ihre Beichten entgegen. In der Folge blieben diese Regenmonate jedes Jahr eine Zeit stiller Einkehr für die Buddhagemeinde.

Als die drei Monate um waren, setzte Buddha seine Wanderung fort. In Uruvela begab er sich zu dem Anachoreten Uruvela-Kasyapa, dem Haupte einer Sekte von Feueranbetern. Mit 500 seiner Schüler bekehrte sich dieser, von seinen Worten überzeugt, zu ihm. Ein gleiches taten dessen Brüder Nadi Kasyapa und Gaya Kasyapa, deren einer ihm 300, der andere 200 Schüler als neue Gläubige zubrachte, die ihren Feuerkult aufgaben. So war es eine zahlreiche Jüngerschaft, von der geleitet Buddha seine Wanderung nach Radjagriha fortsetzen konnte. In einem vor den Toren der Residenz gelegenen Gehölze Yachtivana machte er Halt. Hieher strömte das ganze Volk der Stadt, zu dem das Gerücht des großen Lehrers gedrungen war, und war nicht wenig verwundert, aus dem Munde der drei berühmten Häupter der Feueranbeter selbst zu hören, daß und warum sie sich von ihrem bisherigen Glauben ab der Lehre des Erleuchteten zugewandt. Alsbald folgte der König selbst und sein Volk, dem Brahmanismus absagend, ihrem Beispiel. Ein Reicher der Stadt namens Karanda oder Karandaka machte dem Buddha einen ihm gehörigen Bambushain Veluvana oder Venuvana (jap. chiku-on) zum Geschenk, in dem der König das nachmals so berühmt gewordene Kloster Chikurin-shoja für ihn erbauen ließ. Während Buddha hier seine Lehre verkündete, kamen auch zwei der gelehrtesten Brahmanen, Sariputra und Maudgalyayana, zu ihm, sich mit ihren 250 Jüngern als Schüler zu seinen Füßen zu setzen. Von ihm gewonnen, wurden sie in der Folge seine ausgezeichnetsten Anhänger, „der rechte und der linke Arm des Buddha“. Auch Maha-Kasyapa, noch berühmter als Gelehrter als diese beiden, glaubte an ihn. Der Ruhm

des Erleuchteten breitete sich immer mehr aus. Auch nach Kapilavastu war er natürlich bald gedrungen. Dem Wunsche seines königlichen Vaters folgend, begab er sich in seine alte Heimat. Hier nahm er auf ihr Bitten seine Tante, des Königs Gemahlin Pradjapati, und seine eigene Gattin Yashodhara in seinen Orden auf. Beide wurden so die ersten Nonnen (Bikuni) desselben. Zusehends wuchs Buddhas Einfluß. Ein in Radjagriha von ihm bekehrter Reicher Anathapindala (Sudatta) hatte ihm ein prächtiges Kloster als Geschenk dargeboten, das er in dem bei S'ravasti gelegenen Jetavana-Park erbaut hatte. Dieses Kloster, das sogenannte Gion-shoja, und das schon erwähnte Chikurin-shoja wurden die zwei großen Hauptstätten der Verkündigung Buddhas. Die hauptsächlichsten anderen waren der Ryojusen (Gridhrakuta) bei Radjagriha und das Dairin-shoja (Mahavana Samgharama) in Vaisali.

45 (nach der anderen Version, die seine Erleuchtung in sein 30. Lebensjahr verlegt, 49) Jahre hindurch wirkte Buddha als Lehrer, indem er wie ein weiser Arzt für jeden Kranken und für jede Krankheit eine besondere Arznei bereit stellte, das heißt: seine Lehre dem jeweiligen Bedürfnis und Verständnis seiner Hörer anpaßte (obyo yo yaku tsui ki seppo).

Ist unsere japanische Vorlage schon so weit über eine Menge von Einzelheiten aus der Zeit von Buddhas Lehrwirksamkeit hinweggegangen, so faßt sie sich auch sehr kurz, indem sie zum Schluß auf sein Ende oder, wie es in buddhistischer Sprache heißt, auf sein Eingehen in die Vernichtung (nyumetsu), d. i. sein Nirvana zu sprechen kommt. Im 45. Jahre seines Wirkens, so erzählt sie, wurde Buddha krank. Ein Schmied namens Kunda in Kusinagara nahm ihn bei sich auf. Sein Befinden verschlimmerte sich immer mehr. In einer grünen Allee von Sala-Bäumen sich ergehend, bat er, von gesteigerten Schmerzen erfaßt, seinen treuen Jünger Ananda, ihm ein Lager zu bereiten. Sein Haupt, wollte er, sollte nach dem Norden, sein Gesicht nach dem Westen gekehrt sein, und mit gestreckten Beinen begehrte er auf der rechten Seite zu liegen. Ananda brach in Tränen aus, indem er des Meisters Ende herannahen sah. „Ach, Heiliger", sprach er schmerzbewegt, „gehst du in das Nirvana ein, so haben wir fürder keinen Lehrer mehr. An wen soll ich mich wenden, um zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen?" Der Heilige aber tröstete ihn mit freundlichem Zuspruch: „Sei nur getrost! Es ist nun eben, wie ich euch immer gesagt: alles, was da ist, ist vergänglich; was sich zusammengefunden, muß sich auch wieder trennen. Haben selbst die Diamantkörper der Buddhas der Vergangenheit, dem Gesetze der Vergänglichkeit unterworfen, sich verändern müssen, wie sollte ich allein eine Ausnahme sein können? Ananda, du bist allezeit um mich gewesen, um mir zu dienen; du bist darum auch würdig, großen Lohnes teilhaftig zu werden."

In Kusinagara lebte damals, 120 Jahre alt, ein durch Weisheit wie Tugend gleich berühmte Brahmine namens Subhadra.

Der kam herbei und sprach zu Ananda: „Ich höre, der Buddha ist im Begriffe, zum Nirvana einzugehen. Ich habe nun noch Zweifel, die ich mir gerne von ihm lösen ließe.“ Ananda erwiderte ihm: „Ja, der Buddha ist im Begriffe, zum Nirvana einzugehen. Daß du ihm seine Ruhe nicht störest!“ Subhadra drängte: „Es ist schwer, eine Zeit zu finden, da ein Buddha auf Erden erscheint, und es ist schwer, die echte Lehre zu Gehör zu bekommen. Es ist mir sehr darum zu tun, daß meine Zweifel gelichtet werden. Ich will wohl acht haben, daß ich den Meister nicht in seiner Ruhe störe. Bitte, laß mich ihm meine Zweifel vortragen!“ Der Buddha, der diese seine Worte hörte, ließ ihn zu seinem Lager kommen, und in aller Ruhe ihm die Lehre von den Vier Wahrheiten vortragend, klärte er unmittelbar vor seinem Hingang ihm sanftmütig alle seine Zweifel. Alsdann wandte er sich zu Ananda und sprach: „Wenn ich nun gestorben sein werde, daß ihr mir nicht klagt: wir haben keinen Lehrer mehr! Die Ordensregeln, die ich euch gegeben, sie sollen euer Lehrer sein.“ Und wiederum sprach er: „Wo euch etwa noch ein Zweifel bezüglich meiner Lehre verblieben wäre, so fragt mich jetzt, dieweil es noch Zeit dazu ist, damit ihr nachher nicht zu bedauern habt, daß ihr es nicht getan!“ Und endlich: „Meine Mönche! Kein Ding ist von Bestand. So tut doch nur ja recht dazu, euch loszumachen von der Welt! Das Gesetz, das über allen Dingen in der Welt, beweglichen wie unbeweglichen, waltet, ist seiner Natur nach Unbestand und Veränderlichkeit. Hört einen Augenblick auf zu reden, denn ich will zum Nirvana eingehen. Das ist meine letzte Unterweisung.“ Und indem er also sprach, wurde er still, und sachte umhüllte ihn des Nirvanas Wolke. Es war am 15. Tage des 2. Monats des Jahres 479 v. Chr. G., um die mitternächtige Stunde.

Ein Heiland der Menschen zu werden, war er, der als Sohn eines Königs geboren worden und dem es an keiner Herrlichkeit gebrochen, in die Hauslosigkeit gegangen und hatte allen weltlichen Genüssen Valet gesagt. Allen Schmerz und alles Leiden hat er auf sich genommen und kannte, seit er plötzlich selber zur Erleuchtung gekommen war, kein Ermatten, das Licht weiterleuchten zu lassen. Von Osten nach Westen und von Westen nach Osten wanderte er unermüdlich hin und her, seine Lehre zu verkünden, bis er, ein Achtzigjähriger, verschied, — in seiner ganzen Persönlichkeit unverkennbar die Verkörperung des sittlichen Ideals wahrer Menschlichkeit!

Halbjahresbericht.

Von Pfarrer R. Wilhelm aus Tsingtau.

1. Allgemeine Lage.

Das vergangene Jahr hat für China alle die Schwierigkeiten gebracht, die in Reformzeiten so häufig sind. Die Regierung zeigt den besten Willen zum Fortschritt, aber dieser Fortschritt läßt sich nicht mit Erlassen und Dekreten allein beschleunigen. Um wirklich vorwärts zu kommen, bedarf es einer Neu-

organisation des ganzen Gesellschaftswesens an Haupt und Gliedern. Derartige Vorgänge aber spielen sich langsam und unsichtbar ab, so daß es sehr schwierig ist, ihre Aeußerungen zu verfolgen und richtig zu beurteilen. Die Regierung besitzt augenblicklich wohl keinen Mann von überragender Bedeutung, wie das früher der Fall war, wo das Interesse des Auslandes sich immer auf einzelne, hervorragende Namen konzentrieren konnte. Dennoch war sie in schweren und entscheidenden Kämpfen begriffen. Es handelt sich für die gegenwärtige Mandschuregierung, neben der Modernisierung Chinas in Anlehnung an europäische Muster, vor allem um ein energisches Brechen mit dem Kurs der letzten fünfzig Jahre.

Seit nämlich aus Anlaß der sogen. Taipingrebellion die chinesische Mandschuaristokratie sich unfähig erwiesen hatte, mit den Aufständigen aus eigner Kraft fertig zu werden, ihre Niederwerfung vielmehr nur mit Hilfe ihrer chinesischen Beamten, an der Spitze Tseng Go Fan und Li Hung Dschang, ermöglicht wurde, hatte mehr und mehr ein Prozeß der Dezentralisation eingesetzt. Die Satrapen der einzelnen Provinzen führten die Regierung und die Reformen, soweit sie solche für gut befanden, auf eigene Rechnung durch. Sie hatten nur ihre jährlichen Beiträge nach Peking abzuliefern und waren im übrigen sehr unabhängig. Das bedeutete jedoch einen Uebergang der Macht aus der Hand der Mandschus an die chinesische Literatenklasse. Diese Verhältnisse gingen bekanntlich schließlich soweit, daß die Regierung, wie zur Boxerzeit, mit in Krieg verwickelt werden konnte, ohne daß sich die Provinzialautoritäten an diesem Kriege beteiligten. Immerhin, solange die verstorbene Kaiserin-Witwe mit ihrer überragenden Autorität vorhanden war, ging alles seinen geordneten Gang. Anders wurde die Sache jedoch bei ihrem Tode. Es wurde für die Regierung zur Lebensfrage, die Fäden der Macht wieder in Peking vereinigen zu können, da nur auf diese Weise ein Auseinanderfallen Chinas in verschiedene Bruchteile vermieden werden und eine einheitliche Durchführung der Reformen erzielt werden konnte. Zentralisierung bedeutet in China gegenwärtig immer eine Stärkung des Einflusses der Mandschupartei. Eine solche Stärkung war jedoch nicht ohne weiteres zu erreichen, da es, wie gesagt, der Mandschupartei an überragenden Persönlichkeiten fehlt. Mit der Zentralisierung der Regierungsgewalt mußte daher eine Zentralisierung des Volkswillens durch parlamentarische Einrichtungen handinhand gehen. Nur indem so gleichzeitig von oben und von unten her gegen die Macht der Provinzial-Gouverneure vorgegangen wurde, konnte ihr Einfluß gebrochen werden. Das ist der Sinn der weitgehenden Nachgiebigkeit, die die Regierung gegen die parlamentarische Bestrebungen des Volks gezeigt hat.

Das vergangene Jahr wird stets für China merkwürdig bleiben als Zeitpunkt des Zusammentritts des sogen. Reichsausschusses, der sich bald zu einer Art konstituierenden Vorparlaments

entwickelte. Es hat heiße Kämpfe um die Macht gegeben während der Zeit seiner Tagung. Denn dieser Reichsausschuß, der ursprünglich nur als beratende Behörde zur Vorbereitung des Parlaments gedacht war, hat sehr bald seine Stellung ganz anders aufgefaßt und sich als vertretende Körperschaft zur Verteidigung des Volkswillens gefühlt. Er ging sehr energisch gegen den Reichsrat, die eigentliche höchste Regierungsbehörde, vor, und es mag dieser Behörde manchmal etwas unbehaglich geworden sein bei den energischen Forderungen nach einem verantwortlichen Ministerkabinett und sonstigen konstitutionellen Einrichtungen, bis schließlich die Vertagung des Reichsausschusses auf unbestimmte Zeit den Wortkämpfen zunächst ein Ende setzte.

Die Lage der Regierung wurde noch weiter erschwert durch verschiedene politische Verwicklungen mit Rußland und Japan in Beziehung auf die Mandschurei und die westlichen chinesischen Kolonialgebiete, wo die vordringende, kolonisatorische Tätigkeit der Chinesen den Russen ein Dorn im Auge ist. Auch England schien die Lage benützen zu wollen, indem es, wohl nach vorangegangener Abmachung mit Frankreich, in die chinesische Südprovinz Yün nan vorrückte, so daß die Lage sich im Laufe des Frühlings 1911 so zuspitzte, daß es zur Zeit des russischen Ultimatums an China einen Moment den Anschein hatte, als warteten die 4 genannten Nationen nur auf ein Zeichen, um sich wesentliche Gebietsteile Chinas anzueignen. Die Regierung befand sich namentlich deswegen in einer doppelt schwierigen Lage, weil sie einem militärischen Angriff von außen her zur Zeit noch keine genügenden Streitkräfte hätte entgegensetzen können. Sie war also auf diplomatische Geschicklichkeit und Nachgeben angewiesen. Jede Nachgiebigkeit dem Ausland gegenüber facht aber in der jungchinesischen Bevölkerung aufs neue den Haß gegen die Mandschuklasse an, und es muß als ein Zeichen dieses Hasses angesehen werden, daß erst in letzter Zeit wieder ein mandschurischer Bannergeneral in Canton von einem Revolutionär ermordet wurde. Von dieser feindseligen Haltung der Mächte heben sich in China in vorteilhaftem Lichte ab: die Vereinigten Staaten von Nordamerika und das Deutsche Reich. Was das letztere anlangt, so ist die energische Unterstützung, die man China bei der Reorganisation des Schulwesens von deutscher Seite aus hat zuteil werden lassen, auf dankbaren Boden gefallen, und es wird sicher auf die Dauer die weise Zurückhaltung der deutschen Politik und die Unterstützung, die man China bei seinen Reformschwierigkeiten entgegenbringt, für Deutschland noch zum Vorteil gereichen.

Es ist kein Wunder, daß man darum bei der chinesischen Regierung ganz besondere Hoffnungen auf den Besuch des deutschen Kronprinzen gesetzt hatte. Monatelang war die Presse voll von Nachrichten über diesen Besuch, kostspielige Vorbereitungen wurden getroffen, und in Privatunterhaltungen hörte man immer wieder und wieder nach der Sache fragen. Es ist wohl nicht ganz ausgeschlossen, daß man in China da und dort von der Kron-

prinzenreise nicht nur die Festigung der freundschaftlichen Beziehungen erhoffte, sondern vielleicht auch ein aktives Eingreifen des deutschen Thronfolgers zu Gunsten Chinas nicht für unmöglich hielt. Es ist klar, daß dadurch unter Umständen recht peinliche Spannungen hätten entstehen können, namentlich da der Kronprinz ja sowohl Peking als Tokio zu besuchen beabsichtigt hatte.

Die Pestgefahr, deren Entstehung einer amerikanischen Handelsunternehmung*) den letzten Anlaß verdankt, bildete eine weitere Schwierigkeit. Besonders bedenklich wurde diese Epidemie, die in der Mandschurei ausgebrochen war, dadurch, daß chinesisch Neujahr vor der Türe stand und viele Arbeiter, namentlich aus Schantung, die im Sommer in der Mandschurei ihren Lebensunterhalt suchen, über diese Zeit nach Hause zurückzuwandern pflegen. Bei dem ungemein plötzlichen Verlauf der Krankheit würde dadurch jedoch unter normalen Verhältnissen keine rapide Verbreitung haben stattfinden können, da die Angesteckten ihrer Krankheit erlegen wären, lange ehe sie entferntere Gegenden erreicht hätten. Bedenklich wurde die Sache erst durch die Möglichkeit rascher Beförderung, die die neuen Eisenbahnlinien gewährten. Es zeigt sich aus diesem Anlaß, daß die europäische Zivilisation unter Umständen auch schwere Gefahren mit sich bringen kann. China kann vielleicht die Lehre aus dem Vorgang ziehen, daß es nicht angängig ist, nur die Maschinenkultur Europas äußerlich zu übernehmen ohne die Anpassungsvorrichtungen des europäischen Geisteslebens, die in Form von wissenschaftlichen Bemühungen und hygienischen Vorkehrungen, die mit jenen Maschinen verbundenen Gefahren abzuhalten vermögen. Man muß auch anerkennen, daß die chinesische Regierung die ihr dargebotene Hilfe angenommen hat und unter sehr bedeutenden Geldaufwendungen alles getan hat, was in ihren Kräften stand, um die Krankheit an einer weiteren Verbreitung zu hindern. So scheint nun auch die schlimmste Gefahr vorüber zu sein, insbesondere ist das deutsche Schutzgebiet, das durch sorgfältige Quarantänemaßregeln abgesperrt war, von der Pest verschont geblieben, wenn auch andere schwere Krankheiten, wie der Flecktyphus, dem unter anderen Herr Dr. Wunsch erlegen ist, manche Opfer kosteten.

Diese Vorgänge, die das ganze chinesische Volk erschütterten, waren auch von Einfluß auf das religiöse Leben. Das rein theoretische und dogmatische Interesse tritt auch bei den chinesischen Christen immer mehr zurück. Es sind hauptsächlich die praktischen Fragen, die sie interessieren, und es ist interessant zu beobachten, wie gerade die gegenwärtigen Umwandlungszeiten die verschiedenen Volksklassen in China einander näher bringen. Während früher die christlichen Missionskirchen kaum noch einen Zusammenhalt

*) In der Mongolei gibt es eine Art von Murmeltieren, die seit mehreren Jahren von der Pest heimgesucht werden. Da die Pelze sehr gesucht waren, wurde die Jagd trotz der großen Ansteckungsgefahr sehr eifrig betrieben. Der erste Herd der Pestepidemie war eine Fellniederlage einer amerikanischen Firma in Harbin.

mit dem übrigen chinesischen Volk hatten, sondern, auf die Fremden gestützt, sich von ihren Mitbürgern getrennt und von diesen hinwiederum manche Verfolgungen zu dulden hatten, beginnt man jetzt die nationale Einheit bei Christen und Nichtchristen sehr stark zu fühlen. Das bringt auf der anderen Seite ein gewisses Abrücken von den fremden Missionaren mit sich, während umgekehrt die demokratischen Ideen, die sich im Gefolge der Missionen, namentlich von Amerika her, in China verbreiteten, eine gewisse Annäherung der von ihnen beeinflußten Missionskreise an die Partei der Reformer (bis auf einen gewissen Grad selbst der Revolutionäre) herbeiführen. In Zeiten solcher starken Volksbewegungen regt sich auch das psychische Leben, und so ist es denn auch in China zu sogen. Erweckungen gekommen, religiösen Versammlungen, zu denen sich Tausende herandrängten, um von der neuen Lehre zu hören. Natürlich sind diese Bewegungen noch keineswegs abgeklärt. Religiöse Volksbewegungen hat es in unruhigen Zeiten in China immer gegeben. Daß sie sich gegenwärtig mehr dem Christentum als der moderneren Religion zuwenden, ist bei der Lage der Dinge nur natürlich. Was schließlich daraus werden wird, läßt sich jetzt noch nicht absehen. Für uns aber ergibt sich daraus, daß wir, inmitten der Stürme ringsum, ruhig und klar auf unserem Posten stehen und unbeeinflußt von Zeitströmungen nur die ewigen Wahrheiten des Christentums vertreten.

2. Deutsch-Chinesisches Seminar.

Erfreulicher Weise hat sich gezeigt, daß der Einfluß der Deutsch-Chinesischen Hochschule auf unsere Schularbeit nur günstig war. Wir hatten das ganze Jahr hindurch etwa 120 Schüler. So zeigt sich denn, daß unsere Schularbeit auch neben der staatlichen Hochschule und in Ergänzung zu ihr einen dankbaren Boden findet. Es ist auch nicht nur die große Zahl von Schülern, die uns Freude macht, sondern vielmehr der ganze Geist der Arbeitsamkeit und des gegenseitigen Vertrauens, der das ganze Jahr charakterisierte.

Pfarrer Schüler und Herr Blumhardt, letzterer vom 2. Semester ab, beteiligten sich am Unterricht. Bekanntlich teilt sich der Schulkurs in drei Stufen: drei Jahre Elementarschule, die hauptsächlich den chinesischen Grundlagen gewidmet sind; vier Jahre Mittelstufe mit Unterricht im Deutschen und den elementaren chinesischen und europäischen Wissenschaften. Nach Ablauf dieser Stufe haben die Schüler ein Examen abzulegen, auf Grund dessen sie ein Abgangszeugnis erhalten. Der Umstand, daß sämtliche Schüler unserer Schule, die nach Absolvierung dieses Kurses an die Hochschule abgingen, die dortigen Aufnahmeprüfungen bestanden haben, war offenbar von günstigem Einfluß für unsere Sache. Soweit die Schüler nicht an die Hochschule oder in kaufmännische Geschäfte abgehen, ist ihnen die Möglichkeit geboten, in der dreijährigen Oberstufe sich für das Lehrfach auszubilden.

Der Schulbetrieb im Seminar hat sich im Lauf des vergangenen Jahrs auf der Oberstufe in der Richtung weiter entwickelt, daß außer den eigentlichen Schulstunden eine Art von freiem Verkehr mit den älteren Schülern sich herausbildete, indem ich versuchte, sie mehr und mehr in eigne Arbeit und Forschung einzuführen. So wurden denn je nach der Begabung und Neigung der einzelnen die Arbeit verteilt. Einer wurde herangezogen zu Uebersetzungen auf philosophischem Gebiet, andere halfen beim Abschreiben und Hektographieren der Lehrbücher in Physik, Chemie, Geschichte usw. Auf diese Weise bekommen dann die Bücher, an deren Entstehen sie selbst gewissermaßen Anteil hatten, für die Schüler etwas weit Intimeres, als wenn sie sie fix und fertig zum Auswendiglernen in die Hand bekämen. Diese Art freierer, gemeinsamer Arbeit, bei der die Schüler auch selber etwas leisten, entspricht auch sehr einem Zug im chinesischen Wesen; denn die Chinesen sind doch nicht bloß die Examensmenschen, als die sie in der Welt bekannt sind. Im Gegenteil, ich finde, daß das Examenswesen grade auch für die chinesischen Schüler etwas bemühendes an sich hat. Ich bin damit beschäftigt, einen Weg ausfindig zu machen, wie man den toten Punkt im Examen beseitigen kann. Denn die Erfahrung zeigt auf der andern Seite doch auch, daß die Schüler gründlicher und besser arbeiten, wenn irgend ein festbestimmtes Ziel vor ihnen steht, das sie erreichen müssen, als wenn jede Prüfung einfach wegfiele. Die neuen Ideen, daß man den Schülern alles nur spielend beibringt, haben zum mindesten in China wenig Hoffnung auf Erfolg. Lernen ist für den Chinesen eine Arbeit, und die Freudigkeit geleisteter Arbeit stellt sich am ehesten dann ein, wenn durch wirkliche Anstrengung ein festes geistiges Besitztum erworben wird. Ja sogar das Auswendiglernen, zu dem die Chinesen eine natürliche Begabung haben, läßt sich, richtig verstanden und ohne mechanischen Drill angewandt, fruchtbar machen. Es ist nicht richtig, diese Möglichkeiten ohne weiteres brach liegen zu lassen. Eine ganze Reihe von sogenannten modernen Schulen bringen es zu nichts rechtem, weil sie die für Schulzucht und Willensbildung wertvolle Lernarbeit ausschalten, so daß die Schüler, die von allen möglichen Wissenschaften eine halbe Ahnung haben, nur vorlaute und rebellische Menschen werden, die nachher keinen Posten wirklich tüchtig ausfüllen können, weil sie ihre ganze Schulzeit über zu weichlich gegen sich selber waren. Ich habe nun dieses Jahr versucht, anstelle der Abschlußprüfung der abgehenden Schüler freie Arbeiten aus dem Gebiet ihrer wissenschaftlichen Fächer machen zu lassen, deren Themata möglichst den ganzen Stoff des Unterrichts umfaßten. Die Erfahrungen, die ich dabei gemacht habe, sind recht befriedigend ausgefallen. Daß ich mich auf diese Weise den älteren Schülern widmen konnte, kam zum guten Teil auch daher, daß die Oberstufe nur aus wenigen Schülern besteht, so daß sich ein persönliches Verhältnis zu allen durchführen läßt. Dieses freundliche Zusammenleben von Lehrern und Schülern fand darin auch einen äußer-

lichen Ausdruck, daß die regelmäßigen Sonntagsgottesdienste viel mehr besucht waren als in früheren Jahren. Das ist erwähnenswert, weil wir hier das Prinzip haben, den Schülern in dieser Beziehung unbedingte Freiheit zu lassen. Wer aus eignem Interesse kommt, um etwas zu hören von der Verkündigung der christlichen Wahrheit, ist uns von Herzen willkommen, und nichts sehe ich lieber, als wenn das Interesse an den eigentlichen Fragen des Lebens alle Schüler ergriffe, aber eben weil nur eignes Suchen etwas findet, habe ich nie einen Druck auf die Schüler ausgeübt, um sie herbei zu nötigen. Das Zusammenkommen, um sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, darf nichts gezwungenes an sich haben, da man dann äußerlich Disziplin und Ordnung halten muß. Aus solchen erzwungenen Zuhörern kommt doch der Funke des Lebens nicht heraus. Auch hier ist ein Punkt, dessen Entwicklung man ohne taktloses Zugreifen dem Geist überlassen muß, der weht, wo er will. Aber gerade deshalb ist es besonders erfreulich, wenn neben den Fragen der Wissenschaft auch die Frage nach dem Lebensgrund bei einer größeren Anzahl von Schülern wach wird.

Wir sind in unserer Seminararbeit an einen gewissen Abschnitt gekommen, insofern als diesesmal die letzten der Schüler, die seit Gründung der Schule bei uns waren, ihr Abgangsexamen machten. Der Schulschluß und die Verabschiedung der Abiturienten gestaltete sich zu einer intimen Feier aus, bei der außer dem Lehrkörper und Herrn Inspektor Witte, auch einige chinesische Bekannte anwesend waren. Bei der daran sich anschließenden Reise, die ich mit meiner Frau zur Begleitung von Herrn Witte durch Schantung machte, konnten wir dann einen hübschen Ueberblick gewinnen, wie weit die Fäden reichen, die von unserer Schule ausgehen. Sowohl im Zug, als auch auf den verschiedenen Stationen, wo wir uns aufhielten: in Tsingtschoufu, Tsinanfu, Taianfu, Weihsien, überall trafen wir mit früheren Schülern zusammen, die zum Teil recht gute Stellungen haben und sich freuten, einige Stunden mit uns zusammen sein zu können. Solange ein solcher innerer Zusammenhang besteht, dürfen wir die Ueberzeugung haben, daß unsre Arbeit einen Platz ausfüllt, auch wenn wir manche Schwierigkeiten nach außen hin haben, die allerlei Mißverständnissen entspringen. So sehen wir denn unsre Aufgabe darin, auf unserem Posten auszuharren durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, solange wir eine Arbeit zu tun haben, die wertvoll ist für die Ausbreitung wahren und freien Lebens.

Im neuen Schuljahr wurden wieder manche Veränderungen in der Schuleinteilung nötig, da Pfarrer Schüler Mitte Februar nach Shanghai ging, um das dortige deutsche Pfarramt zu übernehmen und gleichzeitig unter den Chinesen tätig zu sein. Herr Blumhardt wird unter diesen Umständen noch eine Zeit lang hier bleiben müssen, damit wir nicht zu viele Lehrkräfte auf einmal verlieren.

Aus der Mission der Gegenwart.

Deutsches Institut für ärztliche Mission.

Das Deutsche Institut für ärztliche Mission versendet folgenden Bericht:

1. Für unsern Direktor, Herrn Dr. Fiebig, der zu unserem Bedauern genötigt ist, am 1. Oktober 1911 in den Ruhestand zu treten, haben wir Monate lang einen vollwertigen Ersatz gesucht, und zwar sind wir in erster Linie darauf ausgegangen, einen früheren Missionsarzt zu gewinnen. Die Missionsgesellschaften, deren Rat wir in dieser wichtigen Frage erbeten hatten, nannten uns in dankenswerter Weise Namen, vermochten uns aber keine geeignete, jetzt verfügbare Kraft nachzuweisen. Leider waren unsere vielfachen Anfragen und Bemühungen ohne Erfolg. Ist es uns somit nicht gelungen, schon für den nahen Termin des 1. Oktober einen Missionsarzt zu bekommen, so steht uns ein solcher doch für spätere Zeit in Aussicht.

Im Hinblick auf diese Sachlage hat sich der mit der Erledigung dieser Frage betraute Ausschuß entschlossen, zunächst ein Provisorium zu schaffen, zumal da auch mehrere Anfragen an ältere und jüngere Aerzte, die zwar nie in den Tropen waren, aber sonst passend schienen, zu keinem Ergebnis führten. Auch der naheliegende Gedanke, einen früheren Missionar als Hausvater zu berufen, wurde wieder fallen gelassen, weil wir uns auf Grund eines umfangreichen Briefwechsels davon überzeugt haben, daß es sehr schwer gewesen wäre, für die mancherlei Aufgaben der Hausverwaltung, Hausseelsorge, Reiseredner-Tätigkeit, Führung der Korrespondenz usw. den geeigneten Mann zu finden. Außerdem aber hätte im Falle der Berufung eines Missionars unser Herr Dr. Olpp, der vom 1. Oktober an die Direktion zunächst allein übernehmen wird, in allen ärztlichen Dingen keine Unterstützung gehabt, die er doch notwendig braucht.

So sind wir zu dem wohlerwogenen Beschluß gekommen, einen jungen Missionsmediziner, Herrn cand. med. von Benoit, der demnächst seine Approbation in der Schweiz erstehen wird, als Assistenten für Herrn Dr. Olpp zu berufen. Wir freuen uns, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der bei Gelegenheit einer Reise zur christlichen Studentenkonferenz in Tokio eine Reihe von Missionshospitälern kennen gelernt hat und Erfahrung im Halten von Vorträgen vor größeren Kreisen besitzt. Für die Instandhaltung von Haus und Garten gewannen wir in unserem Diakon Baumann den rechten Mann. Er hat früher im Rheinischen Missionsspital in Tungkun jahrelang treue und ersprießliche Dienste geleistet und gemeinsam mit seiner Frau, einer geprüften Krankenpflegerin, seit einem Jahr in unserem Schwesternheim die Kranken versorgt. Auf diese Weise glauben wir, die wichtige Frage der Neubesetzung zunächst zweckentsprechend gelöst zu haben.

2. Von unserem Tübinger Institut ist folgendes zu berichten:

Während wir bisher nur Schwestern für den Hebammendienst in der Mission ausbildeten, ist es durch das Entgegenkommen der Leiter der Universitätskliniken ermöglicht worden, daß wir jetzt auch Krankenschwestern für den Missionsdienst ausbilden können. Vorgesehen ist ein einjähriger Kurs (3 Monate in der medizinischen Klinik, 6 Monate in der chirurgischen und 3 Monate in der Augenklinik). In den ersten 9 Monaten wohnen die Schwestern im Schwesternheim und haben monatlich 75 Mark für Verpflegung zu entrichten, während ihnen die Augenklinik 3 Monate lang bei vollem Dienst freie Station bietet. Alle Schwestern erhalten außerdem einen tropenmedizinischen Kurs, zu welchem auch Bräute und Missionarsfrauen eingeladen sind. An den Krankenpflegekurs kann sich der Hebammenkurs anschließen.

Im Anbau des Schwesternheims stehen sechs Zimmer für erkrankte oder erholungsbedürftige Angehörige der Mission zur Verfügung. Diakon Baumann, der schon nahezu ein Jahr bei uns tätig ist, wird vom 1. Juli dieses Jahres ab definitiv angestellt werden. Aerztliche Behandlung und Krankenpflege liegen also in sachverständigen Händen. Für volle Verpflegung einschließlich ärztlicher Behandlung sind 4 Mk. pro Tag zu entrichten. Auch der Mission nicht angehörende Tropenkranke können bei uns Aufnahme finden und werden nach dem Tarif der Tübinger Kliniken verpflegt und behandelt (Verpflegung 1. Kl. 6 Mk. pro Tag, ärztliche Behandlung 25 Mk. pro Woche, erste Untersuchung 15 Mk.).

Wir laden die Missionsgesellschaften ein, von den neu dargebotenen Gelegenheiten der Krankenschwestern-Ausbildung und Krankenbehandlung Gebrauch zu machen und sich mit der Institutsleitung ins Benehmen zu setzen.

Unser Verwaltungsratsmitglied, Herr Professor Dr. von Schleich, teilt als Dekan der Medizinischen Fakultät mit, daß diese der jetzigen Gestaltung der Kurse für Missionare zustimmt.

Für das kommende Sommersemester sind bereits angemeldet: 12 Missionsmediziner und 1 approbierter angehender Missionsarzt, 5 andere Studenten der Medizin, 4 Missions-Medizinschüler, 1 Missionstheologe, 1 Missionar, 5 andere Theologen und 1 Studierender der Philosophie; zusammen 19 Missionsangehörige und 11 Nichtmissionsangehörige. Die Zahl der Missionsmediziner ist in erfreulicher Zunahme begriffen. Einige Anmeldungen sind noch zu erwarten, so daß das Institut wieder vollbesetzt sein wird.

3. Nach den Mitteilungen unseres Rechners, des Herrn Bankier Max Hartenstein, beträgt der Bank-Saldo zu Gunsten des Instituts 37 967.97 Mk., zu Gunsten des Missionskrankenhauses (speziell dafür eingegangene Beiträge) 12 412.71 Mk.

Dr. Lechler.

Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

The Church Missionary Review. Von Juli 1909 bis Dezember 1910.

Die Monatsschrift der Church Missionary Society bringt wie stets Aufsätze verschiedenster Art aus dem weiten, alle Erdteile mit heidnischer Bevölkerung umspannenden Gebiet der Tätigkeit dieser großen Missionsgesellschaft.

Auch sie leidet unter einem erheblichen Defizit, so daß es noch im Mai sehr fraglich schien, ob alle zur Aussendung bereiten Missionare (im ganzen 34, aber für 20 war von anderer Seite gesorgt) wirklich entsandt werden konnten. 9000 Pfund Sterling, also 180 000 Mark sind eingegangen, davon die Hälfte von einem unbekannten Geber, der einige Wochen vorher erst 70 000 Mark in die allgemeine Kasse gegeben hatte. Das sind Summen, vor denen uns fast schwindelt; ein Zeichen doch nicht nur des Reichtums, sondern auch der gewaltigen Opferfreudigkeit der englischen Christenheit. (Okt. 1910 S. 630.)

Das Interesse aller Missionskreise scheint in letzter Zeit in besonderer Weise der mohammedanischen Welt zugewandt zu sein. Die Ch. M. R. bespricht in einer ganzen Reihe von Aufsätzen das Wesen des Mohammedanismus, seine Bedeutung für das Kulturleben, die Möglichkeit einer Beeinflussung durch das Evangelium und die Wege, auf denen das am besten zu erreichen ist. Alle Fragen werden mit großer Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit behandelt, so daß auch der Laie auf seine Kosten kommt; gründliche, in die Tiefe gehende wissenschaftliche Erforschung wird selten versucht, aber die Fühlung mit dem Leben, der Erfahrung, wird immer gewahrt. Ueber das Wesen des Islam wird mehrfach gesprochen, besonders eingehend und gut in der Aprilnummer 1910. Interessant ist die Beobachtung, daß die starke Sektenbildung nicht eine Rückkehr zum ursprünglichen Mohammedanismus ist, wie die Reformation eine Rückkehr zu dem ursprünglichen einfachen und reinen Evangelium, sondern vielmehr ein Streben nach reinerem Leben und besserer Erleuchtung, während der Ruf „zurück zu Mohammed" ein Versinken in Unfruchtbarkeit und Entartung bedeutet. Der Islam ist blinde Unterwerfung unter Allahs Willen, läßt keinen Raum für Willensfreiheit. Der völlig transcendente Gott ist ein absoluter Sultan, Gott auch der Urheber des Bösen. Daraus folgt Gleichgültigkeit gegen allen Fortschritt. Es gibt keinen Fortschritt. Eine Sekte steigert diese Anschauung bis zu dem Satze, daß außer Gott nichts wirkliches Dasein hat. Die Welt ist nur wesenlose Erscheinung.

Daher auch die theokratische Form des mohammedanischen Staates, sowie der Zwiespalt zwischen Religion und Sittlichkeit. Der Mensch gehorcht Gott durch blinde Unterwerfung unter seine gesetzlich formulierten Gebote, nicht durch sittliches Streben. Das zeigt sich vor allem auf sexuellem Gebiet. Dem Mann ist gestattet 4 Frauen zu haben, aber wegen der Leichtigkeit der Ehescheidung hat mancher 5 oder 6 Mal soviel während seines Lebens. Man darf Ungläubige zu Sklaven und dadurch zu Gläubigen machen. Auch auf dem Gebiet der Wissenschaft hat der Islam keine selbständigen Leistungen aufzuweisen. Die arabische Philosophie ist so wenig original wie der Koran, sondern von der griechischen, persischen, jüdischen abhängig. Diese Schäden des Systems zeigen sich auch in der Praxis, so in Nord-Nigerien die unheilvollen Folgen der Polygamie (Juli 1909, S. 393). Wer mohammedanisches Leben kennt, muß zugestehen, daß es moralisch in jeder Beziehung tief unter dem christlichen steht (Nov. 1909, S. 650). Mehr als die Hälfte

sind Sklaven (S. 651), die Kindererziehung traurig. Es gibt keinen Sinn für Wahrhaftigkeit (S. 652). Eine Besserung auf dem Boden des Islam ist unmöglich. Wo sie sich zeigt, wie in Indien und Egypten, ist das auf christliche Einflüsse zurückzuführen. Wenn sie das Volk wirklich umgestalten, zerstören sie den Islam.

Ein eingehender Aufsatz behandelt die verschiedenen christlichen Kirchen in mohammedanischen Ländern nach ihrer Entstehung und ihrer Bedeutung. Sie sind auf einer niedrigen Stufe stehen geblieben und eher ein Hindernis als eine Förderung für die Bekehrung der Mohammedaner. Wo wie in Indien viele vom Islam zum Christentum übertreten, gibt es keine altchristliche Kirche (Jan. 1910, S. 91).

Trotz allem ist Bekehrung möglich. Christus war Orientale. Darum ist die Rückkehr des Christentums zu ihm selbst seinem Einfluß auf die orientalische Welt günstig. (Juni 1910.) Andererseits ist der steigende mohammedanische Fanatismus ein Zeichen größerer religiöser Sehnsucht. Die Berührung mit dem Westen zeigt dem Islam unsere Ueberlegenheit und weckt Verlangen nach unserer Bildung. Die Gedanken der Rechtsgleichheit und der Zivilisation brechen sich in der Türkei Bahn und graben dem Islam die Wurzel ab.

In Afrika hat das Arabertum vor uns einen großen Vorsprung. Afrika ist kulturfähig, denn es hat Zeiten großen Aufschwungs gehabt. Warum sollte es nicht aufs neue solchen Zeiten entgegengehen? Dazu ist eine große Universität in Kairo nötig, mit arabischer Lehrsprache, an der Christen und Araber sich einander verstehen lernen können. Wir werden den Islam nur überwinden, wenn wir verstehen, welche religiösen Bedürfnisse er befriedigt. Dann erst kann auch für die mohammedanische Welt die geistige Disposition geschaffen werden, von der aus sie uns und das dem Islam so wesensfremde Evangelium verstehen kann. (Juni 1910, S. 332.) Das ist gewiß ein beachtenswerter Gedanke.

Außer dem Islam findet besonders China Berücksichtigung. Die innere Reform Chinas gibt eine Gelegenheit für das Evangelium, die nicht versäumt werden darf. Universitäts- und Schulwesen jeder Art bedarf hingebendster, weitblickendster Fürsorge. (April 1910, S. 200.) Besonders erfreulich und aufs eingehendste vermerkt ist der Kampf gegen das Opium, in dem Regierung und Volk eine ungewöhnliche Energie entfalten.

Natürlich wird auch die Weltmissionskonferenz in Edinburgh ausgiebig besprochen. Als ein wichtiges Resultat wird bezeichnet, daß die gesamte Missionsarbeit einheitlicher werden und nach großen, festen Grundsätzen getan werden muß. (Jan. 1911.) Aber bei aller Gemeinsamkeit muß doch jede Gesellschaft ihre Sonderart bewahren. Die Einheit, die wir erstreben, kann nur kommen als eine Gabe Gottes von oben her.

Was sich uns beim Lesen dieser Zeitschrift immer wieder aufdrängt, ist die Bewunderung für die Großzügigkeit, den praktischen Sinn und die Opferfreudigkeit, welche die englische Missionsarbeit kennzeichnen.

Kiel, Februar 1911. R. Harder.

Proceedings of the Church Missionary Society for Africa and the East. One hundred-and-eleventh year. 1909—1910.

Das Buch gibt einen klaren Ueberblick über den Stand der Arbeit in der Heimat und auf den Missionsfeldern. Die Gesellschaft bedurfte zur Aufrechterhaltung der Arbeit 385 000 Pfund, während die Einnah-

men nur auf 370 000 Pfund veranschlagt werden konnten. Durch besondere Anstrengungen gelang es, 12 000 Pfund mehr aufzubringen, aber es scheint, als ob die regelmäßigen Einnahmen darunter gelitten haben, da insgesamt nur £ 374 233 eingekommen sind. Es war aber möglich, verschiedene Summen, die eigentlich nicht für die Ausgaben dieses Jahres bestimmt waren, heranzuziehen, so daß insgesamt £ 390 335 zur Verfügung gestellt werden konnten.

Von allen Seiten kamen Nachrichten über besonders günstige Gelegenheiten für die Missionsarbeit und deren entsprechend große Forderungen. Besonders nötig erschien überall die Heranbildung eingeborener Missionskräfte und englischer Missionare, um diese Kräfte auszubilden.

Aus den Schilderungen der Lage in China heben wir hervor, daß die gewaltigen Umwälzungen dort als stärkstes Missionsmotiv gewertet werden. Der christliche Einfluß steigt. In Fuh-Kien z. B. sitzen in der Provinzialvertretung mehrere Christen, unter ihnen der Schriftführer, der Vizepräsident und der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses. Aber trotz der Fortschritte, die China gerade auf dem Gebiete der Bildung macht, gibt es doch noch viel Aberglauben und Grausamkeit. Die Fälle, die auf S. 190 f. dafür angeführt werden, sind haarsträubend.

Ganz interessant für den Geschäftsgeist, der auch in Missionsangelegenheiten sein Recht beansprucht, sind folgende Sätze aus den Satzungen: Wer jährlich mindestens 1 Guinee (= 21.45 ℳ) — als Geistlicher ½ G. — zahlt, ist Mitglied, wer mindestens 10 Guineen zahlt, lebenslängliches Mitglied, wer jährlich 5 Guineen zahlt, ist Leiter, wer 50 Pfund zahlt, ist lebenslänglicher Leiter der Gesellschaft.

Kiel. R. Harder.

The story of the American Board. An account of the first hundred years of the American Board of Commissioners for foreign missions. By William E. Strongs. Sterl. 1.75 netto.

In lebendiger, anschaulicher Weise schildert das Buch die Schicksale dieser großen amerikanischen Missionsgesellschaft, mit der unsere Missionare in Japan in mannigfacher Berührung stehen. Von der Gründung im Jahre 1910, die durch 4 Studenten des theologischen Seminars in Andover, Massachusetts, veranlaßt wurde, bis auf unsere Tage werden wir nicht in trockener Uebersicht, sondern indem er die Ereignisse selber sprechen läßt, von dem Verfasser durch die gewaltige Arbeit dieser Gesellschaft, die 600 Missionsarbeiter unterhält, hindurchgeführt. Wir heben nur einiges aus der neuesten Entwicklung in Japan heraus, das unsere Freunde besonders interessieren wird. Die Mission des A. B. in Japan hat nach Ansicht des Verfassers neuerdings vor allem dadurch hervorragendes geleistet, daß sie die richtigen Grundsätze und Methoden gefunden hat, nach denen ein segensreiches Zusammenarbeiten der ausländischen Missionskräfte mit der japanischen Christenheit möglich ist. S. 366. Wie sehr das gelungen ist, zeigt die Tatsache, daß Männer wie die japanischen Christen Ebina, Miyagawa und Harada, die führenden Männer der Kumiai-Kirchen, die Weiterarbeit des A. B. in Japan wünschen. Die japanischen Christen haben die Sorge für 30 neue Gemeinden allein übernommen, die bis dahin von der Mission unterstützt wurden. Die Einnahmen der Kumiai-Missionsgesellschaft stiegen infolge dieser Maßregeln auf das Vierfache. Im übrigen arbeiten die Amerikaner und Japaner unabhängig von einander, aber in Freundschaft und Frieden nebeneinander.

Der Einfluß des Christentums in Japan ist groß. Mindestens eine Million Japaner, die keiner christlichen Gemeinde angehören, suchen doch ihr Leben nach dem Neuen Testament einzurichten. Das Christentum hat in Japan festen Boden gefaßt, es hat sich eingebürgert. (S. 368.)

Kiel. R. Harder.

— Vor mir liegt der Jahrgang 1909 **„Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt", Berichte der Schl.-Holst. evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft zu Breklum.** Herausgegeben von Pastor Bracker.

Wenn mir auch die Breklumer Art nicht liegt, so muß man doch Respekt haben vor dieser kernigen Art, die voll und ganz eintritt für das Bekenntnis, und es legen die 12 Nummern des Jahrgangs davon Zeugnis ab, daß die Breklumer Mission mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit in Indien arbeitet. Es wird einem ein reichhaltiges Material geboten, aus dem man dies entnehmen muß.

Wie Breklum arbeitet, mag für das niedere Volk in Indien gut sein und die richtige Art, ihnen zunächst das Evangelium zu bringen — an die Gebildeten und die Brahmanen werden die Breklumer Missionare wohl schwerlich herankommen.

Trotzdem und dennoch dürfen und müssen wir Breklum als einen wertvollen Mitkämpfer für das Evangelium Christi begrüßen — in der Weltmission. Thomsen.

Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt (der Breklumer Mission). Herausgeber Pastor Bracker. Jahrgang 1910.

Mit dem Jahre 1910 ist das Schleswig-Holsteinische Missionsblatt in den 24. Jahrgang eingetreten, seit August 1910 unter Mitwirkung von P. Lucht herausgegeben. Das Arbeitsfeld der Schlesw.-Holst. Missionsgesellschaft liegt im östlichen Vorderindien und umfaßt die beiden Gebiete Kalahandi und Jeypur, von denen letzteres fast so groß ist wie Schleswig-Holstein, ersteres halb so groß wie das heimische Arbeitsfeld.

Aus den Kassenberichten ergibt sich, daß die Breklumer Mission mit einer Jahreseinnahme von etwa 140 000 ℳ abschließt; doch zeigen die Einnahmen gegen früher einen nicht unerheblichen Rückgang.

Die eigentlichen Nachrichten aus der Missionsarbeit, von denen das Schiffsgespräch mit einem Indier (Heft 11) besonders fesselt, stellen das Leben, die Zustände und die religiösen Ideen der Missionsobjekte anschaulich dar.

Es steckt viel Eifer in dieser Mission; möchte er so lebhaft bleiben und gesegneten Ertrag finden. Noack.

Jahrbuch der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen 1911, im Auftrage herausgegeben von D. J. Richter. Selbstverlag der Missionskonferenz in Schlesien.

Das vorliegende, 152 Seiten umfassende Buch ist ein Jahrbuch im vollsten Sinne des Wortes, denn es gibt im wesentlichen das wieder, was auf dem Gebiet der Missionen sich im verflossenen Jahre 1910 ereignet hat, sofern es die deutschen Missionsgesellschaften angeht. Daher berichtet der erste Artikel von der Edinburger Missions-Konferenz: von der Beteiligung Deutschlands, von den Vorarbeiten, dem äußeren und inneren Gang des Kongresses. Zwei weitere Artikel sind den im Jahre 1910 verstorbenen großen Vorkämpfern der Mission gewidmet, einer dem am 3. Mai in Mussuri (Indien) unerwartet verstorbenen Ferd. Hahn, einem der tüchtigsten deutschen Missionare in Indien, der

der Gossnerschen Mission angehörte. Ein zweiter gilt dem im ganzen deutschen Vaterland bekannten, im April 1910 verschiedenen Vater Bodelschwingh aus Bethel, der ja als „Bettel-Bodelschwingh" nicht bloß für die innere, sondern auch für die Heidenmission gesammelt und seit 1890 als Helfer, seit 1906 als Vorsitzender der Ost-Afrika-Mission gearbeitet hat. Ein anderer kurzer und übersichtlicher Artikel berichtet über die Veränderungen, die das Jahr 1910 im Heimatland und in der Fremde auf missionarischem Gebiet gebracht hat. Ferner wird eingehend berichtet von der Arbeit von Berlin I in Südchina, von der evangelischen Mission in Togo, wo die Norddeutsche Missions-Gesellschaft arbeitet; daran schließen sich sehr wertvolle statistische Angaben und Tabellen, wichtige Missionsadressen und ein Vortrag des Missionssuperintendenten Leuschner aus Südchina über das Thema „Welche Gründe bewegen in erster Linie den Chinesen, sich dem Evangelium zuzuwenden?". Devaranne.

Literatur.

Leben und Lehre des Buddha. Von Professor Richard Pischel. 2. Aufl., herausgegeben von Professor H. Lüders, Berlin. Mit einer Tafel. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 109. Band). Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 1910. Geheftet 1 *M*, in Leinwand gebunden 1.25 *M*.

Als Professor Pischel im Jahre 1905 die Aufforderung bekam, für die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ein Bändchen über „Leben und Lehre des Buddha" zu schreiben, war es immerhin gewagt, diese Aufgabe zu übernehmen, besitzen wir doch aus der Feder Oldenbergs eine klassische Darstellung und Behandlung dieses Themas. Allein der Verfasser besaß Kenntnisse und Originalität genug, um nicht einen volkstümlichen Auszug aus jenem großen Werk zu geben. So hat denn Professor Pischel im Gegensatz zu Oldenberg ausgeführt, daß Buddha in seiner Lehre mehr vom indischen, brahmanischen Geiste aufgenommen hat als es sonst dargelegt war; daß Buddhas Philosophie nur eine Art Notbehelf war, um in Indien durchzudringen, und daß sie ganz von der Yogalehre abhängig ist. So wird mehr der religiöse Charakter der Lehre Buddhas scharf hervorgehoben. Daher finden wir denn auch eine überaus gerechte Würdigung der Religion des großen Indiers im Vergleich mit dem Christentum, besonders in der Ethik, wo nachgewiesen wird, daß auch für Buddha die Forderung der Nächstenliebe im Mittelpunkt steht. So ist es begreiflich, daß der Verfasser, der auf verschiedenen Gebieten der Erforschung des indischen Geisteslebens neue Bahnen eröffnet hat, viel Widerspruch finden wird und schon gefunden hat. Daß aber nach dem Tode des Verfassers eine 2. Auflage nötig ward, zeugt für die Gediegenheit des Werkes. Devaranne.

Archiv für Religionswissenschaft. Herausgegeben von Richard Wünsch. Vierzehnter Band. Erstes und zweites Heft. 1911. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.

Aus dem Inhalt dieses neuesten starken Doppelheftes unserer führenden religionswissenschaftlichen Zeitschrift sei ganz besonderer Beachtung empfohlen die auf den Seiten 1—53 vorerst freilich nur etwa zur Hälfte vorliegende Abhandlung, in der es Scheftelowitz unternimmt, das christliche Fischsymbol als aus urjüdischem volkstümlichen

Vorstellungskreise erwachsen zu erweisen. Soweit mir diese Untersuchung besonders bedeutsam und Neues bietend erscheint, soll ihr Inhalt hier kurz skizziert werden. Der Fisch ist im Judentum ursprünglich das Sinnbild eines gläubigen Israeliten. Sein Lebenselement das Wasser der heiligen Lehre. Die ältesten Kirchenväter übertrugen diesen Vergleich auf die Christen, quibus aqua baptismatis sufficit, — das Wasser, in dem sie geboren werden (Tertullian). Auch die Bezeichnung Christi als *Ἰχθύς* ist vom Judentum abzuleiten. Der jüdische Volksglaube an den messianischen Fisch Leviathan, den Gott den Frommen zu einem Mahl zerstückeln und dessen Fleisch er als ein Heilmittel den (Sünden-) Kranken reichen werde, wurde vom Christentum übernommen*). Ursprünglich nur für den Leviathan charakteristisch gewesene Vorgänge waren schon von den Juden selbst auf den Messias übertragen worden. Sowohl dieser wie auch der als dessen Begleiterscheinung gefaßte messianische Fisch sind nach den jüdischen Quellen wohltuend für die Menschen. Doch wird nur den Erlösten der Genuß des Leviathan zuteil. Für die Urchristen, denen der von den Juden erwartete Heiland in Jesus bereits eingetroffen war, schmolz der allegorisch gedeutete Fisch der messianischen Zeit mit der Person des Heilands zu einer Gestalt zusammen. Die Heidenchristen scheinen diese Vorstellung weiter noch mit dem dem Apollo heiligen, als Retter gefährdeter Menschen betrachteten Delphin verknüpft zu haben. Wurde schon der Christ an sich mit einem Fisch verglichen (wie vorher im Judentum der gläubige Israelit), so lag es auch gar nicht ferne, in Jesus das Vorbild des Fisches zu sehen. Vergl. Tertullian: nos pisciculi secundum *IXΘYN* nostrum Jesum Christum. Im Laufe der Zeit verlor sich das Verständnis des dem ältesten Christentum heilig gewesenen Bildes. Die in den um 265 n. Chr. (Harnack) verfaßten sibyllinischen Orakeln sich findende Akrostichis *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ* scheint der Niederschlag einer symbolischen Umdeutung zu sein, gemacht, nachdem vergessen war, daß das griechische Wort *Ἰχθύς* nur als Uebersetzung des jüdischen, vom Christentum übernommenen und dann christlich gefärbten messianischen Leviathan vermeint gewesen. — Je weniger die bisherige Erklärung des *Ἰχθύς*-Symbols aus Matth. 4, 19 (wonach man doch wohl erwarten müßte, daß Jesus als Fischer, nicht als Fisch, dargestellt werde), oder als sich auf die wunderbare Speisung und auf die in der Eucharistie hergestellte mystische Gemeinschaft mit dem Erhöhten beziehend, oder die zuletzt wieder von Oldenberg vertretene Herleitung des Bildes aus dem Akrostichon-Bekenntnis, oder auch die von dem verstorbenen Sanskritisten Pischel versuchte, von Hans Schmidt (Jona) übernommene Zurückführung des Symbols auf Indien, wo das Bild des Fisches als Retters in der brahmanischen wie in der buddhistischen Literatur viel vorkommt, je als recht befriedigend gelten konnten, um so mehr wird sich Scheftelowitz' durch gutes Quellenmaterial gestützte neue Deutung wohl als endlich gefundene rechte Lösung empfehlen.

Eine kürzere, hauptsächlich gegen Wellhausen gerichtete Untersuchung Hubert Grimmes „Das Alter des israelitischen Versöhnungstages" kommt zu dem Ergebnisse, daß diese biblische Feier Anspruch darauf erheben kann, als ein alter Bestandteil des Gesetzes genommen zu werden.

---

*) Hiermit fällt unverhofft ein aufklärender Lichtschein auf bisher rätselhaft gebliebene Stellen in der Abercius-Inschrift.

Einen sehr brauchbaren Beitrag zur Religionskunde der ostafrikanischen Bantuvölker stellt des Missionars J. Raum Arbeit „Die Religion der Landschaft Moschi am Kilimandjaro“ (S. 159—211) dar, in der Hauptsache die getreue Uebersetzung von Originalaufzeichnungen eines Eingeborenen.

Was von 1906—1909 Neues über die Religion der Naturvölker Amerikas (fast ausschließlich von amerikanischen Ethnologen) veröffentlicht worden ist, führt in seinem sehr dankenswerten, ganze fünf Bogen des Heftes einnehmenden Berichte Preuß auf. Allein schon durch diese Referate, in denen regelmäßig in fester Verteilung auf vier Jahre von Vertretern der einzelnen Gebiete die hauptsächlichsten religionsgeschichtlichen Forschungen aus ihrer Verstreuung kurz zusammengestellt und beurteilt werden, leistet das „Archiv“ je länger je mehr ganz unschätzbare Dienste.*)

Heidelberg. Hans Haas.

Tönjes, Herm., Ovamboland. Land, Leute und Mission. Berlin, Martin Warneck; 5 *M*, geb. 6 *M*.

Es gab eine Zeit, in der die Freunde der Mission über Arbeit und Erfolge derselben vielleicht in der Form von Traktätchen und erbaulichen Bekehrungsgeschichten etwas erfuhren, ohne daß versucht worden wäre, ein Volk bezw. einen Völkerstamm in seiner ganzen Eigenart zu erfassen. Diese Zeiten liegen, Gott sei Dank, hinter uns. Wer heute Anspruch darauf macht, in gebildeten Kreisen Interesse für Mission zu erwecken, muß ein feines Verständnis für das Wesen des betreffenden Volkes zeigen und sich bemühen, dasselbe als Teil eines kulturellen Ganzen, als etwas geschichtlich Gewordenes und Notwendiges in seinen verschiedenen Beziehungen darzustellen. Uns liegt ein Buch vor, dessen Verfasser von der eben geschilderten Auffassung ausgeht, wenn er es unternimmt, uns in das Leben eines Volkes einzuführen, das den nördlichen Teil unsres südwestafrikanischen Schutzgebietes bewohnt. Der Ethnograph ebenso wie der Missionsfreund wird an der lebendigen Schilderung des Ovambovolkes und seiner Heimat seine volle Freude haben. Der Missionar und Lehrer am Orientalischen Seminar, Tönjes, hat sich mit großer Liebe, wissenschaftlichem Ernst und feinem Verständnis für völkische Eigenart in die Welt vertieft, in der die Ovambos leben. Ausführlich erzählt er uns von den Bodenverhältnissen, der Tier- und Pflanzenwelt; besonders eingehend behandelt er die Zustände unter den Orakuanjama, die unter ihnen herrschenden Sitten, religiösen wie sozialen Anschauungen nach ihren Licht- und Schattenseiten. Wir begleiten sie im Geiste auf Jagd und Fischfang, beobachten sie bei ihrer Mahlzeit, freuen uns an den kunstvollen Geräten, die sie herstellen und lauschen den Fabeln und Rätselfragen, die sie einander nach getaner Arbeit vorlegen. Und wir hören auch von dem reichen Segen, den die Rheinische Mission ins Land gebracht hat und freuen uns des nüchternen Urteils, das hier von einem Mitarbeiter gefällt wird. 32 gute Vollbilder und eine Karte tragen wesentlich zur geschmackvollen Ausstattung des Buches bei. Wer sich für die Verhältnisse in unsren Kolonien lebhaft interessiert, wird dem Verfasser für seine feinen, tiefgründigen Ausführungen Dank wissen. Wir wünschen dem Buche weiteste Verbreitung.

Berlin. W. Schott.

*) Wenn der Herr Verf. der den neuen Jahrgang eröffnenden, oben gerühmten Abhandlung sich Prof. O. Franke's im Vorjahre im „Archiv“ erstatteten Bericht über die die Religion in China betreffende Literatur zunutze gemacht hätte, wäre er davor bewahrt geblieben, sich auf ein Werk, wie es das S. 42 seiner Untersuchung erwähnte ist, zu stützen.

Ansprüche als das religiös-sittliche Leben zu erhalten, zu pflegen, darzustellen und weiterzuentwickeln. Das ist ein anderer Kirchenbegriff als der, mit welchem Rothe sich auseinandersetzt, und auch ein anderer Staatsbegriff, aber nicht notwendigerweise ein schlechterer, wie Rothe zu denken scheint. Und wenn wir uns nun von hier aus die Vorstellung des Reiches Gottes auf Erden einigermaßen vorstellig machen wollen, so müßte man sich dieselbe so denken, daß weder die Kirche, wie Rom behauptet, noch der Staat, wie Rothe lehrt, das Reich Gottes auf Erden darstellen wird, sondern daß beide dann verschwinden werden, nicht nur Glaubensformeln und Kirchenordnungen, sondern auch Rechtsordnungen, Gesetze und dergleichen, was an den Staat erinnert. Denn im Reiche Gottes wird ein freies Sichausleben des Geistes aus Gott walten, der in den Herzen wohnt, wie z. B. Jer. 31, 31—34 angedeutet ist. Dann wird zwar die Kirche als äußerer Organismus nicht mehr sein, ebensowenig wie Polizei, Justiz, Regierung, Heer und Flotte, aber es wird doch die Darstellung gottesdienstlichen Handelns vorhanden sein, die Aeußerungen religiös-sittlichen Lebens.

Dennoch bleibt auch der tiefsinnigen Arbeit Rothes ihr Verdienst, und Happel hebt mit Recht in seinem Buche diese Seite hervor, daß nämlich durch Rothe mit Nachdruck klar gemacht worden ist, daß das Christentum nicht identisch ist mit der Kirche, daß es existieren kann auch ohne die Kirche, und daß es voraussichtlich auch einmal ohne diese seine Existenz haben wird. Diese Erkenntnis mag uns ein Trost sein, wenn mancherlei Anzeichen in unserer Zeit darauf hinzudeuten scheinen, daß das Kirchentum in seiner bisherigen Form sich bei uns aufzulösen beginnt. Aber an seine Stelle wird dann nicht der Staat treten, mit dem notwendigerweise immer die Idee der Herrschaft, der Gewalt und damit der Hemmung der vollen geistigen Freiheit verbunden ist (vgl. Matth. 20, 25 und die Stellung des Urchristentums zum Staat, wie sie auch H. Weinel treffend dargelegt hat*); vielmehr wird der Platz der Kirche ausgefüllt werden durch religiöse Gemeinden, d. h. also freie Vereinigungen zur Pflege und Darstellung des religiösen Lebens. Das mag die Synthesis sein, wenn wir spekulieren wollen, die sich ergeben wird aus der Thesis der römisch-kirchlichen Ansprüche auf Darstellung des Gottesstaates und der Rotheschen Antithesis, welche dem Staate diese Rolle zuweist. Wenn beide zu Grabe getragen werden, wird doch das religiöse Leben in freien religiösen Gemeinschaften als Darstellung des gottesdienstlichen Handelns bestehen bleiben. Emil Schiller, Kyoto.

Spirito Santo, Zinzendorf, der Herold der Weltmission, und seine Lieder, zusammengestellt von Maria Kypke. Nummer 2220—1 der „Bibliothek der Gesamtliteratur". Verlag O. Hendel-Halle a. S., Preis —.50 *M*, geb. —.85 *M*, Geschenkband 1.50 *M*.

Herder, der den poetischen Duft, die Zartheit und Innigkeit der Lieder Zinzendorfs wohl erkannt hat, sagt über sie: „Wer mag auch den hingeworfensten Liedern des Grafen eine Biegsamkeit der Sprache, einen Reichtum an kühnen Wendungen und Herzensausdrücken absprechen, der oft überrascht? Und in den erlesenen Gesängen zumal, wenn sie die Gemeine und ihre entfernten Brüder betreffen, hier, welche stille Ruhe — dort, welche zarte Innigkeit und Demut!" Das vorliegende Buch, dessen 2. Teil eine Sammlung von 75 Liedern des Grafen, jenes soviel angefeindeten Originals, bringt, legt Zeugnis davon ab, daß Herder diesem Manne gerecht geworden ist. Man mag über die

*) Vgl. H. Weinel, Die Stellung des Urchristentums zum Staate. 635, 1908, Tübingen, Mohr.

süßlichen, in der Blutheologie schwelgenden, oft jeder Feilung entbehrenden Lieder Zinzendorfs denken wie man will, aber als spontane Aeußerungen eines frommen, gottinnigen Gemüts sind sie gewiß wertvoll. Empfohlen sei das Buch hier an dieser Stelle deswegen, weil die biographische Einleitung uns Blicke tun läßt in Zinzendorfs Missionsgedanken und seine praktischen Arbeiten in der Heidenmission, und weil unter den 75 Liedern auch 9 Missionslieder stehen, die ihren Verfasser nicht verleugnen; so z. B. redet er die Missionare an:

Gesinde des Heilands, des seligen Gottes,
Ihr Ordensgenossen des ehrlichen Spottes,
Ihr Sprossen des Kreuzes, des grünenden Stammes,
Ihr Zeugen der Wahrheit, der Marter des Lammes!

Berlin. Devaranne.

Hundert Jahre im Ringgäßlein 1811—1911. Zwanglose Bilder aus der Geschichte und dem Leben der Brüder-Sozietät in Basel. Von H. Steinberg, Prediger der evang. Brüdergemeinde. 1,25 Fr. = 1 *M*.

Der Verfasser entwirft ein lebendiges Bild von dem Werden und Wachsen der Brüder-Sozietät in Basel, einer „nehmenden aber auch gebenden Tochter" der Zinzendorf'schen Brüdergemeinde. Mit ihrem Schicksal, besonders mit dem ihres Versammlungsraumes im Ringgäßchen, ist ein gut Stück Baseler Kirchengeschichte verknüpft, ebenso auch ein Stück der Missionsgeschichte; und deswegen wird diese Schrift über den engen Kreis der Mitglieder der Sozietät auch sonst noch interessierte Leser finden. Devaranne.

Josephus Heckenbach. De nuditate sacra sacrisque vinculis. Gießen 1911. Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J Ricker). 3.80 *M*.

Die aus einer Dissertation erwachsene Untersuchung von Dr. Heckenbach bildet das neueste Heft der von R. Wünsch und L. Deubner herausgegebenen „Religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten", deren 9. Band damit abgeschlossen vorliegt. Für das Fehlen des Inhaltsverzeichnisses, das man in einem lateinisch abgefaßten Buche von 114 Seiten ungern vermißt, muß des Verfassers eigene kurze Rekapitulierung des Ausgeführten entschädigen: Die Arbeit besteht aus 2 Teilen. Die sakrale Nacktheit, die im 1. Teile behandelt wird, hat sich als Rest eines alten Kulturzustandes erhalten. Den mit der Zeit seltener gewordenen, später in seiner ursprünglichen Bedeutung nicht mehr ganz durchsichtigen Brauch suchte man sich zu erklären. Auf diese Weise kam die Nacktheit zu verschiedenen Bedeutungen, deren wichtigste die lustrale ist (Einleitung). Mit der steigenden Kultur wurde die Nacktheit aus den Kultriten allmählich verdrängt. Als Ueberbleibsel dürfen wir die rituelle Barfüßigkeit betrachten (1. Kapitel). Die Vorschrift der Nacktheit bestand aber weiter im antiken Aberglauben (2. Kapitel) und zum Teil in den christlichen Taufriten (3. Kapitel). Der 2. Teil bringt einiges Material über Knoten (Gürtel, Ringe). Da sich mit den Knoten die abergläubische Furcht eines Bindezaubers verband, mußten sie bei heiligen Handlungen entfernt werden. Andererseits suchte man die den Knoten zugeschriebenen geheimen Kräfte besonders in Zauberriten auszunützen. H. Haas.

Die Berliner Jathoversammlung (28. März 1911). Protokoll der Reden, Resolution und Petition für Pfarrer Jatho. Protest. Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg. 30 ₰.

Vom Vorstand des deutschen Protestantenvereins, dem Berliner Unionsverein, dem kirchlich-liberalen Zentral-Wahlverein war zum 28.

Julius Happel, Richard Rothes Lehre von der Kirche, nach ihren Wurzeln untersucht, ihrem Gehalt und ihren Folgerungen geprüft. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger 1909, VI., 152 S.

Wie der Verfasser im Vorworte seines Werkes bemerkt, hat er sich Jahrzehnte lang hauptsächlich mit Völkerkunde, Religions- und Sprachwissenschaft beschäftigt, die Theologie im engeren Sinne zurücktreten lassend, bis das Thema des Preisausschreibens der Rothestiftung ihn lockte, durch die vorliegende Arbeit seinem Lehrer, der es ihm in seiner Studienzeit angetan hatte, ein Denkmal zu setzen. Das ist ihm zu seiner Freude wohl gelungen, wie die Preisverleihung beweist, und er bittet nun um gründliche Kritik, damit, wie er sagt, „mein Meister unter meiner Verunglimpfung, wo immer sie von mir aus Ungeschicklichkeit stattgefunden hat, um so mehr zu seinem Rechte komme". Ich glaube nicht, daß diese sorgfältige Schrift als solche viel Kritik hervorrufen wird, die in eingehender Untersuchung erst die Wurzeln von Rothes Lehre von der Kirche auseinandersetzt (S. 1—71), dann den Gehalt dieser Lehre untersucht (S. 71—80), um schließlich Folgerungen für die Gegenwart (S. 81—130), besonders Folgerungen für den evangelischen Klerus (S. 102—130), daraus abzuleiten. Anmerkungen (S. 131—150), wie ein Namen- und Sachregister bilden den Schluß. Seine leise Kritik hat der Verfasser in den letzten Abschnitt hineingewoben. Am sorgfältigsten sind die Wurzeln dieser Lehre Rothes dargelegt, als zeitgeschichtliche, spekulative, moralische, religiöse, sittliche, christliche, biblische, katholisch-kirchliche und protestantisch-staatliche Wurzeln, wobei im Sinne Rothes unterschieden wird zwischen moralisch im engeren Sinne, welches sich auf das Verhältnis des Menschen zum Menschen bezieht, und der Sittlichkeit im weiteren Sinne als dem Zugeeignetsein der materiellen Natur an die menschliche Persönlichkeit (die individuelle und universelle).

Wenn bei dieser fleißigen Arbeit eine Ausstellung zu machen ist, so ist es die, daß der Verfasser, sich genau an das Thema des Preisausschreibens haltend, es gänzlich unterlassen hat, den drei Teilen, Wurzel, Gehalt, Folgerungen, in einigen Strichen die Grundzüge der Lehre Rothes von der Kirche zusammenfassend voranzustellen. Erst auf Seite 26—28, bei Gelegenheit der Darstellung der spekulativen Wurzel, erfährt man etwas über diese Lehre. Wer also über dieselbe nicht genau orientiert ist — und dazu gehören vor allem die meisten nichtdeutschen Theologen; denn Rothe als eine spezifisch deutsche Erscheinung in der Theologie ist im Auslande wenig bekannt — müßte zur Vorbereitung auf Happels Buch sich erst bei Rothe selber orientieren, vor allem durch die Lektüre des ersten Buches seines Werkes: Die Anfänge der christlichen Kirche und ihre Verfassung, wo, um das gleich hier zu erwähnen, in einer für die Art des spekulativen Theologen Rothe charakteristischen Weise als Einleitung zur geschichtlichen Untersuchung erst im allgemeinen das Verhältnis der Kirche zum Staate an sich betrachtet wird, also gleichsam die Norm für die nachfolgende Darstellung der geschichtlichen Entwickelung gegeben wird. Die umgekehrte Reihenfolge, die Geschichte als Grundlage der spekulativen Forschung, würde uns heute richtiger erscheinen.

Wenn mir von dem verehrten Herrn Verfasser das Buch nach Japan zur Besprechung übersandt worden ist, so ist es geschehen in der Annahme, daß ich auf Grund eines 16jährigen Aufenthaltes in anderen Kulturverhältnissen Rothes Anschauung von der Kirche gleichsam von außen her zu betrachten in der Lage sei. Tatsächlich habe ich auch hier draußen auf dem ostasiatischen Missionsfelde beim Nachdenken über diese

Rothesche Lehre das Gefühl, als ob ein Klang aus anderen Welten zu mir herübertöne. Auch mir erscheint heute diese Lehre als so spezifisch deutsch oder doch zum mindesten als zu sehr durch die historische Entwickelung des europäischen Kontinents bedingt, daß ich sehr wohl verstehe, daß die angelsächsische Welt z. B., die freilich Rothe nach dem 5. Bande seiner Ethik als staatlich zurückgeblieben aufzufassen scheint, mit seiner Lehre nichts Rechtes anzufangen gewußt hat, ganz abgesehen davon, daß Rothe auch in Deutschland wenig Anklang gefunden hat. Dem japanischen Staate allerdings, dem man sich trotz der Existenz eines Parlamentes mehr als die Darstellung eines aufgeklärten Absolutismus zu denken hat, würde Rothes Lehre nur willkommen sein können, und die erste Folgerung daraus würde sein, daß er das christliche Missionswesen hemmen und den Shintoismus in einer rationalistisch verbesserten Form als Verehrung der kaiserlichen Ahnen und der japanischen Geschichte zur Staatsreligion machen würde, wohin ohnehin starke reaktionäre Neigungen im heutigen Japan tendieren. Dergleichen würde aber Rothe sicherlich nicht zur Freude gereichen.

Als Ziel der Menschheitsentwicklung stellt Rothe mit Recht das Reich Gottes auf Erden hin, auf dessen Vollendung wir hinarbeiten sollen. Aber bei seiner Spekulation orientiert er sich, worauf auch Happel S. 122 hinweist, zu stark an dem Anspruche der römischen Kirche, die Civitas Dei auf Erden darzustellen. Rothe weist diesen Anspruch ab, über den gerade in der letzten Dekade die Weltgeschichte durch die Vorgänge innerhalb der romanischen Völker das Weltgericht gesprochen hat. Da nun die Kirche mit ihrem Anspruche überall in Konflikt mit dem Staate geraten und in diesem Wettkampfe der Staat immer mehr zum Träger vieler Interessen geworden ist, welche die Kirche aus ihrem Herrschaftsbereiche hat abgeben müssen, (wie Erziehung, Wissenschaft, Kunst, Pflege der Kultur überhaupt, Pflege der Moral und teilweise sogar der Religion, z. B. in den Staatsschulen), so sieht Rothe das Ziel dieser Entwickelung darin, daß die Kirche immer mehr zurücktreten und schließlich sogar gänzlich verschwinden werde zu Gunsten des Staates, der natürlich dann nicht nur Polizei- oder Rechts-, oder Kulturstaat im engeren Sinne, sondern auch Hüter und Pfleger des sittlich-religiösen Lebens sein wird. Das ist nun aber eine spezifisch deutsche oder doch kontinental-europäische Anschauung von der Allgewalt des Staates, der ein Arbeitsgebiet nach dem anderen selber in die Hand nimmt und schließlich alles in allem wird, womit allerdings unsere augenblickliche Zeitströmung des Staatssozialismus sich wohl verträgt. Mit einem solchen Staatsbegriff werden aber außerhalb des europäischen Kontinents vor allem die Angelsachsen — man denke namentlich an die Vereinigten Staaten von Amerika, „the land of liberty" — keineswegs einverstanden sein, die doch einen recht großen Teil der heutigen Kulturmenschheit ausmachen, bei denen der Staat als Staat eine bescheidenere Rolle spielt als bei uns, neben dem sich die einzelnen Kulturgebiete: Erziehungswesen, Wissenschaft, Kunst, Pflege der Moral und der Religion in weitgehender Freiheit und Selbständigkeit entfaltet haben. Auch die Kirchengemeinschaften spielen in solchen Staaten, vor allem in Amerika, eine andere, selbständigere Rolle als in Europa, allerdings nicht im römischen Sinne als eines Staates im Staate, sondern mehr im Sinne Schleiermachers, der der Kirche die Darstellung des gottesdienstlichen Handelns zuweist, wozu wir noch die Pflege des religiös-sittlichen Lebens hinzufügen müssen, so daß also die Kirchen nichts sind als die Zusammenfassung lebendiger religiöser Gemeinden ohne andere

Ansprüche als das religiös-sittliche Leben zu erhalten, zu pflegen, darzustellen und weiterzuentwickeln. Das ist ein anderer Kirchenbegriff als der, mit welchem Rothe sich auseinandersetzt, und auch ein anderer Staatsbegriff, aber nicht notwendigerweise ein schlechterer, wie Rothe zu denken scheint. Und wenn wir uns nun von hier aus die Vorstellung des Reiches Gottes auf Erden einigermaßen vorstellig machen wollen, so müßte man sich dieselbe so denken, daß weder die Kirche, wie Rom behauptet, noch der Staat, wie Rothe lehrt, das Reich Gottes auf Erden darstellen wird, sondern daß beide dann verschwinden werden, nicht nur Glaubensformeln und Kirchenordnungen, sondern auch Rechtsordnungen, Gesetze und dergleichen, was an den Staat erinnert. Denn im Reiche Gottes wird ein freies Sichausleben des Geistes aus Gott walten, der in den Herzen wohnt, wie z. B. Jer. 31, 31—34 angedeutet ist. Dann wird zwar die Kirche als äußerer Organismus nicht mehr sein, ebensowenig wie Polizei, Justiz, Regierung, Heer und Flotte, aber es wird doch die Darstellung gottesdienstlichen Handelns vorhanden sein, die Aeußerungen religiös-sittlichen Lebens.

Dennoch bleibt auch der tiefsinnigen Arbeit Rothes ihr Verdienst, und Happel hebt mit Recht in seinem Buche diese Seite hervor, daß nämlich durch Rothe mit Nachdruck klar gemacht worden ist, daß das Christentum nicht identisch ist mit der Kirche, daß es existieren kann auch ohne die Kirche, und daß es voraussichtlich auch einmal ohne diese seine Existenz haben wird. Diese Erkenntnis mag uns ein Trost sein, wenn mancherlei Anzeichen in unserer Zeit darauf hinzudeuten scheinen, daß das Kirchentum in seiner bisherigen Form sich bei uns aufzulösen beginnt. Aber an seine Stelle wird dann nicht der Staat treten, mit dem notwendigerweise immer die Idee der Herrschaft, der Gewalt und damit der Hemmung der vollen geistigen Freiheit verbunden ist (vgl. Matth. 20, 25 und die Stellung des Urchristentums zum Staat, wie sie auch H. Weinel treffend dargelegt hat*); vielmehr wird der Platz der Kirche ausgefüllt werden durch religiöse Gemeinden, d. h. also freie Vereinigungen zur Pflege und Darstellung des religiösen Lebens. Das mag die Synthesis sein, wenn wir spekulieren wollen, die sich ergeben wird aus der Thesis der römisch-kirchlichen Ansprüche auf Darstellung des Gottesstaates und der Rotheschen Antithesis, welche dem Staate diese Rolle zuweist. Wenn beide zu Grabe getragen werden, wird doch das religiöse Leben in freien religiösen Gemeinschaften als Darstellung des gottesdienstlichen Handelns bestehen bleiben. Emil Schiller, Kyoto.

Spirito Santo, Zinzendorf, der Herold der Weltmission, und seine Lieder, zusammengestellt von Maria Kypke. Nummer 2220—1 der „Bibliothek der Gesamtliteratur". Verlag O. Hendel-Halle a. S., Preis —.50 *M*, geb. —.85 *M*, Geschenkband 1.50 *M*.

Herder, der den poetischen Duft, die Zartheit und Innigkeit der Lieder Zinzendorfs wohl erkannt hat, sagt über sie: „Wer mag auch den hingeworfensten Liedern des Grafen eine Biegsamkeit der Sprache, einen Reichtum an kühnen Wendungen und Herzensausdrücken absprechen, der oft überrascht? Und in den erlesenen Gesängen zumal, wenn sie die Gemeine und ihre entfernten Brüder betreffen, hier, welche stille Ruhe — dort, welche zarte Innigkeit und Demut!" Das vorliegende Buch, dessen 2. Teil eine Sammlung von 75 Liedern des Grafen, jenes soviel angefeindeten Originals, bringt, legt Zeugnis davon ab, daß Herder diesem Manne gerecht geworden ist. Man mag über die

*) Vgl. H. Weinel, Die Stellung des Urchristentums zum Staate. 635, 1908, Tübingen, Mohr.

süßlichen, in der Bluttheologie schwelgenden, oft jeder Feilung entbehrenden Lieder Zinzendorfs denken wie man will, aber als spontane Aeußerungen eines frommen, gottinnigen Gemüts sind sie gewiß wertvoll. Empfohlen sei das Buch hier an dieser Stelle deswegen, weil die biographische Einleitung uns Blicke tun läßt in Zinzendorfs Missionsgedanken und seine praktischen Arbeiten in der Heidenmission, und weil unter den 75 Liedern auch 9 Missionslieder stehen, die ihren Verfasser nicht verleugnen; so z. B. redet er die Missionare an:

Gesinde des Heilands, des seligen Gottes,
Ihr Ordensgenossen des ehrlichen Spottes,
Ihr Sprossen des Kreuzes, des grünenden Stammes,
Ihr Zeugen der Wahrheit, der Marter des Lammes!

Berlin. Devaranne.

Hundert Jahre im Ringgäßlein 1811—1911. Zwanglose Bilder aus der Geschichte und dem Leben der Brüder-Sozietät in Basel. Von H. Steinberg, Prediger der evang. Brüdergemeinde. 1,25 Fr. = 1 *M*.

Der Verfasser entwirft ein lebendiges Bild von dem Werden und Wachsen der Brüder-Sozietät in Basel, einer „nehmenden aber auch gebenden Tochter" der Zinzendorf'schen Brüdergemeinde. Mit ihrem Schicksal, besonders mit dem ihres Versammlungsraumes im Ringgäßchen, ist ein gut Stück Baseler Kirchengeschichte verknüpft, ebenso auch ein Stück der Missionsgeschichte; und deswegen wird diese Schrift über den engen Kreis der Mitglieder der Sozietät auch sonst noch interessierte Leser finden. Devaranne.

Josephus Heckenbach. De nuditate sacra sacrisque vinculis. Gießen 1911. Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J Ricker). 3.80 *M*.

Die aus einer Dissertation erwachsene Untersuchung von Dr. Heckenbach bildet das neueste Heft der von R. Wünsch und L. Deubner herausgegebenen „Religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten", deren 9. Band damit abgeschlossen vorliegt. Für das Fehlen des Inhaltsverzeichnisses, das man in einem lateinisch abgefaßten Buche von 114 Seiten ungern vermißt, muß des Verfassers eigene kurze Rekapitulierung des Ausgeführten entschädigen: Die Arbeit besteht aus 2 Teilen. Die sakrale Nacktheit, die im 1. Teile behandelt wird, hat sich als Rest eines alten Kulturzustandes erhalten. Den mit der Zeit seltener gewordenen, später in seiner ursprünglichen Bedeutung nicht mehr ganz durchsichtigen Brauch suchte man sich zu erklären. Auf diese Weise kam die Nacktheit zu verschiedenen Bedeutungen, deren wichtigste die lustrale ist (Einleitung). Mit der steigenden Kultur wurde die Nacktheit aus den Kultriten allmählich verdrängt. Als Ueberbleibsel dürfen wir die rituelle Barfüßigkeit betrachten (1. Kapitel). Die Vorschrift der Nacktheit bestand aber weiter im antiken Aberglauben (2. Kapitel) und zum Teil in den christlichen Taufriten (3. Kapitel). Der 2. Teil bringt einiges Material über Knoten (Gürtel, Ringe). Da sich mit den Knoten die abergläubische Furcht eines Bindezaubers verband, mußten sie bei heiligen Handlungen entfernt werden. Andererseits suchte man die den Knoten zugeschriebenen geheimen Kräfte besonders in Zauberriten auszunützen. H. Haas.

Die Berliner Jathoversammlung (28. März 1911). Protokoll der Reden, Resolution und Petition für Pfarrer Jatho. Protest. Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg. 30 ₰.

Vom Vorstand des deutschen Protestantenvereins, dem Berliner Unionsverein, dem kirchlich-liberalen Zentral-Wahlverein war zum 28.

März zu einer Jatho-Versammlung eingeladen worden, an der sich etwa 2500 Personen — überwiegend Männer — beteiligten.

Das Stenogramm, das in diesem Heft enthalten ist, hat allen Rednern zur Durchsicht vorgelegen und gibt die bedeutsamen Reden des Abends wieder: die Eröffnungsansprache des Reichstagsabgeordneten K. Schrader-Berlin, die Vorträge des Pfarrers Lic. Radecke-Köln, des Pfarrers D. Max Fischer-Berlin, des Pfarrers Lic. Dr. Hollmann-Nicolassee, des Rechtsanwalts Dr. Krämer-Berlin, des Pfarrers Frederking-Charlottenburg, des Oberstleutnant a. D. von Rohr-Spandau und des Pfarrers A. Fischer-Berlin, endlich den Wortlaut der Petition an den Ev. Oberkirchenrat, die mit allen gegen 3 Stimmen zur Annahme gelangte.

Als ein wichtiges kirchenpolitisches Dokument ist diese Schrift von 47 Seiten geeignet, Klarheit in den Fall Jatho zu bringen. Devaranne.

Mitteilungen.

Der Ausschuß der akademischen Missionsvereine versendet den Semesterbericht 1910—11, worin die Arbeit der Vereine an folgenden deutschen Hochschulen besprochen wird: Berlin, Breslau, Erlangen, Göttingen, Greifswald, Halle, Königsberg, Leipzig, Marburg, Straßburg und Tübingen. Es seien alle Akademiker auf diese Missionsarbeit hingewiesen, sei es nun, daß sie als Kommilitonen auf Deutschlands Hochschulen ziehen, sei es nun, daß sie als alte Herren diese junge Bestrebung nach Kräften unterstützen mögen. Jede gewünschte Auskunft erteilt der Schriftführer stud. theol. Frickenschmidt, Halle a. S., Frankenpl 1.

Devaranne.

Inhalt von Shinri Nr 4 (Februar 1911). Schiller, Biographie von Missionsinspektor Lic. Joh. Witte (mit Bild). Weinel, Leo Tolstoi. Pastor Ebina, Das Christentum und die Tugenden der Loyalität und der kindlichen Liebe. P. Aoki, Fortsetzung der Erklärung des A. Test.: Die Schöpfung nach Genesis, Hiob, den Psalmen usw. Schiller, Der deutsche Theologe Weinel. P. Hashinami, Dankesgesinnung (in der Religion und im sonstigen Leben). Pseudonym, Allerlei Kurzgedichte: Evangelium, Wiedergeburt, Herzensfriede). Pseudonym, Weitere Kurzgedichte: Bibel; Trinität; Suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan; 1. Kor. 13. Prof. Hiroi, Eine neue Morgenröte in der religiösen Welt. Anonym, Kleinere Bemerkungen. Evang. Suzuki, Meine Reise nach dem Kantobezirke. P. Akashi, Die 25 Jahrsfeier unserer Tokio-Arbeit. P. Aoki, Die Statuten unserer neuen Gemeinde in Oyumi. Anonym, Reisegedichte aus Boshu. Annoncen, darunter Bekanntmachungstafel unserer sämtlichen gottesdienstlichen Versammlungen und Anzeige meines Matthäus-Kommentars und meines Unterrichts im Christentum. E. Schiller.

Inhalt von Shinri Nr. 5. (März 1911). Pastor Aoki, das Gebet des Herrn. Prof. Dr. med. Fujinami, Christentum und Entwicklung. Pastor Ebina, Loyalität und Pietät in ihrem Verhältnis zum Christentum. (Fortsetzung). Evangelist Suzuki, Die Schöpfung (Fortsetzung). Pastor Hashinami, Drei Kurzgedichte. Sup. Schiller, Missionsinspektor Lic. Witte in unserm Kioto-Bezirk. Pastor Akashi, Worte des Redakteurs. Personalien aus unserer Kirche. Annoncen. E. Schiller.

Programm
der
26. Jahresversammlung
des
Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins
in Bern
vom 20. bis 22. August 1911.

Sonntag, den 20. August:

Nachmittags 3 Uhr: 1. Sitzung des Zentralvorstandes im Rathaus.

Abends 8 Uhr: Missionsgottesdienst im Münster unter Mitwirkung der vereinigten Kirchenchöre der Stadt Bern (Direktion: Herr Prof. C. Heß-Ruetschi, Organist am Berner Münster). Es predigt Herr Pfr. A. Wendt aus Frankfurt a. O., gew. Missionar. Nachher gemütliche Vereinigung im Kasino.

Montag, den 21. August:

Morgens 9 Uhr: 2. Sitzung des Zentralvorstandes im Rathaus.

Nachmittags 3 Uhr: Generalversammlung des schweiz. Landesvereins in der Münsterkapelle.

Abends 7½ Uhr: Volksabend im großen Saale des Café des Alpes.

Programm:

1. Chor (Paulus- und Heiliggeistkirchenchor).
2. Begrüßung. Prof. Dr. K. Marti.
3. Vortrag von Missions-Inspektor Lic. Witte: „Im Frühling durch Japan."
4. Chor.
5. „Sogoro", japanisches Drama von A. Wendt.

Dienstag, den 22. August:

Morgens 9 Uhr: Delegiertenversammlung im Rathaus.

Morgens 10½ Uhr: Oeffentliche Generalversammlung ebenda. 1. Eröffnung (Herr Pfr. D. Dr. Kind). 2. Vortrag von Herr Prof. Dr. D. Simons aus Berlin über: „Kultur und Mission". 3. Allfällige Begrüßungen. 4. Jahresbericht.

Mittags 1½ Uhr: Mittagessen im Kasino, nachher Spaziergang auf den Gurten.

Zu dieser Versammlung laden herzlich ein:

Der Berner Ortsausschuß:

Herr Prof. D. theol. Marti; Herr Pfr. Studer; Herr Pfr. Ryser.

Der Zentralvorstand des Gesamtvereins;

1. Präsidium: Ehren-Präsident: Pfr. D. Buß in Glarus; Präsident: Pfr. D. Dr. Kind in Berlin; Vizepräsident: Pfr. D. Dr. Kirmß in Berlin; Schatzmeister: Rentner Max Thieme in Charlottenburg; Missionsinspektor: Lic. theol. Witte in Berlin.

2. Ehrenmitglieder: Prof. Dr. Gerland in Straßburg i. E.; Exz. Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Prof. D. Harnack in Grunewald; Prof. D. Kesselring in Zürich; Konsul Philipp Lieder in Hamburg; Prof. D. Nippold in Oberursel; Pfr. Röhrich in Genf (Schweiz); Standesbeamter Ernst Stolze in Berlin.

3. Direkte Mitglieder: Prof. D. Bornemann in Frankfurt a. M.; Pfr. A. Fischer in Berlin; Pfr. D. Haas in Heidelberg; Pfr. Lehmpfuhl in Berlin; Pfr. Lic. Lueken in Frankfurt a. M.; Pfr. Lic. Dr. Meincke in Hamburg; Pfr. Lic. Munzinger in Zweibrücken; Pfr. Dr. Pfister in Zürich (Schweiz); Lic. Dr. Rohrbach in Friedenau; Prof. O. Schmiedel in Eisenach; Pfr. Schönholzer in Zürich (Schweiz); Prof. D. Simons in Charlottenburg; Geh. Kirchenrat Oberhofprediger D. Spinner in Weimar; Pfr. Weber in Zürich (Schweiz); Prof. D. Weinel in Jena.

4. Deputierte: Geh. Justizrat Adler in Flensburg; Pfr. Baur in Basel (Schweiz); Kirchenrat Dekan Bayer in Neustadt a. d. Haardt; Dekan Bickel in Wiesbaden; Pfr. Habicht in Berlin; Pfr. Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda; Pfr. Heinz in Breslau; Pfr. Horn in Pfersdorf bei Hildburghausen; Pfr. Lic. Huck in Schiltigheim; Pfr. John in Waldshut (Baden); Pfr. Laue in Düren (Rheinland); Pfr. Marbach in Gsteig bei Interlaken (Schweiz); Pfr. Mund in Lüneburg; Prof. Dr. Rathgen in Hamburg; Pfr. Schulz in St. Gallen (Schweiz); Pfr. Starck in Krefeld; Pfr. Lic. Dr. Torge in Berlin.

Der Vorstand des schweiz. Landesvereins:

Herr Pfr. D. Buß in Glarus, Ehrenpräsident; Herr Prof. D. Kesselring in Zürich, EM.; Herr Pfr. Röhrich in Genf, EM.; Herr Pfr. Dr. Pfister in Zürich, Präsident; Herr Pfr. Schönholzer in Zürich; Herr Pfr. G. Weber in Zürich; Herr Pfr. H. Baur in Basel; Herr Pfr. Schulz in St. Gallen; Herr F. Sattler-Schönholzer in Zürich, Kassierer; Herr Pfr. Marbach in Gsteig b. J., Sekretär.

Für den Vorstand des bernischen Zweigvereins:

Herr Pfr. Volz in Aarberg, Präsident; Herr Pfr. Russi in Thun, Kassier; Herr Pfr. Rüesch in Zweisimmen, Sekretär; Herr Pfr. Lauterburg in Ferenbalm; Herr Pfr. Ammann in Burgdorf; Herr Pfr. Helbling in Nidau.

Für den Berner Frauenverein:

Frau Dir. Wiedmer-Stern, Präsidentin.

Auswärtige Teilnehmer werden gebeten, ihre Teilnahme möglichst frühzeitig an Herrn Pfarrer Studer, zum Heil. Geist in Bern, mitzuteilen, auch Wünsche und Anfragen wegen Freiquartieren an denselben zu richten.

Als Absteigequartier werden folgende Hotels empfohlen: „Bären", „Pfistern", „De la Poste", „Jura", „Storchen", „Löwen", „Schmieden". Zimmer im Preise von 2.50 Frs. bis 4 Frs. (Hochsaison!). „Bernerhof", „Bellevue" 4—8 Frs. **Man wende sich zur Bestellung der Zimmer bei Zeiten direkt** an die Besitzer der genannten Hotels.

Das Christentum in Ostasien.

Missionstheoretische Betrachtungen auf Grund von Erlebnissen.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Der Zweck dieser Zeilen ist nicht der, neue Missionstheorien aufzustellen; dazu sind nur die draußen lange erprobten Missionsarbeiter imstande. Der Zweck ist, die Beobachtungen zur Darstellung zu bringen, die ich während meiner Reise nach China und Japan vom November 1910 bis Mai 1911 über die Arbeit der evangelischen Mission dort gemacht habe. Während ich in Japan die meisten Hauptstätten der evangelischen Mission kennen gelernt habe, habe ich von China naturgemäß nur ein kleines Stück sehen können, Peking, Schantung, den Unterlauf des Yangtse und Hongkong. Es erscheint lohnend, diese Beobachtungen mitzuteilen, einerseits, weil diejenigen Missionsfreunde, die nicht hinausreisen können, die Sachlage dadurch besser beurteilen können, daß ihnen immer wieder neue Berichte von Augenzeugen geboten werden, andererseits, weil jeder die Welt mit seinen eigenen Augen sieht und daher auch für die speziellen Missionsarbeiter jede fremde Beurteilung zur Prüfung und Ergänzung des eigenen Urteils wertvoll sein kann. Ein Urteil über die Dinge da draußen zu gewinnen, ist nicht so schwer, als man in der Heimat denkt, wenn man für die Urteile der erfahrenen Männer in Ostasien ein offenes Ohr hat und speziellen Fragen den dortigen Experten zur Entscheidung überläßt und wenn man nicht den Anspruch erhebt, zu sagen, so sind die Dinge, sondern, so habe ich sie gesehen. Das tiefste Wesen der Welt da draußen ist wohl selbst denen noch verborgen, die schon seit Jahrzehnten dort arbeiten. Aber es ist gut, daß jeder versucht, das Rätsel zu lösen.

I. Die Schwierigkeiten des Arbeitens.

Die Schwierigkeiten des Arbeitens liegen in China und Japan nicht so sehr in äußeren Dingen, wie in Indien und Afrika z. B. im Klima, trotzdem auch das Klima immer ein fremdes bleibt, das besonders im Süden Chinas und in Japan im Sommer sehr angreifend ist. Es ist auch nicht vor allem die Abgeschnittenheit von aller Kultur, die lastend wirkt. Die Eisenbahnen dehnen sich auch in China immer weiter durch das Land, und es sind eben keine wilden, sondern Kulturländer. Auch die Beschwerlichkeit der Beschaffung der durchaus notwendigen europäischen Waren läßt sich ertragen. Schwierig ist vor allem die tiefe Kluft, die die beiden Kulturen, die Ost und West trennt. China ist ein Land, das noch heute ungebrochene antike Kultur besitzt und auch in Japan herrscht bis heute nicht die moderne, sondern die alte Kultur. Das Land hat viele äußere europäische Einrichtungen, Eisenbahnen, Elektrische, Telephon, Telegraph, Schiffe usw. Aber das Volksleben vollzieht sich sowohl nach seinen äußern Einrichtungen, Wohnen, Essen, Kleidung, als auch nach seinen Sitten im großen nach der alten Weise. Die alten Religionen sind stark, die alte Familienordnung besteht, die göttliche Verehrung des Kaisers

ist allgemein, die Stellung der Frau ist die alte niedrige, es besteht noch das alte Vermittlerwesen, das Handwerk selbst hat noch zum großen Teil die primitiven Formen, es ist die ganz unmoderne Zeitverschwendung gebräuchlich, im Landbau herrscht die alte Kleinwirtschaft: auf allen Lebensgebieten herrscht die alte Kultur. Diese alte Kultur ist in ihrem Wesen unserer modernen viel unähnlicher als der griechisch-römischen und ist uns dadurch doppelt fremd, daß sie sich ausgeprägt hat unter Völkern einer andern Rasse. Die Betonung der Rassenunterschiede wird ja heute gegenüber dem allgemein Menschlichen sicher übertrieben, aber die Unterschiede sind doch da und wirken stärker als die zwischen den Völkern ein und derselben Rasse bestehenden, die z. T. schon recht stark sind. Die gegenseitige Abneigung, die in ganz Ostasien zwischen den Einheimischen und den Westländern leider sehr stark besteht, läßt sich ohne das unbewußt wirkende Rassenbewußtsein restlos nicht erklären. Diese Abneigung besteht ja nicht nur bei den Chinesen als „Fremdenhaß", den man gewohnt ist, als eine Folge der gewalttätigen Eingriffe der Westmächte und der von den chinesischen Behörden entfachten Verhetzung anzusehen, sie besteht auch bei den Japanern, die es — selbst Lehrer — ohne einzugreifen geschehen lassen, daß die Kinder den Europäern die gröbsten Schimpfworte nachrufen, bei den Japanern, die von den Westmächten doch geradezu verwöhnt worden sind und die in Europa diese Abneigung zwar sehr geschickt zurückzustellen wissen, aber nicht ablegen. Sie besteht auf Seiten der Europäer, die als Kaufleute auf ein Zusammenarbeiten mit den Einheimischen angewiesen sind, sie besteht selbst bei vielen Missionaren, selbst bei solchen, die mit großem Erfolg arbeiten. Die verständigen Europäer kämpfen gegen diese Abneigung an, und suchen ein gutes Einvernehmen mit den Einheimischen, die Missionare überwinden ihre Gefühle der Antipathie und arbeiten mit großer Hingebung, aber die Abneigung ist eben doch da. Es ist sehr schwer zu sagen, welches die diese Antipathie wirkenden Rassenunterschiede zwischen der weißen und gelben Rasse sind. Sobald man etwas festgestellt zu haben meint, wird die gefundene Definition durch Tatsachen umgestoßen. Es ist dadurch erschwert, daß die Völker der gelben Rasse auch wieder unter sich erhebliche Unterschiede zeigen, wovon weiter unten zu reden sein wird. Dies ganze Problem harrt noch der Erforschung. Dazu muß der Charakter der andern Rassen noch genauer erforscht werden, als bisher geschehen ist. Aber es ist sicher, daß die Rassenunterschiede eine starke Wirkung ausüben in der geschilderten Antipathie, die vorliegt. Und wenn nicht außerordentliche Mühe angewandt wird, so reicht z. B. in Japan auch die bisher vollzogene Annahme unserer Kultur durch die Japaner nicht aus zur Herstellung sympathischer Beziehungen. Denn es *herrscht*, wie schon erwähnt, auch dort noch die alte Kultur.

An dieser in China und Japan herrschenden alten Kultur bieten auch wieder nicht die äußeren Seiten die größten Schwierigkeiten, obwohl auch die nicht gering zu denken sind. Die ganze Art

des Verkehrs z. B. von Mensch zu Mensch ist mit soviel Formelwesen verbunden, daß es eigenes Studium erfordert, um sich ganz in die Landessitten einzuleben. Denn der dauernd draußen arbeitende Missionar, der auf das Volk wirken will, muß sich ganz in das Volk einleben. Erst dann beginnt man ihm zu vertrauen und ihn zu ehren. Leider fehlt bei einem großen Teil der dort lebenden Europäer, der eigentlich nur ganz lose Beziehungen zu den Einheimischen hat, das Verständnis dafür, daß hier eine Schwierigkeit vorliegt, und daß sie darum nie in ein inneres Verhältnis zu den Menschen dort kommen können, weil sie in übertriebenem Stolz auf die Ueberlegenheit unserer Kultur sich garnicht bemühen, die Landessitten zu studieren, geschweige denn sich ihnen einzufügen. Es ist natürlich schon das schwer und kommt jedem Europäer zuerst ein wenig entwürdigend vor, sich z. B., dies rein Aeußerliche sei hier genannt, vor den Japanern mit dem Kopf bis auf den Erdboden zu verbeugen. Aber die Achtung vor den Landessitten ist der erste Schritt zum Verständnis eines Volkes und zur Gewinnung der Menschen. Die Ansicht ist irrig, als seien diese Sitten roh oder unfein. Sowohl in Japan als in China sind die gebildeten Kreise ebenso wohlerzogen wie bei uns, und wenn man sich Mühe gibt, sich ihnen anzupassen, so erkennt man auch bald ein wenig ihren feinen Sinn. Rohes Volk gibt es auch bei uns, selbst unter den sogenannten „höheren Ständen". Wenn man aber von dem Schmutz der Chinesen und ihren üblen Gerüchen redet, so gibt es Gegenden in Europa, die darin nicht viel nachstehen, und die gebildeten Stände sind, wenn man gewisse uns unsympathische Gewohnheiten abzieht, in China davon frei. Es ist eine andersartige, uns sehr fremde Welt, aber es ist eine wirkliche Kulturwelt, auch was die äußeren Lebensgewohnheiten anlangt. Diese Lebensgewohnheiten sind in Japan im Großen nicht einmal unsympathisch, sie sind anziehend: die Sauberkeit, die Höflichkeit, das stille Wesen, die offensichtliche Verehrung der Alten, die Genügsamkeit. Unsympathisch wirken nur die Japaner, die — infolge falschen Benehmens der Europäer, sich den Europäern gegenüber, die die japanischen Sitten nicht beachten, auch von diesen ihren Sitten dispensieren und sich „europäisch" benehmen. Da wird dann — umschlagend — ihre Dreistigkeit und Arroganz oft unerträglich. Das muß man verzeihen, denn es ist für Fremde auch nicht leicht, wirklich unsere guten Sitten zu verstehen und sich anzueignen. Die Verschiedenheit zwischen Ost und West ist sehr viel größer, als man in der Heimat ahnt, sie geht ganz tief.

Das Grundprinzip unserer Kultur ist die Entwicklung jeder einzelnen Persönlichkeit nach ihren Gaben und ihren Rechten. Wir vertreten den Grundsatz, daß so ausgebildete Persönlichkeiten infolge besserer Einsicht und Leistungsfähigkeit schließlich auch ihre Pflichten am besten erfüllen, auch die, die im Interesse der Allgemeinheit Selbstentäußerung von dem Einzelnen verlangen. Die Rechte des einzelnen Menschen finden eine Darstellung und Vertretung in den sozialen Gruppen gleich Interessierter, die zugleich

den an sich etwas schwierigen Ausgleich zwischen den Rechten und den Pflichten des Einzelnen anbahnen und erleichtern, da schon innerhalb dieser gleichinteressierten Gruppen sich eine Selbstbeschränkung der Rechte des einzelnen Individuums als notwendig ergibt und dort um der eigenen Interessen willen gern getragen wird. Aber immerhin bleibt der Kern unserer Kultur: die einzelne Persönlichkeit und ihre denkbar vollendete Ausbildung. Die Persönlichkeit ist das Erste, aus vielen einzelnen Persönlichkeiten ergeben sich dann die sozialen und Volks-Ordnungen. Hierin liegt das spezifisch Moderne und zwar das spezifisch christlich-Moderne unserer Kultur. Denn das Christentum hat dieses Recht und die Macht jeder Persönlichkeit zur Herrschaft gebracht gegenüber den Anschauungen der europäisch-antiken Kultur, die für die größte Menschheitszahl eigentlich gar keine Rechte anerkannte. Die unerhörten Gedanken der Bibel vom unendlichen Wert jeder Menschenseele, vom Recht jedes Kindes auch gegenüber den Eltern, von der Souveränität des einzelnen über alle menschlichen Ordnungen, der Gedanke, daß keine Institution qua Institution irgendwelche, geschweige denn göttliche Autorität fordern kann, sondern nur durch das, was sie leistet, berechtigt ist, und daß jeder Mensch tatsächlich jedem andern gleichberechtigt ist, die sind die guten treibenden Kräfte unserer Kultur. Das gilt, trotzdem auch bei uns Regungen nicht fehlen, die auf allen Lebensgebieten diese Persönlichkeitskräfte hemmen im Interesse einer rein äußeren, die Persönlichkeit unterdrückenden Autorität der Ordnungen. Der Ausgleich zwischen der einzelnen Persönlichkeit und der Ordnung der Gesamtheit wird in alle Zukunft gewisse Schwierigkeiten bieten, die Frage ist nur, ob man prinzipiell die Persönlichkeit oder die Ordnungen für wichtiger erklärt. Unsere Kultur erklärt prinzipiell: die Persönlichkeit ist das Wichtigste. Ihre beste Ausbildung verbürgt die beste Gestaltung der Ordnungen. Die alte asiatische Kultur erklärt: die Ordnungen sind das Wichtigste. Ihre feste Normierung und Erhaltung verbürgt das beste Gedeihen auch jedes einzelnen Menschen.

Man könnte denken, das sei nur eine Denkunterscheidung, die im wirklichen Leben unwichtig sei. Die Wirklichkeit zeigt, daß hier ungeheure Differenzen vorliegen. Ist das Recht der Persönlichkeit das Oberste, so braucht man sich selbst vor schrankenlosem Individualismus deshalb — selbst bei Ausartungen — nicht zu fürchten, weil die Schwerkraft der harten Wirklichkeit einen allzu kühnen Flug ganz von selbst hemmt. Jeder Stein fällt wieder auf die Erde zurück. Aber es gibt dann Fortschritt, denn von jedem Menschen wird etwas Großes, etwas Förderndes erwartet, und jeder kann sich — cum grano salis — einen genügenden Spielraum freimachen zur Entfaltung seiner Kräfte. Wo dagegen das Schwergewicht auf der Erhaltung der Ordnungen liegt, da muß der Einzelne oft berechtigte und an sich gut zu verwirk-

lichende Absichten in seinem Leben fahren lassen, weil sie nach der Ansicht der die Ordnungen schützenden Instanzen der Organisation nicht heilsam sind. Da sind die Ordnungen natürlich in jeder Generation gleich heilig, sie werden nie erneuert, sie sind geachtet, weil sie alt sind und „bewährt", jeder Fortschritt ist prinzipiell ausgeschlossen. Sind nun diese Ordnungen — wie in Ostasien — gestützt auf eine Geschichte von mehreren Jahrtausenden, so werden sie von einer Wucht, die jeden noch so berechtigten Aenderungsversuch niederdrückt, selbst wo die bittersten, durch die alten Ordnungen verursachten Nöte ihm Recht geben. Wer will als Einzelner etwas besser wissen als alle Weisen der uralten Geschichte? Die Macht dieser uralten Organisationen hat dem Volksleben etwas so Festes, ja Starres gegeben, daß die Berührungen Chinas und Japans mit Europa in früheren Jahrhunderten nicht die geringste Aenderung in ihrem Wesen hervorgerufen haben. Im Gegenteil, China hat alle Eindringlinge in sich aufgesogen. Es hat selbst die Juden vollkommen zu Chinesen gemacht und den Buddhismus umgewandelt, es hat auf uns gewirkt, aber ist selbst das gleiche geblieben.

Man kann sich denken, wie die Gewalt dieser Ordnungen auf denen lastet, die in ihnen geboren und zum Gehorsam gegen sie als das Heiligste und Höchste erzogen werden. Es ist bekannt, daß die Sanktionierung dieser Ordnungen für China sich in dem Namen Konfuzius konzentriert. Doch ist sein Verdienst nicht die Schaffung derselben, sondern ihre Erneuerung und die praktische Durchführung derselben zur Einigung des Reiches. Die Ordnungen selbst sind älter: Staat und Familie, die höchsten Güter, ihre Erhaltung höchste Pflicht, das galt schon vor Konfuzius. Er hat ein auf Nützlichkeitserwägungen gegründetes Ganzes daraus gemacht. Staat und Familie werden erhalten durch moralisches Leben, das sich durch Menschlichkeit (Was du nicht willst, ...) und Pietät auszeichnet. Geändert hat er die Schattenseiten der vorgefundenen Grundsätze nicht, nicht die Verachtung und Rechtlosigkeit der Frau, nicht das System der Nebenfrauen, erst recht nicht die niedrige Volksreligion. Er hat die Religion weder bejaht noch verneint, das rein sittliche System der praktischen Nützlichkeit hatte schon Gewalt, er hat sie gestärkt, mehr brauchte China zu seinem Heil nicht.

Dies System besteht noch heute in China in voller Geltung. Der einzelne Mensch hat sich der Familie und ihren Interessen unterzuordnen. Das männliche Familien-Oberhaupt hat absolute Gewalt über Eigentum, Berufswahl der Glieder, über Heirat, ja über das Leben. Ueber der Familie aber steht der Staat, die Vielheit der Familien, die Volksgesamtheit. In China gilt dabei nicht ein bestimmtes Regierungssystem als geheiligt, auch nicht das Herrscherhaus — das seit drei Jahrhunderten ja ein fremdländisches ist —, sondern nur die Ordnung der Volksregierung, die sofort abzusetzen und durch eine andere zu ersetzen ist, wenn sie nicht das Volksheil genug fördert. Dies System, das auch in Japan

schon vor Konfuzius bestand, hat auch dort durch ihn eine gewisse Kräftigung erhalten, ist aber hier noch mehr verstärkt durch den im Shintoismus geheiligten Kaiserkult, der dem einzelnen und dem gesamten Volk eigentlich nur zur Verherrlichung des Kaiserhauses Berechtigung zuerkennt. Auch der heutige japanische Staat kennt keine einzelnen Personen, sondern nur Familien. Deren Register werden geführt an ihren Stammorten, an denen jedes Glied heimatberechtigt bleibt, solange es sich der Familienordnung fügt. Hier gilt noch heute, daß alles Familien-Eigentum dem Familienhaupt gehört, das darüber nach Gutdünken bestimmt. Gegen seine Entscheidung gibt es keinen Schutz, nur das kann man erzwingen, daß man — erwerbsunfähig geworden — auf Kosten der Familie erhalten wird. Es kommt noch heute auch in äußerlich ganz europaisierten Familien vor, daß, ohne daß der Ehemann gefragt wird, seine Frau vom Familien-Oberhaupt ihrer Familie zurückgesandt wird, weil sie schwindsüchtig ist und die Gefahr besteht, daß die Nachkommen krank sein würden. Die Frau muß sich fügen, ihre Familie muß sich fügen, kann höchstens eine Al findung fordern, und der Mann muß gehorchen, sonst wird er aus der Familie ausgestoßen. Das ist gleichbedeutend mit sozialer Aechtung. In allen wichtigsten Dingen hat also der Einzelne garnichts über sein eigenes Leben zu bestimmen, oft bis er 60 Jahre alt wird, über ihn wird wie über eine Sache verfügt durch die Familie. Ebenso wird die Kraft des einzelnen garnicht als eigenberechtigt gewertet, sondern als Mittel zur Verherrlichung des Glanzes des Kaiserhauses, dem der einzelne willenloses Werkzeug ist. Am drückendsten und mächtigsten aber wird dies System in beiden Ländern dadurch, daß es nicht nur auf alter Ueberlieferung beruht, sondern die ganze Gewalt der Geisterwelt zu Interessenten und Beschützern hat, die in der Fortsetzung der Familienordnung die Garantie der ihnen nötigen Opfer haben, und daß jeder einzelne noch Lebende auch an dieser Familienordnung interessiert ist für die Zeit, wenn er selbst eingetreten ist in die Geisterwelt. Die Toten leben weiter in der Familie, nehmen an ihrem Ergehen teil, sie helfen und raten, man trägt ihnen alle wichtigen Ereignisse vor und fragt sie um Rat. So lasten die Toten, als Geister gefürchtet, auf den Lebenden, Machthaber, die diese Ordnung wollen. Wer kann als einzelner etwas gegen die Macht des großen Geisterreiches?

Es ist nur natürlich, daß, nachdem dies System einige Jahrhunderte unumschränkt geherrscht hat, sich das ganze innere Wesen der Menschen nicht nur ihm beugt, sondern sich auch so gestaltet, daß es ihm konform ist: die individuelle Ausprägung der Menschen nicht nur nach der Seite des Willens, sondern auch nach der des eigenen Vorwärtswollens, des Ersinnens neuer Wege und Ziele, des Erkennens und Bekämpfens der Schäden des Bestehenden wird geschwächt, und der Mensch wird ein ganz brauchbares Glied der Gesamtheit, der in den alten Bahnen Gutes leistet, aber es fehlt das Bewußtsein des eigenen Persönlichkeitswertes und der

eigenen Verantwortung, es fehlt die sittliche Freiheit, die unserm Leben erst den höchsten Wert verleiht. Den ganzen Völkern haftet an durch diese Trainierung das Merkmal der Unpersönlichkeit.

Es ist kein Zufall, daß hier gerade der Buddhismus herrscht, dessen ganzes System mit dieser Gedankenwelt harmoniert und sie natürlich noch vertieft hat: Die Erlösung wird durch Auflösung der Persönlichkeit erlangt. Passivität, Entleerung des „Ich"; nicht Veredelung und rechter Gebrauch aller Kräfte, sondern Befreiung vom Lebenmüssen. Wo dies Evangelium jahrhundertelang gepredigt wird in Harmonie mit obigem System, da werden die Menschen so, wie ihre Ideale gezeichnet sind, die des Volkslebens und die der geistig-mächtigsten Religion: Unpersönliche Wesen. Man lernt die verschiedenartigsten und trefflichsten Menschen kennen, aber bei allen hat man die Empfindung, sie müßten nun endlich einmal etwas sagen, woran man merkt, daß eine Seele in ihnen ist, ein „Ich", das so, wie es ist, auf der ganzen Welt nicht wieder erscheint. Man wartet und wartet, aber es kommt nichts zum Vorschein. Daraus erklären sich die beiden extremen Ansichten über diese Kultur: die eine, die sagt, die ganze gelbe Rasse sei inferior, denn ihr fehle die geistige Fähigkeit, zur Höhe unserer Kultur erhoben zu werden, die andere, die in diese jetzt vorhandene Resonanzlosigkeit der Unpersönlichkeit Geheimnisse hineindichtet, die der Phantasie des betreffenden Westländers, z. B. Lafcadio Hearns, alle Ehre machen, aber der Wirklichkeit nicht entsprechen. Die Wahrheit liegt in der Mitte: es kann hier wohl eine moderne Kultur erblühen, bisher herrscht aber die alte Kultur.

Es ist sehr schwer zu ertragen für die Missionare, die fern von größeren Europäerkolonien wohnen, nur solche Menschen als Umgang zu haben, mit denen ein wirklich persönlicher Verkehr auch dann nicht zustande kommt, wenn man sich in alle ihre Sitten eingelebt hat, selbst wenn man Jahrzehnte unter ihnen lebt. Es ist eine völlig andere Welt, eine Welt, die sich ihres Andersseins bewußt ist und es nicht lassen will. Denn darin täuscht man sich in Europa ganz und gar, daß man meint, die Chinesen und Japaner sähen unsere Kultur als der ihrigen überlegen und als wertvoller an und wollten unsere Kultur als Einheit aufnehmen mit all ihren Zweigen und Wurzeln. Es gibt gewiß solche Kreise in beiden Ländern, die das wollen. Die haben erkannt, daß ihren Völkern nur geholfen werden kann zu neuer Blüte, wenn ihre Kultur nicht nur durch unsere maschinelle Technik und Formen des Schulwesens ergänzt wird, sondern neu fundamentiert wird auf dem Grundsatz des Individualismus, der unser Geistesleben charakterisiert. Diese Erkenntnis findet sich namentlich auch in den Kreisen gebildeter japanischer Christen und in China oft in radikaler Vertretung bei den nach Amerika zum Studium entsandten jungen Leuten. Aber auch diese Kreise wollen im übrigen an der nationalen Eigenart ihrer Völker festhalten und sind durchdrungen von der Ueberzeugung des

hohen Wertes ihrer Kultur. Doch wie dem auch sei, mit obiger Erkenntnis und Forderung haben sie die Ueberlegenheit unserer Kultur tatsächlich anerkannt. Denn obiger Grundsatz ist, wie gesagt, das Zentrum unserer Kultur.

Aber die Kreise, die diese Erkenntnis vertreten, sind auch in Japan noch in der Minorität. Die herrschende reaktionäre Partei, die entschieden das Denken der meisten äußerlich modernen gebildeten Japaner vertritt, ist durchdrungen von der mit einem extremen patriotischen Chauvinismus verbundenen Ueberzeugung, daß die Einführung der geistigen Ideen Europas für Japan eine Gefahr bedeute und das Festhalten an den alten Grundlagen des Volkes die beste Entwicklung für die Zukunft verbürge. Diese Richtung ist durch die letzten Siege wesentlich gestärkt worden. Mit aller Macht der Regierung sucht man den mit dem Kaiserkultus und der Ahnenverehrung in engem Zusammenhang stehenden Shintoismus zu stützen, sucht die konfuzianische Ethik in den Schulen so wirksam wie möglich zu machen, unterdrückt mit radikaler Grausamkeit alle Regungen derjenigen politischen Gedanken, die sich als berechtigte Anwälte der sozial benachteiligten Klassen unter dem Einfluß der Ideen Europas geltend machen: kurz, die alte Kultur soll herrschen, trotzdem man die technischen und maschinellen Früchte unserer Kultur sich dienstbar machen und, um das zu können, die Kenntnis auch unserer geistigen Kultur pflegen will.

Dadurch befindet sich diese Strömung in einer doppelten Schwierigkeit. Um sich die wissenschaftlichen und technischen praktischen Ergebnisse dienstbar machen zu können, studiert man mit brennendem Eifer alles westländische geistige Leben, will aber diesem selben Geist verbieten, überzeugend auf die zu wirken, die sich unter seinen Einfluß stellen. Das ist natürlich unmöglich. Unsere geistige Kultur ist dazu viel zu stark, um sich benutzen und dann doch beiseite werfen lassen zu sollen. Sie wirkt auch dort als gewaltige, geistige, einheitliche Macht. Und es wird schwer, es wird unmöglich sein, das zu hindern, man entferne denn überhaupt auch die Kenntnis derselben aus dem Lande. Ganz ähnlich möchte man schnelle Fortschritte erreichen auf dem Gebiet der Technik, der Industrie usw., und doch löst jeder wirkliche Fortschritt auf diesem Gebiete die alten Volksordnungen mehr auf.

Die in China und Japan herrschende Familienordnung ist überhaupt nur möglich in überwiegend Ackerbau treibenden Ländern, wobei kleine maschinelle Betriebe nicht ausgeschlossen sind. Sobald aber, wie jetzt in Japan, eine Industrialisierung eines Landes eintritt mit Anhäufung von Arbeitermassen in großen Städten, sobald das moderne Verkehrswesen sich verbreitet, lösen sich die Familienbande auf, und keine staatliche Autorität oder Fürsorge kann das hindern. Bisher blieb eben der Pachthof oder Landbesitz des uralten Heimatsitzes der Zentralort der Familie. Auch ferne Verwandte fühlten sich heimisch am Sitz der Ahnen und

fanden dort Zuflucht in Not. Nun wandern — zumal die Landwirtschaft schwere Notzeiten hat — viele Familien unter Aufgeben des Stammsitzes in die Stadt, in die Fabrik, oder nach dem Norden, den man kolonisieren will, oder nach Formosa oder Korea, die andern Glieder siedeln womöglich nach China, nach Honolulu, nach den Philippinen über, der Stammsitz fehlt, schon besteht ein Fabrikproletariat der zweiten Generation, da lockert sich der Ahnenkult und die Familienautorität, und in Ermangelung eines gleichwertigen Ersatzes tritt eine Zügellosigkeit ein, die tatsächlich im Interesse des japanischen Volkes bedauerlich ist. In den gebildeten Kreisen vollzieht sich dieser Prozeß langsamer, aber er bahnt sich auch an. Es entsteht ein Stand unseßhafter Gebildeter, dem jedes Heimatgefühl im alten Sinn fehlt: Es gährt in den Tiefen des Volkes, die alten Volksgrundlagen wanken durch die von oben begünstigte Industrialisierung und äußere Modernisierung des Volkes, die geistigen, auf das alte geistige Wesen zerstörend wirkenden westländischen Ideen gewinnen mehr und mehr Boden, und doch will die Regierung mit den herrschenden Parteien das Alte restituieren. In China sind diese Vorgänge gerade erst im Beginnen, aber sie werden denselben Verlauf nehmen, wie in Japan, trotzdem die chinesische Regierung sich jetzt schon von Anfang der Modernisierung an — was in Japan nicht geschah — gegen das Eindringen der westländischen Ideen auch in den Schulen zu schützen sucht. Das wird nichts helfen, die Ideen wirken, wo immer ihre Kenntnis verbreitet wird, auch überzeugend. Und man kann faktisch unsere Kultur nicht spalten und sagen: nur dies davon will ich. Unsere Kultur ist eine geistige Einheit; man kann sich ganz gegen sie abschließen. Aber öffnet man sich ihr, dann dringt sie ganz ein, auch ihre Schäden, aber auch ihre geistigen Werte. So ist dort draußen ein Kampf der Geister, der eine ganz eigenartig reizvolle Erscheinung unserer Zeit darstellt. Die Zukunft wird entscheiden, ob diese Länder sich unsere Technik, wie sie jetzt ist, aneignen, dann aber wieder alles fremdländische geistige Wesen absperren, wie Japan das im 16. Jahrhundert tat, oder ob, was wahrscheinlich ist, diese Absperrung längst zur Unmöglichkeit geworden ist und das westländische Wesen tiefer und tiefer die Verhältnisse durchdringt und umgestaltet. Tragen die Regierungen weitblickend diesen Vorgängen Rechnung, lassen den Strom fließen und suchen ihn nur in das richtige Bett zu leiten und hier und da ein wenig zu stauen, dann wird es eine allmähliche, aber friedlich-gedeihliche Entwicklung geben; sucht man aber mit Gewalt das Fließen dieses Stromes zu hindern, dann gibt es Konflikte über Konflikte, die für die Länder unheilvoll sein werden. In Japan ist die Regierung dabei, dieses törichte Vorgehen festzulegen; genützt hat es bisher nichts. Unheil ist bisher allerdings noch nicht viel angerichtet worden. Das Volk ist noch im Großen an eine patriarchalische Bevormundung gewöhnt. Dort wird ja noch heute z. B. polizeilich für bestimmte Tage polizeiliche Hausreinigung angeordnet und der Vollzug kontrolliert. Der Ein-

tritt ins Rote Kreuz wird einfach polizeilich befohlen, das Mitgliedsabzeichen hat man ans Tor zu heften. Man kann sich noch erlauben, die Freunde eines wegen politischer Agitation bestraften Arbeiters dazu zu verurteilen, 1 Jahr lang ohne Lohn zu arbeiten, weil sie ihn nicht gehindert haben. Aber das wird nicht mehr lange möglich sein. Oder aber, das japanische Volk ist für unsere geistige Kultur noch nicht reif, dann wird auch das, was es an äußerer westlicher Kultur besitzt, sich nicht gedeihlich entwickeln. Es mag ein abgeschnittener Zweig noch so voll sitzen voll Blüten und Früchte; man kann die schon reifen Früchte pflücken, aber keine dieser Blüten wird zur Frucht, bald ist vielmehr der ganze Zweig verwelkt.

Das Vorgehen der japanischen Regierung ist ja wohl zu verstehen. Die Regierungen beider Länder befinden sich in einer sehr schwierigen Situation. Man weiß, daß man, um im Wettbewerb der Völker bestehen zu können, die Errungenschaften und Einrichtungen der westländischen Kultur braucht, möchte bei ihrer Einführung die alten Volksgrundlagen erhalten und muß mit ansehen, daß eine nach der andern sich lockert. Dazu kommt in China, daß dort noch eine starke, den Neuerungen feindliche Partei vorhanden ist und in beiden Ländern, daß die Erkenntnis fehlt, daß tatsächlich die äußere Macht unserer Kultur aus den sittlichen Kräften und den Ideen des Christentums erwachsen ist. Diese Erkenntnis wird erschwert durch die Tatsache, daß in den Westländern die vorwärtsschreitenden Kräfte der äußeren Kultur und ihre Vertreter oft in einem Gegensatz zu den das Christentum darstellenden Kirchen stehen, daß daher das Christentum als kulturerschwerende Macht erscheint, und daß mit viel Reklame die neben den christlichen Kreisen vorhandenen kirchen- und religionsfeindlichen und religiös gleichgültigen Kreise für sich den Anspruch erheben, aus sich die wahren Vorkämpfer und Förderer der Kultur zu sein. Auch in all diesen Kreisen und ihren Werken wirken fraglos viele christliche Ideen. Mit jedem guten modernen Roman dringen sie in jene Länder ein, aber es hat für Außenstehende den Anschein, als sei nicht das Christentum die Lebenskraft der Westländer, sondern die ohne dasselbe, neben ihm oder im Gegensatz zu ihm wirkenden Kultur-Gedanken. Die Regierungen und gebildeten Kreise dort sind ganz genau orientiert über die Nöte und Schwierigkeiten, die auch die Westmächte durch einen zügellosen individualistischen Naturalismus in Literatur und Praxis haben. Die schlechte Literatur des Westens sehen sie schon bei sich üble Folgen hervorbringen. Man weiß dort ganz genau, daß große Volksmassen der Länder des Westens den das Christentum darstellenden Kirchen ganz fern stehen, man verfolgt die kirchlichen Kämpfe Deutschlands mit Interesse und man ist erschreckt über die hier zu Tage tretende engherzige Intoleranz. Man sieht in Japan im Gegensatz dazu, wie sowohl Shintoismus als auch Buddhismus ohne die erbitterten Kämpfe Europas die Massen beherrschen und zu fesseln wissen, wie der Buddhismus in neuerer Zeit einen gewaltigen inneren Auf-

schwung genommen hat und zum Teil dasselbe auch an humanen Hilfswerken leistet wie in Europa das Christentum; diese Religionen sind dem Volk seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden lieb und vertraut, das Volk hängt an ihnen auch heute nach Einführung der äußeren westländischen Kultur: kein Wunder, daß man von der Stärkung des Alten Heil erwartet und nicht vom Christentum. Man darf dabei nie vergessen, daß die Angehörigen fremder Religionen durch unsere bloße Behauptung von der Ueberlegenheit des Christentums keineswegs überzeugt werden, sie sind vielmehr von der Ueberlegenheit ihrer Religionen überzeugt und finden in der Beobachtung unserer Zustände keinen Grund zur Aenderung ihres Urteils. Wie wir ihnen trotz unserer technischen Ueberlegenheit noch heute als Barbaren gelten, so erscheint ihnen auch unsere Religion noch heute als inferior, in mancher Hinsicht sogar als höchst unfromm. Und zwar sind es gerade die Gedanken, die das Recht der Persönlichkeit gegenüber den Institutionen vertreten. Worte wie 1. Mose 2, 24 (Matth. 19, 5) und Lukas 14, 26 u. a. erscheinen ihnen geradezu als der Gipfel der Unmoral und als Gefahr für die bewährten und durch Alter und Religion geheiligten Grundlagen des Volkes und Staates, der Universalismus des Christentums als Feind des über alles heiligen Patriotismus, die Christen daher als zum mindesten national zweifelhafte Leute. Ganz folgerichtig hat von ihrem Standpunkt aus in einem der neuen Schulerlasse die chinesische Regierung die westliche Idee von der Gleichwertigkeit der Frau mit dem Manne als für China verderblich bezeichnet. In Japan hat kürzlich ein hoher Beamter ein Buch veröffentlicht, in dem er als bestes Mittel zur Inzuchthaltung der Jugend und zur Sicherung der Zukunft die Stärkung der konfuzianischen Moral empfiehlt, die er bis zu der Konsequenz zuspitzt, daß ein Sohn selbst dann dem Vater zu gehorchen habe, wenn er Böses befehle. Man erkennt ganz richtig, daß an jedem Punkt, an dem die geistig-sittlichen Ideen des Westens eindringen, sie auf die Volksgrundlagen des eigenen Landes zersetzend wirken, und es fehlt der Glaube, daß sie nicht nur das Mangelhafte bessern, sondern auch das vorhandene Gute durch Besseres ersetzen können. Daher zugleich mit der Einführung unserer äußeren Kultur die Parole: Erhaltung und Stärkung der alten geistigen Ideale mit aller Intensivität.

Mit dieser Parole stehen die leitenden Kreise der Tatsache der Missionsarbeit gegenüber, die nicht die Nebenwirkung, sondern die Hauptabsicht hat, den geistig-sittlichen, auf dem Christentum beruhenden Ideen Anhänger zu gewinnen und die vorhandenen, die alten Volksgrundlagen sanktionierenden Religionen zu ersetzen. Der Beweis, daß sie in selbstloser Absicht komme, nur um den Völkern zu helfen heraus aus dem Joch der vorhandenen unfähigen oder gar verderblich wirkenden Religionen und zum Besitz einer besseren Religion, ist für die Mission schwer, weil jenen Völkern das Christentum, wie gesagt, durchaus nicht als höher, ihre eige-

nen Religionen als durchaus wertvoll erscheinen und die in Japan in früherer Zeit, in China auch im 19. Jahrhundert noch starke Verquickung der Missionsarbeit mit den politischen Gewaltakten der Westmächte die Mission sehr verdächtig gemacht hat. Selbst im heutigen Japan leiden die Missionsarbeiter noch des öfteren unter dem Argwohn, daß sie politische Spione seien. Die Völker dort kennen ja die Europäer doch sonst nur als solche Leute, die rücksichtslos, selbst mit Waffengewalt, ihren Vorteil suchen; da ist es — obiges erwogen — nicht leicht, nur diese Europäer auszunehmen, weil sie behaupten, in selbstloser Absicht zu kommen.

Nun hat ja die evangelische Mission ihre selbstlose Absicht lange und oft genug bewiesen durch zahlreiche hilfreiche und segensreiche Werke zum Heil jener Länder. Das wird auch im Einzelfall von den Regierungen beider Länder anerkannt. Aber als Gesamterscheinung hat man ihre Arbeit nicht gern; in China tritt das schärfer hervor als in Japan, aber die Grundstimmung ist in beiden Ländern die gleiche. Die Mission wird empfunden als ein revolutionäres, auflösendes und entnationalisierendes Element. Es ist notwendig, sich diese Situation vor Augen zu halten, wenn man die in der Gesamtlage der Verhältnisse begründeten Schwierigkeiten des Arbeitens der Mission verstehen will. Natürlich wird der einzelne Missionar durch diese Lage nicht dauernd in seiner Arbeit gehemmt, denn er hat es ja mit vielen verschiedenen Menschen zu tun, die, unbekümmert um die vorherrschenden Strömungen in den leitenden Kreisen, verhältnismäßig harmlos mit ihm verkehren, soweit dies die ganz allgemeinherrschende Zurückhaltung und Scheu, die auch in Japan dem Fremden gegenüber beobachtet wird, es zuläßt. Es ist ja bekannt, daß diese Fremdenscheu in China durch Verhetzung und Mißverstand immer wieder fremdenfeindliche Ausbrüche verursacht, unter denen dann auch die Missionare zu leiden haben. In Japan wird diese Scheu mehr genährt durch ein übertriebenes, besonders seit den letzten Siegen sehr gewachsenes nationales Selbstbewußtsein, welches in jedem Fremden auf der einen Seite einen Vertreter der in den Russen besiegten weißen Rasse sieht, auf der andern Seite einen Japans Ruhm gefährdenden Konkurrenten. Auch die Missionare, die lange Jahre dort wirken und wirkliches Vertrauen genießen, bleiben doch im Volksbewußtsein die Fremden. Die einheimischen japanischen Christen drängen jetzt freilich nicht mehr, wie unlängst noch, auf Entfernung, aber doch auf Verminderung des Einflusses der europäischen Missionare, trotzdem zeitweise das Gefühl durchbricht, daß sie selbst noch nicht reif genug sind, um die Dinge selbst leiten zu können. Dies Streben tritt meist unter dem Titel der Selbständigkeitsbewegung auf. Es ist aber nicht nur das Streben nach Lösung der Leitung, sondern das nach Befreiung von den Fremden. Es ist ihnen etwas Drückendes, daß sie, die auf allen andern Gebieten sich, wie sie wenigstens meinen, von den Fremden emanzipiert haben, auf dem religiösen Gebiet ohne das Geld und die Hilfe der Ausländer noch nicht auskommen. Diese Stim-

mung liegt nicht sehr stark an der Oberfläche, es ist ein leiser Unterton, der nur ab und zu durchklingt, aber man muß mit ihm rechnen, zumal die Missionare, wie oben gezeigt, offiziell als solche gelten, die die fremden Ideen in das Land einführen, die die Volksgrundlagen zerstören.

Denn nicht nur die leitenden Kreise, auch das große Volk hat von vornherein in beiden Ländern kein volles Verständnis für die religiösen Motive der Missionsarbeit, da nicht nur die kulturelle, sondern auch die religiöse Gesamtanschauung ganz anders orientiert ist als in den westlichen Ländern. Es erscheint uns als ein Unding, ist aber Tatsache, daß man die Zahl der Anhänger der einzelnen Religionen dort garnicht angeben kann, weil man den Begriff der Gebundenheit des einzelnen ausschließlich an *eine* Religionsgemeinschaft garnicht kennt. Wohl haben z. B. in Japan die einzelnen buddhistischen Kirchen ihre engeren Anhängerkreise, aber das hindert nicht die Anbetung der shintoistischen Heiligtümer. So erklärt sich die für die Mission gefährliche schnelle Bereitwilligkeit besonders einfacher Leute, die unter bestimmten Bedingungen und Einflüssen, z. B. bei großen Erweckungen, sich zeigt, das Christentum anzunehmen, wobei die Uebertretenden der aus dem Wesen des Christentums folgenden Konsequenzen sich nicht klar bewußt sind. „Der Gott, den ich anbete, achtet auch andere Götter", diese Antwort einer japanischen Christin, die wegen Anbetung ihrer alten Götter zur Rede gestellt ward, ist typisch dafür. So erklärt sich auch der in Japan sich immer wieder regende Vorschlag, aus einer Vermischung der vorhandenen Religionen mit dem Christentum die Religion der Zukunft zu bilden.

Das Vorhandensein einer großen und mächtigen Geisterwelt ist allgemeine Ueberzeugung. Man stellt sie sich so vielseitig und mannigfach vor wie die Kräfte der Natur, auf deren Anbetung sie teilweise beruht. Es gibt heilvolle und unheilvolle, mächtige und mächtigere, die sich manchmal fast ausschließend hoch über die andern erheben, aber es bleibt eine Vielheit. Diese Vielheit wächst sogar dadurch, daß man hervorragende Personen nach ihrem Tode als machtvolle Geister weiter wirkend denkt, wie ja auch alle Seelen der Verstorbenen als Geister weiterexistieren und mit der Familie mitleben, der sie schaden und nützen können. In Japan werden alle Toten direkt als Götter dargestellt. Der Begriff der Gottheit ist — ganz ähnlich wie in der griechisch-römischen Antike — flüssig, es gibt keine scharfe Abgrenzung der sichtbaren menschlichen und der transzendenten Welt. Demgemäß bietet ihnen die Vorstellung von der „Gottheit Christi" gar keine Schwierigkeit, nützt ihnen aber auch nichts, da sie auf der Linie *ihrer, nicht der christlichen* Gedankenwelt vollzogen wird. *Aber die Vorstellung des reinen christlichen Monotheismus* ist ihnen sehr schwer. Mit dem buddhistischen Pantheismus läßt sich ihr Polytheismus verbinden, da man auch die Götter dem ewigen Weltgesetz unterworfen denkt, der christliche Monotheis-

mus schließt den Polytheismus aus. Da liegt der Kernpunkt des Unterschiedes zwischen dem Christentum und den andern Religionen. Damit ist das Weitere gegeben in der Unterscheidung in bezug auf die Sittlichkeit.

Mannigfach wie die Gottheiten selbst sind auch ihre Gesetze und Wünsche. Die einen fordern (so der Shintoismus) kultische Reinheit, die andern erheben sittliche Forderungen, moralisches Leben fordert der Buddhismus als Weg oder Beweis der Erlösung (siehe unten), aber die herrschende Volksmoral ist im wirklichen Leben nicht so sehr durch die sittlichen Gebote der Religionen, als vielmehr durch die rein rational-menschliche konfuzianische Ethik bestimmt, wozu in Japan noch der Nationalehrenkodex des Bushido kommt. Es fehlt eine innerliche einheitliche Verbindung von Religion und Sittlichkeit, wie sie das Christentum bietet. Es mögen noch so viele einzelne Forderungen sich decken, die Motivierung und Zweckbestimmung ist das entscheidende Moment auch für den praktischen Wert einer Ethik. Hier bietet das Christentum das Neue, das für die Gedanken jener Völker schwer faßbar ist. Wie schwer den Ostasiaten die Fassung dieser Gedankenwelt ist, zeigt deutlich ein Erlebnis, das dem deutschen Missionar Gundert begegnet ist. Gundert hat einen gebildeten Japaner als Mittelsmann in seiner Arbeit. Derselbe ist selbst vom christlichen Geist ergriffen und wirkt auch durch Ansprachen auf seine Landsleute im Geiste des Christentums. Dieser Mann kam eines Abends von einer Geselligkeit stark angetrunken in eine Versammlung, in der er sprechen wollte und auch wirklich allen Bitten zum Trotz, trotzdem seine Angetrunkenheit stark merkbar war, sprach. In der auf dies Vorkommnis folgenden Auseinandersetzung waren der Japaner sowohl als auch seine Frau ganz erstaunt und betroffen, daß diese Handlungsweise ein schweres Unrecht gewesen sei gegen den heiligen Gott. Wie schwierig unter diesen Umständen eine wirkliche wertvolle Bekehrung eines Menschen ist und wie schwierig auch die sittliche Erziehung und Hebung der Christen ist, ergibt sich daraus von selbst.

Neben dieser religiösen Allgemeinlage haben die Missionen natürlich mit all den schon erwähnten modern-europäischen Gedanken zu rechnen, die dort einströmen und, sei es Nietzsche, sei es Haeckel, begeisterte Verehrer finden in den gebildeten Kreisen. Daß diese Gedanken aus den christlichen Ländern kommen, macht sie für die Mission doppelt schwer widerlegbar. Diese naturalistischen Ideen sind aber auch schon, bevor sie, europäisch wissenschaftlich frisiert, als neu importiert wurden, dort wirksam gewesen, sie sind so alt, so alt die Menschen denken. Daher mag ihrer hier gedacht werden, zu den Hauptschwierigkeiten für die Wirksamkeit an jenen Völkern gehören sie nicht.

Die Hauptschwierigkeiten sind die genannten: Die Verschiedenheit der östlichen und westlichen Kultur; die infolge der Einführung der westlichen Kultur geschaffene Lage, die auch das Christentum als auflösende Macht erscheinen läßt. Die Schwierigkeit, daß es

als fremde Religion unter der allgemeinen Fremdenabneigung zu leiden hat und die ganz andersartige religiös-sittliche Grundanschauung jener Völker. Wie die Mission diesen Schwierigkeiten begegnet, wird nachher gezeigt werden, wenn von ihrer Arbeit die Rede ist. Soll man diese recht verstehen, so muß noch Einiges gesagt werden über die religiöse Lage in China und Japan.

(Fortsetzung folgt).

Groß ist die Diana der Epheser.

Von Pastor Konrad Schmidt-Gleiwitz.

3. Kapitel.

Daß in den ältesten Heiligtümern von Hellas einst eine semitische Tempelsprache müsse zu Hause gewesen sein, glaube ich nachgewiesen zu haben. Nahe genug lag danach der Schluß, daß auch die oft so geheimnisvollen Namen der griechischen Gottheiten wenigstens zum Teil dieser semitischen Tempelsprache entstammen dürften. Leider fehlt mir der Raum, hier irgendwie erschöpfend nachzuweisen, in welchem Maße sich diese Vermutung bestätigt. Um aber dem Leser doch eine Probe davon zu geben, möge hier wenigstens eine Reihe von denjenigen Namen ihre Besprechung finden, mit welchen die Meeresgottheit bezeichnet wird.

1. Proteus; nach Fick (Personennamen 462) Kurzform für *πρωτομέδων*, auf jeden Fall aus *πρῶτος* = „Erster" zu erklären. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß gerade so die Beziehung auf das flüssige Element vermißt werden muß. Um so nachdrücklicher mache ich auf die Ähnlichkeit aufmerksam, die zwischen dem griechischen Namen und der assyrischen Bezeichnung für den Strom „puratu" besteht. Könnte diese nicht auch dem Idiom der semitischen Mittelmeervölker eigen gewesen sein? Das Recht jener Gleichstellung erhellt nämlich unzweifelhaft, sobald man die bekannten Wandlungen des Gottes in Löwe, Schlange, Pardel, Schwein und Baum (Odyss. IV, 457) in Betracht zieht. Denn sicherer als durch die in dem uns überlieferten Scholion zu jener Stelle aufgetischten Philosopheme finden sie ihre Erklärung durch folgende Wortgleichungen: a) גּוֹר = „Löwe", aber auch = „brausen" und „zischen" (Wasser); b) צֶפַע, zepha, = „Schlange", צָפָה, zapha, „Flut";*) c) נָמֵר, namer, „Pardel" = נָמָה, namar, „Wasser" (cf. בֵּית נִמְרִים); d) חֲזִיר „Schwein" = חָצַר „schimmern", „flimmern" und „umschließen" (d. i. cf. unten: Okean als schimmern-

*) Das zu צָפָה gehörige partcp. act. qal von צוּף, צָף (= זָב; cf. den bekannten asiatischen Fluß Zab) = „fließend" ist der althellenischen Priestersprache nachweislich nicht fremd gewesen. So nennt der Priester Branchos in seinem uns von Clemens Alex. (Strom. V. 673) überlieferten Spruche das Wasser ganz entsprechend *ζαψ*.

der „Umschluß" der Erdscheibe); e) פרת = purat = „Strom" und פֹּרָת „porat" = „Baum". Es dürfte schwer halten die Schlagkraft dieser Wortgleichungen zu brechen. Ja, ich glaube, daß die Bezeichnung des Proteus (auch Phorkys u. a.) als *ἁλιὸς γέρων*, d. i. Meeresgreis, sich aus gleichem Wortspiel erklärt: שָׂב, sab, ist = „ergraut" (cf. Hiob XV, 10) und klingt fast genau wie זָב, sab, d. i. „fließend". — Auch die Berge, z. B. der Tmolus, cf. Gruppe pg. 1059, dürften nur deshalb als Greise gelten; auch sie „fließen" ja.

2. Der Name Ner-eus wird (cf. Roscher) meist mit *νᾰρ-ὸς* = „fließend" (*νά-ω*) in Zusammenhang gebracht. Gruppe (pg. 416[5]) bezweifelt jedoch das Recht dieser Erklärung allen Ernstes. Viel leichter ist in der Tat ein ner = „fließend" von נָהַר „strömen" = נְהַר abzuleiten. — Man vergleiche zu נהר „strömen" auch den italischen Fluß Nar, sowie den dalmatinischen Naron.

3. Ganz in derselben Weise deutet sich auch Nel-eus (Neil-os, Nil) aus נהל = „fließen"; נָהַל, nel = „fließend" „Strom". Muß-Arnoldt's Herleitung von נחל lehne ich ab, weil dieses gerade den Wildbach bezeichnet, von נָחַל = „bohren, graben". Ein Wildwasser ist der Nil gerade nicht. — Daß Nel-eus auch als Name für den Hades erscheint, darf nicht wundernehmen; ist doch ein נעל = „verschließen" bekannt; der Hades ist „Verschluß" der Toten, der untergehenden Gestirne 2c.

4. Nicht minder verständlich wird Messap-us, ein Name, dessen Bedeutung bekanntlich auch nach Süditalien hinüberreicht; es ist in ihm lediglich eine Substantivbildung von dem schon angezogenen צוף = „fließen" (צ = *σσ*, cf. בוץ = *βυσσ-ός*) mit dem bekannten Präfix מ = מַצָּף, massap = „Strom" zu erkennen.

5. Phorkyn, — denn so lautet die älteste uns bekannte Namensform, cf. Od. I. 72, erklärt man entweder auf den „Meeresgreis" hin nach dem hesychianischen *φορκ-όν* = „weiß" und „runzlig", „zerrissen" oder als Bezeichnung für das „klippenreiche" Meer, auch hier auf eine Angabe Hesychs gestützt, wonach *φόρκ-ες* = *χάρακ-ες* gebraucht worden sei. Nun sind aber diese hesychianischen Glossen tatsächlich nichts als Semitismen: a) *φόρκ* = „Klippe" oder „Riß, Runzel" von פרך, פרק = „reißen, brechen"; b) *φορκ* = „weiß, hell" von ברק = „leuchten" (ב = *φ*, cf. בלג = *φλέγ-ω* oder im späteren Aramäisch בַּסָּאטָא = [lat.—griech.] *φόσσατα*); und so glaube ich mich berechtigt, anzunehmen, daß auch Phorkyn selbst ein Semit ist, nämlich der „reißende Strom" = פֹּרֵק + עוֹן. Dazu paßt vortrefflich das bekannte Zitat aus Phanocles (fragm.) *Φόρκου σινυον ὕδωρ*, das auf ein „schreckliches" Gewässer deutet; dazu auch die *βῆσσα* des Phorkyn am

achäiſchen Berge Arymnion (cf. Scholion zu Od. XIII, 96. — Arymn-ion übrigens = הַר אַמִּן, ar-ymn, d. i. „feſter, befeſtigter Berg"), in der ſicher das ſteile Tal eines „reißenden" Gebirgsbachs zu erkennen iſt. — Den Phorkynhafen von Ithaka mit ſeinen Merkwürdigkeiten zu beſprechen, iſt hier leider nicht Raum.*)

6. Trit-on, bekanntlich weit verbreitet auch als See- und Flußname, wird entweder mit dem ein Geräuſch bezeichnenden τρίζω (= der Rauſcher) oder mit τρέω „drehen, zittern" (= der Wellenſchläger) in Verbindung gebracht. Wie wenig ſicher dieſe Etymologien, die zudem keinen recht befriedigenden Sinn ergeben, in der Tat ſind, erhellt allein aus dem Umſtande, daß derſelbe Roſcher, der ſie in ſeinem Lexikon (unter Amphi-trit-e) bringt, in ſeinen Gorgonen (pg. 30) auf eine Wurzel tar = „überſchreiten" (Grenze, Weſten) zurückgreift. — Dieſer Unſicherheit gegenüber darf ich meinerſeits gewiß mit guter Zuverſicht auf das heſychianiſche τριτ-ώ aufmerkſam machen. Es werden ihm zwei Bedeutungen zugeſprochen: „Fluß" und „zitternde Bewegung". Beide werden aber wieder nur aus dem Semitiſchen verſtändlich, und zwar als Subſtantivbildungen, wie tarbit = „Zuwachs" von raba „ſich vermehren", ſo einerſeits von רָנָה, „fließen", andererſeits von רָהָה, „zittern".**) — Trit-on iſt wirklich nichts als eine gräziſierte, urſprünglich pelasgiſche Bezeichnung für den „Strom".

7. Poseidaon. Ich bringe nur die homeriſche Form des in der Tat trotz aller Deutungen ungedeuteten Namens. Der Variationen liegen, — man vergleiche dazu z. B. Gruppe pg. 1152, — hier ſo viele vor, daß dem Einſichtigen wenigſtens eins klar werden muß: man hat in ihnen nicht dialektiſche Verſchiedenheiten, ſondern Spielarten, das Wort im buchſtäblichſten Sinne genommen zu erkennen. Dieſes Spiel in ſeine Einzelheiten zu verfolgen, iſt mir unmöglich, und ſo bleibe ich alſo bei der homeriſchen Form des Namens ſtehen. Ihr Sinn iſt tatſächlich leicht geklärt: posei = פָּסָה = „ſich (in Fülle) ausbreitend", während in da(v)on ein Subſtantiv, gebildet von dem uns ſchon früher bekannt gewordenen דָּוָה „fließen" (cf. דוֹת = Dot-is, Dot-ion), wie ga-on „Höhe" von gava, gaa „hoch ſein", unſchwer zu erkennen iſt. Posei-da(v)on eine ſemitiſche, d. i. pelasgiſche, Bezeichnung für das Meer als die „ſich in Fülle ausbreitende Flut."

---

*) Auch der ſardiniſche Herrſcher Phork-os (cf. Serv. ad. Aen. V, 824. Varro dicit, rex fuit Sardiniae et Corsicae) dürfte ein gräziſierter Semit ſein: פֶּרֶךְ bedeutet auch die „Gewalt", und Phork-os iſt wohl nur der „Gewaltherr".

**) Von dem uns gleichfalls durch Heſych überlieferten athamaniſchen τριτώ = „Kopf" muß ich hier ſchon des Raumes wegen abſehen.

8. Okean-os, schon von Kiepert als ungriechisches Wort erkannt, stellt gleichfalls eine Zusammensetzung dar aus 1) oke = עֹקֶה (von עָקָה) = „umfassend" und 2) an — עָן (von עון) = „strömend"; das Ganze = „der umfassende Strom", also genau das, was sich die Alten unter ihm vorstellten (an = „Fluß" begegnet uns z. B. noch in *ἄν-αυρ-ος* = עָן, an, „fließend" + חוּר bezw. עור, aur, = „graben, bohren"; das Ganze = der „grabende Fluß", d. i. „Wildbach". Diese allgemeine Verwendung des Worts ist also die ursprüngliche, und nicht die als Name, wie man sonst immer meint).

9. Um schließlich auch noch einen weiblichen Namen in Betracht zu ziehen, greife ich den der Galateia heraus. Roscher hat den Mut, ihn, wie das verwandte *γαλ-ήν-η* = „Meeresstille" mit *γάλα* = „Milch" in Verbindung zu bringen, Galateia = „Milchspenderin"! Ich darf demgegenüber jedoch betonen, daß *γαλην* = גַּלאֵין (אֵי =*η* z. B. in יַמְרִים = *Ἰάμβρης*) verstanden, genau das bedeutet, was es besagen soll, nämlich: „keine Welle", d. i. Meeresstille. Genau so dürfte denn auch in Galateia eine Zusammensetzung mit גַּל = „Welle", „Quelle", „Wasser" zu erkennen sein, nämlich גַּלאָתַיָּא, d. i. das wundervolle Wasser, das Meer in seiner Schönheit (aram).

Es ist wirklich nicht anders: die pelasgische Sprache, welche in *πέλαγ-ος* = פלג (trotz Muß-Arnoldt) = „Wasserlauf" und in *θάλασσ-α* = טַלְעַז d. i. „gewaltiges Naß" diejenigen Bezeichnungen für das Meer schuf, welche auch dem späteren Griechen immer noch am trautesten klangen, hat auch die ältesten Namen für die Gottheiten des feuchten Elements hervorgebracht;*) und nicht nur für diese.

Aber wenn ich nun vielleicht auch glauben darf, daß diese Proben genügen, um zu beweisen, welch gewaltigen Einfluß das semitische Idiom der alten Pelasger auf die Gestaltung der uns als „griechisch" überlieferten Götternamen ausgeübt hat, — eins wird doch für jeden Nachdenkenden deutlich sein, daß noch manches nur mit Mühe ertastete Glied zwischen dieser Erkenntnis und dem letzten Schlusse gelegen hat, daß gerade hinter den erhabensten Namen des hellenischen Olympos sich die Einheit von Himmel und Erde, die Einheit des Kosmos, ver-

*) Im lateinischen finden wir denselben, hier etruskisch-pelasgischen Einschlag. Neptunus z. B. ist nach Wissowa pg. 250 eine der ältesten italischen Gottheiten; aber die Etymologie ist „ganz dunkel". Wirklich? Ist Nept nicht = נֹפֶת, נֶפֶת d. i. „das Flüssige"? (un-us dürfte Endung sein; sonst un = עון „fließen", cf. un da „Woge", wohl = un-i-da [Planta bringt den alten Ablativ une]). Dazu setze ich Maja, die Gattin der Erdgottheit Volcanus, durch Fischopfer geehrt, = מַיָּא, מַי „Wasser". Wie stark das Latein mit Semitismen durchsetzt ist, bleibt hier nicht Raum nachzuweisen. — Zu Nept-un erinnere ich noch daran, daß auch Nepet-e in Südetrurien in äußerst wasserreicher Gegend lag.

berge. Zu beachten ist hier zunächst die Tatsache, daß zu den ältesten Symbolen Arkadiens (Hermes), Thrakiens (Dionysos) und Kleinasiens (Kybele) nachweislich der phallus gehört, der, wie früher den Propheten Israels, so später den Apologeten des Christentums (z. B. Arnobius adv. gent. lib. V, pg. 28; Lactantius, de falsa religione lib. I, cp. 21) so viel Anlaß zur Ereiferung gegeben hat. Schrittweis weiter führte mich die immer klarer sich herausstellende Einsicht, daß dieser phallus, dessen Bedeutung als Sinnbild „der Gottheit" dem Kenner des Alten Testaments schon aus dem Umstande erhellen muß, daß Joseph bei dem phallus des Jakob (1. Mos. 47, 29), Elieser bei dem des Abraham schwört (1. Mos. 24, 2 ff; cf. Jeremias, das Alte Testament im Licht des A. Orient pg. 110, 395 ꝛc.), in der verschiedenartigsten Verkleidung im Kultus wiederkehrt. Ich rechne hierhin z. B.

1. Die Palladien. — Ihre eigentliche Natur ergibt sich allein aus der Tatsache, daß (cf. Roscher, Lexikon) gerade die ältesten Darstellungen ihre „Männlichkeit" gewährleisten. Evans erkennt an der einen sogar den phallus selbst. — Für Athen darf ich ferner darauf verweisen, daß in dem heiligen, auch durch ein uraltes Gericht ausgezeichneten Bezirke des Palladion die vornehmsten Jungfrauen (!) „eine geheimnisvolle heilige Handlung" (Bursian, Geographie I, 302) vollzogen. Diese Jungfrauen hießen ἀρρηφόροι und waren, wenn man (cf. Passow; man vergleiche Hesych: ἐπ'ἀρρήτοις συνέσιη) in dem ersten Teil dieses Namens sicher ἄῤῥητος, oder gar ἄῤῥην, erkennen darf — Phallusträgerinnen; denn die ἄῤῥητα sind phalli. Man soll sich in dieser Auffassung der Dinge auch nicht durch den zweiten Namen dieser Jungfrauen irreführen lassen: ἑρσηφόροι d. i. Tauträgerinnen. Gilt doch der Tau bezw. der Regen als Same des Himmels, der die Erde befruchtet.*) — Damit stimmt denn auch meine Deutung des Namens Palladium, die in dem ersten Teile desselben ein פָּלַל (φαλλ-ός!) = „Spalter" von פָּלַל „spalten" (cf. זָכָר „Stecher" = Mann), im zweiten dagegen ein אַר, partc. act. qal. von אור = „stark sein", im Ganzen also eine gräzisierte Bezeichnung für den phallus als „kraftvollen Spalter" erkennt. Wie sehr dieser bei allen alten Völkern als Symbol der Wohlfahrt galt, erübrigt sich zu erörtern. Wie er bei den Orientalen אַשֵׁרָה, d. i. „Glück", hieß, so bei den Römern (cf. Wissowa

*) Man übersehe nicht, daß פלל (cf. κρίν-ειν „scheiden" und „richten") auch = „richten" ist. — ad könnte in diesem Namen für eine Gerichtsstätte = עַד „ständig" sein; pall-ad auch = „ständiges Gericht". Auch an ἔρσην = ἄῤῥην ist zu denken.

pg. 207) Fortuna; und es ist danach fast selbstverständlich, daß der an ihm vollzogene Raub, für Troja z. B., den Untergang bedeutete.

2. Nichts anderes als solche Palladien waren aber auch die berühmten Götterpfähle, über die man z. B. bei Gruppe pg. 774 nachlesen mag. Der bekannteste unter ihnen war wohl der rudis palus (! Tertullian apolog. 16) an der Poseidon-Quelle θάλασσα (!) auf dem Parthenon (phallus mit Lebenswasser), der gerade im Verein mit dieser das älteste Heiligtum Athens darstellt. Ich bin überzeugt, daß von ihm allein sich auch der vielberufene Name γλαυκῶπις herleitet, der auf jeden Fall älter ist als das Symbol der Eule. Dieses entstand erst, als der spätere Grieche sich daran gewöhnt hatte, jenen Namen mit „eulenäugig" zu übersetzen. Schreibe ich ihn aber in semitischen Lettern, גְּלָאוּכוֹפֵם, so besagt er nichts anderes, nicht mehr und nicht weniger, als „Quelle und Binder". (כּוֹפֵם, partc. act. qal. von כָּפַם „binden", wovon auch כְּפִים = „Balken"). Der „Binder" ist der phallus. Wir finden ihn als solchen im Alten Testament z. B. bezeichnet durch אֵפוֹד, von אָפַד „binden". Es war wirklich kein „Rock", an dem das Volk (Richter VIII, 27; Hosea III, 4) „sich verhurte", sondern ein phallus. Man bedenke doch das Gewicht von 1700 Schekel Goldes! Unter den „griechischen" Bezeichnungen für das männliche Geschlecht blieb ebenso, wie dieses semitische ephod, bisher unerklärt ὄμηρ-ος = „Gatte" oder „Geisel". In beiden Beziehungen erklärt sich das seltsame Wort als Gräzisierung von עֹמֵר (homer), partc. act. qal. von עמר = „binden". Der phallus als „Gatte" bindet Mann und Weib, der Geisel bindet die Vertrag schließenden Völker. Unter anderem gehört sicher hierher auch der von Stephan. Byz. uns überlieferte Name des Hermes „Imbram-os". Hermes ist, wie Herodot bezeugt und (cf. später) der Name sagt — phallus. Deshalb ist er auch der Gott der Palaistra, der jungen Männlichkeit. Imbram-os aber benennt ihn speziell als „aufgerichteten Binder"; Imb = ענב = „binden" + ram = רָם, d. i. „aufgerichtet". Imbram-os = Ithyphallus.

Freilich, welch eine — Kühnheit,*) den geheiligten Namen der großen Göttin Athens in dieser Weise deuten zu wollen! Ich bin

*) Man wird mir die zahlreichen Bildungen auf opis entgegenhalten, die den Begriff des Auges in sich enthalten. Vor allem bespräche ich gern den Beinamen der Hera „bo opis"; doch fehlt hier der Raum — Daß opis nicht immer „äugig" bedeutet, geht aber schon aus der einen Tatsache hervor, daß es uns als Name, für sich ganz allein, namentlich für Artemis und Demeter begegnet.

Im übrigen erinnere ich an die parallelen Namenbildungen Kraugalos und Phigalos. (Aufs. 1). — Will man den gent. kopid-os ins Feld rücken, so stelle ich dem קפד = „schneiden" gegenüber: gata u. kopid = „Quelle" u. „Stecher".

jedoch in der glücklichen Lage, den Beweis führen zu können, daß auch in den Heiligtümern dieser Mutterstadt alter Kultur einst semitisch gesprochen worden ist. Als Beleg wenigstens zwei Namen.

a. εἰρεσιώνη, eiresione. Sie war ein „Bittzweig" und wurde, dem Apollo ebenso geheiligt wie dem Dionysos und der Athena, in öffentlicher Prozession herumgetragen, wenn die Ernte gefährdet schien. Nach den allerdings erst aus spät hellenischer Zeit stammenden Briefen des Alciphron (III, 37. εἰρεσιώνην πλέξασα ἦειν) galt der Name ferner für die dem Gedächtnis der Toten geweihten Kränze. Nicht zu übersehen ist weiter, daß auch Bettlerlieder, wie das in den homerischen Epigrammaten unter Nr. 15 überlieferte, εἰρεσιώνη hießen, und daß auch der Gesang jener zuerst angezogenen Prozession diesen Namen führte. Es ist demnach anzunehmen, daß die εἰρεσιών-η zunächst ein Klagelied war, und daß der Name sich erst im Laufe der Zeit auch an die Gegenstände geheftet hat, die unter dem Klang solcher Lieder herumgetragen wurden. Je weniger es nun der Indogermanistik (cf. Prellwitz) bisher gelungen ist, den Namen zu erklären, um so selbstsicherer darf ich darauf hinweisen, daß das dem εἰρεσιων völlig entsprechende אירְיאוֹן bedeutet: „wehe über das Schwinden" — entweder „des Ernteertrags" oder „der Lebenskraft"! Ja, da רוּי הוֹן, resi on auch „Vernichtung des Wohlstandes", also = „Armut" ist, so wird auch der Bezug auf das Bettlerlied ganz deutlich. — Ich glaube, vollständiger hat nie ein „griechisches" Wort seine Erklärung gefunden als diese kultische Benennung hier. Bemerkenswert ist dabei der daktylische Rythmus der Worte, und nicht zu übersehen bleibt, daß, wenn wir hier ein Stück semitischer Tempelsprache vor uns haben, diese auch einst in Delos und in Kreta*) geherrscht haben muß. Denn von dort soll die εἰρεσιώνη durch Theseus (cf. Böttticher, Baumkultus pg. 398/99) nach Athen gekommen sein.

b. Die Εὐμενίδες; bekanntlich Kultname für die Gottheiten der Rache und des Fluchs. Wenn die Pointe des großen aeschyleischen Dramas, das diesen Namen trägt, eben darin liegt, daß die rächenden Dämonen, die dem Muttermörder Orest von Delphi bis nach Athen nachjagten, versöhnt und zu Genien des Segens werden, — der spätere Grieche konnte unseren Namen ja nur in diesem Sinne verstehen (Eumenides = „Wohlwollende, Gnädige") — so hat der priesterliche (!) Tragiker diese Pointe sicher nur aus einem griechisch-semitischen Wort-

*) cf. u. a. den kretischen Namen des Zeus, Dan! Er ist genau so semitisch = דָּן „Herrscher", wie der lydische Medin-eus = מְדִין d. i. „Gebieter" (cf. Medin-a, Herrscherstadt, Hauptstadt.)

spiel geschöpft. Denn dem Eumenid — entspricht völlig אוימנד, oimenid, eine Wortgruppe, die nichts anderes, nicht mehr und nicht weniger, bezeichnet als den „verfolgenden Weheruf" (menid, partc. hiph. von nud [נוד] „fliehen", also = „der fliehen macht"), also genau das, was die Arai (Aeschyl. Eum. V. 411) eigentlich sind.

Es ist nicht zu leugnen; auch in Athen, in dessen Geschichte der Pelasger übrigens mehr als nur eine verblichene Erinnerung war, muß einst eine semitische Kultsprache zuhaus gewesen sein. Und wie sich auch in dem griechischen Sprachgewande, das man den Rächerinnen umhängte, deutlich noch die Ara, der alte Genius des Fluchs und der Rache, erkennen läßt, so verbirgt sich doch auch nur für den, der nicht sehen will, in dem Elfenbein des Phidias das Holzgestell der Glaukopis, der phallus, der Götterpfahl. Zum Überfluß ist das Wort κώψ = כּוּפם = „Holz, Pfahl, Balken" in der athenischen Sprache noch nachweisbar, wenn anders Böttticher im Clemens Alex. (pg. 9, cp. 32) richtig gelesen hat: κῶπα (ξύλον, ὃ κῶπα καλοῦσιν).

c. Auch die Pyramide (πυραμίς, gen. πυραμίδ-ος), in der Zeus, Artemis, Aphrodite (z. B. in Paphos), und vor allem Apollo verehrt wurde, gehört hierher. Der Name ist bekanntlich unerklärt. Die Griechen selber leiteten ihn entweder von πῦρ „Feuer" ab, indem sie die Pyramide als in Stein gebildete Flamme (!) faßten, oder von πυρ-ός „Weizen". — Im allgemeinen nimmt man wohl heute als ausgemacht an, daß der Name aus dem Aegyptischen stamme, ohne ihn doch auch so (cf. Muß-Arnoldt) verständlich machen zu können. — Ich meinerseits darf in ihm wieder eine Bezeichnung für den aufgerichteten Spalter, den ithyphallus, erkennen: Pyr. ein Substantiv von פּוּר „spalten", oder = פּאר „spaltend"; amid = עָמִיד d. i. „aufrecht stehend". — Daß auch die älteste Kultur Aegyptens semitisch war, darf ja (Hommel) als erwiesen gelten.

Ob übrigens der Kombination mit πυρ-ός „Weizen" doch ein Wahrheitsmoment zugrunde liegt? Der in der Pyramide des Cheops aufbewahrte sogenannte Sarkophag ist vielleicht nur ein Weizenmaß gewesen, das man, wie unser Metermaß in Paris aufbewahrt wird, dort in festem Bau als eine der Grundlagen der Landeswohlfahrt wohl hat sicher stellen wollen. Uebrigens würde das Weizenkorn als Same ebensogut zum Symbol des Phallus passen, wie die Festlegung kosmischer Maße (π) und Punkte (Nordpol des Alls) in der Cheopspyramide zu der Auffassung derselben als eines kosmischen Symbols stimmen würde.

d. Nicht minder ist hier einzureihen der heilige Berg. Er ist phallus, weil er Himmel und Erde zu verbinden scheint, erhöht, wie

jener, und dazu spitz und fließend (cf. vorhin unter Proteus das Wortspiel שָׂב = זָב). Eben deshalb, weil der Berg selbst Symbol der Gottheit und als solches heilig ist, dient er auch als Opferstätte, (cf. im A. T. z. Jerem. III, 6, כֹּלהַרגָּבֹהַּ, jeder hohe Berg), als Prozessions- und Wallfahrtsort ꝛc. Eine ganze Reihe berühmter Bergnamen gibt denn auch dieser Idee Ausdruck; z. B. Kithair-on = קָטַר „binden"; Parnass-os = פָּר „spaltend" + נָסַס „sich erheben"; Parth*)-enon = פרט entweder als „abgespaltener Berg" (*αἰ-γίλιψ*), oder als „Spalter" mit Quelle. Vor allen anderen gehören hierher Ida und Oulymp-os; jener = חִידָה (ח = spir. len. cf. חַוָּה = *Εὔα*) von חוד, חיד, das entweder plectere „binden" oder nach anderen „spitz sein" bedeutet, in beiden Bedeutungen aber leicht auf den phallus führt (*ἴδη* als „Waldgebirge" ist gleichfalls „Verbindung" nämlich von Bäumen); dieser**) = אול, al d. i. „gewaltig" (das Wort ist im substantivischen Gebrauch wohlbekannt) + עֹנֵב, ymb, = „Binder" (ענב als „binden" ist uns nicht erst in diesem Kapitel, sondern schon unter Thessalien bei dem Worte *ἴμψας* begegnet; ענב auch als „Traube" ist „Verknüpfung", nämlich von Beeren; desgleichen als „Stadt", nämlich von Häusern, wie wir schon unter *πτόλ-ις* besprachen).

Ich bin dann auch überzeugt, daß von eben diesem ענב = „binden" (lat. amb-o = zwei, beide) das berühmte *ὀμφαλός*, die bekannte Bezeichnung des heiligen Berges herrührt. Bedeutete es den „Mittelpunkt", weil „Nabel" der Erde, wie viele Mittelpunkte wären dieser dann zugeschrieben worden! Auch machte schon Varro darauf aufmerksam, daß der Nabel gar nicht der Mittelpunkt des Körpers sei. Wie stimmt ferner dazu die Bezeichnung Ogygias als *ὀμφαλὸς θαλάσσης*; die Insel liegt doch im fernsten Westen! Ich verstehe das Wort vielmehr als eine Zusammensetzung aus עֹנֵב (omb) und עַל

---

*) Auch *παρθένος* „Jungfrau", wozu Prellwitz eine Grundform ghergho(n) annimmt (!), ist gleichfalls nichts als die „Gespaltene" = נְקֵבָה von פרט „spalten". Ich glaubte, diese Bemerkung in diesem Zusammenhang wiederholen zu sollen.

**) Bekanntlich ist Olymp-os auch „Gottheit"; als solche „Gemahl" der Kybele. — Der Name der Letzteren wird gern mit dem hesychianischen *κύβελα* = „Höhle" in Verbindung gebracht (cf. Preller, pg. 640). Auch dieses Wort ist nicht rein griechisch, sondern eine gräzisierte Bildung von כָּבַב „hohl sein", wie נֵבֶל von נבב, = כֵּבֶל kybel, Höhle. Ich werde über Kybele nachher noch ausführlicher werden müssen. Hier möchte ich nur darauf aufmerksam machen, daß Olympos und Kybele als „Binder" und „Höhle" d. i. als „Mann und Weib" eben den Kosmos ausmachen. — Ueber den Gott Olympos weiter zu reden, ist hier nicht Raum, nur möchte ich noch darauf hinweisen, daß auch das sinnliche Verhältnis in dem er zu Marsyas zu stehen scheint (cf. Roscher, Lexikon), zu unserem Verständnis seines Namens gut paßt.

(b + h = φ), d. i. „bindende Höhe". Eben deshalb wird es Bezeichnung für den hervorragenden Bindestab der Bücherrolle, für den hervorragenden Punkt am Joch der Rosse, an dem man die Leinen festband. Bindung ist auch der Nabel, nämlich zwischen dem mütterlichen Körper und seiner Frucht, und daß derselbe ursprünglich in die Höhe geht und nur künstlich zurückgestoßen wird, weiß jeder. „Bindung" und zugleich in die Höhe gehend ist auch der Stil an der Feige. Bindung, nämlich zwischen den Flügeln des Heers, und zugleich vorspringend ist auch das Zentrum der Schlachtordnung. Bindung, zwischen Himmel und Erde nämlich, und Höhe zugleich ist aber vor allem auch der Berg, der deshalb und aus anderen schon angeführten Gründen, als phallus erscheint (natürlich auch die felsige Insel im Ozean). — Die heilige Schlucht von Delphi, in welcher die Quelle Kastalia versank (cf. früher Kraugal - os), mochte den ältesten Bewohnern von Delphi nun wohl als Mutterspalt der Erde erscheinen, in welchen der heilige Berg (cf. früher ὀρεμπόι-ης als „Fließer, Gießer der Berge") als phallus sein Lebenswasser ergießt; das Ganze auch ein Sinnbild des ἱερὸς γάμος und zugleich der Zeugungskraft, die durch das ganze All flutet (so hat z. B. schon Jamblichos das Symbol des phallus gedeutet; de myster. Aegyptiorum sect. I, cp. 41). Den phallus noch deutlicher vor Augen zu malen, stellte man dann an den Rand der Schlucht noch den künstlichen, aus Stein gefertigten, ὀμφαλός. An oder auf ihm saß die Sibylle Herophile (cf. früher unter μέλισσα). Aber weiß man nicht, was das „Sitzen" auf dem ὀμφαλός bedeutete; — nämlich auch ein „Sichschwängernlassen" vom numen der Gottheit? (Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Allasiatische Gesellschaft.

Der Prospekt der kürzlich in Tokio gegründeten, hier bereits erwähnten Gesellschaft enthält u. a. folgende Ausführungen:

„Der Kontinent Asien ist zentral auf der Erde gelegen und schließt die guten Geister des Himmels und der Erde in sich. Asien übertrifft alle andern Erdteile an Ausdehnung, Größe seiner Flüsse und Gebirge, Zahl seiner Einwohner und Reichtum seiner natürlichen Hilfsquellen. Das ist der Grund, daß die hohe Zivilisation der alten Zeiten in Asien ihren Ursprung hatte, und die großen Weisen in diesem Erdteil geboren wurden. In neuerer Zeit sind aber die Asiaten alle indolent geblieben, haben einander mit Eifersucht angesehen und eine Nation gehindert, sich über eine der andern zu erheben, so daß der westliche Einfluß sich ungehindert hat aus-

breiten können. Wenn das nicht geändert wird, so wird Asien verloren gehen, und darüber muß man Besorgnis fühlen. Ausgezeichnete Sitten und Gebräuche und ein hoher und edler Sinn zieren alle Asiaten, und die Erhebung Asiens muß daher von allen Asiaten gleichmäßig in Angriff genommen werden. Aus diesem Grunde haben wir trotz unsrer schwachen Kräfte diese Gesellschaft gegründet, zu welcher wir den Zutritt aller derer erbitten, die mit uns die gleiche Ansicht und das gleiche Streben haben."

Die Gesellschaft hat folgendes Programm für ihre Tätigkeit aufgestellt:

1) Studium von Religionen, Erziehung, wirtschaftlicher Fragen, Geographie, Kolonisation, Sprachen, Politik und militärischer Angelegenheiten.

2) Herausgabe einer Zeitschrift, in der die Ergebnisse dieser Forschungen veröffentlicht werden.

3) Gründung von Zweiggesellschaften in China, Siam, Indien, Persien, Afghanistan, Türkei, und andern Ländern Asiens.

4) Aussendung von Mitgliedern zum praktischen Studium der obengenannten Fragen in Asien.

Drei Missionsjubiläen.

Drei deutsche evangelische Missionsgesellschaften, die Norddeutsche, die Leipziger und die Goßnersche, feiern in diesem Jahre ihr 75jähriges Jubiläum. Sie dürfen sämtlich auf eine Geschichte von mancherlei Nöten und Kämpfen, von harten Verlusten und schweren Opfern, aber auch von reichem Segen und wachsenden Erfolgen zurückblicken. — Die Norddeutsche Missionsgesellschaft, die am 9. April 1836 in Hamburg gegründet worden ist — seit 1851 ist ihr Sitz in Bremen —, hat nach einigen Versuchen in Neuseeland und Indien im Jahre 1847 das Eweland (Togo) in Westafrika als ihr Arbeitsgebiet erwählt, das sie auch trotz der vielen von dem tödlichen Klima geforderten Opfer nicht wieder aufgegeben hat. In der letzten Zeit ist die anfangs erschreckend große Sterblichkeit der Missionsarbeiter erfreulicherweise erheblich geringer geworden. Die Arbeit hat bereits reiche Frucht getragen. Während im Jahre 1902 auf 5 Haupt- und 41 Nebenstationen 2908 Gemeindeglieder und 1487 Schüler gezählt wurden, gab es 1909 auf 8 Haupt- und 143 Nebenstationen 7635 Christen und 5627 Schüler. Erst im letzten Jahre noch, beim 50jährigen Jubiläum der Station Ho, bezeugte es der Gouverneur Graf Zech mit warmen Worten, wie viel Dank die Kolonialregierung der Mission für ihre wichtige Kulturarbeit schulde. Hoffentlich kann die Norddeutsche Mission in ihr 76. Jahr ohne die Last des schweren Defizits gehen, das sich in den letzten Jahren angesammelt hatte; besonders in Bremen zeigt sich ein erfreulicher Eifer, durch reiche

außerordentliche Gaben das Defizit zu tilgen. — Die Leipziger Missionsgesellschaft — die allerdings die ersten 12 Jahre, bis 1848, in Dresden ihren Sitz hatte, ist zwar nicht, wie es ihren Begründern vorschwebte, eine Zusammenfassung der gesamten Missionsarbeit aller lutherischen Kirchen geworden, aber sie trägt noch heute ausgesprochen lutherischen Charakter und hat auch über Deutschlands Grenzen hinaus, besonders in Rußland, Ungarn und Amerika, treue Freunde. Nach einer nur vorübergehenden Missionstätigkeit in Südaustralien und unter den nordamerikanischen Indianern ist die Leipziger Gesellschaft 1840 in das Erbe der alten dänisch-halleschen Mission unter den Tamulen in Indien eingetreten, das auch heute noch ihr Hauptarbeitsfeld ist. Im Jahre 1909 hatte sie hier auf 40 Hauptstationen mit etwa 800 Außenstationen gegen 22 000 Christen gesammelt, unter denen neben 37 deutschen und 13 schwedischen Missionsarbeitern bereits etwa 30 eingeborene Pastoren tätig sind. Im Jahre 1892 hat die Leipziger Mission auch in Ostafrika eingesetzt. Sie übernahm dort zunächst die von bayrischen Lutheranern begründete Wakambamission — auf britischem Gebiet — und eröffnete 1893 eine neue Mission in Deutsch-Ostafrika unter den Dschagga am Kilimandscharo. Besonders auf diesem Gebiete hat die Arbeit schon sehr erfreuliche Erfolge aufzuweisen; Ende 1909 betrug die Zahl der Getauften 1352, der Schüler über 5800. Auch die Leipziger Mission stand im letzten Jahre, trotz erheblich gestiegener Einnahmen, unter dem Druck eines Defizits in der Höhe von etwa 66 000 Mk. — Die dritte Jubilarin, die Goßnersche Missionsgesellschaft, gleichfalls 1836 gegründet, hat im Jahre 1845 ihr Hauptarbeitsgebiet unter den Kols in Indien in Angriff genommen, nachdem Goßner vorher 80 Missionare nach Australien, britisch und niederländisch Indien, Nordamerika und Westafrika ausgesandt hatte. Unter den Kols entsteht durch die Arbeit der Goßnerschen Mission bereits der Anfang einer heidenchristlichen Volkskirche; etwa 71 000 Christen sind gesammelt worden, neben denen an 18 000 Taufbewerber sich zum Unterricht drängen — ein deutlicher Beweis für die Stärke und Verbreitung der christlichen Bewegung in jenen Gebieten. Leider können die missionarischen Kräfte (etwa 40 Missionare, neben denen 34 eingeborene Pastoren arbeiten) nur ungenügend die gewaltige Arbeit bewältigen, vor allem auch die Tausende von Taufbewerbern nicht schnell und gründlich genug unterrichten, so daß viele wieder ins Heidentum zurückkehren oder eine Beute der skrupellosen römischen Propaganda werden. — Auf dem kleinen, bisher sehr unfruchtbaren Arbeitsfelde am Ganges, wo sie es besonders mit Hindus zu tun hat, erlebt die Goßnersche Mission jetzt auch den Anfang einer Ernte. Ihr Jubiläum steht im Zeichen der Trauer um ihren kürzlich heimgegangenen Vorsitzenden, Generalsuperintendent D. Braun. Defizitsorgen hat die Goßnersche Missionsgesellschaft wie wenige andere kennen gelernt, freilich auch immer treues Helfen in der Not.

Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden. — Die Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden können auch in ihrem 72. Jahrgange wertvolle Dienste leisten, auch dem, der im übrigen den hier vertretenen Anschauungen nicht immer beipflichten kann. Es findet sich in willkommener Abwechslung Prinzipielles, Spezielles und Biographisches vereinigt. Aus den verschiedensten Missionsgebieten wird berichtet. Inhaltsangabe: 1. William Duncan. Ein gesegneter Laienmissionar. 2. Bilder aus der ärztlichen Mission. 3. Missionsbischof Hannington von Uganda. 4. Die Livingstoniamission. 5. Die Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christentums unter den Juden. 6. Wasito-Sklave und Prinz (aus der Ugandamission). 7. Aus der Missionsarbeit in Nicaragua. 8. Ko Tha Biju. Ein Bahnbrecher der Mission unter den Karenen. 9. Aus der Arbeit der Frauenmission. 10. Tamate. Ein Bahnbrecher der Mission in Neuguinea. 11. Ein Adventsruf an die evangelische Christenheit. 12. Licht im dunkeln Erdteil. D. Lülmann-Stettin.

Calwer Missionsblatt. Herausgegeben von W. Dilger. — Der 83. Jahrgang des Calwer Missionsblattes weist alle Vorzüge und Nachteile seiner Vorgänger auf: Mannigfaltiges und Orientierendes aus den verschiedensten Missionsgebieten in ausführlichen Artikeln und kurzen Nachrichten, auch Berücksichtigung aktueller Fragen und Unternehmungen (z. B. der Kongofrage, des Syrischen Waisenhauses u. a.), daneben wunderliche kleine Bekehrungsgeschichten aus der Mission und anscheinend prinzipielle Nichtbeachtung des Allg Evang.-Prot. Missionsvereins. Diesen finden wir nur einmal erwähnt, in einer kurzen statistischen Notiz, ziemlich unfreundlich und ungerecht: „man hat in der Heimat keine betende und gebende Missionsgemeinde hinter sich, weil die freisinnigen Christen nach Art dieses Vereins weder Lust zum Geben, noch Freudigkeit zum Beten haben." Viel besser gefällt uns das Seite 32 mitgeteilte Laienurteil zur heutigen Lage der Mission, mit dem allerdings der Herausgeber nicht ganz einverstanden zu sein scheint: „Die Menschen fahren oft besser, wenn sie gegenseitig von einander lernen, als wenn jeder streng bei seinem Grundsatz bleibt. Gewiß gibt es Grundsätze, die man nicht aufgeben darf, aber nicht alle sind unantastbar. So wäre es doch vielleicht möglich, daß die älteren Missionsgesellschaften mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den wachsenden Aufgaben in größerem Umfange nachkommen könnten, wenn sie ihre Missionsmethode in dieser oder jener Beziehung ändern würden." D. Lülmann-Stettin.

Mission und Pfarramt, herausgegeben im Auftrage der Berliner Missionsgesellschaft von Missionsinspektor M. Wilde, jährl. 4 Hefte. 1.75 *M.* — Dieses Blatt, das seinerzeit gegründet wurde, um eine engere Fühlung mit dem Freundeskreis der Gesellschaft zu gewinnen und um die Artikel der Missionsberichte zu vertiefen und zu ergänzen, steht jetzt im 3. Jahrgang. Der 3. Jahrgang bringt Reiseberichte des Herausgebers aus Südafrika. Interessant ist der Bericht von Professor Meinhof über die Arbeit der 5. Kommission des Edinburger Missionskongresses, der das Thema der Ausbildung der Missionare behandelte. Die Forderungen, die dort Father Kelly, ein Schüler Kingsleys stellte, werden gewiß manchen sympathisch berühren: bessere philosophische und weniger dogmatische Bildung der Missionare. Der Missionar braucht weniger die abendländische Theologie und ihre Ergebnisse zu kennen als vielmehr die allgemeine Religionsgeschichte. Er muß es gründlich

lernen zu fragen: was sind die treibenden philosophischen Kräfte bei den verschiednen Menschen, mit denen ich zu tun habe? Also religionspsychologische Schulung der Missionare und Studium der fremden Volksseele. Ein Vortrag des Missionars Lutschewitz: „Ist Konfuziusverehrung Götzendienst" kommt zu dem Resultat, daß es sich bei dem Konfuziuskult in China wirklich um Götzendienst im Sinne der Bibel handelt. Eine prinzipielle Auseinandersetzung, die auch in modern-theologischen Kreisen mehr Zustimmung finden dürfte als der Verfasser glaubt, bietet Wildes Artikel: Ist Christus Reformator des Heidentums oder Retter der Heiden? — Das Blatt ist überaus reichhaltig, aber ob es nicht viele Pfarrer und Missionsfreunde von dem Studium der größeren, gediegenen Missionszeitschriften, Allg. Miss. Zeitschr., Ev. Miss. Mag. abhalten wird? Siegmeyer.

Berliner Missionsberichte 1910. 255 S. Preis 1.50 *M.* — Die Berliner Berichte sind, wie hier schon mehrfach betont wurde, durch Beschränkung auf Wesentliches brauchbarer und lesbarer geworden. An guten Bildern fehlt es nicht. Die Fülle der gebotenen Artikel hier auch nur annähernd zu skizzieren fehlt der Raum. Der wissenschaftliche und praktische Missionsarbeiter wird nach Anregungen in diesen Blättern nicht vergeblich suchen. S.

Ev.-luth. Missionsblatt 1910. Nr. 1—24. — Auch dieses Blatt weiß des Interessanten viel zu bieten. Missions- und Kolonialfreunde, Ethnologen und Religionsforscher kommen auf ihre Rechnung. Anschauliche und lebendige Schilderungen aus dem Leben der indischen Völker wechseln mit Berichten aus der Missionsarbeit. Und die Missionschronik am Schluß jeder Nummer hält den Leser auf dem Laufenden über die wichtigsten Ereignisse der neusten Missionsgeschichte. S.

Literatur.

Otto Berthold. „Die Unverwundbarkeit in Sage und Aberglauben der Griechen." Gießen, 1911. Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker). 2.60 *M.*

Gefeitsein gegen Hieb und Stoß und jede Art von Angriff überhaupt gehört zu den Motiven, die sich in den Sagen wie im Aberglauben so ziemlich aller Völker und Stämme finden lassen werden. Innerhalb des Sagenschatzes der Griechen ist der bekannteste Fall die Unverwundbarkeit des Achill. Der bekannteste, nicht der einzige. In dem neuesten Hefte der „Religionsgesch. Vers. und Vorarb." (Bd. XI, 1) führt sein Verfasser, O. Berthold, eine ganze Reihe anderer Gestalten der griechischen Sage auf, denen antiker Glaube solche Begabung zugeschrieben. Die eine nach der andern näher betrachtend gelangt B. zu dem Ergebnis, daß es nicht angehe, in solcher Wunderausstattung ein Residuum göttlichen Charakters erblicken zu wollen, den man ursprünglich den betreffenden Helden vindiziert habe. In der alten epischen Poesie sind Spuren von Eisenfestigkeit nicht zu finden. Erst bei Pindar und in der attischen Tragödie begegnet man ihnen. Gerade bei denjenigen Helden, für deren Unverwundbarkeit die relativ ältesten Zeugnisse vorliegen, zeigt es sich, daß diese Gabe ihnen nicht von Anfang an anhaftete, sondern erst auf ätiologischem Wege sich an sie angesetzt hat. Dieser letztere, mit philologischer Sorgfalt erbrachte Nachweis büßt nun freilich m. E. so gut wie alle eigentliche Bedeutung ein, wenn der Verfasser doch zugestehen muß, daß der Unverwundbarkeitsglaube an sich auch bei den Griechen als ein Uraltes — er ist tatsächlich so alt wie menschliches Wünschen — zu gelten

hat, und daß nur eben in die aufgeklärte Zeit der werdenden Heldensage und die damaligen Adelskreise Griechenlands dergleichen nicht hineinpaßte. Ob es nicht religionsgeschichtlich fruchtbarer wäre, das Schwergewicht der Untersuchung auf die sekundären Literatursagen zu legen, insofern sie die Entstehung oder den Grund der Unverwundbarkeit erklären sollen? Dabei würde sich dann doch wohl ergeben, daß es zumeist der Zusammenschluß, ein irgendwie geartetes Verbundensein mit einem Göttlichen, Uebernatürlichen ist, darin der Glaube je und je das Geheimnis der besonderen Kraft seiner Helden erblicken zu müssen meinte. Vergleiche die Antäussage. Die Untersuchung könnte dabei mit Nutzen noch ganz anders, als es vom Verfasser auf den sieben Seiten des Anhangs geschehen ist, auf Analogien anderer Völker und Zonen ausgedehnt werden. Selbst neutestamentliche Stellen wie Mark. 16, 18 = Lukas 10, 19, könnte sie einbeziehen, ein Wort, das hinwiederum an Kap. 50 in Laotszes Tao-teh-king erinnern kann: Ich habe sagen hören: „Wer das Geheimnis rechter Lebensführung kennt, der zieht durchs Land und braucht dem Nashorn nicht, dem Tiger auszuweichen; durch Feindeshauf hindurch begibt er sich und braucht nicht Panzer noch Gewaff. Nicht fänd' an ihm das Nashorn, drein sein Horn es stoße, der Tiger nicht, darein er seine Klauen grab', noch auch das Schwert, drein seine Schärfe dringe" — und das warum? Weil für den Tod an einem solchen keine (Angriffs-)stelle. — Ein merkwürdiges Beispiel von Kugelzauber aus Japan hat kürzlich E. Schiller, Shinto Seite 68, mitgeteilt. Erinnert sei ferner an den Glauben der Chinesen des Boxeraufstands noch frischen Angedenkens an ihre Kugelfestigkeit.

Heidelberg. Hans Haas.

Gerhard Loeschke, „Jüdisches und Heidnisches im christlichen Kult." Eine Vorlesung. Bonn, 1910. 36 Seiten.

Das sehr interessante Büchlein behandelt in der ersten Hälfte die jüdischen Elemente des christlichen Kultus. Besonders überzeugend ist der jüdische Ursprung für die Woche und für das Osterfest dargetan. Die anderen Behauptungen hinsichtlich Sabbath, Gebetsstunden, Messe usw. erscheinen nicht so einleuchtend. Doch kann ja auf so wenigen Seiten eine ganz einwandfreie Begründung nicht gegeben werden. — Das Weihnachtsfest, dessen heidnischen Ursprung Löschke im zweiten Teil behauptet, dürfte doch vielleicht mehr im Gegensatz zu den betreffenden heidnischen Festen entstanden sein. — Die Anlehnung an heidnische Ideen und Bräuche scheint mir bei den Heiligenfesten, Liturgie, beim Weihwasser, Toten- und Bilderkult u. a. m. recht gut dargetan zu sein. — Unter allen Umständen bietet das kleine Buch eine Fülle anregender und überraschender Gedanken. Noak

Emil Schiller, „Shinto, die Volksreligion Japans." Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg, 1911. Preis broschiert 2, geb. 3 Mark.

Missionar Schiller, der seit 16 Jahren im Dienste des Allgem. Ev.-Prot. Missionsvereins in Japan tätig ist, hat sich durch die Herausgabe der vorliegenden Schrift unbestreitbar ein großes Verdienst erworben. Durch seine genaue Kenntnis des japanischen Volkslebens, der japanischen Sprache und Literatur, durch seine umfassenden Reisen auf japanischer Erde und durch seine Befähigung, als Theologe religiöse Erscheinungen kritisch zu würdigen, war er wie kaum ein zweiter dazu berufen, uns eine authenische Darstellung der japanischen Volksreligion zu geben. Ich sage Darstellung. Denn wenn es auch an vergleichenden Hinweisen auf andere Religionen, besonders auf die altjüdische, keineswegs fehlt,

so ist doch eine religionsvergleichende Abhandlung nicht in der Absicht des Verfassers gelegen gewesen. Dementsprechend wird die shintoistische Mythologie kurz abgetan und kein Versuch gemacht, dieselbe religionspsychologisch zu erklären. Man mag das bedauern. Denn man darf annehmen, daß ein feiner Beobachter und Denker wie Schiller, darüber manches Interessante zu sagen hätte. Ich muß gestehen, ich hätte mir diese Selbstzucht wie Schiller, der sich offenbar scheute, mehr oder weniger kühne und ungewisse Hypothesen aufzustellen, nicht auferlegen können, wenn ich ein so guter Kenner des Shintoismus wäre wie er. Ich hätte dem Reiz, die religiösen Gebilde einer eisgrauen Vorzeit auf den Flügeln der religionspsychologischen Phantasie wieder nachzubilden, nicht widerstehen können. Da das Buch ja doch nur von Gebildeten gelesen wird, hätte es das wohl vertragen können. Jedenfalls hätte ich für den genießenden Leser sowohl als auch für den Religionsforscher, für den Schiller ja auch schreiben will, eine genauere Wiedergabe der Mythologie gewünscht. Schließlich bildet dieselbe doch die Unterlage der Shintoreligion. Im übrigen ist die Sichtung des Materials eine glückliche. In 13 Kapiteln werden alle für den gegenwärtigen Shinto bedeutungsvolle Gesichtspunkte übersichtlich, klar und ohne Abschweifungen behandelt, so daß man ein scharf umrissenes Bild des Kults erhält. Durch die Betrachtung des Shinto als Naturreligion, in welcher Schiller wohl mit Recht das Ursprüngliche des Shinto erblickt, ferner als Mikadoverehrung, als Ahnenverehrung, als Heldenverehrung und als Polytheismus wird das Wesen dieser Religion allseitig und im ganzen erschöpfend dargestellt. Vielleicht wäre die Abhandlung über Shinto als Polytheismus besser in den anderen aufgegangen und das Stückchen Mythologie, das ganz am Schluß dieser Abhandlung erscheint, wäre besser ohne Untersuchung seines moralischen Werts ganz vorangestellt worden. Auch hätte ich die Ahnenverehrung und den Heroenkult vor die Mikadoverehrung gestellt. Doch ist Schiller insofern im Recht, als er sich von dem Gesichtspunkt leiten läßt, den Shintoismus, wie er gegenwärtig in die Erscheinung tritt, darzustellen. Die folgenden Kapitel über die heiligen Orte, das Priestertum, Kultus und Gebet, Heiligkeit und Festfeiern, bringen eine Fülle von interessantem Material. Das Urteil am Schluß ist einsichtig und besonnen, und auch der Prognose über die Zukunft der Shintoreligion darf man unbedenklich zustimmen. Die Schrift liest sich flüssig und genußreich. Sie ist populär, aber edel gehalten. Die 17 Abbildungen sind künstlerisch schön, die ganze Ausstattung ist elegant, das Buch eignet sich als feines Geschenk. Gelehrt will die Schrift nicht sein, aber sie gibt jedem gebildeten Geschmack Befriedigung. Viele Seiten des japanischen Volkslebens und der japanischen Volksseele werden uns verständlich. Denn wenn auch der tiefste Grund der japanischen Seele durch die Rassenzugehörigkeit bestimmt wird und ihre Erklärung im Konfuzianismus und dem mongolischen Buddhismus findet, so ist doch der innere Zusammenhang des Shintoismus mit den mächtig hervortretenden nationalen Zügen der Japaner unverkennbar.

Lic. E. Munzinger.

Mitteilung.

Unser Missionar Pfr. Wilhelm in Tsingtau ist von der theologischen Fakultät Jena zum Doktor der Theologie ernannt worden. Wir freuen uns, daß ihm diese Auszeichnung zu teil geworden ist in Anerkennung seiner tüchtigen Leistungen auf dem Gebiete der Erforschung der Sprache und der Religionssysteme Chinas.

Das Christentum in Ostasien.

Missionstheoretische Betrachtungen auf Grund von Erlebnissen.
Von Missionsinspektor Lic. Witte.

(Fortsetzung.)

2. Die religiöse Lage in China und Japan.

Im populären Sprachgebrauch bilden die Worte „China und Japan" fast einen Begriff. Man ist gewohnt, sie als ziemlich gleichartig zu betrachten, sie stellen die gelbe Rasse dar, zwei Völker, aber eine Art. Zwar weiß jeder, der sich nur etwas gründlicher mit den ostasiatischen Verhältnissen beschäftigt hat, daß zwischen den beiden Völkern große Unterschiede bestehen in Sitten und Charakter. Aber wer draußen aus Augenschein beide Völker kennen lernt, ist erstaunt, wie tief diese Unterschiede sind, so tief, daß gegenüber diesen Unterschieden die Verwandtschaft beider sehr zurücktritt.

Es besteht eine Verwandtschaft, sie gehören zu ein und derselben Rasse, so wie Norweger, Italiener und Deutsche, sie haben die gleiche, die alte chinesische Kultur, deren Grundzüge im vorigen Abschnitt herausgestellt wurden. Doch ist schon ihre Rassenverwandtschaft so eng, wie man vielfach annimmt. Die Japaner sind ein Mischvolk, das neben den Ureinwohnern, den Ainos, zwei Hauptbestandteile enthält. Der eine Teil ist am meisten den Koreanern ähnlich, wohl mit diesen eines Stammes, der andere Teil ist wahrscheinlich vom Süden her ins Land gekommen und mit den Malayen oder, wie andere annehmen, Polynesiern nahe verwandt. Noch heute sind im japanischen Volk Anklänge an diese Herkunft. Die Bauart ihrer Häuser z. B. ist ganz die der malayischen Hütten. Das japanische Volk weist jetzt recht verschiedene Typen auf, aber kaum einer ist darunter, der nahe Verwandtschaft mit den Chinesen verriete.

So ist die Rassenverwandtschaft also keine ganz reine und nahe; und man braucht nur Europa anzusehen, um sich dessen zu erinnern, welche großen Unterschiede in Sitten und Charakter zwischen den verschiedenen Völkern schon ein und derselben Rasse möglich sind.

Die Einheit der Kultur, das ist gleichfalls zu beachten, ist keine ursprüngliche, ist auch nicht das Produkt gemeinsamer, langer Arbeit, sondern die Japaner haben die chinesische Kultur, so wie sie sich damals ihnen als eine fertige bot, übernommen, haben sie ihrem Wesen angepaßt und ihrer Art entsprechend ausgestaltet; aber noch heute tritt die Unterscheidung ihrer ursprünglichen Volksart von der eingeführten, fremden Kultur in vielem in Erscheinung, z. B. in dem unvermittelten Nebeneinander des Stils der Wohnhäuser, einschließlich der shintoistischen Tempel, und der noch heute rein chinesisch gebauten Buddhisten-Tempel. Es ist von ihnen eine gewisse eigene Weiterbildung versucht worden, z. B. in der Schrift, vom Wortzeichen zum Silbenzeichen. Aber ehe sie diese Weiterbildung vollendet haben, sind sie der Wucht der in der

Konsequenz der chinesischen Kultur liegenden Erstarrung, ebenso wie China, zum Opfer gefallen. So ist ihr Wesen in seiner Entwicklung stehen geblieben und enthält beides, ihre ursprüngliche Volksart und eine vom Chinesentum durchdrungene Abart derselben, in unvermitteltem Nebeneinander.

Daher hebt sich ihre Sonderart vom Chinesentum recht stark ab, bietet aber dem Beurteiler doch dadurch große Schwierigkeiten, daß die Einheitlichkeit des Wesens, wie sie trotz der gewaltigen Verschiedenheiten seiner großen Stämme in China geschaffen ist, fehlt. Ganz besonders verwickelt ist in der Gegenwart die Situation dadurch, daß in den letzten 50 Jahren ein starker Einschlag europäischen Wesens eingedrungen ist, der freilich noch nicht überwiegend ist, aber doch mancherlei Wirkungen ausgeübt hat, so daß jetzt 3 Kulturschichten neben einander bestehen.

Vergleicht man, nach dem heutigen Befund, den Charakter beider Völker, so ergeben sich etwa folgende Merkmale, die hier natürlich nur in kurzen Strichen gezeichnet werden können. Die Japaner sind wissensdurstig, gewandt und anschmiegsam, fähig, schnell eine auch schwierige Sache aufzufassen und nachzumachen; sie sind geschickt in mechanischen Arbeiten, auch wo sie im Kleinen minutiöse Genauigkeit erfordern. Sie sind sauber und in ihrer Weise fleißig. Sie sind höflich, fröhlich, still und bescheiden, sie verfügen über starke Selbstbeherrschung und sind bedürfnislos. Sie haben einen starken Hang zu religiöser Spekulation; aber ihre Empfindungen sind weniger tief und fruchtbar als vielmehr sentimental. Ihre Höflichkeit verbindet sich mit kriecherischem äußern Wesen, das zu ihrem innern Hochmut nicht stimmt. Ihre Freundlichkeit ist getrübt durch eine an Unaufrichtigkeit grenzende Gesinnung, die zur Begleiterin die Ungezogenheit der Lüge hat, die das Volk als unzuverlässig erscheinen läßt und ihnen den Tadel der Falschheit, besonders vonseiten der Kaufleute, zuzieht. Sie sind mehr schlau, als klug, auch fehlt ihnen Zähigkeit und Erfindergabe. Bisher haben sie auf keinem Gebiet etwas grundsätzlich Neues geleistet. Sie sind stolz auf das von Fremden Uebernommene. Ihr Leben wird getrübt durch eine Sinnlichkeit, die sie den Naturvölkern hierin näherstellt als den Europäern.

Die Chinesen sind sehr nüchterne Verstandesmenschen, sie sind klug und kaufmännisch sehr begabt, sie sind fleißig, und, so sehr sie ihren Vorteil suchen, jeder Abmachung treu und sind ehrlich. Sie haben große schöpferische Begabung und Gründlichkeit, sind nüchtern und sparsam, sind gerade, aufrecht und sehr selbstbewußt. Aber ihr Stolz gründet sich auf das mit eigener Kraft Erarbeitete. Daher sind sie für Fremdes nicht leicht offen, fast zu unzugänglich für die für jedes Volk heilsame Beeinflussung durch andere Art. Sie sind ebenso sinnlich wie die Japaner, sie sind nicht so freundlich im Verkehr. Dafür aber ist ihr Charakter einheitlich, und ihre kernige, feste, ausdauernde Art, die eine Jahrtausende alte fortlaufende Geschichte geschaffen hat, gibt Garantien für eine neue, gute Zukunft.

Es ist interessant, wie sich die Charakterverschiedenheit dieser Völker auch in ihrer äußern Erscheinung ausprägt. Der kleine, zierliche, fast stets gebeugt gehende, ewig lächelnde Japaner, der keinen gern gerade ansieht, sticht scharf ab von dem forschend und kalt blickenden, großen, hochaufgerichteten Chinesen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß obige Charakteristik den beiden Völkern Unrecht tut. Es ist aber natürlich möglich, sie zu erweitern.

Ihre Sitten sind nicht minder verschieden als ihr Charakter. In Japan hockt man, oder besser, kniet man auf der Erde, in China sitzt man auf Stühlen. In China ißt man sehr fett, in Japan wird alles Fett vermieden. In China werden die Begrüßungen stehend vollzogen, in Japan wirft man sich auf die Erde, in Japan verbrennt man die meisten Toten, in China begräbt man sie. Es ließe sich eine lange Reihe so weiterführen, es bedarf dessen hier nicht.

Es ist klar, daß eine so starke Verschiedenheit zweier Völker nicht ohne Wirkung bleibt auf die Gestaltung der religiösen Verhältnisse, selbst wo es sich etwa um eine gleiche Religion handelt. Die Verschiedenheit ist so stark, daß es unmöglich ist, die religiöse Lage in China und Japan in einem Abschnitt zu behandeln. Es wird daher zuerst von China, dann von Japan die Rede sein.

a) China.

Wer durch China reist, der ist über zweierlei in bezug auf die religiöse Lage erstaunt. Zuerst darüber, daß noch heute schöne Reste einer uralten, schlichten, offiziellen Naturanbetung vorhanden sind, welche fern war und ist von dem Aberglauben der polytheistischen Volksreligion. Solch ein Rest einer wirklich eine gewisse Reinheit und Erhabenheit zeigenden Naturanbetung ist der Kult am Himmelsaltar in Peking. Wer da auf der schlichten Marmor-Altar-Plattform in der Stille des Zypressenhains gestanden hat und sich vorstellt, wie hier der Kaiser, nur er allein darf es, als Hoherpriester für 400 Millionen Menschen die Gunst des Himmels, der obersten Gottheit, anruft, Opfer darbringend, der muß zugestehen, daß hierauf das Wort „Heidentum“ in vulgärem Sinn nicht paßt. Natürlich liegt auch hier der Irrtum vor, daß die gottgeschaffenen Naturkräfte statt des diese Kräfte der Natur schaffenden Gottes angebetet werden. Aber es geschieht in einer Reinheit und mit einer so starken Erhebung dieses obersten göttlichen Prinzips, daß dieser Naturkult an die Grenze des Henotheismus streift. Freilich auch nur an die Grenze. Denn trotzdem dieser Himmelsgott Shang-ti manchmal geradezu schlechthin „Herrscher“ oder „Herr“ genannt wird und als Beherrscher und Lenker des Universums und des Einzelnen gezeichnet ist, werden doch in demselben Kultus noch andere Geister als schicksalsmächtig verehrt. Immerhin ist das Vorhandensein dieses Kults, dem Götterbilder, dem Priester und Volkszeremonien fehlen, als Zentrum der Religion dieses Riesenreiches erstaunlich.

Das Volk muß sich mit der Anrufung der niederen Mächte begnügen, deren Zahl Legion ist, und für die sowohl der Buddhismus als auch der Taoismus zahlreiche Anbetungsstätten bieten. Bedenkt man, daß der Volksglaube die ganze Welt mit guten und bösen Geistern angefüllt denkt, und daß auch jede Kleinigkeit im Leben von diesen Geistern beeinflußt geglaubt wird, so ist man, das ist das Zweite, erstaunt, wie wenig man von der Anbetung dieser Götter im Volksleben sieht, und wie verwahrlost die Tempel sind. Fast durchweg sind die Tempel, die bis zu 1000 Götterfiguren fassen, schmutzig, oft direkt im Verfall. Die Priester machen sehr oft einen unwürdigen Eindruck, leiern seelenlos ihre Messen, wobei sie sich oft grinsend umsehen. In den Tempeln ist Markt, sind Garküchen, in einem Tempel bei Tsingtau direkt vor dem Altar, und höchst selten kommen Beter, die ein Orakel begehren oder Weihrauch darbringen.

Zur Erklärung dieser Tatsache muß man an das oben über den Charakter der Chinesen Gesagte denken. Die Chinesen sind sehr nüchterne Verstandesmenschen. Sie erkennen das Vorhandensein einer mächtigen Geisterwelt an. Aber das Dasein der Götter ist ebenso unheilvoll wie heilvoll. Es gilt, sich mit der Tatsache ihres Daseins abzufinden. Man darf, will man nicht sehr unglücklich werden, diese Mächte nicht außer Acht lassen. Man muß mit ihnen rechnen, ihnen geben, was ihnen zukommt. Es fehlt also das Sehnen nach Gott als der Urkraft unseres Lebens, ohne die eine innere Befriedigung nicht möglich ist, nach deren Liebe wir dürsten, die wir suchen ohne Berechnung äußerer Vorteile. Man erinnere sich der chinesischen Denkweise gegenüber an das schon im Alten Testament stehende Wort, Psalm 73, 25. 26. Es fehlt selbst das Verlangen nach der Gottheit um des Schicksals nach dem Tode willen. Auch das ist nach nüchternen uralten Verstandesüberlegungen geregelt gedacht. Wie die Grenzen zwischen Göttlichem und Menschlichem verschwimmen, so auch die zwischen dem Reich der Toten und der Lebendigen. Die Toten leben weiter mit den Nachkommen, die eine der drei Seelen schwebt als teilnehmender, aber auch Ansprüche erhebender Geist über dem Familienleben. Auch hier spielt die Frage gar keine Rolle, ob es gut und erfreulich ist, daß man später als Geist an die Familie und die Familie an die Geister gebunden ist. Es ist eben so, die Frage des Schicksals nach dem Tode ist geklärt. Das hat man hinzunehmen. Nun ist nur das ein Hauptgegenstand der Sorge, daß man einen überlebenden Sohn oder Adoptivsohn hat. Dann ist alles geordnet. Niemand sieht dann einen Grund, sich um das Schicksal nach dem Tode zu kümmern. Hier sind also auch nicht Gefühls- und Gemütsmomente bestimmend, sondern verstandsmäßig-nüchternes Ueberlegen. So sehr uns diese Denkart nun auch befremdet, so kann man nicht sagen, daß sie die Menschen ganz trostlos läßt. Man rechnet das ganze Leben hindurch mit dem Tode, ernsthafter, als der Durchschnitt bei uns. Man schenkt den Eltern den Sarg, und die Eltern zeigen ihn voll Stolz

Man sieht dem Sterben ruhig entgegen. Und trotz der von der kindlichen Pietät erforderten Totenklage fehlt dort das oft fast unerträgliche Schreien und Jammern, das jeder Pastor bei uns an vielen Gräbern erlebt.

Diese ruhige Nüchternheit des Volkscharakters ist hervorstechend auch in der Beurteilung anderer Dinge. So ist gewiß der Kaiserthron mit fast göttlichem Nimbus umgeben. Der Kaiser hat sogar das Recht, den Geistern einen höheren göttlichen Rang zu verleihen. Trotzdem urteilt das Volk in China, daß eine Dynastie nur so lange Berechtigung habe, wie sie nach der Meinung des Volkes dessen Wohlergehen fördere. Tue sie das nicht mehr, so sei sie zu beseitigen.

Bei dieser verstandesmäßigen Auffassung, die in der Religion eine Welt von Tatsachen sieht, die man hinnimmt, hinnehmen muß, weil sie da sind, ohne daß sie etwas Beglückendes, Erhebendes, Trostreiches böte, ohne daß das Vertrauen zu einer selbstlos das Menschenheil wollenden Gottheit die herrschende Idee wäre, drückt der Volksreligion trotz der zahllosen Götterscharen den Stempel innerer Armut auf und läßt es verständlich erscheinen, daß das Volk diesen Göttern so wenig Anbetung zollt in andächtig frommer Verehrung. Man geht wohl mal in einen Tempel, um ein Orakel zu erhalten. Aber man verläßt sich nicht auf die Antwort. Man nimmt sie als gutes oder böses Omen, das ist alles. Es kommt eine Not, man fühlt seine Ohnmacht, anderswo gibt es keine Hilfe; da sucht man nach etwa zürnenden Göttern, die man durch Opfer umstimmt oder man sucht gute zu gewinnen. Es gibt ein Naturfest, da muß man den Stadtgott mitfeiern lassen, er ist das Oberhaupt. Von seinem Gnädigsein hängt viel ab. Große Herren sind leicht verstimmt. Aber sonst hat man mit den Göttern am liebsten nicht viel zu tun.

Es ist nur fast unmöglich, ihnen aus dem Wege zu gehen, besonders den bösen, die dauernd das Leben bedrohen. So kommt es, daß tatsächlich das Volk dauernd beherrscht ist von Furcht. Bei jedem unerwarteten Ereignis tritt die Angst vor irgend welchem Unheil zutage, das diese bösen Geister angerichtet haben oder anrichten können, und dem man fast schutzlos preisgegeben ist. Diese Furcht steht schon drohend neben dem neugeborenen Kinde und begleitet die Menschen bis zum Tode. Daher hat der Taoismus mit seiner Geisterbannung hier solch fruchtbares Feld; er verstärkt aber natürlich in Wechselwirkung noch diese arge Macht.

Es ist oft von dem Leben auch anderer nichtchristlicher Völker behauptet worden, diese Furcht existiere nur in der Einbildung der Missionare. Diese Völker seien fröhlicher als die Europäer. Das kann nur ein oberflächlicher Beobachter sagen. Natürlich leben die Chinesen nicht in ständigem, äußerem Zittern. Im Lebensgetriebe vergessen sie diese Dinge; und wenn nicht gerade etwas Besonderes vorliegt, sieht vielleicht ein Fremder gar nichts davon, daß die Furcht da ist. Aber sie ist da. Man sucht

sich vor den Geistern zu schützen durch Amulette, durch die Form der Dächer, durch die Auswahl der Bauplätze usw., bei allem im Leben spielt die Frage dieses Schutzes mit, und man bekommt doch keine Zuversicht. Ja, man ist versucht, anzunehmen, daß sich die Furcht auch in den grauenvollen Fratzen der Götterfiguren darstellt. Wie man sich die Götter in ihrer Wirkung auf die Menschen denkt, so stellt man sie dar. Eine unendliche Zahl dieser Figuren wirkt geradezu angsterregend. Man kann daher wohl mit Recht sagen: Die Abwehr der bösen Götter nimmt in der Volksreligion Chinas mehr Bedeutung ein als das Vertrauen auf die Hilfe der guten. So ist die Religion überwiegend nicht Trost und Freude durch die Götter, sondern Kampf gegen die Götter.

Im Wesentlichen ist man dabei auf sich selbst gestellt und richtet sich das Leben ein zur Erziehung größtmöglicher Befriedigung nach den praktischen Regeln, die die Vorväter seit Urzeiten als wertvoll erprobt haben und die in dem oben schon erwähnten Grundsatz gipfeln: Ein Leben in Pietät gegen Familie und Staat garantiert das beste Gedeihen des Einzelnen. Diese irdischen Institutionen stützen die Sittlichkeit, nicht die Religion. Sittlichkeit ist die Aufrechterhaltung der Sitte. Diese Sitte hat aber nur ganz bestimmt-beschränkte Ideale, die nicht das ganze Leben umfassen. Eines der obersten ist die Erhaltung der Familie. Dazu ist die Heirat notwendig, um einen legitimen Erben zu haben Aber die Sitte verhält sich gleichgültig gegen sonstigen Geschlechtsverkehr, dem sie nichts in den Weg legt. Das Institut der Nebenfrauen ist eine Frage des Wohlstandes, nicht der Moral. — Da der Sohn der Pfleger der Ahnen und Fortpflanzer der Familie ist, so sind die Töchter nur zu bewerten nach ihrem praktischen, sonstigen Nutzen für die Familie. Sie werden als Dienerinnen gebraucht, als Schwiegertöchter fortgegeben, aber eben auch, wenn die Familie in Not ist, verkauft. —

Wo es gelingt, die Familie in leidlichen Verhältnissen zu erhalten, da ist für den einzelnen gesorgt. Die Familie verfügt über den einzelnen, aber sie gibt ihm auch Zuflucht. Wo nun aber, vielleicht durch Hungersnöte, einzelne oder ganze Scharen aus dem Familiensystem herausfallen, keinen Familiensitz mehr haben, versagt das ganze System der Sitte, und es bilden sich die riesigen Bettlerscharen, denen China hilflos gegenübersteht. Es gibt keine sozialen Pflichten außerhalb der Familie, es fehlt das Ideal der Rettung der Gesunkenen, daher deren unbeschreibliches Elend. Es gibt gewisse Stiftungen zu wohltätigen Zwecken, aber die sind meist auch ursprünglich Einrichtungen von Familien oder Familiengruppen. Die Handhabung dieser ist vom Geist wahrer Barmherzigkeit weit entfernt. Es gibt erst recht kein umfassendes System sozialer Fürsorge. Diese ganze Sachlage liegt außerhalb

der Sitte und bietet für sie eine unlösliche Schwierigkeit. Das sind etliche Beispiele der Lücken dieses Systems.

Mit einem Schein von Recht verweist man demgegenüber auf die Schattenseiten unserer Volkszustände, aber auch nur mit einem Schein. Die christliche Sittlichkeit umfaßt alle Lebensumstände aus dem Prinzip der allgemeinen Menschenliebe. Wobei uns Mißstände sind, da sind sie, weil die Grundsätze unserer Ethik noch nicht konsequent durchgeführt sind; wo in China Mißstände sind, da sind sie gerade infolge konsequenter Durchführung der herrschenden Grundsätze.

Diese in China herrschenden sittlichen Grundsätze sind vom Taoismus nicht beeinflußt worden. Es sei nur kurz hier daran erinnert, daß der Taoismus auf das mystisch-spekulative philosophische System des Laotse zurückgeführt wird, das bald, teils zu einer Geheimlehre zur Gewinnung einer Goldmacherkunst und eines Unsterblichkeitstranks entartete, teils sich, mit dem vorhandenen Geisterglauben vereinigt, zu einem Polytheismus ausgestaltete, denselben durch Heldenvergötterung vermehrte, durch Exorzismus und Geheimkünste popularisierte und eine religiöse Organisation schuf, die noch heute in der Person des in der Provinz Kiangsi residierenden Papstes ihr Oberhaupt und ihren Mittelpunkt hat. Nur darf man sich diese Organisation nicht so geschlossen vorstellen, wie irgend eine der christlichen Kirchen, vor allem nicht in ausschließendem Gegensatz zum Buddhismus.

Der chinesische Buddhismus hat es in China weder zu einer Organisation noch zu einem beherrschenden Einfluß gebracht. Er hat auf das sittliche Leben befruchtend gewirkt; das Wenige, was an staatlichen Mildtätigkeitsanstalten da ist, ist auf ihn zurückzuführen. Aber seine Kraft war dem chinesischen geschlossenen Volkssystem nicht gewachsen; er ist in Polytheismus entartet und ist heute mit dem Taoismus stark vermischt. Es gibt buddhistische Klöster, von denen manche wirklich Stätten frommer Gelehrsamkeit sind, aber sie sind ohne Einfluß. Es gibt buddhistische Tempel und Priester, aber es kommt sehr häufig vor, daß in buddhistischen Tempeln taoistische Priester sind und umgekehrt; und sie wissen es nicht einmal. So gesunken sind beide Religionen. Und bisher hat nicht einmal das Eindringen des Christentums in China diese Religionen aus ihrer Versunkenheit aufgerüttelt. Der christliche Einfluß ist schon stark genug, daß man das erwarten dürfte, wie es in Indien und Japan längst geschehen ist. Diese Stumpfheit ist nur erklärlich durch die eigenartige, wenn man will, unreligiöse Art des chinesischen Charakters und die Jahrhunderte alte Erstarrung der beiden Religionen in ganz unfruchtbaren Aberglauben und ödes Zauberwesen. Es zeigt sich aber auch, wie wenig der Buddhismus imstande ist, einem erstarrten Volk neues inneres Leben zu geben, trotzdem seine ethischen Forderungen eine gewisse Höhe darstellen. Aus seinem pessimistischen Pantheismus geht vielleicht ein Seh-

nen nach Erlösung aus dem Leiden der Welt hervor. Aber sein Ziel gibt keine Antriebe zur Bekämpfung der Leiden; und weder die Furcht vor dem Wiedergeborenwerdenmüssen der Bösen in niederen Geschöpfen noch seine Verheißung des Nirwana für die Guten löst eine merkbare sittliche erneuernde Kraft aus. Gerade die Wiedergeburts-Lehre wirkt in China so, daß man sie dem furchtbaren Elend der vielen gegenüber als Beruhigungsmittel gebraucht: Es sind eben Menschen, die in früheren Existenzen arge Dinge getan haben. So leiden sie nur, was sie verdient haben. Man muß ihnen wohl geben, damit man nicht der Rache der Bettlerorganisationen anheimfällt, aber Mitleid empfindet man nicht, noch viel weniger denkt man an wirkliche Hilfe. Und die Priester des Buddhismus, dessen Barmherzigkeit man ja neuerdings selbst in Europa manchmal über die christliche Liebe gestellt hört, rühren sich nicht, um diese Barmherzigkeit zu üben. Es ist ganz ähnlich, wie in der antiken römisch-griechischen Kulturwelt. Die Erkenntnis der Pflicht der Freundlichkeit gegenüber den Elenden war auch damals in edlen Kreisen vorhanden. Aber die Taten der Liebe fehlten. Soweit die Kenntnis der Religionsgeschichte reicht, sind diese in wirklich großem Umfang nur auf dem Boden des Christentums zu finden.

Nach diesen Darlegungen wird es nicht verwundern, daß man in China bei den literarisch gebildeten Klassen eine Sachlage findet, die diese Kreise als ganz religionslos erscheinen läßt. Die Torheit der Volksreligion, wie sie taoistisch oder buddhistisch gefärbt, sich darstellt, kann den geistig feingebildeten Kreisen nicht genügen. Ueber diesen Aberglauben sind sie erhaben. In ihnen hat auch nicht einmal das Weltanschauungssystem des genuinen Buddhismus viele Anhänger. Sie sind religiöse Agnostiker, wie Konfuzius einer war; die Möglichkeit des Vorhandenseins einer transscendenten Welt wird nicht geleugnet, aber sie liegt, so wird geurteilt, außerhalb der Möglichkeit der menschlichen Erkenntnis. Man begnügt sich mit den konfuzianischen, das Leben regelnden Grundsätzen und kommt unter dem Einfluß des europäischen Materialismus und Naturalismus höchstens zu einer Leugnung der transszendenten Welt. Man macht die religiösen Zeremonien, die etwa ein Amt erfordert, mit, aber ohne innere Zustimmung, als ehrwürdige Sitte, die man um des Volkes willen erhält.

Daß aber trotz der religiösen Armut Chinas auch in diesem Volk eine religiöse Anlage vorhanden ist, das zeigen die wie vulkanische Eruptionen wild und schnell von Zeit zu Zeit auftauchenden religiösen „Erweckungen", die in massenweisem Besessenheitswahn und ähnlichen Erscheinungen zu Tage treten und dann eine große Intensivität annehmen. Es ist, als bräche da das seit Jahrtausenden durch die Volksreligionen unbefriedigte und durch die einseitige Art des Volksglaubens unterdrückte seelische Leben des Volkes aus allen Banden hervor wie eine Stichflamme. Aber wenn dann diesem heißen Hunger die rechte Nahrung, diesem Strom

die Leitung in das rechte Bett fehlt, so erlischt alles wieder oder richtet Unheil an durch Vermischung mit politischen Bewegungen und dergleichen. Es mag die verstandesmäßige Nüchternheit im chinesischen Charakter noch so sehr vorherrschen, es sind doch auch die andern Elemente menschlichen Innenlebens vorhanden in den Chinesen, die das menschliche Leben durchgängig aufweist; sie sind nur betäubt, niedergequält und irregeleitet. Und fragt man, woher der Niedergang im chinesischen Volksleben gekommen ist, so zeigt sich dem tieferen Blick gerade darin der Grund: Es fehlen hier die Lebenskräfte, die jedes Volk haben kann, wenn es eine den Menschen ganz befriedigende und das Beste in ihm auslösende Religion hat.

Der äußere Niedergang ist die notwendige Folge der inneren Verarmung und sittlichen Versumpfung, die aus dem herrschenden System hervorgehen mußten, und die die vorhandenen Religionen nicht aufhalten konnten: Der Taoismus kommt garnicht in Frage. Der Buddhismus steht in seinem besten Teil in keiner Fühlung mit dem Volk, sein Einfluß ist sehr schwach, seine Volksreligion nicht wertvoller als der Taoismus. Die Naturanbetung des Staatskultus hat keine sittlichenden Tendenzen, ist auch ganz erhaben über das Volk. Das genuin-buddhistische System konnte nicht helfen, selbst wenn es rein gepredigt wäre, denn in seinem Pessimismus liegt keine Kraft zu neuem Leben und manche der schweren Schäden Chinas, z. B. die Geringachtung der Frau werden in ihm geradezu noch bestärkt. Die konfuzianische Moralordnung aber kann unter patriarchalischen, einfachen sozialen Verhältnissen ein Volk auf eine gewisse Höhe heben, genügt aber nicht für moderne kulturelle Zustände, welche notwendig die alte Familienordnung, die Grundlage des Alten, auflösen. Außerdem fehlen in ihr für viele Gebiete des Lebens sittliche Ideale, und ihre Motive und Ziele haben zur notwendigen Folge die Minderung des Verantwortlichkeitsgefühls, Erschlaffung der Spannkraft und des Wagemuts des einzelnen, Erstickung der Hoffnung auf die Schaffung einer besseren Zukunft und fast aller Gemütswerte, die für die Charakterbildung von hohem Wert sind. Dies ganze System ist nicht aufgebaut auf der Auslösung der besten Kräfte, die aus dem Gemütsleben wie ein Lebensquell aufsprudeln können, lebendig und Leben schaffend, sondern es arbeitet nur mit verstandesmäßig nüchternen Nützlichkeitserwägungen, die noch nie wahrhaft große sittliche Werte hervorgebracht haben. Denn über die Grenze der Selbstsucht gehen und treiben diese Regeln faktisch, trotz manches anders klingenden Wortes, nicht hinaus.

Es bedarf, fügt man zu dem Gesagten die als bekannt vorauszusetzende Kenntnis der traurigen Zustände Chinas, keines weiteren Wortes, um die Christentumsbedürftigkeit dieses Landes zu erkennen. Sie liegt nicht im Volksaberglauben oder vielen schauerlichen Rohheiten, die auch bei uns bis in die Neuzeit reichen trotz des Christentums, sie liegt in der Un-

fähigkeit der dort herrschenden religiösen und sittlichen Systeme, das Lebendes Volkes wirklich segensreich zu gestalten. Diese Systeme haben schon in der Vergangenheit versagt, sie versagen erst recht in der beginnenden ungeheure Umwälzungen mit sich bringenden Reformzeit.

Die bestehenden, bisher als höchste Autorität geltenden Ordnungen, Familie und Staat, lassen sich in ihrer bisherigen Allgewalt nicht auf die Dauer halten. Die Reformen werden Gutes schaffen, aber sie wirken auch zerstörend auf die Grundlagen des Alten. Schon in der Vornahme der Reformen liegt das für die absolute Regierungsautorität gefährliche Zugeständnis der Verkehrtheit des bisherigen, für heilig gehaltenen Regierungssystems. Die Gärung unter der Jugend Chinas ist ganz ungeheuer. Bis in die untersten Kreise dringt schon der Zweifel an den alten Religionen. Bei den verstandesmäßigen Anlagen der Chinesen besteht die große Gefahr, daß der religiöse Agnostizismus der Gebildeten das ganze Volk ergreift und eine Periode der Geringachtung aller Religion hervorbringt, die ein schwerer Schaden wäre, gerade weil eine neue Zeit kommt, die die höchste sittliche Kraft erfordert. Wie zersetzend die neue Zeit wirkt, dafür nur ein Beispiel.

Man hat viel darüber gespottet, daß die Chinesen die Eisenbahnen nicht haben wollten, weil sie die Ruhe der Erdgeister und der Toten störten, und daß sie sich früher der Verlegung der Gräber energisch widersetzten. Und man rühmt es als ein Zeichen der vorgeschrittenen Aufklärung, daß sie sich jetzt dem nicht mehr widersetzen. Dabei bedenkt man nicht, daß damit zugleich der bisher herrschende Glaube an die Allgewalt der Geister erschüttert wird, und damit die Volksreligion in Gefahr gerät, sich aufzulösen. Man mag von dieser Volksreligion so gering denken wie man will, sie bildet für das Volk einen gewissen Halt. Die in den Kreisen der Gebildeten herrschenden Anschauungen sind faktisch dem gegenüber in bezug auf die Sittlichkeit kein Fortschritt. Man bedenke, daß aus diesen Kreisen die korrumpierte Beamtenschaft stammt, an deren Geldgier und Unredlichkeit auch heute noch ein großer Teil der guten Reformen zu schanden wird.

Wo so das Alte im Wanken ist und aus China selbst nichts Besseres zu erwarten ist, ist Chinas Zukunftshoffnung nur erfüllbar durch seine Christianisierung.

b) Japan.

Wer die religiöse Lage in Japan selbst kennen lernt, der ist hier gleichfalls über zwei Dinge erstaunt. Das erste ist dies: Daß die im Abendland von den Japanern mit Stolz verkündete Behauptung, der japanische Staat sei in religiösen Sachen neutral, die Staatsorganisationen seien religionslos, eine Fiktion ist, die dem wirklichen Tatbestand ins Gesicht schlägt, denn es gibt eine mit aller Intensivität vom Staat geförderte Religion, den Shintoismus. Das zweite ist dies: Daß die ebenso laut im Abendland ge-

predigte Behauptung, das japanische Volk sei jetzt religionslos, über die Religion hinausgewachsen und es habe fast keine religiöse Anlage, die wirklichen Tatsachen geradezu auf den Kopf stellt. Denn die Japaner sind so eifrig in der Pflege ihrer alten Religionen, daß man sich die Betätigung des religiösen Verlangens garnicht groß genug vorstellen kann.

Offiziell hat allerdings der japanische Staat seine Verbindung mit den bestehenden Religionen gelöst und auch dem Christentum religiöse Duldung zugesichert. Es besteht in sämtlichen Staatsschulen kein religiöser Unterricht, es besteht kein religiöser Eid. Auch von allen Privatschulen, die die Staatsanerkennung haben wollen, auch von den Missionsschulen wird Religionslosigkeit gefordert. Es darf in ihnen nur ein Moralunterricht erteilt werden, der alle Anklänge an die Religion zu vermeiden hat. Der Direktor des Gymnasiums in Otsu geriet dadurch in Gefahr, sein Amt zu verlieren daß er in diesem Unterricht einige Worte Jesu als sittlich hochstehende Norm angeführt hatte.

Faktisch besteht eine Religionslosigkeit des Staates nicht, der Shintoismus ist die Staatsreligion. Der Shintoismus ist eine Religion, die verschiedene Faktoren in sich schließt. Sie ist Ahnenverehrung — jeder Tote ist ein Gott —, sie ist Naturreligion und leitet von diesen beiden Faktoren aus hinüber in eine religiöse Wertung des Patriotismus. Von der höchstverehrten Sonnengöttin, der Amaterasu, leitet das Kaiserhaus seinen Ursprung ab. Der Kaiser ist daher ein Gott, der sogar Menschen in den Götterrang erheben kann. Diese Auffassung bietet eine außerordentlich starke Fundamentierung der Monarchie, solange der Shintoismus im Volke starken Boden hat. Diese naive Götterabstammungslehre ist begreiflicherweise durch das Eindringen der europäischen Kultur und des Christentums gefährdet. Es regen sich sozialdemokratische Bestrebungen, es regt sich eine Aufklärung. Da tut man nun ein Dreifaches. Man sucht dem Shintoismus Geldmittel zu seinem Ausbau zuzuwenden unter der Firma der Erhaltung von Kunstaltertümern. Man sucht ferner alle shintoistischen Heiligtümer zu Pflegestätten des Patriotismus umzuwandeln, indem man überall in ihnen das kaiserliche Wappen aufhängt und Shintogöttern kaiserliche Ahnen substituiert. Und man pflegt in der Jugend mit Intensivität den Sinn, der die Anerkennung der Göttlichkeit des Kaisers und den Besuch shintoistischer Heiligtümer als patriotische Pflicht erscheinen läßt, man lehrt sie, des Kaisers Bild als Heiligtum ansehen u. a. Man geht sogar noch weiter: Die großen, der Sonnengöttin geweihten Zentralheiligtümer in Futami-Yamada im Izeland stehen direkt unter der Verwaltung kaiserlicher Beamter, hier werden alle wichtigen Staatsereignisse der Göttin mitgeteilt; ja, es scheint, als wolle man für alle Beamten, Lehrer und Schüler die Anbetung in shintoistischen Heiligtümern geradezu zum Zwang erheben. Schon jetzt ist die Emanzipation von dieser Anbetung für Beamte und Lehrer mißliebig. Durch diese Tendenz erhält auch die Verbeu-

gung vor dem Kaiserbild faktisch immer mehr religiöse Färbung. Der Kaiserkult hat in Japan viel größere Bedeutung als die Verehrung des Konfuzius in China, den man wohl als Herren in den Rang der Götter erhoben hat, dessen Verehrung aber nicht so religiös fundamentiert ist wie die der japanischen Kaiser durch die Lehre von der Abstammung von der Sonnengöttin.*) Wie der japanische Staat alle alten geistigen Grundlagen des Volkslebens gegen den neu eindringenden europäischen Geist aufrechterhalten will, so will er mit besonderer Betonung den Shintoismus neu festigen, damit auf der neugefestigten religiösen Grundlage die Monarchie doppelt stark im Volk gegründet sei.

Es wäre das alles verständlich, wenn es sich um eine geistig hochstehende Religion handelte. Aber der Shintoismus ist in Wahrheit eine Naturreligion so niederer Art, daß es eine ganz eigenartige Erscheinung ist, wie ein kulturell so hochstehendes Volk an dieser Religion hängen kann. Der Shintoismus ist eine wirkliche Volksreligion. Für alles in Natur und Leben hat er eine religiöse Weihe, gegen alle bösen Einflüsse Schutz, für jede Sorge, für jede Not eine Verheißung, für alles Frohe eine religiöse Verklärung. Nur mit dem Tode gibt er sich nicht gern ab. Die Berührung mit ihm macht unrein, trotzdem mit dem Shinto die Ahnenverehrung verbunden ist, die in Japan im Volke ganz tief festgewurzelt ist.

Die Zahl der Shintogötter ist Legion. Aber, ist es der Volkscharakter Japans, der vom ernsten chinesischen durch seine leichte Fröhlichkeit absticht, es fehlt den Göttern das Drohende und Feindliche des chinesischen Polytheismus. Es ist eine ungemein fröhliche Religion, die alles Gute hervorhebt an der schönen japanischen Natur und am beschaulichen Volksleben. Eine Religion des Lebens und der Freude, die auch vom Menschen nicht viel verlangt. Sie hat keine sittlichen Gebote, kennt nur kultische Reinheit, heitere Feste ehren die Götter, die man, sieht man vom Inari, dem Fuchsgott**) ab, im Bilde nicht darstellt.

So braucht niemand die Nähe der Götter zu meiden, selbst die Dirne nicht, die für ihr Gewerbe um Glück bittet; man kann Amulette haben, Geister beschwören lassen usw. Es ist da der ödeste Aberglaube. Es geht natürlich auch keine umfassende sittlich veredelnde Wirkung vom Shinto aus, wenn er auch den patriotischen Sinn, die Pietät, die Ehrung der Geschichte und die Liebe zur Natur gefördert hat. Und doch hängt das Volk an dieser Religion mit einem Eifer, von dem wir keine Vorstellung haben. Es ist nicht wahr, wie vielfach behauptet wird,

---

*) Über den Shintoismus cf. das vorzügliche Buch von E. Schiller, Shinto, die Volksreligion Japans, 1911, broschiert 2 Mark. Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg.

**) Auch hier gilt der Fuchs eigentlich nur als das der Gottheit geweihte Tier. Doch ist die Frage, ob nicht ursprünglich der Fuchs, die Affen usw., die man in Tempeln sieht, die Götter waren. Im Volksbewußtsein fließen die Begriffe ineinander.

daß nur das niedere Volk diesen Kultus und Aberglauben mitmache. Hochgestellte Männer, eine ganze Anzahl Universitätsprofessoren, der Präsident der Universität, gingen, so sah es der Verfasser am letzten Neujahrstage in Kioto, in einen der großen Shintotempel, um sich Amulette zu holen. Tausende drängten zu dem Heiligtum, darunter viele europäisch fein gekleidete Herren; ein wahrer Regen von Geld wurde auf den Altarvorplatz geworfen, wo das Geld *in hohen Haufen* lag. So war es bei jedem vom Verfasser besuchten Tempelfest. Selbst alltags sind dauernd Scharen von Betern, von Pilgern zu sehen, die mit Ernst und Andacht die Götter anrufen. Ohne religiöses Verlangen macht sich niemand die Mühe weiter Wallfahrten. Wenn man als Vertreter des Christentums dies starke, lebendige religiöse Treiben sieht, so wird man fast verzagt, wenn man an die kirchliche und religiöse Gleichgültigkeit vieler Christen denkt, und es kommt einem fast vermessen vor, das Christentum hier zum Siege führen zu wollen. Doch diese Stimmung weicht, wenn man eines sieht und ein anderes erwägt.

Man sieht nämlich, daß dieser religiöse Eifer nicht hindert, daß die größte sittliche Lauheit im Volke herrscht, ja, an das Heiligtum dieses Kultus drängt. Dicht neben den Tempeln stehen die riesigen Freudenhäuser, deren Besuch von diesen Betern nicht einmal als schandbar empfunden wird. Und der Kult der Phallussteine ist ein Teil dieser Religion. Auch spielt der Sake, der Reiswein, bei den Festen eine nur zu große Rolle.

Dazu erwägt man folgendes: Jede Religion wird dann leicht ein Volk umfassen, wenn sie allen Volksneigungen Rechnung tragend, sich darauf beschränkt, das Leben in allen seinen Erlebnissen mit religiöser Weihe zu verklären, ohne daß die Erziehung und die Heraushebung der Menschen aus der Sphäre von Naturwesen auf die Höhe geistig-sittlicher Veredelung als das oberste Ziel aller Wirkung der Religion auf das Volk verfolgt und ernst erstrebt wird. Auch das Christentum gibt religiöse Weihe, es gibt auch Verheißungen, aber es sind stets *sittlich bedingte* Verheißungen; und seine Aufgabe wird stets sein die Herauslösung der Menschen aus der Gebundenheit in arge Triebe und Leidenschaften und die Befreiung der besten Kräfte in uns. Es kommt eben sofort mit schweren Aufgaben. So wird es vielen unbequem. Sie wenden sich ab. Die Scheidung erfolgt, so freundlich man das Evangelium bieten mag. Sie wird erfolgen, auch wenn das Christentum auf dem neuen Boden alle die Fehler meidet, die die christlichen Kirchen des Abendlandes in der Darbietung des Evangeliums gemacht haben und noch machen.

In Japan ist die Beliebtheit einer so niedrigen Religion noch aus einem andern Grunde erklärlich. Das japanische Volk hat ohne Frage Kultur, alte Kultur. Aber es hat sich bei ihm das gerächt, daß diese alte Kultur nicht erarbeitet, sondern übernommen worden ist. Es finden sich Reste von Sitten und Anschauungen, die aus der Zeit, da es noch ein kulturarmes Natur-

volk war, geblieben sind. Dahin gehört z. B. das Fehlen des Schamgefühls gegenüber der Nacktheit des andern Geschlechts, sowie das Fehlen der Anschauung, daß die Prostitution etwas die Frauen Entehrendes ist. Fern von aller Prüderie kann man doch nicht umhin, zu sagen, daß es befremdet, daß nicht einmal der Buddhismus hierin Wandel geschaffen hat. Bis heute besteht in der japanischen Sprache kein Wort für Keuschheit der Männer, besteht vor dem Gesetz die volle Ungebundenheit auch der verheirateten Männer. Erst der christliche Einfluß fängt an, hier einen Wandel zu schaffen.

Zu diesen aus dem Naturleben Alt-Japans stammenden Ueberbleibseln gehört eben auch der Shintoismus.

Daß der Buddhismus hier nicht reformierend gewirkt hat, ist deshalb verwunderlich, weil er in Japan sich auch einer außerordentlichen Beliebtheit erfreut und weil er hier eine ihn dem Christentum nahe bringende Umwandlung erfahren hat. Im Buddhismus sucht das religiöse Verlangen der Japaner Befriedigung, das durch den Shintoismus keine Erfüllung erlangen kann, er bietet eine wertvolle Ergänzung zu der Volksreligion, insofern, als er eine wirkliche geistige Weltanschauung gibt, als er die Frage des ewigen Lebens auf seine Weise tief löst, für die Toten sorgt und hohe sittliche Ideale gibt.

Als bekannt darf hier vorausgesetzt werden, daß der japanische Buddhismus eine ganz eigenartige Ausprägung darstellt nicht nur durch den Glauben an den Buddha Amida, sondern vor allem durch reformierte Sekten, die, auf diesen Glauben gestützt, alles an Götzendienst Erinnernde entfernt und ihn auf eine rein geistige Höhe erhoben haben.*) Auch hier handelt es sich nicht um Neuschöpfungen des japanischen Geistes, aber es bleibt Japans Verdienst, daß auf seinem Boden sich diese Bildungen wirklich tief durchgebildet haben und zu Einfluß auf das Volksleben gelangt sind. Das zeigt, daß in diesem Volk ein tief religiöser Geist herrscht, der hier den ernstesten Fragen der Religion gründliche Beachtung geschenkt hat. Selbst wenn die Hypothese sich als richtig erweisen sollte, daß diese Form des Buddhismus sich durch christlichen Einfluß gebildet hat, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Japan diesen Buddhismus mit Verlangen aufgenommen hat und pflegt: das wäre dann erst recht ein Beweis für seine tiefe religiöse Anlage. Die jetzige Blüte des japanischen Buddhismus freilich ist die Frucht der Neubelebung, die diese Religion im Kampf der Konkurrenz mit dem Christentum erfahren und mit Energie durchgeführt hat. Aber man kann in 50 Jahren keine Religion auf eine solche Höhe heben und ihr, der die Staatsgewalt fehlt, zu solcher Beliebtheit verhelfen, wenn nicht im Volke eine Resonanz da ist. Wie stark diese ist, geht aus dem ungeheuren Zustrom von

*) cf. über den japanischen Buddhismus:
Haas, Die Sekten des japanischen Buddhismus, Heidelberg 1905.
Haas, Japans Zukunftsreligion, Berlin 1907.
Haas, Amida Buddha unsere Zuflucht, Leipzig 1910.

Betern hervor, den auch die buddhistischen Tempel haben und aus den staunenswerten Geldopfern, die sie für ihre Religion bringen.

Wie tief dies religiöse Verlangen geht, und wie nahe dieser Buddhismus dem Wesen wahrer Religion ist, geht daraus hervor, daß im Mittelpunkt der Verkündigung und des Interesses die Frage nach der Gewißheit des ewigen Heils steht, das hier die Oede des Nirwana abstreift und das Bild einer Seligkeit der ewig erhaltenen Persönlichkeit annimmt. Diese Gewißheit erlangt man durch das Vertrauen auf das Gelübde des Buddha Amida, dessen unendlicher sündentilgender Wert durch die heiligen Schriften garantiert wird, des Gelübdes, er wolle nicht eher in die Seligkeit eingehen, als bis alle Menschen gerettet seien. Die Gewißheit wird gestärkt durch das Anrufen seines Namens und die als Glaubensfrucht gedachten Taten sittlich reinen Lebens. Die Predigt in den buddhistischen Tempeln, die mit Ernst und Eifer gehandhabt wird, hat eine beachtenswerte sittlich-religiöse Wärme und Höhe. Man muß auch zugestehen, daß viel geschieht, um die Bildung der Priester zu heben, die in vorzüglichen Seminaren ausgebildet werden und von denen mancher in Europa gründlichen Studien obgelegen hat.

Mit den vorhandenen, freiwillig gespendeten ungeheuren Geldmitteln, die dem Buddhismus, dem bei der europäischen Reform vor 50 Jahren alles Besitztum durch den Staat entrissen wurde, schon wieder große Reichtümer verschafft haben, stattet man die ungezählten großen Tempel würdig und imposant aus. Alle japanischen Tempel machen einen würdigen Eindruck, sie sind peinlich sauber, die Priester ernst und würdevoll; sie treiben humane und soziale große Werke, sie haben vortreffliche, lebendige Laien-Organisationen für Frauen und Männer, Jugendvereine und Kinderlehre, kurz, man empfängt einen tiefen Eindruck von der imponierenden geschlossenen Größe und Macht dieser buddhistischen Kirchen, die das ganze Volksleben umspannen und im Volksleben tief gegründet und sehr beliebt sind.

Wenn dieser mächtige Buddhismus auf das engere sittliche Gebiet bisher nicht reformierend gewirkt hat, so liegt das daran, daß auch ihm die Frau ein minderwertiges Geschöpf ist, und daß er aus seinen Ideen keine Kraft zu schöpfen vermag, um die im alten Volkswesen gewurzelten und durch die konfuzianische Moral, der noch heute auch in Japan Geltung zukommt, gestärkten Anschauungen zu überwinden. Ein besonderes Hindernis bietet für ihn gerade in dieser Hinsicht die Ansicht von einer niederen und höheren Moral, für die Laien und die Mönche.

Shintoismus und Buddhismus, sich nach den ostasiatischen Ansichten und ihren Ideen nicht ausschließend, sondern ergänzend, kennzeichnen die religiöse Lage Japans. Es ist ein merkwürdiges Nebeneinander einer tiefstehenden Naturreligion und einer die tiefsten religiösen Fragen bewegenden geistig-sittlichen Religion. Sie sind beide nicht nur nebeneinander in demselben Volke vorhanden, sondern dieselben Menschen verehren beide Religionen.

Dies Nebeneinander ist für Japan die größte Schwäche seiner religiösen Lage, so daß der sittliche Einfluß des Buddhismus sich nicht entwickeln kann, daß das Volk zwischen dem Erlösungsverlangen und dem Sinnengenuß hin und herwankt, und daß beides sanktioniert ist durch Religion. Da wird das Erlösungsverlangen zur unfruchtbaren Stimmung und Spintisirerei, beides gestärkt durch die im Charakter der Japaner liegende Sentimentalität, und der Sinnengenuß erscheint als höchstes, schrankenlos zu genießendes Gut, dem gegenüber die sittlichen Werte zurücktreten. Diese Zerspaltenheit nimmt dem Volk die Kraft ureigenster, geistiger Schöpfertat und läßt es so gefährdet werden durch die Stürme der neuen Zeit.

Doch trotz allem Tadelnswerten bleibt die Tatsache: es ist ein reiches, religiöses Leben in diesem Volk, das freilich gerade an den trotz desselben herrschenden traurigen sittlichen Zuständen gemessen, seine Mangelhaftigkeit zeigt, aber, an sich gewertet, höchst verheißungsvoll ist für die Zukunft. Wie empfänglich das Gemüt der Japaner für Religion ist, zeigt sich an der Neubildung der jüngsten Religion der Tenrikyokwai, die, noch nicht 50 Jahre alt, schon 7 Millionen Anhänger zählt. Gutes ist von dieser aus christlichen Klängen und shintoischen Naturreligion-Bestandteilen sich zusammensetzenden mystisch gefärbten Religion nicht zu hoffen, da sie von der Höhe des Christentums, an ihren Ideen und an ihrer Praxis gemessen, weit entfernt ist.*)

Alles dies zeigt, daß in Japan ein Boden ist für die Arbeit des Christentums, wie er schwieriger und aussichtsreicher zugleich nicht gedacht werden kann.

Nach diesem Ueberblick über die religiöse Lage in China und Japan kann nunmehr von der Arbeit des Christentums in Ostasien die Rede sein, von ihren Prinzipien, ihrer Praxis, wie sie die vorhandenen Werke zeigen, und von ihren Erfolgen und Aussichten. (Fortsetzung folgt).

Groß ist die Diana der Epheser.

Von Pastor Konrad Schmidt-Gleiwitz.

3. Kapitel. (Fortsetzung.)

e. Vor allem aber ist in diese Gruppe von Symbolen der Baum einzureihen. Aufrecht stehend, voll Lebenssaft und Frucht erzeugend, gleicht er dem ithyphallus, sonderlich in Verbindung mit der Quelle. Sinnbild des Kosmos wird er seinerseits durch Dreiteilung: Wurzel, Stamm, Krone = Unterwelt, Erdoberfläche, Oberwelt. — Wer sich in Kürze über die phallische Bedeutung des Baums belehren will, lese Gruppe pg. 785 ff. nach. Weiter führen ihn dann Werke, wie das auf seinem Gebiet noch immer klassische Buch von Böttticher „über den

* cf. Haas, in Z. M. R. 1910, S. 129ff.

Baumkultus bei den Griechen und Römern", und, was Vorderasien anbetrifft, Torge „Aschera u. Astarte." Für mich wurde es von großer Bedeutung, als ich beim Studium dieser Werke entdeckte, wie die Gelehrten der Septuaginta dazu kamen, das ihnen so anstößige אשרה durch ἄλσ-ος zu ersetzen, das nun in der Vulgata als lucus und bei Luther als „Hain" erscheint. Es ist ja sicher; schon in der Ilias, wenn auch in verhältnismäßig spät verfaßtem Teil, II 506, erscheint das Wort als Bezeichnung des „Heiligtums" überhaupt; das Beiwort ἀγλαόν läßt hier gar keinen Zweifel. In demselben Sinne wird es denn auch von den Tragikern gebraucht. Aber das ist ja eben das Verwunderliche, daß dasselbe Wort den „Hain" und das „Heiligtum" benennt, ein Umstand, der schon Strabo zu der Bemerkung veranlaßte IX, 2 cp. 412: οἱ ποιηταὶ κοσμοῦσιν, ἄλση καλοῦντες ,κ'ἂν ᾖ ψιλά. (Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir in ψιλ-ός, das — cf. Prellwitz — dem Indogermanisten so manche Schwierigkeiten bereitet, nichts zu sehen haben als ein durch Anhängung einer griechischen Endung gräzisiertes פציל, psil, d. i. „abgeschält". Das Abgeschälte ist kahl. — Nichts ist interessanter als die Herkunft der [cf. cp. 1. Vorrede ψό] mit ξ und ψ beginnenden Worte). Das griechische τέμενος = „Abteil", „umfriedigtes Besitztum" konnte wohl zur Bezeichnung für die heilige Umfriedigung, das „Tempelgrundstück", herausspezialisiert werden; aber ἄλσος „Hain"? — Hier darf ich nun darauf aufmerksam machen, daß dem bekannten אָשֵׁר, wovon Ascher-a abgeleitet ist, das ebenso bekannte עלם, alas, in der Bedeutung „glücklich sein" völlig entspricht. ἄλσ-ος, als ein durch Anhängung einer griechischen Bildungssilbe aus diesem Verbum entstandenes Hauptwort, dürfte als „Heiligtum" denn auch tatsächlich nichts Anderes bedeuten als Aschera, nämlich den phallus, als Sinnbild des Lebens, der Kraft, des Genusses, das palladium, die Fortuna (cf. vorhin). Ein phallus stand ja ursprünglich neben jedem Altar, sogar in Jerusalem, und die Verwendung des Worts ἄλσ-ος für „Altar" und „Tempel" wird damit verständlich.*)

Sollte nun nicht den Gelehrten der Septuaginta, die doch so manches wußten, auch der Gleichsinn von אשר und αλσ = עלם bekannt gewesen und dadurch die von ihnen gewählte Uebersetzung an die Hand gegeben worden sein? Dieser Gedanke war's, der mich zuerst veranlaßte, ähnlichen Wortspielen auf verwandtem Gebiete nachzuforschen. Mit welchem Erfolge, das mögen wenigstens einige Beispiele belegen.

*) Wir haben also im ἄλσ-ος = „Hain" und ἄλσ-ος = „Heiligtum" wahrscheinlich zwei ganz verschiedene Worte vor uns; ἄλσ-ος „Hain" bringt man gewöhnlich mit ἀλδαίνω, bezw. ἀλδ-αίνομα = „wachsen" in Beziehung.

So fragt, um zunächst eine unzweifelhaft semitische Legende heranzuziehen, Gunkel in seinem Kommentar zur Genesis (pg. 18) noch, warum die heilige Sage die gefallenen Stammeltern des Menschengeschlechts sich gerade mit Feigenblättern bedecken läßt, „vielleicht wegen der Form des Blattes"? Und doch ist das obszöne Wortspiel תְּאֵנָה „Feige" und תַּאֲוָה „Brunst", auf das übrigens auch Gruppe pg. 786 schon hinweist, gar nicht zu verkennen. Das Feigenblatt verhüllt bekanntlich niemals etwas.*)

Ganz ähnlich lichtet sich denn auch Kleinasiens berühmteste Baumlegende, welche erzählt, daß der phallus, welchen die Götter der mannweiblichen Göttermutter raubten, sich in ein Mandelbäumchen verwandelte, sobald man bedenkt, daß aus ἀμυγδαλῆ dem „griechischen" Namen der Mandel, sobald man das Wort nur als semitischen Ursprungs versteht, die אמגדלה, die große Mutter, herausschaut; eine Tatsache, auf die schon Movers aufmerksam machte. — Ja, wir können noch weiter gehen. Denn חמו (cf. im Hebräischen חמו-אל) bedeutet entweder „Bindung" (Fürst) oder „Glut, Röte" (Gesenius, Ausg. Mühlau und Volck); גדל aber entweder „groß sein", oder — cf. das Aramäische — „binden", sodaß wir in ἀμυγδαλ-ῆ also entweder die „große Röte", den blühenden Mandelbaum, — oder den „heißen Binder", den phallus im Zeugungsakt, vor uns haben. Ich glaube damit allerdings auch den Ursprung des seltsamen und sicherlich nicht griechischen Namens (trotz Lewy, semit. Fremdwörter) gefunden zu haben. (Auch שִׁקְמָה der hebräische Name des Baums, scheint doch auf den „Spalter", also den phallus, hinzuweisen, da שקד nach seiner Grundbedeutung doch wohl so viel wie „spalten" besagt).

Aber auch die Sage des eigentlichen Hellas dichtet genau nach demselben Rezept. So erzählte man im lakonischen Boiai (Pausanias III, 22, 12), daß die Väter der Stadt durch einen Hasen dorthin geführt worden seien, der sich dann in eine Myrte verwandelt habe. Auch hier liegt der Schlüssel zum Rätsel der Sage schließlich in einem einzigen Wort, הדס, das sowohl „springen", — man denke an den Hasen, — wie „Myrte" bedeutet, ja, da ihm auch die Bedeutung

*) Es lohnt sich, diesen Spuren auch im A. T. nachzugehen. So kann, um wenigstens noch ein Beispiel zu nennen, Gunkel a. a. O. bezüglich der Erschaffung des Weibes weiter fragen: „warum nimmt Gott gerade eine Rippe?" Die Antwort liegt auch hier nahe genug, weil die Buchstaben צלע ebenso den „Fall, das Verderben" (cf. Jerem. 20, 10), wie die Rippe bezeichnen. Das Weib war ja des Mannes Verderben; cf. 1. Tim. 2, 14 f. — Giebt es doch nach Weber, Altsynag. Theologie, sogar eine altisrael. Ueberlieferung (Beresch. rabba. cp. 17), nach welcher „Satan" und das „Weib" zugleich erschaffen wurden.

„antreiben" (cf. d. Arab.) eigen ist, auch den Bezug auf die Führung der Kolonie ermöglicht.

Und warum ward gerade das Bild der Artemis von den Bewohnern des arkadischen Orchomenos in einer großen κέδρ-ος aufgestellt, wie Pausanias VIII, 13, 2 erzählt? Man übersehe doch nicht, daß Artemis die Erdgottheit ist und darum von den mit den Arkadern nach ihrer Stammsage verwandten Ephesinern auch mit schwarzem Angesicht dargestellt wurde.*) Dem κεδρ aber entspricht völlig קדר „schwarz sein"; und die schwarze Göttin, Κεδρ-εᾶτις genannt, gehört schon deshalb in den nach seinem Dunkel benannten Ceder-Wachholderbaum.

Schließlich noch eins. Kary-ai ist ein Ortsname, der sowohl Arkadien wie Lakonien eigen ist (cf. Pausan. VIII, 13, 6 — III, 10, 7). Er dürfte, wenn nicht von קרע „abschneiden" (Karya dann = „abgeschnitten", d. i. „steil" = αἰγιλιψ), von כרה „graben" „spalten" abzuleiten sein, nach den „Höhlen", die der Umgegend das ihr eigentümliche Gepräge geben. Pausanias erwähnt wenigstens VIII, 14, 1 ein bei Karyai belegenes Ὄρυξις, dessen Name (ὀρύσσω = „graben"; ὄρυξις = „Grube") als eine direkte Uebersetzung von Karyai unserem Verständnis dieser Ortsbezeichnung Halt und Stütze verleiht. — Nun wurde in dem lakonischen Karyai erzählt, daß dort die Jungfrauen der Artemis, die selber Karyatides hießen, beim Tanz in Wallnußbäume verwandelt worden seien, die im Griechischen ja auch καρύαι heißen. Das Wortspiel, das hier mit καρυα getrieben wird, liegt auf der Hand. Man beachte aber wohl, daß es sich lediglich aus dem Semitischen verstehen läßt; denn קָרְיָא, karya, ist, weil = „gespalten", 1) = „Jungfrau, Weib", cf. נְקֵבָה; eine Bezeichnung des weiblichen Geschlechts, wie wir deren schon mehrere fanden; aber 2) auch eine sehr anschauliche und treffende Bezeichnung für die „gespaltene" Wallnuß.

Wenn ich nun glaube, durch diese Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, verdeutlicht zu haben, wie oft auch die griechischen Baumsagen allein aus dem Semitischen begreiflich werden, so wird man auch die Vermutung nicht mehr als haltlosen Einfall bezeichnen können, daß die Verwendung der Bäume im hellenischen Kultus als phalli sich mehr oder weniger aus der Möglichkeit versteht, ihre Namen

*) Man denke auch an die *Μέλαινα*, d. i. „die Schwarze", genannte Demeter. Nach Pausanias VIII, 15, 3 hieß sie in Arkadien *Κιδαρία*. Hier liegt doch einfach eine Uebersetzung vor; denn *Κιδαρ* ist genau = קדר „schwarz sein". — Im übrigen wußten die Griechen selbst, daß Demeter und Artemis im Grunde dieselben Gottheiten seien (cf. Gruppe 1172); wie denn auch *Κιδαρ-ία* und *Κεδρ-εᾶτις* dasselbe bezeichnen dürften.

auf das männliche Glied zu deuten. In der Tat findet auch sie in zahlreichen Fällen überraschende Bestätigung. So erscheint in dem Namen des am Baume selbst zuerst in Frage kommenden Stammes, *στέλεχ-ος*, sofort der „Spalter" wieder, sobald man, צ = *σ*ι gleichstellend (cf. *Βόσπρα* = בָּצְרָה), die Worte *στέλεχ-ος* und צלח, dieses = „spalten", sich gegenüberstellt.*) Ferner ziehe ich hierher u. a.

Die Ulme = *πτελέα*. Unter ihr richteten die Amazonen bei Ephesos (cf. Murr, die Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie) das erste „Standbild" der Artemis, also doch wohl einen phallus, auf. Dem *πτελ* — entspricht völlig פהל = „binden" „zusammenbringen." (cf. Hesych: *πτελ-εόν* = *συλλέγεσθαι*; man erinnere sich an unsere frühere Deutung von *πτόλις*!) phallus = „Binder".

Die Zypresse: *κυπάρ-ισσ-ος*, übrigens ein allgemein als ursprünglich semitisch anerkannter Name. Dem *κυπαρ* entspricht aber noch besser als גפר das in der Bedeutung „binden" wohl belegte כָּפַר (cf. כָּפָר „Dorf" als Zusammenbindung von Wohnungen; כֹּפֶר = *κύπρ-ος* = „Doldenblüte"). phallus = „Binder". (*ισσ-ος* = עץ [צ = *σσ*; cf. בוץ = *βυσσ-ός*] = „Baum". Das Ganze = Bindebaum?).

Die Zitrone, *κίτρ-ιον*. = כָּתַר „binden"; phallus = „Binder". (Sie gilt später als Mittel gegen tödliche Gifte. Demgegenüber steht der phall-us als Inbegriff und Träger des Lebens).

Der Erdbeerbaum, unter dem in Tanagra der ursprünglich lediglich als phallus dargestellte Hermes erzogen sein soll, heißt *ἀνδράχλ-η*. Aber *ανδ* ist = ענד „binden" und *ραχλ* = רחל „zärtlich sein, lieben" (cf. רחם); das Ganze = „Liebesband".

Vor allem aber gehört hierher die Eiche. Ihr eigentlicher Name ist sicher nicht *δρῦς*, das ursprünglich wohl nur soviel besagt, wie „Gehölz", und sogar die Fichte bezeichnen kann (*πλειρα δρῦς*; Soph. Trach. 763). Ich möchte vielmehr annehmen, da eine Hamadryade Balanos wirklich bekannt ist, daß dieser Name, der sonst freilich nur

---

*) Tatsächlich läßt sich *στέλεχος* leichter aus צלח verstehen als aus dem zu *στέλεος*, *στήλη*, *στῦλος* angenommenen Sprachstamme, zumal es auch eigentlich den Baumstumpf, also das „abgespaltene" Ende des Stamms bezeichnet. — — *ὄζ-ος*, der Ast, gibt mir nach anderer Richtung hin Gelegenheit, semitischen Einfluß auf die griechische Sprache nachzuweisen. — *ὄζος Ἄρηος* ist bekanntlich homerische Heldenbezeichnung. Anerkanntermaßen kann *ὄζ-ος* hier nicht etwa „Sproß" (= Zweig) bedeuten. Man erklärt es vielmehr aus dem hesychianischen *ὀζ-εία* = „Kultus", *θεραπεία*. Aber dieses *ὀζ-εία* selbst? Ich darf nun darauf hinweisen, daß die Tempelgeräte auch כְּלֵי עֹז heißen, עֹז = *ὀζ* also auch den „Tempeldienst" bedeutet. — Dieses selbe עֹז bezeichnet sonst aber auch die „Kraft" und *ὄζ-ος Ἄρ-ηος* dürfte nichts besagen als die „Kraft des Ares" (cf. Kaiser Rudolfs heilige „Macht.")

die Eichel, diese auffällige Frucht des Baums, bezeichnet, ursprünglich auch dem ganzen Baume gegolten hat. Sei es, wie es sei. Daß die Frucht an den phallus erinnert, weiß aber jeder; auch wir Deutschen reden ja von der „Eichel" des männlichen Gliedes. Und wie nun, wenn βαλ-αν-ος = עָן + בָּל (bal-an) verstanden, wirklich „zeugend" (auch „mischend", cf. μίσγεσθαι) und „fließend" bedeutet?*) Eine treffendere Bezeichnung der „Eichel" als Geschlechtsglied ist gar nicht denkbar. Auch ἄσκρ-α (cf. Hesych) = „Eiche" erklärt sich übrigens als Substantivbildung von זָכַר „stechen" (mit dem Bildungsvorschlag א, α; זכר bekanntlich auch = „Mann"), genau so wie ἄσπρ-ος = ὀρῦς ἄκαρπος (Hesych) als solche von ספר = „stechen" „ritzen"; beide Worte Bezeichnungen des phallus als „Stecher" oder „Spalter".

Ich muß es hier bei dieser Auswahl bewenden lassen. Sie dürfte genügen zum Beweise dafür, daß die Auffassung der Alten für den Baum als phallus sich auch in den Namen der Bäume noch wiederspiegelt. Und halten wir nun hier einmal inne. Berg und Baum,**) Pyramide und Götterpfahl, sie alle also eins, — phalli! Jene die aus der Natur selbst heraus erschauten, diese die von Menschenhand absichtsvoll nachgebildeten und von seiner fortschreitenden Kunst immer weiter und weiter bis zur vollendeten Menschlichkeit ausgestalteten Symbole der zeugenden Kraft, der Gottheit! Wird nicht beim Durchdenken dieser einfachen Tatsache, daß das unmittelbar Erschaute vom Menschen künstlich nachgebildet wird, uns ein Gesetz deutlich, das sich in der nachfolgenden Entwicklung immer weiter durchsetzte? Der Mensch, selbst geistleiblich gebildet, kann nicht anders; er fühlt sich durch seine innerste Natur gezwungen, das innerlich Erschaute sich auch äußerlich, gegenständlich zu vergegenwärtigen. Aber das so erschaffene Symbol verkörpert nicht nur Vorstellungen,

*) Ich lasse dahingestellt, ob βάλαν-ος und lat. glans, wie Prellwitz tut, sprachlich gleichgestellt werden können. — Umso ernster mache ich aber darauf aufmerksam, daß βαλαν-εύς der „Bader" bedeutet, was sicher nicht daher zu erklären ist, daß die „Bäder" wie „Eicheln" geformt gewesen seien, wie früher Benseler behauptete. Vielmehr ist בָּל bal, auch = „mischend", und עָן an, = „fließend". Der Bader aber „mischt" das „Fließende", nämlich warmes und kaltes Wasser. — Daß die ὀρῦς als phallus galt, geht aus vielen Stellen hervor; die bekannteste ist Il. 22, 126. Diese aber gewinnt noch besondere Klarheit, wenn man das der ὀρῦς gegenüber gestellte πέτρα (cf. den vorigen Aufsatz) = פתר „Spalt" setzt: „Baum" und „Stein" = männl. und weibl. Geschlechtsglied. — Was uns Kindern der Gegenwart „Storchschnabel" (phallus) und „Brunnen" sind, das waren für die Alten „Baum" und „Stein", Feigenblätter nämlich.

**) Es bedarf wohl nur eines kurzen Hinweises darauf, wie völlig diese Erkenntnis mit der alten Ueberlieferung übereinstimmt, daß die Pelasger keine Götterbilder gekannt, sondern die Götter in Bäumen verehrt hätten.

sondern regt auch solche an. Stand dem Menschen, von ihm selbst gebildet, einmal der phallus als Sinnbild der zeugenden Kraft vor Augen, — der phallus allein zeugt doch nicht; er verlangt also förmlich nach einem weiblichen Gegenstück (cf. das Delta von Argos!) Dazu kommt, daß auch in den Bezeichnungen „Spalter" und „Binder" ein Moment liegt, das zu der Frage weiter treibt, wer denn gebunden oder gespalten wird. Sofort erschafft damit die Phantasie zum Manne das Weib, beide zusammen erst wirklich „die Gottheit", diese selbst eine „zweigespaltene Einheit". Stand nicht als solche ihr stets auch die Welt vor Augen, in Himmel und Erde zweigeteilt und doch eins, ein Bild, das sich die Gottheit selbst geschaffen, wenn es nicht die Gottheit selber war? Eins ist gewiß: stand nicht diese Idee der zweigeteilten Einheit von Anfang an hinter dem phallus, so mußte sie aus ihm geboren werden.

Merkwürdiger ist nun sicher nichts als die Tatsache, daß dasselbe Aegypten, aus welchem nach Herodot II das Phallus-Symbol nach Griechenland gekommen sein soll, nach allem, was wir jetzt wissen, zuerst auch den Gedanken gezeitigt hat, daß die Gottheit, Aton, wie Amenophis IV sie nannte, „Vater und Mutter" ist von allem, was sie schuf. Wir können heute nur zaghafte Vermutungen darüber anstellen, ob diese Gottesvorstellung nicht vielleicht aus Syrien stammte. Der Umstand, daß ein Psalm des Amenophis IV in einzelnen Stücken dem 104. Psalm so sprechend ähnlich sieht, gibt diesen Vermutungen zwar einigen Rückhalt. Aber sicher ist, daß wir jene Vorstellung genau so in dem gewiß auf uralten Ueberlieferungen fußenden Bericht des 1. Kapitels Mosis wiederfinden. Denn, wenn es dort heißt: Und Elohim (Mehrzahl!) sprach (Einzahl!): lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, und er schuf sie „ein Männlein und ein Fräulein" so ergibt sich, namentlich wenn man das wiederholte בְּצַלְמוֹ bedenkt, deutlich dies eine, daß der Mensch eben in seiner Zweigeschlechtigkeit das Abbild der Gottheit ist, die mit sich selber reden kann, also, obwohl Einheit, doch auch wieder Zweiheit ist. Und begegnen wir nicht derselben Vorstellung auch in Kleinasien? Denn kleinasiatisch ist jene Agdistis, die Göttermutter, von der Arnobius in seinem schon erwähnten Bericht erzählt, daß sie auch den phallus trug, Vater also und Mutter zugleich, eine Einheit, und ebendeshalb von den Göttern gefürchtet, die ihr, um sie dieser ihrer Macht zu entkleiden, den phallus rauben. Man könnte freilich einwenden, daß eben nach dieser Sage die Götter schon da waren, als der hermaphroditische Gott auftrat. Aber heißt dieser nicht selbst „Mutter der Götter"? Und hätte ein späteres, also auch verfeinertes,

Geschlecht den häßlichen Hermaphroditen erfinden können? Nein, dieser ist der ältere und ebendeshalb nie ausgestorben. Man lese bei Movers über hermaphroditische Kulte nach, oder bei Jeremias (das alte Testament im Lichte des alten Orient) über die Darstellungen der griechischen Götter in weiblicher Kleidung und mit weibischen Zügen. — Schließlich muß auch das griechische Drama eines Priesters, Aeschylos, uns den Beweis liefern, daß dem Eingeweihten dieser Sachverhalt ganz bekannt war. Denn wenn der gefesselte Prometheus (v. 909) seinem Feinde Zeus die Weissagung entgegenschleudert, daß seine Herrschaft durch einen γάμος, also durch den Zusammenschluß von Mann und Weib, ein Ende finden werde, so hat das doch nur einen Sinn, den nämlich, daß der Vater der Götter mit der Wiederkehr des Gottes ersterben werde, der Mann und Weib, Himmel und Erde zugleich ist. Und erstaunlicher ist nichts, als daß diese Weissagung sich in dem erfüllt hat, der das Kommen seines „Reichs der Himmel" auf die Erde so gern als — eine Hochzeit darstellte (Matth. XXI, 12).

Die Fortsetzung wird uns zeigen, daß die hier aufgewiesene älteste Gottesidee sich auch in den großen Namen des Olympos wiederspiegelt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Moderne chinesische Aerzte.

In Peking besteht eine von verschiedenen angelsächsischen Missionen gemeinsam betriebene Medizinschule, verbunden mit einem Krankenhaus. Das Institut ist einfach, aber sehr praktisch eingerichtet und besitzt alle denkbaren modernen medizinischen Apparate und Hilfsmittel. Diese Schule hat das Recht, vom Staat anerkannte ärztliche Diplome auszustellen. Die Anstalt bildet 90 Studenten der Medizin aus. Jetzt haben die ersten 16 jungen Chinesen ihr Examen bestanden und haben in Gegenwart des Ministers Na-Tung und des englischen Gesandten ihr Zeugnis erhalten. Dreizehn von ihnen haben bei der Pestgefahr mitgearbeitet in der Mandschurei und in Tschili. Zwei Studenten haben durch die Pest in Tientsin ihr Leben eingebüßt, als sie dort zur Hilfsleistung waren.

Es ist ein hocherfreuliches Werk, das hier getan wird. Möchten doch bald auch recht ansehnliche deutsche Anstalten ähnliche Erfolge haben. Wie groß die Aufgaben und Aussichten auf diesem Gebiet sind, und wie schmerzlich das Fehlen deutscher Arbeit in den deutschen Kreisen Ostasiens empfunden wird, zeigt der folgende Abschnitt aus der Kiautschou-Post. Es herrscht auch in unserer deutschen Presse den Dingen Ostasiens gegenüber eine bedauernswerte Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit. Es ist dies doch eine Aufgabe, die auf das Interesse weitester Kreise sollte Anspruch machen dürfen. Die Zeitung schreibt:

„Es ist die höchste Zeit, daß an der aufblühenden Hochschule in Tsingtau die noch fehlende medizinische Fakultät sobald als möglich eröffnet wird. Daneben aber gilt es für die deutsche Aerzteschaft in Tsingtau, ihre segensreiche Tätigkeit weiter auszubauen und zu verbreiten. Man hört soviel von dem wirtschaftlichen Aufschwung, den das engbegrenzte Kiautschougebiet unter deutscher Verwaltung genommen, von dem Vorbild, das die deutsche Arbeit der ganzen Provinz gebracht habe. Tsingtau wird als Kulturzentrum gerühmt, und Kulturapostel finden sich hier mehr als genug. Doch die medizinische Kulturarbeit steckt noch in den ersten Anfängen. Die viel versprechende Arbeit in Tsinanfu, die seit Jahren von einem Marinearzt getan worden ist, und der sich erst in neuester Zeit weitere deutsche Aerzte zugesellt haben, leidet daran, daß sie einen politischen Anstrich hat und bei irgend einem Stimmungswechsel aufgehoben werden kann. Einen wirklichen Einfluß auf das Medizinwesen der ganzen Provinz kann sie nicht erlangen, weil es an Chinesen fehlt, die in der deutschen ärztlichen Wissenschaft und Anschauung groß geworden sind. Die Gehilfen des deutschen Arztes in Tsinanfu waren bisher amerikanisch gebildete Heilgehilfen und „Aerzte." Es ist zu bedauern, daß die energische Organisationsarbeit, die hier in neuester Zeit unter dem Gouvernementsarzt eingesetzt hat, nicht schon längst das gesamte Pachtgebiet unter sanitäre Verwaltung genommen hat; manche Krankheiten, die in diesem Frühjahr aufgetreten sind, wie Pocken, Flecktyphus und andre, wären dann eher bekannt geworden und hätten unter sachverständiger Behandlung mehr eingeschränkt werden können.

Sieht man sich die sanitären Einrichtungen an, die für die chinesische Bevölkerung in Stadt und Land des deutschen Kiautschougebiets bestehen, so muß man sich wundern, daß zum größten Teil überhaupt nichts vorhanden ist, und wo man auf solche Einrichtungen hingewiesen wird, da sind sie in Zusammenhang gebracht mit dem Liebesdienst der Mission, die in Tsingtau wohl gut eingerichtet sein mögen, doch dem Bedürfnis des Schutzgebiets lange nicht entsprechen und im allgemeinen als mangelhaft angesehen werden müssen, zumal, wie das hier zeitweise der Fall gewesen sein soll, die Kranken von hochgebildeten Theologen behandelt worden sind.*) Die chinesischen Ortschaften stecken natürlich noch ganz in ihrem hygienischen Sumpf und Aberglauben; alte chinesische Quacksalber und Wahrsager, Krankheitsbeschwörer und lohnhungrige Priester bereiten dem Kranken die Heilmittel zum Leben oder Sterben. Wo die chinesische Bevölkerung dicht beisammen wohnt, in der Stadt und auf den Märkten, reiht sich eine chinesische Apotheke an die andre, in der man für teures Geld alle alten chinesischen Medizinen: geröstete Käfer, gestoßene Drachenbärte, Tigerzähne, Kräuter und namentlich alle Gifte der Welt, auch die stärksten und gefährlichsten, die kein deutscher Staatsbür-

*) Trifft unsere Arbeit nicht. D. Red.

ger ohne hinreichende Bürgschaft und ausdrückliche Genehmigung zum Verkauf auch nur im Haus haben darf, ganz leicht und ohne jedwede Kontrolle kaufen kann. Das chinesische Volk, dem die fremden Aerzte und die unbekannten Medikamente jetzt noch zu teuer sind, hält sich in der Not der Krankheit an die dunklen Quacksalber und gibt mehr aus für Medizin, als unter sachlicher Behandlung nötig wäre. In dieser Hinsicht herrscht unter der einheimischen Bevölkerung in Tsingtau und im deutschen Landgebiet ein größeres Dunkel im Verständnis für zweckmäßiges Heilverfahren, als in irgendeiner Küstenstadt Chinas."

Ende des Opiumhandels.

England und China haben am 8. Mai einen neuen Opium-Vertrag geschlossen. Es war früher verabredet gewesen, daß die Opium-Einfuhr im Jahre 1917 aufhören sollte. Jetzt ist beschlossen worden, daß der Import nach China schon früher eingestellt werden soll, wenn China den Nachweis führen kann, daß in China selbst kein Opium mehr produziert wird. In die Provinzen, die sich schon jetzt als von Opium-Produktion frei erweisen, darf kein Opium mehr eingeführt werden. Schon jetzt wird der Einfuhrzoll auf mehr als das Dreifache seines bisherigen Betrages erhöht.

Es ist sehr erfreulich, daß China diesem argen Volksübel so energisch zu Leibe geht. England hätte schon früher ein wenig christlicher in dieser Sache handeln können.

Lafcadio Hearn im Urteil der Nachwelt.

L. Hearn ist der Schriftsteller, der am meisten die bis vor kurzem allgemein herrschende einseitige Schwärmerei für die Japaner bestärkt hat. Seine Werke tragen den Zauber einer Poesie, deren Macht sich nicht leicht jemand entzieht. Dabei vergessen die Leser, daß es Poesie ist, was er schreibt und nehmen die Vorstellung mit, so sei das japanische Volk. Hearn hat in seinem Lebensabend die Schattenseiten des japanischen Charakters an sich selbst bitter genug erlebt. Man hat ihn, den Rapsoden der japanischen Tugend, mit schnödem Undank behandelt. Daher hat ihn zuletzt oft genug eine Stimmung der Enttäuschung beherrscht, die in merkwürdigem Kontrast steht zu seinen vielgelesenen Lobeshymnen.

Er war ein Dichter, der aus seiner Phantasie das hinzutat, was die Wirklichkeit an Schönheit vermissen ließ.

Man erzählt von ihm — er war ganz außerordentlich kurzsichtig — er habe in Amerika als Literat von einer Zeitung den Auftrag bekommen, über das Stadtbild, wie es von der Spitze des höchsten Turmes sich darstellte, einen Artikel zu schreiben. Hearn sei, da es für ihn zwecklos war, überhaupt nicht auf den Turm hinaufgestiegen, habe aber eine so glänzende Schilderung gegeben, daß dieser Artikel seinen literarischen Ruf mit begründet habe.

Das Urteil über den Wert seiner Bücher, die man unmöglich als Darstellungen der Wirklichkeit werten kann, beginnt sich zu klären.

Es ist interessant, wie Professor Wäntig in Tokio, ein deutscher Japanforscher, sein Urteil über ihn zusammenfaßt:

„Ueberblicke ich mein eigenes Verhältnis zu Hearn, so kann ich darin drei Entwicklungsstufen unterscheiden. Zuerst begeisterte ich mich für ihn; so stark wirkte damals seine dichterische Persönlichkeit auf mich ein. Als ich dann in Japan meine eigenen Eindrücke mit seinen Schilderungen verglich, wurde ich arg ernüchtert. Aber gerade auf Grund eingehender Studien habe ich ihn später von neuem auf besondre Weise schätzen gelernt. Gewiß war Hearn kein großer Denker. Dazu fehlte ihm vor allem die plastische Gestaltungskraft im wissenschaftlichen Sinne. Und selbst wenn man sich mit der Aphoristik seines Denkens und seiner Darstellungsweise abfinden wollte, dürften seine Aeußerungen doch nicht unbesehen hingenommen werden. Denn sie geben Erlebtes und Geschautes nicht getreu, sondern gebrochen wieder; gebrochen durch das komplizierte Medium seiner eigenartigen Persönlichkeit, die mit ihrer angeborenen Vorliebe für das Grausige und Geheimnisvolle und ihrer erworbenen Abneigung gegen die westliche Zivilisation überall hindurchleuchtet.

Trotzdem will Lafcadio Hearn nicht nur als Künstler, sondern auch als Denker gewürdigt werden. Ausgerüstet mit einem unvergleichlich feinen Einfühlungsvermögen, hat er, trotz aller äußern Hindernisse, wie keiner zuvor, die Regungen der japanischen Volksseele belauscht und, von Sympathie geleitet, ihr Bestes herausgeholt, das heute durch die Strömungen des modernen Lebens vielfach verdeckt, später, wenn diese Uebergangsperiode dahingegangen ist, wieder zu Tage treten wird. Gerade in diesem ihrem Idealismus aber liegt der kulturpolitische Wert der Bücher Hearns, weil sie uns die Japaner mit all ihren Schwächen lieben lehren, die Japaner, jenes heroische Volk, das in einem Kampf auf Leben und Tod seine Kultur davor bewahrte, von der europäischen Flut hinweggespült zu werden, und sie damit auch für uns erhalten hat." (Kiautschou-Post.)

Japans Religionslosigkeit.

Der Minister des Innern, Baron Oura, hat auf einer Konferenz sämtlicher Provinz-Gouverneure diese Herren gemahnt, sie sollten nicht die Verbreitung von Ideen dulden, die die patriotischen Ideale zu vernichten drohten und *sollten eine eifrigere Verehrung der Tempel und Götterschreine fördern*. Dem Ausland gegenüber aber wird stets betont, die japanische Regierung verhalte sich in religiösen Dingen völlig neutral. Und in Deutschland glaubt man das und rühmt Japan als modern. In Wirklichkeit pflegt die Regierung das öde Heidentum des Shintoismus.

Neue Missionsprobleme in Afrika.

Wie aus der Arbeit der äußern Mission auch draußen auf dem Missionsfelde die Tätigkeit der inneren Mission herauswächst,

dafür bietet jetzt Südafrika ein interessantes Beispiel. Nach den Mitteilungen der Berliner Missionsgesellschaft nimmt dort die Landflucht immer größere Dimensionen an, die alten Stammesverbände lösen sich auf, und zu Tausenden strömen die Eingeborenen aus dem Hinterlande nach den Gold- und Diamantenminen, vor allem nach Johannesburg. Infolgedessen mehren sich die Stimmen, die energisch fordern, daß überall die Mission den Schwerpunkt ihrer Arbeit in die Städte verlege. Jedenfalls bedürfen die Tausende, die aus den verschiedensten Volksstämmen und Missionsgebieten z. B. in Johannesburg zusammenströmen, der planmäßigen Pflege. Die Berliner Mission hat nun kürzlich zu diesem Zwecke eine beachtenswerte Einrichtung getroffen. Beim Abschied aus der Heimat soll künftig dem farbigen Christen eine Art Kirchenpaß gegeben werden, den er dem im Johannesburger Bezirk wohnenden Missionar vorzeigt. Der letztere erhält auch noch unmittelbar von dem Heimatmissionar ein Duplikat, so daß er über die zuziehenden Farbigen besser orientiert ist als bisher. Auch sollen jetzt, um die wichtige Missionsarbeit in den Goldminen in Witwatersrand um Johannesburg erfolgreicher betreiben zu können, einige Helfer für diese Arbeit besonders geschult und vier oder fünf Predigtstätten geschaffen werden.

Frucht der Edinburger Konferenz.

Das von der Edinburger Weltmissionskonferenz eingesetzte Continuation Committee (man könnte es etwa „Weltmissionskomitee" nennen) hat vom 16.—20. Mai in Bishop Auckland bei Durham in England seine erste Tagung gehalten. Von den 35 Mitgliedern waren nicht weniger als 28 zugegen, alle zehn Vertreter der kontinentalen Länder, ebenso vollzählig die zehn Vertreter der Vereinigten Staaten und Kanadas und acht von den zehn Vertretern Großbritanniens, die andern beiden wurden durch Krankheit ferngehalten. Sonst waren nur die Vertreter der fernen Erdteile und Länder wie China, Japan, Afrika und Australien nicht gekommen. Die Sitzungen fanden statt in dem herrlichen, alten Bischofsschloß des hochangesehenen anglikanischen Bischofs von Durham. Das Komitee beschloß u. a. mit dem Anfange des nächsten Jahres eine internationale Missionszeitschrift erscheinen zu lassen; ihr Herausgeber wird der Sekretär des Komitees, der Schotte J. A. Oldham sein. Der Vorsitzende des Komitees und der Weltmissionskonferenz Dr. John R. Mott wird voraussichtlich in den nächsten Jahren mehrere größere Reisen nach Süd- und Ostasien unternehmen, um mit den Missionsfeldern und den dort sich bildenden Missionskirchen persönliche Verbindungen herzustellen. Das Komitee hat eine Anzahl neuer Kommissionen gewählt, eine für die Fragen der ärztlichen Mission, eine für die Angelegenheiten der werdenden Missionskirchen, eine für die immer brennender werdenden Fragen der Muhammedaner-Mission, end-

lich eine, um die mannigfaltigen Bestrebungen zu missionarischer Zusammenarbeit und kirchlichen Zusammenschluß im Auge zu behalten und zu studieren. Trotz aller kirchlichen und nationalen Verschiedenheiten, über die wiederholt eine rückhaltlose Aussprache stattfand, waren die Verhandlungen von einem erfreulichen und für ihre Erfolge viel verheißenden Geiste der Einmütigkeit getragen.

Literatur.

Die Kirche im Gericht ihrer Gegner, 4 Vorträge gehalten in Frankfurt a. M., Verlag von M. Diesterweg 1911, geh. 1.60 *M*, geb. 2.40 *M*.

Man pflegt für gewöhnlich zu sagen „Liebe macht blind"; aber diese 4 Vorträge beweisen doch das Gegenteil: „wahre Liebe macht sehend." Denn aus echter Liebe zur christlich-evangelischen Kirche sind diese 4 Verträge gehalten, die auf die landläufigsten Vorwürfe eingehen, die man der Kirche und den Kirchenmännern macht, wobei unter „Kirche" natürlich die sichtbare gemeint ist: die Gesamtheit der Pfarrer, Theologen, Synoden, Konsistorien. Drei Pfarrer aus Frankfurt (D. E. Förster, Prof. D. Bornemann und W. Veit) und ein Oberlehrer (H. Schuster) stellen sich als wahre Freunde und Anhänger der Kirche unter Anklage, denn schwer tragen sie unter der Last der Vorwürfe gegen die christliche Kirche, sie sei unwahrhaftig, unsozial, unnatürlich, irreligiös. Etwas Wahres, ja sehr viel Wahres ist an diesen Anklagen, denn vom Standpunkt der modernen Theologie muß man das zur Bildung eines gerechten Urteils zugeben. Und dennoch, wenn man das Buch aus der Hand legt, kann man getrost aufatmen in dem doppelten Gefühl: unsere Kirche ist eine innere Notwendigkeit und hat ein großes Erbe; sodann aber auch: es ist doch eine Lust, sich in dieser Kirche zu betätigen, wenn auch alle ihre Feinde geharnischt aufmarschieren: die autonome Ethik, die Naturwissenschaft, der historische Kritizismus, der Sozialismus, die Theorie der freien Liebe und der legitimen Polygamie, der Enthusiasmus der Sekten, der Methodismus, der Individualismus. Das Buch macht Liebe und Mut wach, für unsere Kirche fromm und frei zu arbeiten und zu wirken, und ist eine Medizin für Kirchen-Ueberdrüssige. Devaranne.

Eugen Artho, Et expecto . . . Roman eines Priesters. Ein Baustein in der Reformation des 20. Jahrhunderts. Verlag von H. Bachmann-Gruner zu Zürich. 3.50 *M* u. 4.50 *M*.

Wer sich über den Swedenborgianismus orientieren will, und zwar nicht aus gelehrten Werken, sondern in gefälliger Romanform, der nehme dies Buch zur Hand. Er wird auf 390 Seiten dem Schicksal eines jungen Franzosen folgen, der als überzeugter und begeisterter Priester der katholischen Kirche treue Dienste leistet, dann ganz von dem Hauptwerk Swedenborgs über die wahre Religion ergriffen wird, durch den Einfluß seiner Mutter, durch den eines Erzbischofs und eines freireligiösen Fabrikbesitzers seines Ortes, in der neuen Lehre bestärkt wird. Von den Lehren der katholischen Kirche und ihrem Kultus allmählich abgestoßen, von modernistischem Geist erfaßt, tritt immer wieder in sein Leben der Wunsch: et expecto . . . „Alle frommen Gemüter erwarten ein Ereignis, das die heißen Fragen des Sehnens nach großer Wahrheit und Klärung zur Lösung führe." Aber das große Erwartete ist nicht der jüngste Tag, nicht ein großer Reformator wie Calvin, nicht

ein liberaler und echt religiöser Papst, sondern es ist die Ausbreitung der „Neuen Kirche", der Lehre Swedenborgs. Warum gerade diese Sekte die einzige, befriedigende Antwort auf das et expecto eines katholischen Priesters geben soll, scheint mir im Roman nicht genügend psychologisch begründet zu sein, es sei denn durch eine Fülle langatmiger Reden, Predigten und Diskussionen, die, wie gesagt, über diese Sekte vorzüglich orientieren. Devaranne.

D. Kirmß, **Würde das Christentum noch Bestand haben, wenn Jesus nicht gelebt hätte?** 1911. Evangelischer Verlag, Heidelberg. 18 S. Preis 30 ₰.

Als vor einiger Zeit mit der Bezweiflung der Existenz der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu ein gewaltiger Ansturm gegen das Christentum und die christliche Kirche erfolgte, da zeigte sich einmal wieder die Bedeutung der wissenschaftlichen Theologie für die christliche Kirche: da trat die Wissenschaft schützend vor die Kirche, mit scharfen Waffen aus ihrem Arsenal schlug sie die Angreifer siegreich zurück, und sehr bald verstummten die Angriffe von dieser Seite. Zu wie großem Dank die Kirche und der christliche Glaube, dessen Hüterin und Pflegerin die christliche Kirche ist, der Wissenschaft verpflichtet sind, kommt einem dann zum Bewußtsein, wenn man einmal der Frage nachgeht, die D. Kirmß in einem Vortrag an einem Gemeindeabend der Neuen Kirche behandelt und beantwortet hat: „Würde das Christentum noch Bestand haben, wenn Jesus nicht gelebt hätte?" Kurz und treffend wird zunächst gezeigt, wie verschieden die verschiedenen Menschen und Richtungen sich zu der Frage: „Hat Jesus gelebt?" gestellt haben, und daß unter den Verneinern dieser Frage auch manche der Anschauung sind, daß unser heutiges christlich-religiöses Leben auch ohne die Existenz der Person Jesu bestehen bleiben könne. Dem gegenüber zeigt Kirmß die Bedeutung der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu für unseren christlichen Glauben und unser christliches Leben. Wie ein großer Bau der starken Träger bedarf, wenn er nicht in sich zusammenstürzen soll, so bedarf auch die christlich-religiöse Gedankenwelt, wenn sie in ihrer Kraft erhalten bleiben soll, eines lebendigen, starken Trägers, und das kann nur der sein, der sie geschaffen hat. Und wie die ganze Menschheit, so bedarf auch der einzelne in all den Erschütterungen, Kämpfen und Schwankungen seines sittlich-religiösen Lebens eines Helfers und Mittlers, der in seinem Leben und Herzen alle diese Kämpfe durchgekämpft hat und durch die Kämpfe hindurch höher zu Gott emporgestiegen ist. Aber auch all die herrlichen Worte, Reden und Gleichnisse der Evangelien würden für uns in der Luft schweben und an Autorität und Kraft für uns persönlich verlieren, wenn nicht hinter diesen Worten eine geschichtliche Persönlichkeit stände. Dann hätten wir auch das nicht, was diese Worte und Lehren Jesu für uns so eindrucksvoll und verheißend, so wirksam und anspornend macht, daß sie gelebt, daß alle seine Forderungen, deren Erfüllung uns zunächst unmöglich erscheint, tatsächlich einmal erfüllt worden sind. Hätte Jesus wirklich nicht gelebt, so würde der Menschheit ihre Krone und ihr Stolz genommen.

Diese hier nur kurz skizzierten Gedanken gibt Kirmß in seinem Vortrag in schönen, klaren, überzeugenden und warmen Ausführungen, die auf keinen, der sie liest, ohne Eindruck bleiben werden. Daß Kirmß nicht für die Existenz eines dogmatischen, in den Wolken schwebenden Christus eintritt, sondern für die Existenz des geschichtlichen Jesus, „unseres erstgeborenen Bruders", bedarf nicht erst der Erwähnung. Möge das Schriftchen viele Leser finden und viele wieder festigen in der Er-

kenntnis dessen, was für die Menschen aller Zeiten die geschichtliche Persönlichkeit Jesu bedeutet. — Den Freunden unseres Allgem. evang.-protest. Missionsvereins sei das Schriftchen um so mehr empfohlen, als sein Reinertrag für unsern Verein bestimmt ist. Habicht-Berlin.

R. Neuhauß, Deutsch Neu-Guinea. Bd. III. Beiträge der Missionare. Verlag Dietrich Reimer, Berlin 1911.

Es gibt gerade in unserer Zeit viele Globetrotter, die sich berufen fühlen, die Mitwelt mit den Erzählungen ihrer Reiseerlebnisse zu beglücken, ohne ein inneres Recht dazu zu haben, und zwar deshalb nicht, weil sie viel zu kurze Zeit im Lande lebten, um ein sachverständiges Urteil fällen zu können. Solange es sich dabei um nebensächliche Dinge handelt, hat das ja nicht viel zu bedeuten. Anders dann, wenn kulturelle, sittlich-religiöse Werte in Frage kommen. Dann gewinnen wir leicht ein schiefes, unwahres Bild vom Leben eines Volkes und behalten es so lange, bis einmal ein wirklicher Forscher den Unsinn aufdeckt. Inzwischen kann sich aber die Situation schon so verschoben haben, daß es außerordentlich schwer wird, festzustellen, inwieweit inzwischen die früheren Bestandteile des Volkslebens durch fremde Einflüsse verdrängt worden sind. Das wird überall dort der Fall sein, wo Naturvölker mit der Zivilisation in Berührung kommen. Wenn uns also daran liegt, genaue Einblicke in das ursprüngliche Geistesleben derselben zu gewinnen, so müssen wir dieselben aus dem Munde von Leuten zu erhalten suchen, die schon längere Zeit inmitten solcher Völker gelebt und offenen liebevollen Sinnes die Kultur derselben beobachtet haben. Dazu werden sich meist in erster Linie die Missionare eignen, weil sie besonders das Vertrauen der Bevölkerung, und mit ihm einen wirklichen Einblick in deren inneres Leben gewinnen.

Von dieser Erwägung ausgehend, hat Professor Neuhauß, der selbst neunzehn Monate in Deutsch-Neu-Guinea weilte, in einem Sonderbande (566 S.) seines dreibändigen Werkes über diese unsre deutsche Besitzung fünf dortige Missionare der Neuendettelsauer Mission zu Worte kommen lassen, damit sie uns von der Sitte und Denkweise der Papuas berichten, soweit sie noch nicht von der Zivilisation berührt ist. Wie schwer das ist, mag man daraus entnehmen, daß selbst Bamler, der als erster Missionar ein volles Jahrzehnt unter den Tamileuten weilte, bei Niederschrift seiner Abhandlung nicht im stande war, in allen Fällen mit Sicherheit Altmythologisches von modernen Zutaten zu trennen. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß N. diesen Versuch gemacht und uns damit den Einblick in eine, wenn auch umschränkte Völkerwelt, gewährt hat, der uns sonst rettungslos verloren gegangen wäre.

Jeder dieser Berichte stellt ein abgeschlossenes Ganzes dar. Keysser behandelt die Kai in der Umgebung des Sattelberges in der Nähe von Finschhafen; Stolz berichtet uns von den papuanischen Küstenbewohnern in der Nähe von Kap König Wilhelm; die Arbeiten von Zahn und Lehner haben die einander stammesverwandten Jabim und Bukaua zum Gegenstande, eine melanesisch redende Küstenbevölkerung, welche einige Kilometer nördlich von Finschhafen bis hinunter nach Samoahafen am Huongolfe wohnt; Bamler endlich behandelt die Tmiinsulaner, ein kleines, seefahrendes Völkchen, welches den Uebergang von Neu-Guinea zum Bismarck-Archipel bildet. Allen Berichten merkt man an, daß sich die Verfasser mit Liebe und ohne dogmatische Voreingenommenheit in ihren Gegenstand vertieft haben. Sie enthalten deshalb ein für den Ethnologen und Religionsforscher in gleicher Weise wertvolles Material, das für alle späteren Forschungen auf diesem Gebiete maß-

gebend bleiben wird. Mit plastischer Anschaulichkeit führen uns die Verfasser in das scheinbar eintönige, und doch für den Kenner so mannigfaltige Leben der Papuas ein. Wir beobachten sie beim Hausbau, der Bestellung der Felder, auf ihrem Kriegszuge wie bei ihren Beratungen. Wir verfolgen ihr häusliches Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten. Wir stehen schaudernd vor mancher Nachtseite des Heidentums und lernen die Papuas auch wieder kennen als einfache Menschen, mit denen wir fühlen können.

Den wertvollsten Bericht hat uns jedenfalls Keysser geliefert; er ist offenbar am tiefsten in das Verständnis der Papuas eingedrungen. Man muß immer von neuem staunen über den Reichtum an Beobachtungen. Besonders interessant sind seine Ausführungen über die Seelenlehre der Kais. Er bietet nicht nur Einzelerscheinungen, sondern sucht, dieselben allgemeinen Gesichtspunkten unterzuordnen. Sie ist eng verknüpft mit den religiösen Anschauungen, die sich als Animismus und Spiritismus darstellen. Mit seinem Seelenglauben hängt sein Fühlen, Denken und Wollen aufs innigste zusammen. Das ganze Leben des Eingeborenen wird erst verständlich durch den Einfluß seiner animistischen Weltanschauung. Das beweist uns der Verfasser, indem er uns lebendige Bilder aus dem Treiben der Papuas bietet. Diese aus eigner Anschauung gewonnene Darstellung animistischer Gedanken stehe ich nicht an, zu dem Besten zu rechnen, was wir auf diesem Gebiete haben. Für gleich bedeutungsvoll schätze ich neben den Sprüchwörtern die angeführten Volkssagen, die in den Dörfern nur zu dem ganz bestimmten Zweck erzählt werden, das Gedeihen der Feldfrüchte zu fördern. Manche der Sagen lassen gewiß den sittlichen Tiefstand des Volkes recht deutlich erkennen; aber man muß dem Verfasser Dank wissen, daß er nicht in falscher Prüderie eine Auswahl getroffen, sondern alles herausgegriffen hat, was für die Beurteilung der Papuas von Wert sein kann. Welche reichen, für den Ethnologen, Literarhistoriker und Theologen wertvollen Schätze an unserem Volkstum hätten uns erhalten werden können, wenn Mission und Kirche bei der Beeinflussung heidnischer Völker immer in solcher weitschauenden Weise vorgegangen wären. Geschehenes ist nicht mehr zu ändern, aber wünschen darf man, daß Neuhauß viele Nachfolger findet, die sich ebenso um die Erforschung echten Volkstums verdient machen.

Berlin. W. Schott.

D. **C. A. Witz-Oberlin:** Festrede, zu Wien gehalten zur 50. Jubelfeier der Erlassung des Protestantenpatents vom 8. April 1861. Heidelberg 1911. 20 S. 0,50 Mk.

Verfasser betrachtet die hochherzige, christliche und „apostolische" Empfindung des Kaisers Franz Joseph, aus der das Patent geboren ist, und weist die Evangelischen Oesterreichs auf die Verpflichtungen hin, welche sich hieraus ergeben.

Bürgermeister **Erdsiek:** Zum Fall Jatho. Heidelberg 1911. 22 Seiten. 0,40 Mk.

E. unterzieht das Urteil des Berliner Spruchkollegiums nach seiner formal-juristischen Seite einer begeisterten, vernichtenden Kritik, die das Morgenrot einer neuen Zeit für Deutschlands religiöse Lage heranahen sieht. Die verzweifelte Lage des Berliner „Exkathedratribunals" wird eindringlich geschildert.

Friedrich Manz, Christl. Handbüchlein. Heidelberg 1911. 20 Seiten 0,40 Mk.

Ein höchst ansprechender und vorwärts führender Versuch, aus der gegenwärtigen Katechismusnot herauszuhelfen und dem heranwachsenden Geschlechte etwas Festes, Gläubiges und Glaubbares in die Hand zu drücken. Noack.

Mitteilungen.

1. Inhalt von Shinri Nr. 6 (April 1911). Pseudonym, Gedicht über die Auferstehung (Langgedicht in moderner Form). P. Akashi, Die Auferstehung. Prof. Dr. Masaharu Anezaki (Prof. der Religionswissenschaft an der Tokio-Universität), Die geschichtliche Religionsforschung. P. Schröder, Das Wesen des Christentums. P. Akashi, Missionsinspektor Lic. Joh. Witte im Tokio-Bezirk. Inserate.

Inhalt von Shinri Nr. 7 (Mai 1911). Pseudonym (P. Aoki), Brief an einen Wahrheitssucher. Lic. Witte, Unsere Anschauung von Christus. Sup. Schiller, Religiöse Plauderei: 1) Ist das Christentum vernichtet? (Antwort auf eine Schrift des Anarchisten Kotoku). 2) Hat Jesus Kranke geheilt? 3) Menschlicher Fortschritt. 4) Praktische Erziehung. P. Aoki, Zwei Arten von Christen. P. Schröder, Ewiges Leben. Evang. Suzuki, Der Garten in Eden (Fortsetzung der Erklärung des Alten Testaments). Pseudonym, Allerlei Aussprüche. Pseudonym, Die Erzählung von den drei Affen. Personalien. Lic. Witte, Schreiben vom Schiffe an die japanischen Missionsarbeiter. Inserate.

Inhalt von Shinri Nr. 8 (Juni 1911). P. Aoki, Das Gebet. Prof. T. Hiroi, Optimistische Lebensanschauung. Sup. Schiller, Die Namen Jesus Christus, zweite Hälfte. Prof. Dr. Anezaki, Geschichtliche Religionsforschung, zweiter Teil. Pseudonym, Stille Gedanken der Selbstbetrachtung. Lic. Witte, Unsere Christusanschauung, zweiter Teil. P. Kitahara, Allerlei Gedanken. P. Schröder, Das Wesen des Christentums, zweiter Teil. P. Akashi, Allerlei Betrachtungen des Herausgebers. Tafel unserer sämtlichen regelmäßigen Versammlungen in Japan. Inserate.

2. Aus Japan sind zwei betrübende Trauernachrichten gekommen. Unser alter erfahrener Pastor Kato, der in Otsu und Zeze in gesegneter Arbeit stand, ist nach kurzem Krankenlager gestorben. Kurz darauf ist die Frau unseres Pastors Kitahara in Osaka von langem Schwindsuchtsleiden erlöst worden. Gott tröste die Trauernden und helfe unserer Arbeit, aus dem Schweren doppelte neue Frucht ziehen.

3. Den Vortrag auf unserem Jahresfest in Bern wird nicht Herr Prof. D. Simons halten, sondern Herr D. Haas über „Christliche Klänge im japanischen Buddhismus."

4. Es ist ein neues Flugblatt erschienen „Aus unserer Missionsarbeit im Jahre 1910". Dasselbe steht allen unsern Freunden kostenlos zur Verfügung

5. Zum Nachfolger von Dr. Wunsch als Leiter des Faberhospitals ist Herr Dr. Eyl in Tsingtau gewählt worden. Den Marineärzten Tsingtaus, die in der Zeit nach Dr. Wunsch Tode die ärztliche Versorgung unseres Faberhospitals bereitwilligst übernommen haben, sei auch hier dafür herzlich gedankt.

6. Im Protestantischen Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg, erscheint Ende August „Die Wunderwelt des Ostens," Reisebriefe aus China und Japan, von Missionsinspektor Witte, mit 22 Bildern. 164 S. Preis elegant broschiert 2, gebunden 3 Mark. Das Buch kann auch vom Missionsbüro und vom Evangelischen Verlag bezogen werden.

Beiträge zur ältesten Geschichte des Buddhismus in Japan.

Von D. Hans Haas in Heidelberg.

3. Die Ablösung des koreanischen Einflusses durch den chinesischen.[1])

Das chinesische Geschichtswerk Peh-sze, Abt. Wo-ch'uen berichtet: „Im dritten Jahre Ta-yeh (607 n. Chr.) schickte der König (von Japan) Tarishihiko einen Gesandten und entrichtete Tribut. Der Gesandte sagte: „Wir haben gehört, daß im Westen des Meeres (d. h. China) der Himmelssohn, der ein Bodhisattva ist, das Gesetz Buddhas schätzt und fördert. Daher sind Gesandte und Sramana, mehrere Zehende an Zahl, hierher nach China gekommen, um den Buddhismus zu studieren." Und ein anderes Geschichtswerk, das King-tsih-hou-ch'uen-ki, ergänzt diese Mitteilung durch die weitere Angabe, daß der Gesandte nach Sui an Kaiser Yang (605—617) geschickt wurde, um Bücher, offenbar buddhistische heilige Schriften, zu beschaffen.[2]) Der Nihongi-Uebersetzer Florenz meint und hat mit seiner Vermutung ohne Zweifel recht, daß den chinesischen Historikern eine Verwechslung japanischer Kaiser unterlaufen ist. Der Name Tarishihiko, welchen sie dem Entsender der Botschaft beilegen, ist wohl korrumpiert aus Okinaga-tarashihi, wie Kaiser Jomei-tenno (629—641) hieß, während die erwähnte Gesandtschaft in die Regierungszeit der Kaiserin Suiko (593—628) gehört, der Fürstin, in deren Namen Prinz Shotoku als präsumptiver Thronfolger die Geschäfte führte.

Für länger als ein halbes Jahrhundert seit der ersten Einführung des Buddhismus in Japan waren koreanische Mönche die Lehrer der buddhistischen Religion in Japan gewesen. Schon zu Lebzeiten Shotoku-Taishis (gest. 621) aber begann ein lebhafter Austausch von Gesandten und offiziellen Briefen zwischen dem Land des Sonnenaufgangs und dem Reich der Mitte. Und nach dem Tode des Prinzen kam die Periode, wo der Einfluß Koras auf den japanischen Buddhismus mehr und mehr an Bedeutsamkeit verlor und dafür der chinesische mächtig wurde. Kaum ein Kauffahrteischiff trat die Fahrt nach einem der Häfen Chinas an, ohne daß es japanische Priester an Bord hatte, und so oft eine diplomatische Mission nach China abging, war sie von einer Anzahl solcher begleitet, die im Reich der Mitte sich mit der chinesischen Literatur, Wissenschaft und vor allem mit den Lehren des Buddhismus bekannt machen sollten. Nicht als ob Korea von da ab mit einem Male völlig aufgehört hätte, für die weitere Pflanzung und Konsolidierung der Buddhalehre in Japan zu wirken. Auch in der Folge kamen von diesem westlichen Nachbarlande noch Priester — und das keineswegs etwa nur im Gefolge von koreanischen Gesandtschaften —, um sich hier als Missionare zu betätigen, und gewannen Ansehen und Einfluß; und nach wie vor wurden auch japanische

[1]) Siehe ZMR 18. Jahrg. S. 332—342 und 353—369.

[2]) Florenz, Japanische Annalen. 2. A. S. 27.

Religiose nach Korea geschickt, um dort buddhistische Studien zu betreiben. Aber mehr und mehr machte sich doch chinesischer Einfluß überwiegend geltend. Sobald der Buddhismus von Korea von den Lernbeflissenen als ein Mond erkannt wurde, der sein erborgtes Licht von der leuchtenden Sonne des chinesischen Buddhismus zu Lehen trug, zeigten sich natürlicherweise Priester und Priesterschüler begierig, den chinesischen Buddhismus an seinem Quellort zu studieren.[3]) Jeder Priester aber, der von China heimkehrte, Buddhastatuen, heilige Schriften und Bilder, mathematische und medizinische Bücher mit sich bringend, wurde in seinem Vaterlande ein eifriger Apostel der Religion, deren Glaubensmysterien und Ordensregeln er in einem berühmten Kloster unter geistlicher Leitung eines hervorragenden chinesischen Lehrers durchaus studiert mit heißem Bemüh'n.

So konnte es nicht fehlen, daß auch in Japan bald die Zahl der Mönche und Nonnen wuchs. Mit dieser Zunahme ihrer Zahl ging freilich bald ein anderes Hand in Hand: ein bedenkliches Nachlassen religiöser Sittenstrenge. Es traten nun auch Elemente in den geistlichen Stand ein, die durchaus nichts geistliches an sich hatten, Männer und Frauen, für welche die priesterliche Gewandung nichts als eine Verkleidung war. Wir lesen im Nihongi (628), daß Nonnen mit einem und demselben Flüchtling, der sich vor Verfolgern in einem Nonnenkloster verbarg, verbotenen Geschlechtsverkehr unterhielten, und daß ihn eine der Nonnen, auf die anderen eifersüchtig, dann verriet. Vom Jahre 623 (4. Monat, 3. Tag) hören wir: Es war ein buddhistischer Priester, der die Axt ergriff und damit auf seinen Großvater väterlicherseits einhieb. Die Kaiserin bekam davon Kunde, rief den Oomi zu sich und sprach zu ihm: „Wer in den Priesterstand eingetreten ist, muß sich ernstlich den drei Kostbarkeiten widmen und die Gebote halten. Wie könnte er daher, ohne Reue zu empfinden, eine böse Tat begehen? Nun aber ist mir zu Ohren gekommen, daß ein Priester existiert, welcher seinen Großvater schlug. Versammle deshalb alle Mönche

---

[3]) Schon für das Jahr 608 (9. Monat, 11. Tag) berichten die japanischen Annalen, daß Studenten nach China geschickt wurden, nämlich Yamato no Aya no atahi Fuku-in, Nara no wosa Wemyo, Takamuku no ayabito Kuromaro, Imaki no ayabito Okuni, und die Priesterschüler Imaki no ayabito Nichi-bun, Minabuchi no ayabito Shoan, Shiga no ayabito We-on und Imaki no ayabito Ko-sai, alle zusammen acht an der Zahl; und beim Jahre 622 liest man: „Solche, welche die Wissenschaften der großen Thang (=Dynastie) studiert hatten, nämlich die Priester Wesai und Weko und die Aerzte Wejitsu und Fukuin usw. kamen in Begleitung von Chisenji (ein koreanischer Priester) usw. nach Japan herüber. Wejitsu und Genossen sprachen zur Kaiserin: „Alle diejenigen, welche im Lande der Thang studiert haben, haben ihre Aufgabe vollbracht und sollten nun zurückgerufen werden. Uebrigens ist das Land der großen Thang ein außerordentliches Land, aufs reichste mit Gesetzen und Regutativen ausgestattet. Wir müssen stets mit demselben unsere Verbindung aufrecht erhalten."

und Nonnen und halte eine Untersuchung ab. Wenn es sich als Tatsache erweist, so verhänge schwere Strafe über ihn!" Darauf versammelte er die Priester und Nonnen und hielt eine Untersuchung ab. Als nun der verbrecherische Priester und mehrere Nonnen bestraft werden sollten, da schickte der aus Kudara (Korea) gebürtige Priester Kwanroku einen Brief an die Kaiserin, worin er sagte: „Daß der Buddhismus aus dem Lande des Westens (= Indien) nach China eingeführt wurde, ist schon 300 Jahre her; und daß er wiederum nach Kudara (in Korea) eingeführt wurde, darüber ist kaum ein Jahrhundert verflossen. Aber als mein König (gemeint ist Syöng-myöng von Kudara) von der Weisheit des Kaisers von Japan hörte, machte er buddhistische Statuen und heilige Schriften des Buddhismus zum Geschenke. Seit dieser Zeit ist noch kein volles Jahrhundert dahin. Daher begehen die Priester und Nonnen jetzt, wo sie noch nicht an die buddhistischen Gebote gewöhnt sind, eventuell üble Taten. Die Priester und Nonnen sind nun alle so erschreckt, daß sie nicht wissen, was sie tun sollen. Ich bitte untertänigst, mit Ausnahme des Uebeltäters allen Priestern und Nonnen Verzeihung angedeihen zu lassen und sie nicht zu bestrafen. Dies würde ein großes Verdienst sein." Die Kaiserin war einverstanden. Sie verkündigte: „Wenn geistliche Personen noch die Gesetze übertreten, wie sollen sie dann die Laien recht unterweisen? Ich setze daher von jetzt an die Rangstufen der Sojo und Sodzu ein, von welchen die Priester und Nonnen beaufsichtigt werden sollen."

Hier haben wir denn die ersten Anfänge einer hierarchischen Gliederung der buddhistischen Priesterschaft in Japan. Zum Sojo oder Erzbischof wurde der Koreaner Kwanroku (Kwal-leuk), zum Sodzu oder Bischof Kurabe no Tokuseki ernannt. Gleichzeitig wurde die Ernennung des Adzumi no muraji zum Hoto, d. i. Haupt des Gesetzes Buddhas, oder Nori-dsukasa verfügt. Der letztere war der oberste administrative Beamte für die Angelegenheiten des Buddhismus.

Noch im selben Jahre (623) wurden die Tempel, Priester und Nonnen einer Inspektion unterworfen und genau detaillierte Aufzeichnungen gemacht über die Erbauung der Tempel, über die Umstände beim Eintritt der Priester und Nonnen in die Priesterschaft sowie über Jahr, Monat und Tag der Vornahme der Tonsur. Es war bei diesem Zensus, daß sich ergab, daß 46 Tempel (tera), 816 Priester und 569 Nonnen im Lande waren, so daß sich die Gesamtzahl der geistlichen Personen also auf 1385 Tonsurierte belief. Nur nebenbei sei hier bemerkt, daß es unter diesen Priestern und Nonnen noch keinerlei Sekten-Differenzen gab. Wenn Sir Ernest Satow angibt, daß die Mönche, die im Jahre 552 zuerst den Buddhismus gebracht hatten, Lehrer der Ritsu- und Zen-Partei gewesen seien, so ist das eine Aufstellung, für welche es, soweit ich sehen kann, an jedem Anhalt fehlt. Es war erst im Jahre 625, daß ein koreanischer Priester namens Ekwan (Hye-kwan), den der König von Koma als Tribut schickte und welcher zum Erzbischof (Sojo) er-

nannt wurde, die besonderen Schullehren der Sanron-shu und der Jojitsu shu importierte.

Man sieht, mit dem Tode Shotoku-Taishis war der Eifer der Regierung, die ausländische Religion zu pflegen, nicht geringer geworden. Von dem Oomi, der im Jahre 626 starb, wird hervorgehoben, daß er ein fleißiger Verehrer der drei Kostbarkeiten war. Das gleiche gilt von der Kaiserin. Sie starb 628, im 36. Jahre ihrer Regierung. Ihre edle fürstliche Gesinnung bekundet ihre letzte Weisung: „In den vergangenen Jahren sind die fünf Körnerfrüchte nicht gediehen und über das Volk ist Hungersnot gekommen. Baut deshalb kein Misasagi (d. i. prunkvolle Begräbnisstätte) für mich und begrabt mich daher nicht auf kostspielige Weise, indem ihr mir ein Misasagi errichtet, sondern bestattet mich im Misasagi des Kaiserlichen Prinzen Takeda!" In Altjapan herrschte der Brauch, bei Begräbnissen großen Aufwand zu machen. Die Errichtung der Misasagi verschlang ungeheure Summen. Es ist ohne Zweifel mit auf den Einfluß des Buddhismus zurückzuführen, daß hierin ein Wandel eintrat. In der Folge wurden die Misasagi gänzlich abgeschafft. Suiko-tenno war als erste mit gutem Beispiel vorangegangen. Am Vierundzwanzigsten des neunten Monats wurde sie nach ihren letzten Weisungen begraben. Auf ihrer Grabstätte wird man einen hölzernen Pfeiler errichtet haben. Diese Sitte, die sich bis heute erhalten hat, ist wohl vom Buddhismus in Japan eingeführt. Daß sie schon in dieser Zeit in Uebung war, geht aus einer Nihongi-Stelle beim Jahre 620 hervor, wo von solchen Pfeilern die Rede ist.

Als die Kaiserin starb, war noch kein Thronfolger bestimmt. Suiko hatte es nach Prinz Shotokus Tod unterlassen, an dessen statt einen solchen zu ernennen. Der endlich den Thron bestieg, um ihn als 34. Mikado von 629—641 inne zu haben, war ein Enkel des Kaisers Bidatsu-tenno, Jomei.

Der hochverdiente Japanologe A. Lloyd, der sich vor allem auch die Erforschung des japanischen Buddhismus zur Aufgabe gemacht, hat irgendwo bemerkt, daß wir für das Jahrhundert nach Shotoku-Taishis Tod nichts besäßen als eine Liste der Einführung von mehr oder weniger noch unvollkommenen chinesischen Lehrsystemen. Ich meine, es läßt sich aus den japanischen Quellen doch ein gut Teil mehr erheben. Daß wir von der Entwicklung des japanischen Buddhismus in dem Jahrhundert nach Shotoku-Taishi mehr wissen als nur die Namenliste der von China eingeführten Sekten oder Schulen, liegt mir im folgenden ob zu zeigen.

Die Regierungsübernahme Jomeis berichten die Annalen folgenderweise: „Frühling, 1. Monat, 4. Tag. Der Oomi und die Minister boten das Kaiserliche Siegel dem Prinzen Tamura an. Er wies es zurück und sagte: „Haus und Staat sind wichtige Dinge; ich untauglicher Mensch bin nicht weise; wie dürfte ich mich an die Aufgabe wagen?" Die Minister baten ihn dringend und demütig: „Du, großer Prinz, bist der Liebling der verstorbenen Kaiserin gewesen. Götter und Menschen haben ihr Herz an dich gehängt.

Du mußt die Kaiserliche Linie fortsetzen und auf das Volk scheinend herabblicken.“ Am selbigen Tage bestieg er den Kaiserlichen Thron.“

Es waren, als die Kaiserin aus dem Leben schied, außer dem Prinzen Tamura noch andere vorhanden, die auf den Thron eine Anwartschaft hatten. Auch wenn Zweifel darüber obwalten können, ob wirklich die Kaiserin selbst sich ihn und keinen anderen als Nachfolger gewünscht hat, oder ob dies vielleicht nur von dem Oomi vorgegeben ward, um seinem Kandidaten zur Erlangung der Regierung zu verhelfen, schon die Tatsache, daß der buddhistenfreundliche Oomi gerade ihn als Thronfolger wünschte, läßt erkennen, daß Prinz Tamura erwarten ließ, daß er in religiöser Hinsicht die Wege der verstorbenen Kaiserin gehen werde. Und in dieser Erwartung gingen seine Wähler nicht irre. Der Buddhismus, der, nachdem er während der ersten 32 Jahre nach seiner Einführung nicht recht Fuß in Japan gefaßt hatte, seit dem 13. Jahre der Regierung Bidatsu-tennos (584) sich stetiglich ausgebreitet hatte, machte unter Jomei-tenno weiter ungestörten Fortschritt. Auch unter ihm studierten japanische Priester in China, wie z. B. die beiden Ryoun und Bin, von denen wir hören, daß sie im Jahre 632 von dort zurückkehrten. Bei dem gleichen Jahre findet sich die Notiz: „Die Priester We-on und We-un, welche in China studiert hatten, kamen mit dem Begleitgesandten von Shiragi (Korea) nach der Hauptstadt,“ und unter dem Jahre 640 die andere: „Der buddhistische Priester Shoan, der in China studiert hatte, und der Student Takamuku no ayabito Kuromasa kamen über Shiragi nach Japan zurück.“ Im Jahre 639 befahl der Kaiser, daß ein großer Tempel errichtet werden sollte. Dieser Tempel, welchen der Baumeister Fumi no atahi Agata erbaute, war der Odera oder, wie er nach seinem Standort in Kudara im Distrikt Hirose, Provinz Yamato, auch hieß, Kudara-dera, der identisch ist mit dem später nach der Hauptstadt Nara verlegten Daianji. Im 12. Monat des gleichen Jahres errichtete man in der Nähe des Kudara-Flusses neben diesem Tempel eine Pagode von neun Stockwerken. Auch hören wir von der Veranstaltung einer großen buddhistischen Kultfeier, bei welcher die buddhistischen Priester mit Fastenspeisen bewirtet wurden. Bei dieser Gelegenheit lud man den buddhistischen Priester We-on (Ye-yin) ein und ließ ihn ein Sutra erklären, das Muryoju-kyo. Muryou-kyo bedeutet „das Sutra vom ewigen Leben.“ Das hiermit gemeinte Buch ist das Große Amitayus-sutra oder Sukhavati-vyuha. Dieses aus zwei Bänden bestehende Sutra, welches zuerst der Inder Samghavarman im Jahre 252 n. Chr. in China ins Chinesische übersetzt hat, wird noch heute in Japan hochgehalten. Es ist das erste und größte der drei Hauptbücher (sambukyo) der Jodo-Schulen, nach deren Darstellung es zu den letzten Predigten des Buddha gehören soll und also als die kurz vor seinem Eingang ins Nirvana verkündete höchste Wahrheitsverkündigung zu würdigen ist. In den Sacred Books of the East vol. 49, part 2 liegt uns die Schrift seit Jahren in englischer Ueber-

setzung vor. Sie bietet eine Geschichte des Tathagata Amitabha, anhebend mit den ersten geistlichen Impulsen, die in längst vergangenen Kalpas den einstigen Bettelmönch Hozo Biku zum Erlangen der Buddhaschaft führten, bis zur Gegenwart, wo er, in Sukhavati lebend, alle lebendigen Wesen, sofern sie nur auf ihn allein ihre Zuversicht setzen und in gläubigem Vertrauen seinen Namen anrufen, in die in unserm Sutra in glänzenden Farben gemalten Freuden dieses seines Paradieses im Westen aufnimmt. Die buddhistische Lehre von dem Karma, der Fortwirkung der Taten des Menschen, wonach dieser ernten muß, was er gesät, ist hier ziemlich beiseite geschoben. An die Stelle des unermeßlich fernen, nur durch fortdauerndes Weisheits- und Heiligkeitsringen in unzähligen Existenzen erreichbaren Zieles des Nirvana ist hier das unmittelbar nahe Ziel einer auf leichterem Wege, durch Glauben ohne Werke zu erlangenden himmlischen Seligkeit getreten. Es ist wohl zu beachten, daß dieser durchaus unbuddhistische Buddhismus, dem erst ein halb Jahrtausend später die großen Priester Honen Shonin und Shinran Shonin, die Begründer der Jodo- und der Jodo-shin-Richtung, das ungelehrte Volk von Japan zu gewinnen wußten, schon in dieser Zeit im Lande Eingang fand.

Auch in der Regierungszeit von Jomeis Nachfolgerin auf dem Thron, der Kaiserin Kogyoku (642—645), hören wir alsbald wieder davon, wie heilige Schriften des Buddhismus gelesen wurden. In ihrem ersten Regierungsjahre herrschte große Dürre. Das Volk suchte in dieser Not zunächst Abhilfe bei seinen alten Göttern. Wie die Shintopriester der verschiedenen Dörfer lehrten, schlachtete man einerseits Rinder und Pferde und opferte sie den Göttern der verschiedenen Shintotempel, anderseits verlegte man in Nachahmung chinesischer Sitte die Märkte nach anderen Orten oder betete die Flußgötter an. Als dies keine Wirkung hatte, traten die Minister zu einer Beratung zusammen, in welcher der Oomi den Vorschlag machte: In allen buddhistischen Tempeln soll man die Sutras lesen, seine Sünden bereuen, wie der Buddha lehrte, und mit Demut um Regen flehen. Diesem Rat folgend schmückte man im Südhof des Odera die Statuen Buddhas und der Bodhisattvas samt den Statuen der vier Himmelskönige prächtig aus, lud eine Anzahl Priester ein und ließ sie die Sutras lesen. Und Soga no Oomi selbst nahm ein Räucherfaß in die Hand und betete, indem er Weihrauch brannte. Als aber auch dieses Beten um Regen vergebens war, hörte man auf mit dem Sutralesen und die Kaiserin begab sich an das Ufer des Flusses Minabuchi, wo sie knieend die vier Himmelsgegenden begrüßte und zum Himmel aufblickend um Regen flehte. Und ihr Gebet hatte die gewünschte Wirkung; es donnerte und ein großer Regen fiel, der, fünf Tage andauernd, das ganze Land befruchtete, so daß die neun Getreidearten reiften. Dieser Bericht ist besonders beachtenswert, weil er so recht deutlich erkennen läßt, wie wenig doch zu dieser Zeit trotz allem der vom Hofe begünstigte buddhistische Kult die alte Landesreligion beiseite gedrängt hatte. Noch messen die beiden ihre Kräfte gegeneinander.

Nach dem Nihongi hätte die Kaiserin Kogyoku sogleich im ersten Jahre ihrer Regierung einen neuen großen buddhistischen Tempel zu erbauen unternommen; doch ist wohl mit dem Shokishuge, einem von Kahamura Hidene um 1785 verfaßten Nihongikommentar, anzunehmen, daß es sich hier nur um einen Befehl zur Fortsetzung des schon von ihrem Vorgänger Jomei im 11. Jahre seiner Regierung in Angriff genommen, durch Dazwischentreten seines Todes aber nicht vollendeten Baues des Kudari-Tempels handle. Die Kaiserin wies einfach den Oomi an, Arbeiter zur Fortführung des Baus aufzutreiben. Einen neuen Tempel, den Hokonuki-dera, ließ dieser letztere im 3. Regierungsjahre der Kaiserin (644) durch Osa no atahi auf dem Berge Oniho bauen.

Nach nur vierjähriger Regierung trat Kogyoku den Thron an ihren jüngeren Bruder, den Prinzen Karu, ab. Darf man auch ihre Abdankung, mit welcher sie als erste ein von den japanischen Herrschern in der Folge viel nachgeahmtes Beispiel gab, nicht als einen Ausfluß der Stimmung ansehen, der die Weltentsagungslehre der buddhistischen Religion in Japan Eingang geschafft hatte — trat sie ja doch zehn Jahre später nach dem Tode ihres Bruders ein zweitesmal die Regierung an —, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese Stimmung bereits in dieser Periode der Hofkreise sich bemächtigt hatte. Dies geht daraus hervor, daß Prinz Karu zuerst das Herrscheramt einem anderen, einem Sprossen Jomei-tennos, überlassen wollte und daß auch dieser sich weigerte, auf dem himmlischen Throne zu sitzen. Die Worte, in welche der letztere seine Weigerung faßte, wenigstens lassen hierüber keinen Zweifel zu. Er sprach: „Meine Absicht ist, in den geistlichen Stand einzutreten, mich nach Yoshino zu begeben, fleißig die Pfade Buddhas zu pflegen und dem Kaiser Beistand zu leisten.“ Nachdem er sich so geweigert hatte, gürtete er das Schwert, das er trug, ab und warf es zu Boden. Auch seinem dienenden Gefolge befahl er, daß sie alle ihre Schwerter abgürteten. An demselben Tage begab er sich nach dem Zwischenraum zwischen der Buddhahalle und der Pagode des Tempels Hokoji, ließ sich Bart und Haupthaar scheren und kleidete sich mit dem Kesa (der Schärpe, welche die buddhistischen Priester über die Schulter gehängt tragen; aus Sanskr. Kashaya „braunrotes Gewand“). Infolgedessen konnte sich Prinz Karu nicht mehr hartnäckig weigern: er bestieg den erhabenen Sitz und wurde Kaiser. Als der 36. Mikado, der die Regierung von 645—654 führte, ist er unter dem posthumen Namen Kotoku bekannt.

Das Nihongi sagt gleich zu Anfang des ihm gewidmeten 25. Buches: „Er verehrte das Gesetz des Buddha und verachtete den Shintoismus“ (wozu eine Glosse die Bemerkung macht: „Hieher gehören Fälle wie das Niederhauen von Bäumen im Haine von Ikudama.“) „Von Charakter war er mild und human, hatte Vorliebe für Gelehrte und machte keinen Unterschied zwischen Vornehm und Gering. Er erließ ein gnadenreiches Edikt nach dem andern.“ Als eine seiner ersten Verfügungen wird angeführt, daß er einen buddhistischen Priester, Min Hoshi, zum Reichs-Professor

ernannte, d. h. mit dem japanischen Gelehrtentitel Hakase („umfassender Gelehrter") belieh.

Unter Kotoku-tenno fanden infolge des zunehmenden Einflusses der chinesischen Zivilisation im japanischen Staatswesen gewaltige Umwälzungen statt, worauf schon der Name der den ersten viereinhalb Jahren seiner Regierung gegebenen Periode Taikwa (645—649) hinweist. Taikwa bedeutet „Große Reform." Von diesen Reformen selbst, zu deren Durchführung besonders buddhistische Priester halfen, wie denn z. B. ein Priester Bin als Mitorganisator der 649 nach dem Vorbilde der Thang-Dynastie eingeführten Acht Ministerien genannt wird, ist hier weiter nicht zu reden. Daß sie in keiner Weise dem Fortschreiten des Buddhismus hinderlich waren, daß dieser vielmehr unter Kotokus Regierung immer tiefer wurzelte, immer mehr Ausbreitung gewann und zu festerer Organisation gelangte, wird schon durch bloße Aneinanderreihung der trockenen Annalennotizen ersichtlich, die sich hierauf beziehen.

Unter den Gesetzen, die Kotoku gleich im ersten Jahre seiner Regierung (645) erließ, ist auch eines, welches anordnet, daß die Kinder von Knechten der buddhistischen Tempel, d. h. von Leuten, welche die den Tempeln zugehörigen Häuser bewohnten und als Tempelknechte dienten, nach dem Gesetze über Freie zu behandeln seien. Wenn die betreffenden Knechte aber unter besonderen Bedingungen in den Stand der Sklaven eingetreten seien, so seien ihre Kinder nach dem Gesetze über Sklaven zu behandeln. Florenz macht hiezu die Anmerkung: „Welche besonderen Bedingungen gemeint sind, ist nicht direkt ersichtlich. Aus einer Bemerkung im Zen-sho-ko-i-ken: „Viele freie Leute wurden verkauft und zu tera no yakko (Tempelknechten) gemacht" geht hervor, daß sich Freie an die Tempel als Sklaven verkauften. Dies mag zum Teil aus zwingender Armut geschehen sein; häufig aber traten auch Freie in die Tempelknechtschaft ein, um den Steuern zu entgehen, wofür aus späterer Zeit viele Beispiele vorliegen. Unter den „besonderen Bedingungen" werden daher besondere Kontrakte dieser und ähnlicher Art zu verstehen sein."

Unter dem 3. September 645 berichtet das Nihongi das folgende: Es wurde ein Bote nach dem Odera (Kudara-Tempel) geschickt, um die Mönche und Nonnen zusammenzurufen und ihnen folgendes Kaiserliches Edikt zu übermitteln: „Im 13. Jahre des Kaisers, welcher im Palaste Shikishima regierte (Kimmei-tenno. 540—571), überlieferte der König Mei (Myông) von Kudara den Buddhismus unserem Land Groß-Yamato. Damals wollten die Untertanen sämtlich ihn nicht herübernehmen. Nur Soga no Iname no sukune allein glaubte an diese Lehre. Da befahl der Kaiser dem Iname no sukune diese Lehre zu verehren. Zur Zeit des im Palast Wosada regierenden Kaisers (Bidatsu-tenno, 572 bis 585) folgte Soga no Umako no sukune dem Verfahren seines verstorbenen Vaters und schätzte noch immer die Lehre des Sakya hoch. Die übrigen aber glaubten nicht, und diese Lehre war nahe

daran, in gänzlichen Verfall zu geraten. Da befahl der Kaiser dem Umako no sukune diese Lehre zu verehren. Zur Zeit der im Palast Woharida regierenden Kaisevin (Suiko-tenno) verfertigte Umako no sukune für die Kaiserin eine sechzehn Fuß hohe Buddhastatue mit Stickereien und eine sechzehn Fuß hohe kupferne Buddhastatue, verherrlichte die Buddhalehre und behandelte Priester und Nonnen mit der größten Ehrerbietung. Ich will von neuem wieder die wahre Lehre verehren und die große Doktrin verherrlichen. Darum ernenne ich die Sramana und Oberpriester von Koma: Fukuryo, We-un, Jo-an, Ryo-un, Weshi und die Tempeloberſten (tera-dsukasa) Sobin, Doto, We-rin, Wemyo, We-on zu zehn buddhistischen Lehrern, und außerdem ernenne ich den Wemyo-hoshi zum Tempeloberſten des Kudara-dera. Diese zehn buddhistischen Lehrer sollen die Priesterscharen lehren und leiten, so daß sie die buddhistischen Doktrinen praktisch zur Ausführung bringen, wie das Gesetz Buddhas es befiehlt. In allen den Fällen, wo man die von den Kaisern herab bis zu den Tomo no miyatsuko gebauten Tempel nicht reparieren kann, will ich dazu Beihilfe leisten. Ich will auch Tempelverwalter und Tempeloberſte ernennen und sie einen Tempel nach dem andern besuchen lassen, die wirklichen Verhältnisse der Priester, Nonnen, Sklaven, Reis- und Trockenfelder inspizieren und alles mir ausführlich berichten lassen." Hierauf ernannte der Kaiser den Kume no omi, den Miwa no Shikobu no kimi und den Nukadabe no muraji Ohi zu Nori-dzukasa (d. i. zu Superintendenten der buddhistischen Doktrin).

Im folgenden Jahre (646) verfügte Kotoku, daß dem Besitzstand derjenigen buddhistischen Tempel, welche noch nicht registriert seien, Reisfelder und unkultiviertes Bergland einverleibt werden sollen.

Wie der Buddhismus bereits ein Faktor war, mit dem offiziell gerechnet wurde, wird aus einer im übrigen recht unscheinbaren Notiz ersichtlich, die sich am Ende einer längeren Verfügung aus dem Jahre 647 findet, durch welche der Kaiser Mützen von 7 Farben und 13 Rangstufen bestimmte. Da liest man: „Diese Mützen wurden bei großen Feierlichkeiten, bei Banketten für Gäste und bei Gelegenheit der Verehrung Buddhas im 4. Monat des Sommers und im 7. Monat des Herbstes getragen." Bei großen Festlichkeiten ist da an solche Feste zu denken, wie sie z. B. bei der Thronbesteigung eines Kaisers oder der Neujahrszeremonie stattfanden, bei Banketten für Gäste an die Bewirtung auswärtiger koreanischer oder chinesischer Gesandten. Es ist nun doch bezeichnend, daß die Anlegung der gleichen Galauniform wie für solche große Anlässe auch für die Feier zweier buddhistischer Feste offiziell angeordnet wurde: für Sakyas Geburtstag (O Shaka no tanjo oder Kwambutsuye) am 8. Tag des 4. Monats und für das Allerseelenfest (Urabonye) der Buddhisten, welche beide nach dem Nihongi zum erstenmale im Jahre 606 in Japan gefeiert worden waren.

Für das nächste Jahr wird wieder eine Entsendung von Priestern zu Studienzwecken nach Korea vermerkt. Und unter dem 7. März 648 steht zu lesen, daß Kanzler Abe die vier Klassen der Okonahibito, d. i. der Leute, welche nach dem Gesetze Buddhas lebten (Mönche, Nonnen, buddhistische Laienmitglieder und Buddhaanhängerinnen: Sanskr. Bhikshu, Bhikshuni, Upasaka und Upasika) im Tempel Shitennoji einlud, vier buddhistische Statuen bringen und sie in der Pagode dieses Tempels aufstellen ließ. Zugleich verfertigte er, indem er eine Anzahl Handtrommeln in einen Haufen aufbaute, die Gestalt des Berges Gridhrakuta, des indischen „Geistergeierbergs", auf welchem der Satan Mara den Ananda, einen Jünger Buddhas, erschreckte und auf welchem der Erleuchtete selbst die Versenkung in sich selbst (Zazen) ausgeführt haben soll.

Beim nächsten Jahre (649) wird der Bau eines Tempels in Yamato, des Yamadadera oder Kegonji, erwähnt und vom folgenden (650) die Herstellung von 46 Statuen gemeldet. Es waren dies eine sechzehn Fuß hohe Buddhastatue aus Stickerei mit den begleitenden Bodhisattvas und den acht Gruppen dämonischer Wesen (hachibu). Nach der Ansicht eines neueren japanischen Nihongi-Kommentators, die Florenz wiedergibt, wäre die Zahl der Statuen dem Alter des Kaisers entsprechend gewählt worden, eine Vermutung, die meines Erachtens schon durch die Erinnerung hinfällig wird, daß der Kaiser, im Jahre 596 geboren, 650 doch schon 54, nicht 46 Jahre alt war. Noch im gleichen Jahre gab er den Befehl, 1000 Statuen zu schnitzen. Zur Vollendung der großen Buddhastatue aus Stickerei lud im Jahre 651 die Kaiserin Mutter die im Jahre 654 zu Buddhalehrern ernannten zehn Priester ein und veranstaltete eine Buddhaverehrung. Von dem Umfang, den solche Veranstaltungen in dieser Zeit bereits angenommen hatten, erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir lesen, daß 651 der Kaiser über 2100 Priester und Nonnen nach seinem Palaste einlud, um sie die kanonischen Schriften lesen zu lassen, wozu am Abend im Innern des Palastes mehr als 2700 Lichter angezündet wurden. Von den bei diesem Anlaß gelesenen Sutras werden zwei benannt: das Antaku, „Friedliches-Haus-Sutra", eine Schrift, deren Sanskritname nicht ermittelbar ist, und das Dosoku-kyo, „Erd-Seite-Sutra," vermutlich ebenfalls eine Schrift, von der es, weil sie direkt chinesisch geschrieben war, kein Sanskritoriginal gibt. Bald danach mußte der Priester We-on wieder im Palast das bereits erwähnte Sukhavati-vyuha-sutra erklären, wobei 1000 Priester als Auditorium fungierten. Zu Anfang des Jahres 653 lud der Kaiser die Priester und Nonnen des ganzen Landes zu sich in den Palast, bewirtete sie mit einem aus vegetabilischen Substanzen bereiteten Mahle, verteilte Almosen in großem Maßstabe und ließ Lichter anzünden.

Wie Kotoku-tenno auf die gelehrte Bildung der Geistlichkeit bedacht war, ersieht man aus den zahlreichen Entsendungen von Studienpriestern, die in Begleitung von Gesandten von ihm nach

China geschickt wurden. Zwei Gesandtschaften des Jahres 653 waren von einer ganzen Anzahl solcher Priesterstudenten begleitet. Von ihnen kamen viele durch Schiffbruch ums Leben. Aber die Gefahren der Seefahrt schreckten die Buddhamönche so wenig, daß sich immer wieder Kandidaten meldeten. Jahrelang oblagen manche von ihnen in China ihren Studien, und gar manch einer ist dort, der Heimat fern, verstorben. Von einem Zögling des Priesters Weon, der 653 in China ankam, erzählt ein bei Florenz (Jap. Ann. S. 154) angeführtes japanisches Werk, daß er nahezu zehn Jahre unter einem gewissen Shen-t'ai im Tempel Huijih-sze in Ch'ang-ngan (Prov. Shensi) studierte, um erst im Jahre 679 in seine Heimat zurückzukehren. Nach seiner Rückkehr aus China habe er die Leiche seines mittlerweile verstorbenen Vaters aus dem nach altjapanischer Art angelegten Hügelgrab herausnehmen und unter einer kleinen Steinpagode begraben lassen. Dies Beispiel zeigt, wie schon Florenz bemerkt, daß zu jener Zeit die altjapanische Begräbnismethode allmählich verdrängt wurde.

Und wie dieser Priester Jowe, so brachte jeder, der aus China zurückkam, neue fremde Einflüsse, vor denen das Alte zu weichen hatte.

Von Jowe wird bemerkt, daß er der Sohn des Naidaijin, eines Ministers, war. Der Priesterstand, das sieht man hieraus, rekrutierte sich zum Teil aus den höchsten Gesellschaftsklassen. Und dazu kommt, daß er der Hauptträger der Bildung und Wissenschaft schon in dieser Periode war. So versteht man auch die Achtung, in der die Diener Buddhas am Hofe standen. Als der Priester Bin erkrankte, begab sich der Kaiser in eigener Person nach seinem Tempel, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen. Er ergriff seine Hand und sagte: „Wenn Euer Ehrwürden heute sterben, so werde ich morgen sterben und Euch folgen." Als er hörte, daß Bin verschieden sei, schickte er einen Boten nach dem Tempel, um sein Beileid auszudrücken, und ließ viele Geschenke überreichen. Ein gleiches taten die Kaiserin Mutter und der Kronprinz. Um das Andenken des Verstorbenen zu ehren, gab Kotoku den Auftrag, eine große Menge von Statuen Buddhas und der Bodhisattvas anzufertigen, und ließ dieselben im Tempel aufstellen. —

Die allgemeine Lage in Japan.

Von Superintendent D. Schiller in Kioto.

1. Anarchismus und seine Folgen.

Das wichtigste und sensationellste Ereignis der letzten Zeit ist der große Anarchistenprozeß in Tokio gewesen, durch welchen 24 Personen, darunter eine Frau, die des Anschlags auf das Leben des Kaisers wie anderer Mitglieder des Kaiserhauses geziehen wurden, nach längerer, geheimer Verhandlung für schuldig befunden und zum Tode durch den Strang verurteilt worden sind.

Entgegen der sicheren Erwartung des Volkes, die in der Presse zum Ausdrucke kam, wurde davon nur die Hälfte zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt, während die übrigen zwölf, darunter auch die weibliche Angeklagte, mit merkwürdiger Eile, die den sonstigen japanischen Gewohnheiten gar nicht entspricht, hingerichtet worden sind. Daß in einem Lande wie Japan, welches sich vor sich selbst, wie vor dem Auslande eines einzigartigen Maßes von Kaisertreue rühmt und dadurch allen anderen Völkern überlegen zu sein glaubt, ein solcher Anschlag überhaupt erdacht werden konnte, gab nicht nur der Regierung, sondern auch dem Volke einen starken Schlag. Kein Wunder, daß man das Wort „Anarchismus" nur noch leise auszusprechen wagte, und daß die Behörden strenger als je die Aeußerungen des freien Wortes überwachten. Und da der Anarchismus aus dem Sozialismus heraus sich entwickelt hatte, so war mit ersterem zugleich auch der letztere verdächtig, und eine scharfe Unterdrückung jeder sozialistischen Regung setzte ein, die mancherlei merkwürdige Blüten trieb. Nicht nur Schriften, die jahrelang ungehindert verbreitet worden waren, sogar Romane und Darstellungen der Geschichte des europäischen Sozialismus wurden plötzlich verboten, ja, wie Asada Koson in der Februarnummer der großen Zeitschrift Taiyo mitteilte, sogar das Wort Shakwai d. h. Gesellschaft, wurde verdächtig — weil Shakwai ein Bestandteil des Wortes Shakwai-Shugi, d. h. Gesellschaftsprinzip oder Sozialismus ist. und der Verein Shakwai Kyoiku, d. h. Verein zur Erziehung der Gesellschaft, sah sich genötigt, sein Aushängeschild einzuziehen. Derartige Nervosität der Behörden erweckte dann wieder Proteste in der Presse und im Parlamente, weil man auf diese Weise solche Gedankenbewegungen nicht beseitigen könne, sondern eher deren extreme Entwicklung hervorrufen würde, wie es denn verschiedentlich scharf ausgesprochen wurde, daß die Regierung selber durch ihre scharfen Unterdrückungsmaßregeln an der Entwicklung des japanischen Sozialismus zum Anarchismus schuld sei. Auch der berühmte Novellist Tokutomi Rokkwa, der z. B. die bekannte Novelle Namiko geschrieben hat, welche sogar ins Deutsche übersetzt ist, ließ sich dazu hinreißen, seiner Entrüstung über die übermäßige Strenge der Regierung in einer Studenten-Versammlung im Obergymnasium zu Tokio scharfen Ausdruck zu geben, was großes Aufsehen erregte, so daß Nitobe, der Direktor dieser Schule — es ist der bekannte Verfasser von Bushido — wenigstens formell wegen dieses Vorkommnisses, an dem er doch schuldlos war, da er nichts mit dieser Versammlung zu tun gehabt hatte, sein Abschiedsgesuch einreichte, ebenso wie es vorher drei Minister aus Anlaß des Vorkommens von Anarchisten im Lande getan hatten. Bei Nitobe wurde die ganze Angelegenheit mit einer Rüge erledigt. Aber ein Observer im Japan Chronicle vom 14. Februar 1911 glaubt doch im Blick auf so manche Vorkommnisse der letzten Zeit zu folgendem Urteil berechtigt zu sein: „Obgleich man uns sagt, daß wir im 44. Jahre Meji (d. h. der erleuchteten Regierung) stehen, ähneln doch manche Handlungen der Regierungsbeamten

während der letzten 9 Monate gar sehr denen des Bakufu (der Shogunatsregierung) in der Zeit, wo Japan mit einem Stabe von Eisen regiert wurde. In vielen Dingen ist Japan vorwärts gekommen, aber in der Politik sind die Veränderungen keine wirklichen gewesen. Es gibt kein konstitutionelles Land auf Erden, das so despotisch regiert wäre wie Japan". Das ist wohl etwas zu stark ausgedrückt, denn in Wirklichkeit ist Japan politisch noch gar nicht reif für ein volles konstitutionelles Regiment und sollte den Männern danken, welche das Schiff des Staates so weise durch die Klippen der Neuzeit geführt haben. Immerhin wird die Strenge der Regierung im Volke mit großer Unzufriedenheit hingenommen.

Da in Japan traditionell eine starke Tendenz vorhanden ist, alles Uebel, das sich zeigt, den Einflüssen des Auslandes zuzuschreiben, wie denn auch tatsächlich Kotoku, der Anarchistenführer, seine extremen Anschauungen in Amerika erworben haben soll, so war es mir nicht verwunderlich, daß ich allen Ernstes von einem christlichen Prediger gefragt wurde, ob nicht etwa die japanische Anarchistenverschwörung vom Auslande her angezettelt und mit Geld unterstützt worden sei, um der japanischen Regierung innere Schwierigkeiten zu machen. Sofort wurde auch wieder das Christentum verdächtigt, das ja seit der Christenverfolgung in den Anfangszeiten des 17. Jahrhunderts weithin als eine staatsgefährliche, weil staatsauflösende Macht betrachtet wird. Prediger und Christen, namentlich im Innern des Landes, wissen darum wieder von Ueberwachung ihrer Versammlungen und ihres Privatlebens durch Geheimpolizisten zu erzählen. Die Lage hätte für das Missionswesen gefährlich werden können, wenn etwa die Anarchisten, was doch immerhin möglich gewesen wäre, in engeren Beziehungen zum Christentum gestanden oder gar ihre radikalen Anschauungen aus mißverstandenen Sätzen der Bibel abgeleitet hätten. Das war nun glücklicherweise nicht der Fall. Im Gegenteile befanden sich sogar buddhistiche Priester unter den Verurteilten. In dieser Beziehung ist es vom Stande des Christentums aus mit Genugtuung zu begrüßen gewesen, daß Kotoku Denjiro noch aus dem Gefängnis heraus eine scharfe Absage an das Christentum schrieb, indem er dort unter dem Schriftstellernamen Shusui, d. h. stilles Wasser, eine Streitschrift gegen das Christentum vollendete, die nach seiner Hinrichtung veröffentlicht wurde unter dem Titel: Kiristo Masatsuron, d. h. Auslöschung Christi (vgl. Voltaires „Ecrasez l'infâme!") Kotoku war ein Schüler des vor einigen Jahren gestorbenen, durch seinen geschickten Stil hochberühmten Schriftstellers Nakae Chomin, dessen extremer Materialismus am besten dadurch gekennzeichnet wird, daß wir das eine rohe Wort aus seiner letzten, auf dem Krankenlager verfaßten Schrift Ichinenyuhan (d. h. Noch ein Jahr zu leben) mitteilen, obgleich sich die Feder sträubt, es wiederzugeben, daß nämlich Buddha und Christus in der Weltgeschichte weniger Spuren hinterlassen hätten als the droppings of a horse on the roadside! Man begreift eigentlich nicht recht, wie ein

Buch mit so plattem Inhalte bloß um seines schönen Stiles willen in Japan solches Aufsehen machen konnte. Kotoku hat aus den Lehren seines Meisters offenbar die praktischen Konsequenzen gezogen und kann dem heutigen Japan als Paradigma dafür dienen, wohin ein radikaler Nichtsalsradikalismus den Menschen führen kann. Dennoch ist manchem im heutigen Japan seine Streitschrift gegen das Christentum willkommen. Sie beruht hauptsächlich auf den Ausführungen von Arthur Drews und von William Benjamin Smith über die Ungeschichtlichkeit Jesu, die auch in Japan Aufsehen erregt haben, von denen freilich das gelten wird, was einst Athanasius, als er, von Julian Apostata zum Exil verurteilt, Alexandria verließ, ausgerufen haben soll: praeetribit sicut nubila — das wird vorübergehen wie ein Gewölk!

Da in unserer von Gott regierten Weltordnung auch die Sünde in Segen auslaufen muß, so mag in Japan eine Abwendung vom Materialismus eine heilsame Folge des Anarchistenprozesses sein. Man fängt tatsächlich an, mehr als bisher sein Augenmerk auf die offensichtlichen Schäden der Gesellschaft zu richten, an die man bisher in der Regel nicht glauben wollte, weil man hartnäckig den Standpunkt vertrat, daß die japanische Gesellschaftsordnung vollkommen oder doch besser sei als die anderer Völker. Jedenfalls ist in der letzten Session des japanischen Reichstags endlich die bisher immer abgelehnte Regierungsvorlage angenommen worden, welche bescheidene Anfänge eines Arbeiterschutzgesetzes darstellt, indem sie vor allem die industrielle Ausbeutung der Frauen und Kinder durch allzulange Arbeitszeit und Nachtarbeit einzuschränken sucht (es befinden sich in Japan unter den 700 000 Industriearbeitern 426 000 weibliche!) und so eine Grundlage bietet, auf der dann später weiter gebaut werden kann. Auch der japanische Kaiser hat die Augen seines Volkes auf die Pflicht sozialer Hilfe zu lenken versucht, indem er selbst mit gutem Beispiel voranging und am Feste Kigensetsu (am 11. Februar dieses Jahres), dem Tage der Dynastiegründung und des Erlasses der Konstitution, die großartige Schenkung von etwa 3 Millionen Mark machte, aus welchen Mitteln ärztliche Hilfe an bedürftige Kranke bezahlt werden solle. Und bald darauf wurde eine zweite große Schenkung veröffentlicht, nämlich ¾ des Kronlandes oder fast 3000 Quadratkilometer (wohl meist Wald und Heide) in der Provinz Yamanashi, welche in den letzten Jahren verschiedentlich schwer unter Hochwasserschäden gelitten hatte. Das alles soll wohl dazu dienen, weitere Kreise auf die Pflicht sozialer Hilfeleistung hinzuweisen, deren Notwendigkeit bisher immer geleugnet wurde, weil man glaubte, daß der japanische Organismus der Gesellschaft, welche aus Sippen und nicht aus Individuen besteht, das Auftreten sozialer Schäden verhindere. Dem sei nun, wie ihm wolle, jedenfalls wird im modernen Japan der Unterschied zwischen Arm und Reich immer größer, während die industrielle Entwicklung auflösend auf die Sippenverbände wirkt und dadurch, daß sie die Menschen von ihren Heimatsorten wegführt, auch hier eine Arbeiterbevölkerung

schafft, die allen Zufälligkeiten widriger Schicksale um so mehr preisgegeben sind, als Japan den Segen einer gesetzlich geordneten Arbeiterfürsorge noch nicht kennt.

2. Japan in seiner Periode der Reaktion.

Schon früher ist von mir hingewiesen worden auf ein immer stärkeres Anwachsen einer Reaktion im heutigen Japan. Der Anarchistenprozeß hat dazu mitgeholfen, aber die Bewegung war schon früher vorhanden und ist nur noch stärker geworden. Es liegt nahe, eine geschichtliche Parallele in der Reaktion in Preußen nach den Befreiungskriegen zu finden. Aber der Vergleich ist doch nicht richtig; denn damals war in Preußen die Regierung reaktionär im Gegensatz zu starken freiheitlichen Bewegungen im Schoße des Volkes, während hier in Japan Regierung und Volk in diesem Stücke ziemlich eines Sinnes zu sein scheinen. Es rührt diese Bewegung in Japan von dem Erstarken des Nationalgefühls und dem Anwachsen des konservativen Sinnes her, welches in den großen nationalen Erfolgen in den Kriegen gegen China und Rußland, die zur Erwerbung von Formosa, Süd-Sachalin, Korea und der südlichen Mandschurei führten, seine Wurzel hat. Japan geht augenblicklich wieder durch eine Periode seiner Geschichte, wo es von sich zu sagen scheint: Ich bin satt und bedarf nichts, wo es von der Vortrefflichkeit und Ueberlegenheit seiner Kultur mehr als je überzeugt ist und höchstens zugibt, daß die Europäer in den Dingen der äußeren Kultur geschickter seien.

Je mehr aber eine solche Ueberzeugung im Volke wächst, um so mehr bewirkt das bei der Eigenart des japanischen Volkes eine Steigerung des Kaiserkultes. Die Kaiserbilder in den Schulen des Landes sind nicht etwa von der Schulgemeinde angekauft, sondern von der Regierung verliehen; sie werden mit großer Feierlichkeit abgeholt, als ein kostbarer Schatz gehütet; sie sind verhüllt und werden nur bei großen Festen entschleiert, um die huldigende Verbeugung der Lehrer und Schüler entgegenzunehmen. Bei dem Bilde muß auch des Nachts eine Wache sein, weshalb immer einer der männlichen Lehrer in der Nähe desselben schläft, um es bei Ausbruch eines Brandes sofort zu retten. In der höheren Volksschule zu Toyohashi hat man im Hofe zwischen den Schulgebäuden ein besonderes Receptakulum für das Kaiserbild gebaut, das die Form eines kleinen Tempels hat; geht die Entwickelung in derselben Linie weiter, so wird die nächste Generation einen Tempel zur Aufbewahrung für ein Kaiserbild für das Richtige halten. Welche Rolle der Kaiser und das Kaiserhaus im Gemütsleben des heutigen Japaners spielt, mag daraus klar werden, daß ein mir persönlich bekannter Schulrektor in dem Landstädtchen Ueta, sich zur Selbstentleibung für verpflichtet hielt, weil mit dem Gebäude seiner Schule auch das Kaiserbild samt dem wachehaltenden Lehrer verbrannt war. Dasselbe zeigt der Fall des jetzigen Oberbürgermeisters von Tokio mit Namen Osaki, der einst als Minister seinen Abschied nehmen mußte, weil er im Reichstage in einer Rede

sich dahin geäußert hatte, daß das heutige Japan einem solchen Mammonismus verfallen sei, daß es, wenn es zur Republik würde, sicherlich eine Plutokratie, eine Herrschaft der Geldsäcke darstellen würde — selbst die Erwähnung von Japan als Republik in einem irrealen Bedingungssatze war den Loyalisten zu arg. Gerade in den letzten Monaten tobte ein Sturm durch das Land aus Anlaß einer Stelle im offiziellen geschichtlichen Lehrbuch für Mittelschulen, wo es unklar gelassen war, ob im 14. Jahrhundert bei einem Schisma des Kaiserhauses die nördliche oder die südliche Dynastie die legitime gewesen sei, während doch die Volksstimme traditionell sich für die südliche Dynastie entschieden hatte, aus deren kurzer Geschichte so viele heroische Taten der Vasallentreue überliefert sind. Diese rein historische Frage, die sich auf Dinge bezog, welche fast 5 Jahrhunderte zurückliegen, drohte bei der Sentimentalität des japanischen Volkes beinahe das ganze Kabinett oder doch wenigstens den Erziehungsminister zu stürzen, und wurde schließlich so beigelegt, daß die betreffenden Lehrbücher sämtlich eingestampft wurden und daß die verantwortlichen Beamten im Erziehungsministerium ihren Abschied nahmen. Der Reichstgsabgeordnete, der diese ganze Angelegenheit zur Sprache brachte, hatte sich vorher durch eine Wallfahrt zum Shintotempel von Atsuta für diese staatserhaltende Tat gestärkt und begab sich nachher auf eine Wallfahrt nach Ise. Das zeigt die Sentimentalität, die bei der ganzen Sache war. Daß aber die Sentimentalität in solchen Fällen in Fanatismus auszuarten droht, zeigt sich daran, daß Dr. Kida, der verantwortliche Abteilungschef im Ministerium, nicht nur resignierte, sondern auch seine Kinder aus der Schule nehmen mußte, weil die fanatisierten Schulkameraden dieselben belästigten, und daß auf sein Haus verschiedentlich Angriffe gemacht wurden.

Fügen wir noch ein bezeichnendes Beispiel hinzu, das auf derselben Linie liegt und uns zeigen mag, wohin die Entwickelung geht oder doch zu gehen droht. Der Verlag Hakubutsukan veröffentlichte vor kurzem die Schrift Gendai Shakwai Kansatsu (eine Sammlung von Ansichten über die gegenwärtige japanische Gesellschaft). Darin läßt sich der gegenwärtige Ackerbau-Minister, Baron Oura, der im letzten Sommer von einer längeren Europareise heimgekehrt ist, also vernehmen: „Im Westen wird die Gesellschaft zusammengehalten durch das Christentum allein, und wenn dessen Einfluß schwindet, so schwinden auch die staatserhaltenden Mächte dahin. Anders in Japan. Hier nimmt das Kaiserhaus den Platz der Religion ein, und darum ist der japanische Staat stärker als jeder andere. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß die Erhabenheit des japanischen Kaiserhauses alle anderen überragt und daß es ewig ist wie Himmel und Erde. Ich glaube, daß es in der ganzen Welt kein anderes Kaiserhaus gibt, welches einen so absolut hohen Rang hat, wie das unsere." (Japan Mail vom 25. März 1911).

Solche unverhüllten Aeußerungen tun dar, wie nahe es

einem gebildeten Japaner auch der modernsten Zeit liegt, mit der Kaiserverehrung religiöse Gefühle zu verbinden. Kein Wunder darum, daß auch die Shintoreligion in Japan wieder aufzuleben scheint, daß sie als die Religion des Kaiserhauses, wenn auch die Verfassung Religionsfreiheit garantiert, doch tatsächlich immer mehr zur Staatsreligion wird, welche jeder loyale Untertan mitmachen muß, soll er nicht Zweifel an seiner Kaisertreue erwecken. Man sucht das freilich so zu erklären, als sei Shinto gar keine eigentliche Religion, sondern eine Art Staatskult, eine Verehrung staatlicher Einrichtungen und der Staatsgeschichte, vor allem eine Verehrung des Kaiserhauses und seiner Ahnen, und macht auch wohl den feinen Unterschied zwischen veneratio und adoratio zwischen dankbarer Verehrung und religiöser Anbetung. Aber Shinto hat doch eine Jahrtausende lange Geschichte als Religion, die sich nicht beliebig ausstreichen läßt, im Volke ist mit dem Shintodienste die Anbetung der Sonne, des Mondes und der Naturkräfte, der Glaube an Fuchs- und Berggeister, der Phallusdienst und vieles andere unlösbar verbunden, und bei der Verehrung des Kaiserhauses werden doch zum mindesten die kaiserlichen Ahnen als Gottheiten verehrt, die göttliche Abstammung des Kaiserhauses als ein unerschütterliches Dogma gelehrt, woran sich dann in der Regel auch der Glaube an die göttliche Abstammung des japanischen Volkes, d. h. seine Herkunft von den Göttern anlehnt, ein besonderer Vorzug des japanischen Volkes, der dann auch besondere Pflichten unter den Nationen bedingt (ähnlich wie es bei dem „auserwählten Volke" des alten Bundes der Fall war). So haben das letztere z. B. der Methodisten-Theologe Dr. Hiraiwa und der bekannte Kumiai-Prediger Ebina ausgesprochen, was zwar oft ein geschicktes Spielen mit schönen Worten darstellen mag, weshalb die Auslassungen des ersteren der beiden genannten Männer auch in der Zeitschrift für Schönrednerei aufgenommen wurde, was aber immerhin vom christlichen Standpunkte aus unklar und für die Gesundheit der christlichen Entwickelung als gefährlich betrachtet werden muß. Denn das Christentum kann keinen Pakt schließen mit der Shintoreligion und muß die Reinheit des Monotheismus aufs äußerste wahren, anders als der pantheistische Buddhismus sich in solchen Fällen zu verhalten pflegt; das aber führt leicht zu Konflikten. So wird denn die christliche Verkündigung tatsächlich vielfach mit Mißtrauen betrachtet; ein Gottesdienst in Yokohama, in dem der Prediger von dem Anarchistenprozeß redete, soll sogar von der Polizei aufgelöst worden sein, in Gifu verboten die Volksschullehrer ihren Schülern den Besuch der christlichen Sonntagsschulen, in Kioto weiß ich wenigstens von einer großen Schule, daß in der Lehrer-Konferenz eine Beratung über diese Frage stattfand, und wenn die Erziehungsbehörden ihre neuliche Verfügung, wonach jede Schule einmal im Monat einen Shinto-Tempel zu besuchen und über diesen Besuch zu berichten habe, wirklich konsequent durchzuführen versucht, so werden sich weitere schwere Konflikte ergeben, wenigstens von

seiten der reinen Missionsschulen, von denen einige diese Verfügung enbenfalls erhalten haben.

Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß andere optimistischer über die Lage urteilen, so vor allem E. W. Clement, Professor an einem baptistischen Seminar in Tokio, der auf der World's Christian Citizenship Conference in Philadelphia im November 1910 in einem Vortrage über „Christliche Bürgerschaft in Japan" unter anderem sagte: „Es gibt in Japan keine Staatsreligionen und Kirchen mehr, und es wird auch keine mehr geben. In Altjapan waren Shintoismus und Buddhismus als Staatsreligionen anerkannt, aber beide sind in Neujapan vom Staate getrennt worden. Shinto ist in der Theorie und im Prinzip säkularisiert und wird zwar allmählich, aber doch sicher auch in der Praxis und in der Wirklichkeit immermehr verweltlicht werden. Er wird nie mehr hoffen können, als eine Religion dazustehen; aber er mag dastehen als die Verkörperung der Nationalgesinnung (of national sentiment). Er ist jetzt lediglich ein Mechanismus, um die gegenwärtige Generation in Verbindung mit den früheren zu erhalten, um die Kontinuität der nationalen Verehrung der Ahnen zu wahren. Kurz, Shinto als Religion ist das Todesurteil gesprochen." (cf. Japan Weekly Mail vom 21. Januar 1911). — Das ist nicht nur ein höchst optimistischer, sondern auch ein für christliche Japaner höchst bequemer Standpunkt, den man aber im Interesse der Reinheit der christlichen Bewegung lieber vermeiden sollte.

Zum Beweise dafür, wie konservativ und national-selbstbewußt die offiziellen Vertreter des heutigen Japans gesinnt sind, mag in diesem Zusammenhange noch hingewiesen werden auf die Stellungnahme des Barons Kikuchi, eines Mannes, der einst in England studiert hat, später Professor der Mathematik und schließlich Präsident der Tokio-Universität, darauf Erziehungsminister wurde und jetzt die Kioto-Universität leitet, also eines hochangesehenen und um Japan hochverdienten Mannes, der vor einigen Jahren nach England zu Vorträgen über das japanische Erziehungswesen gerufen wurde und im vorigen Jahre zu einem Vortrage nach New-York geladen wurde, den er dort am 1. Februar 1910 in der Versammlung des New Civic Forum gehalten hat, und der unter dem Titel: The New Japan, its intellectual and moradepvlme eolnt (Neujapan, seine intellektuelle und moralische Entwickelung) samt der nachfolgenden Debatte im Verlage des Civic Forum separat veröffentlicht worden ist (23 S.). Diese kleine Schrift ist hochinteressant und charakteristisch. Denn Kikuchi gibt an keiner Stelle zu, daß der europäische Einfluß etwas wesentlich Neues und Gutes nach Japan gebracht hätte. Nach ihm bedeutet die moderne Entwickelung Japans eigentlich nichts prinzipiell Neues. Japan ist immer fortgeschritten, hat allezeit vom Auslande her aufgenommen (S. 3), auch die Tokugawa-Periode, in der das Land gegen das Ausland hermetisch abgeschlossen war, ist keine Periode der Stagnation gewesen, sondern eine solche der Ausbreitung der Volksbildung und der industriellen Entwickelung

(S. 6, sic!), die Samurai (Ritter) Altjapans bildeten nicht nur einen social und politisch den anderen Klassen überlegenen Stand, sondern überragten dieselben auch intellektuell, da sie ihre militärischen Uebungen neben (sic! nicht etwa umgekehrt) literarisch-philosophischen Studien trieben (S. 7). Selbst die moderne allgemeine Wehrpflicht ist in Japan nichts Neues, sondern nur eine Rückkehr zu dem Brauche der alten Zeiten vor Entstehung der Samurai-Klasse, wo jeder dienstpflichtig war (S. 11—12) — das letztere aber doch wohl nur in dem Sinne, wie in jedem anderen unzivilisierten Volke auch, bei dem im Kriege kein besonderes Heer ausrückt, sondern der Heerbann des ganzen Volkes. Kurz, es ist für den rückwärts gewandten Standpunkt des Verfassers — und ein solcher Standpunkt liegt bei Ländern mit dem Brauche der Ahnenverehrung besonders nahe — eigentlich alles Moderne schon früher dagewesen, und der Redner hielt sich darum für berechtigt, in der Debatte nach seinem Vortrage auf die Frage, ob Japan irgend welche Stücke seiner moralischen Unterweisung vom Westen übernommen habe, mit einem glatten Nein zu antworten (S. 23); d. h. also, Japan ist selbstgenugsam, was keines der westlichen Völker von sich sagen könnte, es verdankt dem Westen nichts in seinen moralischen Idealen, auch nicht etwa das Dringen auf Monogamie, auf persönliche Reinheit, die Erkenntnis vom hohen Werte der Einzelpersönlichkeit, das Dringen auf Wahrhaftigkeit usw. Am wichtigsten ist für uns hier, daß der Vortragende auf die Frage: „Welche Rolle hat das Christentum in der Erweckung Japans gespielt? Welche Wirkungen haben christliche Missionare ausgeübt und wie weit geht ihr Einfluß", zur Antwort gab: „Das Christentum hat keine Rolle in der politischen Umwälzung des Jahres 1868 gespielt, aber unter den Missionaren, welche von Amerika in den Anfangszeiten und auch später gesandt wurden, waren Leute mit weitherzigen Anschauungen, die zu kennen Erziehung war. Solche Männer haben den japanischen Studenten durch ihren edlen Charakter ein gutes Beispiel gegeben. Es geschah aber mehr durch ihren Charakter als durch das Christentum selber, daß sie uns beeinflußt haben." (S. 22). Das ist also eine direkte Ableugnung der segensreichen Einflüsse des Christentums auf Japan von autoritativer Seite, und es tut gut, auch auf solche Aeußerungen zu achten, damit man nicht etwa glaubt, die Missionsarbeit in Japan sei schon getan; denn so wie Baron Kikuchi urteilen mehr oder minder die ganze amtliche Welt Japans, die pädagogischen Kreise und noch unzählige andere. Im übrigen steht die Mehrzahl der Japaner auf dem bequemen Standpunkte, der kein entschiedenes Bekennen nötig macht, daß alle Religionen wahr sind, nur verschiedene Wege zum Gipfel der Wahrheit, so wie es in einem Kurzgedichte heißt:

Wake noboru fumoto no micht wa okeredo
Takane no tsuki wo miru kana!

Viele sind zwar der Wege vom Fuße des Berges zum Gipfel;
Dennoch ist stets derselbe der Mond, der oben geschaut wird!

(Schluß folgt).

Unsere 27. Jahresversammlung in Bern.

Für die Tage vom Sonntag dem 20. bis zu Dienstag dem 22. August hatten uns der Schweizerische Landesverein, der Bernische Frauen- und der Bernische Zweigverein zur Jahresversammlung nach Bern geladen, in die alte, prächtige, von der grünen Aar umflossene, mit dem schönsten natürlichen Schmuck, dem Kranz der Hochalpen geschmückte Kantons-Hauptstadt und den Sitz der eidgenössischen Bundesbehörden. Uns allen, die wir diese Tagung mitmachen durften, werden die dort erlebten Tage in schöner, dankbarer Erinnerung bleiben. Alle Veranstaltungen trugen einen feinen Zug unaufdringlicher, natürlicher Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit zu den deutschen Gästen an sich, vor allem aber leuchtete uns aus allem, was gesagt und veranstaltet wurde, die große, warme Liebe zu unserer Sache und der vorbildliche Eifer im Wirken für sie entgegen. Die Kantonal-Behörde hatte für die Sitzungen und die Hauptversammlung die behaglichen Räume ihres sehenswürdigen Rathauses mit seiner prächtigen Außentreppe zur Verfügung gestellt.

Gleich am Sonntag-Nachmittag von 3—7 Uhr hielt der Zentralvorstand seine erste Sitzung ab, deren Hauptverhandlungsgegenstände die Finanzlage und unsere Arbeit in Japan bildeten. Am Abend luden dann die Glocken des Münsters zum Festgottesdienst, und eine große, andächtige Gemeinde folgte diesem Ruf. Stimmte schon der erhabene Kirchbau und das Bewußtsein der geistigen Gemeinschaft mit einer großen Gemeinde zur Andacht, so wurde diese Stimmung verstärkt durch das herrliche Orgelspiel, den gemeinsamen Gesang unserer alten Kirchenlieder, (das erste: „Sollt ich meinem Gott nicht singen" freilich in einer uns Deutschen fremden und gegen unsere wuchtige zurückstehenden Melodie), durch den vollendeten Vortrag einiger Stücke aus Mendelssohns Lobgesang durch die vereinigten Kirchenchöre der Stadt Bern, unterstützt vom Schüler-Orchester des städtischen Gymnasiums, unter Leitung des Professors C. Heß-Ruetschi, und last not least durch die warme, ergreifende Predigt unseres früheren Japan-Missionars, des Pfarrers Wendt aus Frankfurt a. d. O. über Joh. 15, 13: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde." Zu der größten Arbeit rief uns die Predigt auf, daß wir im Bewußtsein der uns gewordenen Erlösung Gottes Mitarbeiter an dem Werk der Erlösung seien. Da die äußeren Kulturgüter, die den Völkern des Ostens von Europa her gebracht sind, ein Gift werden ohne den Geist des Evangeliums, so müssen wir ihnen das Evangelium bringen. Diese Arbeit ist reich an Schwierigkeiten draußen und daheim: sie erfordert viel Opfer. Aber erst, daß wir Opfer bringen, macht ja das Leben des Lebens wert; und je aussichtsloser jetzt unser Werk scheint, um so siegesgewisser sollen wir sein. Zweierlei ist dazu wichtig: 1. Das Bewußtsein: es lebt noch der Geist unseres Textwortes in uns. Gerade die Schweizer Geschichte, aber auch die deutsche ist reich an Vorbildern der sich selbst hingebenden Liebe zu Volk und Vater-

land; und wo diese Fähigkeit vorhanden ist, wird sie auch nicht versagen, wenn es sich um etwas Höheres, um die Erlösung des Menschen handelt. 2. Auch jene fernen Völker haben ein Verständnis für die Größe und Wirkung einer opferwilligen Liebe; z. B. ist die Geschichte des japanischen Volkes reich an Beispielen der Selbstaufopferung. Wo dieser Geist in einem Volke lebt, da lebt auch unbewußt die Sehnsucht nach dem Evangelium in ihm. Mit einem Aufruf zur Mitarbeit an dem Werk der Mission und zu selbstverleugnender Opferwilligkeit schloß die eindrucksvolle Predigt. —

Nach dem Gottesdienst fand noch ein geselliges Beisammensein im Kasino statt, durch welches den Festteilnehmern Gelegenheit geboten wurde, sich näher kennen zu lernen. Pfarrer Ryser-Bern begrüßte im Namen der Veranstalter in launigen Worten die Gäste in dem nach Ausspruch eines großen Deutschen „wilden" Land der Schweiz. Der Präsident D. Kind dankte in seiner verbindlichen humoristischen Art, und Dr. Rohrbach verstand es, auch das „Wilde" der Schweiz als etwas Vorbildliches für uns darzustellen.

Der Montag Morgen war wieder einer angestrengten Sitzung des Zentralvorstandes vorbehalten, an der auch, vom Vorsitzenden besonders freudig begrüßt, der Ehrenpräsident D. Buß aus Glarus und das Ehrenmitglied Professor D. Kesselring aus Zürich teilnahmen. Diesmal ward hauptsächlich über China verhandelt. Von den Beschlüssen und Beratungen der beiden Zentralvorstandssitzungen sei hier nur folgendes, das Wichtigste, mitgeteilt:

Japan. Für den immer dringender werdenden Bau eines würdigen gottesdienstlichen Gebäudes in Kioto, der nach Superintendent Schillers Berichten geradezu eine Lebensfrage für die Kioto-Gemeinde bedeutet, um so mehr, als die anderen amerikanischen und englischen Missionsgesellschaften mit ihren reichen Mitteln prächtige Kirchen in der Nähe unseres ganz unzureichenden, einfachen Versammlungsraumes bauen, wurden von den Reiseersparnissen des Missionsinspektors Witte 1000 Mk. bewilligt. — Von dem schon erfolgten Bau eines Kindergartens für japanische Kinder in Tokio, dessen Kosten aus Sammlungen Pfarrer Schröders unter den dortigen Deutschen bestritten wurden und dessen Leitung die als Kindergärtnerin geprüfte Frau Pfarrer Schröder übernommen hat, wurde mit Dank und Freude Kenntnis genommen. — Pfarrer Schröder wurde für 1912 ein 3½monatlicher Urlaub zu einer Heimatreise auf eigne Kosten erteilt. — Wieder klang aus dem Bericht des unterzeichneten Referenten über Japan der dringende Ruf nach Aussendung eines dritten Missionars heraus. Das Werk schreitet unter der Leitung des außergewöhnlich tüchtigen und eifrigen Superintendenten Schiller in der alten Weise der direkten Evangelisation und Bildung von Gemeinden, woran sich alles andere, die literarische, die Schul-Mission, die Beeinflussung der Oeffentlichkeit angliedert, tüchtig vorwärts, und es könnte noch so viel mehr in Japan gewirkt werden, wenn mehr Arbeitskräfte draußen vorhanden wären. Nach

Aussendung eines dritten Missionars könnte auch die theologische Schule, die eine große Bedeutung für uns und die andern Missionen haben würde, sofort wieder eröffnet werden. Leider muß der Zentralvorstand aus Mangel an Mitteln immer wieder diesem Ruf nach einem dritten Missionar ein „Nein" entgegenstellen, und auch diesmal konnte der Beschluß nur ein bedingter sein: sobald die Mittel dazu vorhanden sind, soll der Geschäftsausschuß der Frage der Aussendung eines dritten Missionars näher treten. Wer hilft uns, daß wir das recht bald können, daß wir unseren Arbeitern in Japan, die sich schon längere Zeit neben China stiefmütterlich behandelt fühlen, diesen ihren im Interesse unserer Sache immer wiederholten dringenden Wunsch erfüllen dürfen?

Ueber China, wo unsere Arbeit ebenfalls gute Fortschritte macht und ein immer mehr sich dehnendes Feld vor sich sieht, referierte Pfarrer Lic. Dr. Torge. An sein Referat knüpften sich lange Besprechungen über Wesen und Charakter der deutschen Gemeinden in Ostasien, über deren kirchliche Gleichgültigkeit viel geklagt wurde, sowie vor allem über unsere Missionsart in China. Nachdem im Schoß des zur Verwaltung der Hamburger Spende eingesetzten Kuratoriums in Tsingtau neue Schulpläne aufgetaucht waren, hielt es der Zentralvorstand für wichtig, festzustellen, daß die indirekte Art unserer Arbeit in China eine direkte religiöse Beeinflussung der Patienten in unsern Hospitälern, der Schüler und Schülerinnen in unsern Schulen nicht aus-, sondern einschließt. — Dem Vorschlag Pfarrer D. Wilhelms, eine philologische Kraft für unser Seminar hinauszusenden, konnte aus Mangel an Mitteln ebenso wenig, wie dem Wunsch der Aussendung eines dritten Missionars stattgegeben werden. Auch der geplante Bau einer neuen Baracke mußte verschoben werden. — In die Stelle des verstorbenen Dr. Wunsch ist inzwischen Dr. Eyl getreten, wovon der Zentralvorstand Kenntnis nahm. —

Als Ort für die nächste Frühjahrskonferenz, mit der wieder ein Missionskursus verbunden werden soll, wurde Weimar in Aussicht genommen. Wegen der Wahl eines Ortes für die nächste Jahresversammlung soll beim rheinischen Provinzialverband angefragt werden. — Von der inzwischen schon angetretenen, auf eigene Kosten erfolgenden Reise des Dr. Rohrbach und des Schatzmeisters Thieme nach Ostasien nahm der Zentralvorstand dankbar Kenntnis in der Hoffnung, daß auch der Besuch dieser beiden Herren auf unseren Arbeitsfeldern fruchtbringend auf die Arbeit draußen und in der Heimat wirken möge. —

Am Montag Nachmittag hielt der schweizerische Landesverein in der Münster-Kapelle seine Generalversammlung. Am Abend fand dann ein schöner, wohlgelungener Volksabend im Café des Alpes statt, um den sich ganz besonders der Bernische Frauenverein unter Leitung der Frau Direktor Widmer-Stern verdient gemacht hatte. Professor D. Marti konnte in seiner Begrüßungsansprache den Bernern nachrühmen, daß in den letzten Jahren ihr Interesse für den Verein gewachsen sei; der Verein

habe auch Kreise gewonnen, die bis dahin der Mission kalt gegenüberstanden. Er wünschte den Gästen, daß sie als Gastgeschenk von der Stätte, die der Gründungsstätte des Vereins ganz nahe liege, etwas von dem alten Geist mitnehmen, der die Gründer des Vereins erfüllt habe. — Den Vortrag des Abends hielt uns Missionsinspektor Lic. Witte: „Im Frühling durch das japanische Land.“ Anknüpfend an seine kurz vor seiner Weiterreise nach Japan erfolgten Begegnung mit der von den Schweizer Freunden entsandten Krankenschwester Margret Witwer, die von unsern Missionaren herzlich willkommen geheißen sei, schilderte er seine Eindrücke in dem äußerlich paradiesischen Japan. Das schöne Land mit seiner bescheidenen und freundlichen Bevölkerung sieht äußerlich so glückselig aus; und da es nun auch unsere Kultur in sich aufgenommen hat, möchte man meinen, es bleibe dort gar nichts zu wünschen übrig. Aber auch hier sind Schattenseiten vorhanden, verderbliche Schwächen im Innenwesen des Volkes. Der Höflichkeit und Freundlichkeit, die einer außergewöhnlichen Selbstbeherrschung entspringt, steht gegenüber die Geringschätzung der Frau, die in Japan einfach rechtlos ist, ferner ein Sichanpassen der Persönlichkeit an die herrschenden Verhältnisse, unter der das sittliche Pflichtgefühl zugrunde geht. Es fehlen dem japanischen Volk eben die sittlich edlen Motive, die aus dem Christentum kommen. Auch gebildete, sich ihres Atheismus rühmende Männer hängen an albernem, abergläubischem Götzendienst. Daraus ergibt sich die Christentums-Bedürftigkeit des japanischen Volkes und die Bedeutung unserer Arbeit draußen. Und weil viele junge Leute aus Deutschland und der Schweiz nach Japan gehen und dort furchtbar großen Versuchungen zu unsittlichem Leben gegenüberstehen, und weil auch viele Japaner zu uns kommen, haben wir um so mehr ein heiliges Interesse daran, daß draußen dieselben Grundsätze herrschen, wie bei uns, und die Japaner ein Leben führen mit Respekt vor unserer Sitte. Daß sie etwas Neues brauchen, erkennen auch tief blickende Japaner offen an. Das hat auch der Erfolg der zahlreichen Vorträge des Missionsinspektors in unseren japanischen Gemeinden gezeigt, von denen er noch Ausführlicheres erzählte. Wenn unsere Arbeit draußen sich weiter ausgestalten kann, so können wir in die Zukunft Japans schauen mit der frohen Zuversicht, daß das aufsprießende Kulturleben sich vertiefen wird zu wirklich blühendem, sittlich-religiösem Leben. — Reicher, begeisterter Beifall lohnte den Redner für seine warmen, packenden Ausführungen.

Den Schluß des Volksabends, der durch Gesänge des Paulus- und Heilig Geist-Kirchenchors verschönt wurde, bildete die Aufführung des japanischen Dramas Sogoro, das unsern früheren Missionar Pfarrer Wendt zum Verfasser hat. Die Darsteller legten ihre beste Kraft und tiefes Empfinden in ihr Spiel hinein. Das ergreifende Bild des japanischen Tell und seiner Familie wurde vor den andächtig lauschenden und schauenden Zuhörern lebendig und bestärkte alle wieder in dem, was der Verfasser

des Dramas in anderer Weise in seiner Festpredigt uns nahe gebracht hatte, daß in dem japanischen Volk mehr als in andern der Geist des Opfermutes lebt und daß in seinem Volksgeist die Anlage zum Christentum ruht. — Es kann an dieser Stelle allen größeren Vereinen die Aufführung von Sogoro als ein sehr wirksames und packendes Werbemittel empfohlen werden; es müssen dann freilich sich auch so treffliche und begeisterte Darsteller dazu finden, wie an dem Volksabend in Bern. —

In der Delegierten-Versammlung am Dienstag Vormittag 9 Uhr wurden zunächst die Beschlüsse der Zentralvorstandssitzungen bestätigt. In der darauf folgenden Wahl für die satzungsgemäß ausscheidenden Mitglieder des Zentralvorstandes wurden die bisherigen Mitglieder: Pfarrer A. Fischer, D. Kirmß und Lehmpfuhl-Berlin und Geh. Kirchenrat D. Spinner-Weimar wiedergewählt. Für Pfarrer Schönholzer-Zürich, der eine Wiederwahl ablehnte, wurde Pfarrer Keller-Wadwil, und für Pfarrer Menzel-Breslau Professor D. Smend-Straßburg gewählt. Pfarrer Schönholzer aber wurde in Anbetracht seiner langjährigen großen Verdienste um unsere Sache, seines vorbildlichen Eifers und seiner nimmer müden Liebe zum Ehrenmitglied des Zentralvorstandes ernannt. Zum Kassenrevisor an Stelle des ausgeschiedenen Rechnungsrates Hahn wurde Kaufmann Mosich-Berlin gewählt. Schließlich wurden aus der Versammlung eine Reihe wertvoller Anregungen für die Propaganda gegeben.

Daran schloß sich als letzte offizielle Veranstaltung die gut besuchte öffentliche Generalversammlung. Nach Gebet des Pfarrers Heinz-Breslau hielt der Präsident D. Kind eine fein durchdachte Eröffnungsansprache: Die Schweiz und Deutschland haben einen großen gemeinsamen geistigen Besitz und eine gemeinsame Aufgabe, die Völker Ostasiens aus ihren Niederungen empor zu führen zu reiner, klarer Bergesluft. Die Berge der Schweiz sind ein Sinnbild einer über uns waltenden ewigen Macht, von der wir auf Hülfe rechnen können für unsre Bestrebungen. Der Präsident gab einen kurzen Ueberblick über unsere Arbeit, ihre besondere Eigenart und die Aufgaben, die auf den beiden Arbeitsgebieten auf uns warten. Das Christentum muß eingedenk bleiben seiner Aufgabe, immer mehr Weltreligion zu werden; je mehr wir jetzt die Religionen durchforschen, um so mehr werden wir finden, daß unser Gottesglaube den der fremden Völker überragt, und daß durch den christlichen Geist, wie durch nichts, heilsame Kräfte entbunden werden. Die Auseinandersetzung der Mission gegenüber dem Heidentum wird auch dazu dienen, unser Christentum immer mehr zu vereinfachen und zu vertiefen. Wir wollen immer mehr bewußte Christen werden, als zuverlässige Schar stehen hinter unsern Sendboten, und Kraft einsetzen und Opfer bringen, damit in Ostasien das alte, inhaltsreiche Gebet in Erfüllung gehe: Dein Reich komme!

Professor D. Steck, der Dekan der theologischen Fakultät Bern, begrüßte im Namen seiner Fakultät die Versammlung.

Es ist, so führte er aus, die höchste Blüte der theologischen Praxis, daß in ihr der Trieb erwache, die christlichen Heilsgüter auch anderen Völkern bekannt zu machen. Dieses Ziel schlägt auf seinen Ursprung zurück und bringt Früchte für die theologische Wissenschaft. Gerade die Religionsgeschichte wird befruchtet durch die Arbeit der Mission. Besonders von Japan gewinnt das Bild der dortigen religiösen Verhältnisse durch die Arbeit der Missionare festere Züge. Aus diesem Grunde hat die Fakultät mit Freude die Gelegenheit ergriffen, einem der bewährtesten Arbeiter draußen eine akademische Ehrung zu erteilen: sie hat dem Superintendenten Schiller, der mehr als 15 Jahre draußen steht, und durch seine Arbeiten dazu beigetragen hat, daß wir das religiöse Leben der Japaner besser kennen und verstehen lernen und die Japaner von unserer theologischen Wissenschaft genauere Begriffe bekommen, zum Doktor der Theologie ernannt. — Mit großem Beifall wurde diese Mitteilung aufgenommen, und der Präsident konnte mit Recht in seinen Worten des Dankes für diese bei einer Jahresversammlung außergewöhnliche Gabe betonen, daß durch die Ehrung seines Schiller auch der Verein sich geehrt fühle.

Pfarrer Marbach-Gsteig überreichte alsdann die Schweizer Festgabe in Höhe von 6000 Fr., die, eine zweite Freude für unsern Schiller, bestimmt sei für den Bau eines gottesdienstlichen Gebäudes in Kioto. Der Unterzeichnete konnte sogleich ein Schreiben der Gemeinde in Kioto verlesen, die schon vorher von der Absicht der Schweiz, ihre Festgabe für den Kirchbau zu bestimmen, gehört hatte und in beweglichen Worten für diese Liebe dankte. — Der Frauenverein Zürich überreichte noch eine Ehrengabe von 500 Fr. ohne besondere Bestimmung.

Den Schluß der Generalversammlung bildete der Vortrag unseres Japan-Missionars D. H. Haas über christliche Klänge im japanischen Buddhismus. Er will einen Mann von drüben in die Mitte der Versammlung treten und das Wort nehmen lassen, um in seine Welt des religiösen Denkens uns einen tieferen Einblick zu gestatten, Koa Shonin, einen Buddhistenpriester, der um 1300 gelebt hat, mit einer Homilie, die bisher noch nicht in eine europäische Sprache übersetzt und von keinem Westländer je gelesen worden ist. Es waren wahrlich viele, und nicht bloß oberflächliche christliche Klänge, die aus der vom Vortragenden glänzend übersetzten japanischen Homilie uns entgegenklangen: Alle Natur ist an und für sich gut, und jeder kann sich rühmen: Ich bin göttlichen Geschlechts. Aber auch das andere ist wahr: wir haben uns verirrt aus unserm Vaterhaus und weilen in einem fremden Lande mit sündiger Gier nach Ruhm und Reichtum. Der Prediger will das Seinige tun, daß Vater und Kinder sich wiederum zusammenfinden, er will ein Sehnen nach Buddhas reinem Lande wecken. 4 Arten von Verkehrtheiten sind es, die bekämpft werden müssen: 1. So unrein unser Körper ist, wir halten ihn doch für etwas Reines. 2. Wir sehen Lust, wo doch eigentlich Leiden herrscht. 3. Wir halten für beständig, was in Wirklichkeit nichts weniger als von Dauer ist.

4. Wir fassen als ein Selbst, ein Ich, als etwas Wesenhaftes, was in Wirklichkeit alles Wesens ermangelt. — Da will denn dem Menschen schwer fallen, sich wirklich zu dem Entschluß durchzuringen: Ich will los von dieser Welt der Unreinheit, des Leidens, des Unbestandes, der Wesenslosigkeit. Seien wir froh, daß uns jetzt beschieden ist, zu leben in der Zeit, da die Gnadenpforte aufgetan ist, und der Weg erschlossen, darauf so leicht sich wandeln läßt. Heute ist der Tag des Heils, da es möglich ist, umzukehren in die ursprüngliche Behausung, auf daß Vater und Kinder sich zusammenfinden. Der Buddha Mida wartet unseres Kommens. Wohl ermangeln wir sündigen Menschen aller Kraft, die nötig ist, uns zu erlösen; aber Buddha hat Vorkehrung getroffen, daß auch die schlimmsten Sünder zum Leben eingehen können. Kein Mensch ist von der Verheißung ausgeschlossen. Unser Gebetsruf findet den Weg zu Buddhas Ohren. Kann auch ein Fisch nimmer seine Brut vergessen, wie sollten wir außerstande sein, zum Leben einzugehn, wenn nur das Gebet gesprochen wird; wenn Eltern ihre Kinder hören, die nach ihnen rufen, so wirds auch Buddha tun. Ein gefährlich Ding bleibt freilich das Haften an der Welt, und jeder wird gut tun, sich recht dagegen vorzusehn. Wenn dann die Stunde des Todes naht, beeilt sich Buddha in seinem Erbarmen, mit der ganzen Schar der Heiligen den sterbenden Sieger heimzuholen. Mit überschwänglichen Worten werden die Himmelsseligkeiten, das Wiederfinden nach langer Trennung, das Ruhen auf der Lotosblume, die Freude im Himmel geschildert und der Wunsch des Erlösten, sein Glück zu teilen mit den Zurückgebliebenen, die ihm im Leben nahestanden; und dann schließt die Homilie mit den Worten: Zum Ziel gekommen ist nun sein Ringen um die eigne Erlösung und das Bemühen um andrer Erlösung; er ist wirklich heimgekommen. — Unser japanischer Prediger Aoki, so berichtet der Vortragende, hat immer versichert, ihm sei diese Schrift eine heilige Schrift seines Volkes, deren Inhalt ihn warm und tröstend anwehe wie die Evangelien des Neuen Testaments. Die diese Homilie hören, vernehmen wirklich aus ihr Glockenklänge von einem Gott der Liebe, der Liebe haben will auch unter den Menschenkindern. Wenn die Predigt unserer Mission an diesen Buddhismus kommt, dann sind ihr Anknüpfungspunkte gegeben, wie kaum anderswo; und das gibt uns ein Recht, uns innerhalb des nächsten Halbjahrhunderts eine ganz andere Ernte zu versprechen, als sie uns bisher beschieden war. Die christliche Heilsbotschaft sagt deutlich, was dort noch undeutlich erklingt; und darum muß sie ein Echo finden.

D. Kind gab dem Dank der Versammlung für die hochinteressanten Ausführungen Ausdruck und schloß die Generalversammlung.

Am Mittag vereinigte noch ein gemeinsames Essen mit mancherlei Ansprachen die Festteilnehmer im Kasino, und am Nachmittag fand sich der Rest auf dem Schänzli vor dem Abschied zu einem gemütlichen Plauderstündchen zusammen. Als wir von oben

fortgingen, enthüllte sich auf einmal die Alpenkette, die während der Versammlungstage fast unsichtbar gewesen war, im dämmernden Glanze vor unsern überraschten Augen. Es war uns ein schönes Sinnbild der Hoffnung, daß die Wolken, die auch uns manchmal bei unserer Arbeit für die Mission die Aussicht verhüllen, sich lichten sollen, daß die Berge, von denen uns Hülfe kommt, fest stehen, ob auch unser von irdischer Sorge und Kleinmut verhülltes Auge sie nicht sieht. Möge der Wunsch sich erfüllen, dem Vater Schönholzer in der Delegierten-Versammlung so warm, begeistert und hoffnungsfroh Ausdruck gab: „Möge Gott dem Schiff unseres Vereins günstigen Wind und seinen Obmännern Gesundheit und der ganzen Sache einen herrlichen Sieg geben!“

Habicht-Berlin.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Behandlung japanischer Fabrikarbeiterinnen.

Das japanische Herrenhausmitglied Dr. Kuwada, der sich seit längerer Zeit mit der Arbeiterfrage beschäftigt und über sie auch in Amerika Studien gemacht hat, berichtet in der Tokioer Zeitschrift „Chao Koron“ schauerliche Dinge über die Behandlung der Arbeiterinnen in japanischen Fabriken. Unter den etwa eine Million zählenden Fabrikarbeitern Japans, sind etwa siebenhunderttausend weiblichen Geschlechts und zwar ist der zehnte Teil der Arbeiterinnen noch nicht 14 Jahre alt. Zwanzig und eins vom Hundert der Arbeiterinnen in Streichholzfabriken und eins vom Hundert derer in Tabak- und Glasfabriken sind unter zehn Jahre alt. Diese Zustände sind bezeichnend für den angeblich in Japan bestehenden allgemeinen Schulzwang, den japanische Schriftsteller so oft und so laut rühmen. Die Arbeiterinnen erhalten die Fabrikanten durch ein richtiges Preß- und Werbesystem. Ihre Werber fahnden in Stadt und Land nach den Töchtern armer Eltern, die ihnen größtenteils zur Beute fallen. Sie wissen aber auch den unwissenden Bäuerlein auf dem Lande den vorzüglichen Dienst in den Fabriken, die Sparmöglichkeiten der Arbeiter, die Vergnügungen des Stadtlebens und die Erziehung zu Takt und städtischer Schicklichkeit so überzeugend zu schildern, daß ihnen reiche Beute zufällt. Nach 4—5 Jahren aber sieht der leichtgläubige Vater seine Tochter ohne einen ersparten Sen mit gebrochener Gesundheit und verdorbener Moral heimkehren, falls sie nicht schon vorher gestorben und verdorben ist. In der Fabrik verstehen es die Aufseher vortrefflich, die Mädchen zu quälen, daß sie willig Ueberstunden jeder Art ohne Extra-Vergütung auf sich nehmen. In sehr vielen Fabriken wird ihnen keine freie Zeit zum Essen gelassen, so daß sie ihre Mahlzeiten während der Arbeit einnehmen müssen. Die Nachtarbeit, die bei allen Baumwollspinnereien eingeführt ist, wirkt außerordentlich sittenverderbend auf die zusammenarbeitenden männlichen und weiblichen Arbeiter. Das Strafensystem ist geradezu unmenschlich. Rücksichtslos wird die Peitsche

gehandhabt. Die Mädchen werden in dunkle Räume gesperrt oder gezwungen, bei halben Rationen zu arbeiten. Das System der Strafgelder verringert die so wie so schon äußerst kärglichen Löhne zu fast nichts, so daß fast nie eine Arbeiterin die Fabrik mit Ersparnissen verlassen kann. („Ostas. Lloyd").

Amerikanisch-Chinesische Medizinschule in Schanghai.

Führende Finanzleute und Mediziner der Vereinigten Staaten sind in den Vorarbeiten zur Errichtung einer Medizinschule für Chinesen in Schanghai begriffen. Die Schule soll zu Beginn des Jahres 1912 unter dem Namen „Harvard Medical School" eröffnet werden.

An der Spitze des Unternehmens, das offenbar nach dem Vorbild der Deutsch-Chinesischen Medizinschule in Schanghai eingerichtet werden soll, steht ein Dr. Edwards, der im September d. J. in Begleitung von mehreren Landsleuten in Schanghai erwartet wird.

Europäer und Chinesen.

In „The Times Weekly" hat unlängst ein feingebildeter Chinese ein beachtsames Urteil abgegeben: „Ich habe in Paris gelebt. Ich wurde dort von den besten Europäern als ihresgleichen angesehen. Hier in Schanghai ist es mir, weil ich ein Chinese bin, verboten, in den Klub zu gehen oder in den öffentlichen Garten*) meinen Fuß zu setzen auf die Gefahr hin, schmählich daraus verjagt zu werden. Unseren Großkaufleuten und Bankiers ist es nicht erlaubt, mit den Leitern der europäischen Firmen direkt zu verhandeln. Sie sind, wie Kulis, verpflichtet, in dem Büro des (chinesischen) Compradors zu warten . . . Alles dies schließt eine Reihe von unerträglichen Quälereien ein, welche die Herzen der Chinesen den Europäern mehr als irgend etwas anderes entfremden. Nur eine vollkommene Aenderung der Methode kann hier Wandel schaffen. Aus diesen Gründen werden die Europäer noch lange Zeit von den Chinesen als Feinde angesehen werden."

Dazu mag ein Urteil folgen aus dem „Chinese Recordes", in dem ein chinesischer Christ geschrieben hat: „Die schmerzlichsten Erfahrungen muß der chinesische Pastor im Verkehr mit seinen fremdländischen Kollegen machen, welche oft die Rolle von Herren und Beamten annehmen und ihre Helfer als Diener und Untergebene, aber nicht als Mitarbeiter behandeln. Dies ist sicher so in den Vertragshäfen (Schanghai z. B.), wo die Missionare durch die Verbindung mit weltlich gesinnten Ausländern mit einem Rassenstolz erfüllt werden, und die Chinesen als Menschen einer niederen Rasse ansehen, denen soziale Gleichheit zuzugestehen, ein Opfer an Würde und Ansehen erfordert."

*) Der „öffentliche Garten" darf bis heute tatsächlich nur von Europäern, Amerikanern und Japanern (!) besucht werden. Chinesen haben keinen Zutritt.

Diese Urteile zeigen, wie schwierig hierin auch für die Mission die rechte Stellung zu finden ist. Der Nationalstolz der chinesischen Prediger ist z. T. recht stark. Wieweit besonders das letzte Urteil richtig ist, ist schwer zu sagen.

Erweiterung der Basler Mission.

Nachdem die Missionsleitung schon längere Zeit mit dem Gouverneur darüber verhandelt hatte, hat am 27. Juni in Basel eine große Vertrauensmännerversammlung der Basler Mission die Uebernahme einer neuen Mission im Hinterlande von Deutsch-Togo beschlossen. Die an der Küste seit mehr als sechs Jahrzehnten arbeitende Norddeutsche Missionsgesellschaft (Bremen) ist nicht in der Lage, auch noch das Hinterland zu übernehmen. So wird die Basler Mission dort eintreten, die seit über 80 Jahren auf der unmittelbar an Togo angrenzenden englischen Goldküste arbeitet und daher für das neue Missionsgebiet ganz besonders berufen und befähigt ist. Sie wird den nordwestlichen Teil des Binnenlandes besetzen, während der Nordosten der katholischen Mission überlassen wird. Die Basler Mission wird hier zum ersten Mal in den großen Kampf zwischen Islam und Christentum verwickelt, der auf der ganzen Linie von Sierra Leone bis nach Deutsch-Ost-Afrika entbrannt ist; denn die ihr zufallenden Stämme sind bereits von dem in Westafrika stark vordringenden Islam durchsetzt.

Literatur.

J. Grill, Lao-tszes Buch vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut (Tao-Te-King). XII, 208. Tübingen, Mohr, 1910. Geb. 6 Mk.

R. Wilhelm, Laotse, Tao-Te-King. Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. XXXII, 118. Jena, Dieterich, 1911. Geb. 4 Mk.

Die engeren Beziehungen, in die wir zu den Völkern Ostasiens getreten sind, wecken das Verlangen, ihre Geisteswelt immer mehr kennen zu lernen. Uebersetzungen der klassischen Literatur Chinas sind daher gerade in der Gegenwart willkommen. Zu den berühmtesten Werken gehört das kleine Buch von Laotse, Tao-Te-King. Kurz hintereinander sind zwei Uebersetzungen mit Einleitungen und Erläuterungen erschienen, die eine von dem Tübinger Theologieprofessor Grill, die andere von unserm Missionar D. Wilhelm in Tsingtau. Beide sind unabhängig von einander entstanden, die Grill'sche Arbeit kam Wilhelm erst nach Drucklegung seines Manuskripts in die Hände. Beide Verfasser haben sich mit der bereits vorhandenen Literatur über Laotse's Büchlein in reichem Maße vertraut gemacht. Die Wilhelm'sche Arbeit ist darin eigenartig, daß „sowohl bei der Uebersetzung als bei der Erklärung durchweg auf chinesische Quellen zurückgegriffen wurde. Die europäische Literatur wurde nicht vernachlässigt, aber doch erst in zweiter Linie berücksichtigt." Außerdem hatte Wilhelm den Vorteil, daß er seit Jahren in lebendiger Fühlung mit chinesischen Literatenkreisen sich befindet. Zu dem Wilhelm'schen Buch hat der Dozent an der juristischen Fakultät

der neuen deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau Dr. Harald Gutherz durch seine Abhandlung: „Laotses Gedanken über die menschliche Gesellschaft" einen wertvollen Beitrag geliefert.

Das Buch des chinesischen Weisen besteht aus 81 kurzen Abschnitten, ist also nichts weniger als umfangreich. Aber das Verständnis der knappen und doch so tiefsinnigen Ausführungen ist sehr schwierig. Die Sprache klingt dunkel und geheimnisvoll, es ist oft, als wenn sie nicht ausgereicht hätte, Laotses innerste Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Dazu ist der Text an verschiedenen Stellen verderbt oder durch Einschübe in Unordnung gebracht. Die Uebersetzungen weichen daher stark von einander ab. Das gilt auch von den beiden neuesten, der Grill'schen und der Wilhelm'schen. Schon der Name „Des Alten" wird von beiden verschieden geschrieben, noch auffallender ist die verschiedene Wiedergabe des Titels. Grill gibt in freierer Uebersetzung dem Buche den Namen: „Vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut." Das Tao ist die allschaffende, unpersönliche und doch gelegentlich persönlich anmutende Weltseele, die letzte Ursache aller Dinge und zugleich das Prinzip der sittlichen Weltordnung. Das Te „gibt den Begriff der sittlichen Tüchtigkeit im weitesten Umfang der Idee und ihrer Verwirklichung beim einzelnen wie durch die menschliche Gesellschaft," aber so „daß Te in diesem Sinn vom Begriff Tao unzertrennlich ist, daß die sittliche Tüchtigkeit der Menschenwelt ihre Quelle im Tao hat, daß das Tao als Ursache, als erhaltendes und vervollkommnendes Prinzip jenes sittlichen Rechtbeschaffenseins und der entsprechenden moralischen Leistung das h ö c h s t e G u t ist." Nach Wilhelm kommt es auf den Ausdruck für Tao im Grunde genommen wenig an, „da er auch für Laotse selbst nur sozusagen ein algebraisches Zeichen für etwas Unaussprechliches ist." Wilhelm wählt das Wort „Sinn" im Anschluß an den ersten Teil des Faust, wo Faust den Anfang des Johannesevangelium wiederzugeben versucht: „Im Anfang war der Sinn." Das Wort Te übersetzt Wilhelm mit „Leben" in Anlehnung an Johannes 1, 4: „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen."

So sehr aber Grill und Wilhelm in der Wiedergabe des chinesischen Textes von einander abweichen, in der Auffassung der Gedankenwelt des alten Weisen stimmen beide im Wesentlichen überein und beide begegnen sich in der hohen Wertschätzung des älteren Zeitgenossen des Konfuzius. Wilhelm zieht wiederholt zum Vergleich christliche Geistesgrößen herbei und verweist auf neutestamentliche Stellen, Grill hat ein längeres Verzeichnis neutestamentlicher Parallelen zusammengestellt, von denen ein Drittel aus dem Johannesevangelium stammt, und rückt Laotse ganz nahe an Jesus heran. Es sei „eine ganz eigenartige Verwandtschaft der beiden Männer, eine in ihrer gleichartigen Gemütsanlage begründete wundersame Uebereinstimmung des philosophischen Geistes im einen mit dem religiösen im andern." Das scheint mir doch zu weit zu gehen. Selbst vorausgesetzt, daß die oft recht dunklen Aussprüche des Laotse richtig übersetzt und aufgefaßt sind und nicht zu viel hineingelesen wird, worüber ich mir kein Urteil erlaube, ist bei aller Anerkennung der Gedankenwelt und der ethischen Stimmung, die auch für die Feindesliebe Platz hat, nur von einer Berührung mit Jesu Lehre zu reden, aber diese selbst ist weitgreifender und lebensvoller. Dazu kommt, daß Jesu Gedanken uns anschaulich und eindrucksvoll werden durch seine Persönlichkeit und sein Leben, daß wir aber über Laotse nur ein paar dürftige Notizen besitzen. Der chinesische Geschichtschreiber Si Ma Tsien (163—85 v. Chr.) hat über ihn geurteilt: „Sein Streben war,

sich selbst zu verbergen und ohne Namen zu bleiben." So ist sein Leben denn auch für uns in ziemliches Dunkel gehüllt, nur aus dem Tao-Te-King kann man auf einen überaus hochgerichteten und tiefsinnigen Geist schließen.

Das philosophische System des Laotse läßt sich als mystischer Pantheismus charakterisieren. Bezeichnend für seine Geistesrichtung ist der Gegensatz, in dem er zu Konfutius steht. Dieser war auch entsetzt über die Zustände seiner Zeit, hatte aber doch sich für verpflichtet gefühlt, mit aller Kraft auf Besserung hinzuarbeiten und alles versucht, um die Lehren der alten Heiligen mittels des Thrones zur Anwendung zu bringen und dadurch die Heilmittel zu bieten. Laotse dagegen war der Ueberzeugung, daß man der Krankheit, an der das Reich litt, auf keinerlei Weise beikommen könne, daß man den angegriffenen Körper erst einmal zur Ruhe kommen lassen müsse, damit er durch die Genesungskräfte der Natur sich erst wieder einmal erhole. Deshalb spielt bei Laotse eine große Rolle der Grundsatz: „nicht handeln", oder wie Grill übersetzt: „nicht machen". Hier liegt meines Erachtens eine große Einseitigkeit vor. Gewiß ist es von Uebel, wenn zu viel regiert und reglementiert wird, gewiß schafft das Gesetz nicht die Kraft zum Guten, gewiß läßt sich nichts erzwingen, gewiß gilt es oft, nicht machen zu wollen, sondern wachsen zu lassen, gewiß liegt die Entscheidung und das Gedeihen nicht bei uns, sondern bei einer höheren Macht, aber das schließt die Pflicht nicht aus, auch einzugreifen und durchzugreifen. Die großen Fortschritte in der Welt sind tatkräftigen Gestalten zu verdanken. Man denke an die Reformatoren. Und vollends Jesus! Sein Grundsatz war: ich muß wirken, so lange es Tag ist, und mit fester Hand hat er zugegriffen, dem neuen, besseren Geiste Bahn zu brechen, auf die Gefahr hin, mit dem Leben dafür zu büßen.

Grill findet es für das eigene Volk Laotses charakteristisch, „daß es ihm je länger, je entschiedener und allgemeiner, seinen jüngeren Zeitgenossen Konfutius vorgezogen hat, dem reformatorischen Genius den Mann der Tradition und des juste milieu, der Formen und der strikten Observanz, dem warmherzigen Gemütsmenschen den Rechtspedanten dem Propheten den Deuteronomiker, dem tiefsinnigen Philosophen den hausbackenen Rationalisten."

Wilhelm, wie jeder Leser seiner Verdeutschung der Gespräche des Konfutius (s. ZMR. 1910 S. 227 ff.) weiß, schätzt diesen anders und höher ein, als Grill und macht bei der Vergleichung der beiden chinesischen Geistesgrößen in interessanter und wohl zutreffender Weise auf folgendes aufmerksam: „Konfutius lebt in der Wirklichkeit. Darum ist er mitten drin in historischen Beziehungen. Die „Gespräche" z. B. sind voll von Erwähnungen und Beurteilungen historischer Persönlichkeiten der Gegenwart und der Geschichte. Würde man diese Beziehungen alle streichen, bliebe er unverständlich. Eben darum steht er dem europäischen Geistesleben, das andere historische Zusammenhänge hat, bis auf den heutigen Tag so fremd gegenüber, und andererseits ist das der Grund, daß er das chinesische Geistesleben Jahrtausende hindurch so ungemein stark beeinflußt habe. Was Laotse anbelangt, so scheinen die Verhältnisse ganz anders zu liegen. Kein einziger historischer Name ist in seinem ganzen Büchlein genannt. Er will gar nicht in der Zeitlichkeit wirken. Darum verschwimmt er für das historisch gerichtete China in nebelhafte Fernen, da ihm Niemand zu folgen vermag. Und eben das ist der Grund, warum er in Europa so große Wirkungen ausübt trotz des räumlichen und zeitlichen Abstandes, der uns von ihm trennt."

Festgestellt sei noch, daß die Taoisten sich mit Unrecht auf Laotse berufen. Wilhelm bezeichnet den heutigen Taoismus als „die in ein gewisses System gebrachte und mit indischen Lehren verwobene animistische Volksreligion des alten China."

Grill wie Wilhelm gebührt aufrichtiger Dank für die Wiedergabe des Tao-Te-King und die gehaltvollen Einleitungen und Erläuterungen, die sie dazu geliefert haben. Denn, wie man auch über Laotse und sein Tao-Te-King im Einzelnen urteilen mag, Grill wird Recht behalten, wenn er schreibt: „Daß wir in Ansehung Laotse's vor einer der merkwürdigsten Tatsachen der Geschichte des menschlichen Geistes stehen, leuchtet schon im Hinblick auf Ort und Zeit selbst ein." Man gewinnt diesen Eindruck beim Studium sowohl des Grill'schen wie Wilhelm'schen Werkes. Die Gedanken des einsamen chinesischen Weisen aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert haben eine eigenartige Macht, unsern Geist zu beschäftigen.

Aug. Kind.

Berichtigung.

Auf Seite 184 in Heft 6 befindet sich in dem Bericht über das Schleswig-Holsteinische Missionsblatt ein Irrtum, den wir auf eine Reklamation hin gern dahin berichtigen, daß die Jahreseinnahme der Breklumer Mission im letzten Jahre nicht 140 000 ℳ, sondern 240 000 ℳ betragen hat, die vorletzte 223 000 ℳ, die Einnahmen also nicht unerheblich steigen.

Mitteilungen.

1) Superintendent Schiller ist von der theologischen Fakultät der Universität Bern zum D. theol. ernannt worden. Wir gratulieren ihm herzlich zu dieser seine großen Verdienste um die Erforschung der Religionen Japans würdigenden Auszeichnung.

2) Es ist erschienen ein neues Buch „Hilfe für die Not der Kranken in China", welches die Arbeit unserer ärztlichen Mission darstellt, von Missionsinspektor Witte. 59 Seiten mit 10 Bildern. Preis elegant broschiert 50 Pfg. Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45. — Das Buch kann auch vom Büro und vom Evang. Verlag, Heidelberg, bezogen werden.

Auf Vorposten.

Seit 16 Jahren arbeitet mit großer Treue und Hingebung und gutem Erfolg Herr Missions-Superintendent D. Schiller in Kioto als Leiter der japanischen Arbeit des Allg. Ev.-Prot. Missionsvereins. Er hat durch rastlose Arbeit ein Aufblühen unserer jungen Christengemeinden erreicht, das die beste Entwicklung für die Zukunft verspricht. In diesem Herbst feiert die von Superintendent Schiller gegründete Gemeinde in Kioto ihr 10jähriges Bestehen. Zu diesem Fest wünscht sich D. Schiller, wünscht sich seine Gemeinde dringend die Erbauung eines schlichten Kirchgebäudes. Jetzt müssen die Gottesdienste in einem ganz unzureichenden Raum von 5 Meter im Quadrat gehalten werden. Die andern japanischen Gemeinden in Kioto haben Kirchgebäude, z. T. sehr prächtige.

Nur unsere deutsche Mission hat für ihre Gemeinde keinen würdigen Raum.

Es ist schon etwas Geld für den Kirchbau in Deutschland, der Schweiz und in Japan gesammelt worden. Es sind 7000 Mark vorhanden. Aber 20 000 Mark sind nötig zum Erwerb eines Grundstücks und zum Bau.

Es ist das wahrlich eine bescheidene Rechnung für einen Kirchbau!

Der Missionsverein kann vorläufig für den Kirchbau keine Mittel mehr aus seinen laufenden Einnahmen aufwenden. Er kann auch keine Extrasammlung für diesen Zweck in seinem weiten Freundeskreise veranstalten, da er schon alles tun muß, um von diesen Freunden die Mittel zur Befriedigung der laufenden Bedürfnisse und zur dringend notwendigen Aussendung eines neuen Missionars zu erhalten.

Da haben die Unterzeichneten den Mut und die Zuversicht, daß sie sich an die deutschen Amtsbrüder, Pfarrfrauen und Pfarrkinder wenden mit der herzlichen Bitte, für diesen Kirchbau eine Ehrengabe zu sammeln, die unserem auf hartem Vorposten froh und erfolgreich kämpfenden Freunde Schiller eine hohe Freude bereiten wird und die Sammelarbeit seiner opferwilligen Gemeinde zum Ziele führen wird.

Wir bitten unsere Amtsbrüder herzlich und dringend um eine Sondergabe für diesen hohen Zweck, um ein Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit für den Getreuen da draußen im fernen Osten, um ein Opfer von denen, denen ihre Arbeit und ihr Leben für Gottes Reich im Vaterlande leichter und bequemer gemacht ist als unseren Missionaren draußen.

Wenn jeder nur einmal 5 Mark gibt, wird viel erreicht.

Wir erbitten Gaben an Pfarrer Lic. Dr. Torge, Berlin S., Hasenheide 56, der sie dem Verein zuführen wird.

Quittung erfolgt im Missionsblatt und den bekannten Kirchenblättern.

D. **Kind**, Präsident des Allgemeinen evang.-protestant. Missionsvereins.
Pfr. A. Fischer. **Pfr. K. Habicht.** **Pfr. D. Kirmß.**
Pfr. Lehmpfuhl. **Pfr. Lic. Dr. Torge.** **Missionsinspektor Lic. Witte.**

Eröffnungsansprache,
gehalten bei der Generalversammlung in Bern
am 22. August 1911

von D. Aug. Kind.

Zum vierten Male tagt die Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in der Schweiz. Zweimal hat uns Zürich beherbergt, einmal sind wir in Glarus zu Gaste gewesen und dieses Jahr durften wir der Einladung nach Bern folgen. Unsere früheren Zusammenkünfte haben einen erhebenden und ermutigenden Verlauf genommen, und würdig haben sich ihnen unsere Berner Tage angereiht. Unsere Bestrebungen haben erst in neuerer Zeit in Bern Wurzel gefaßt, aber desto reicher hat sich dann hier das Missionsleben in unserm Geiste entfaltet. Mit freudiger Ueberraschung und mit aufrichtiger Dankbarkeit haben wir gesehen, mit welch regem Eifer und schönem Erfolg von hier aus unser Werk gefördert wurde. Aber der Geist, der hier wehte, war derselbe, den wir an vielen Orten und in verschiedenen Kantonen der Schweiz antreffen, der Geist lebendiger Teilnahme für unsere Arbeit der Ausbreitung des Evangeliums in der Ferne, in Ostasien. Nach den vorbereitenden Vorberatungen in Frankfurt a. M. 1883 führte der verstorbene Professor Holtzmann bei Tisch in einer Rede aus, die Zeit sei vorüber, wo den schweizer Evangelischen von deutscher Seite zugerufen werden konnte: Ihr habt einen andern Geist als wir. Und es ist gewiß ein reicher geistiger Besitz, den beide Länder gemeinsam mit einander haben, ein vielseitiges Geben und Nehmen findet zwischen ihnen statt, an vielen idealen Bestrebungen arbeiten beide in treuer Geistesgemeinschaft mit, und gerade bei den Aufgaben des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, dessen Ursprung auf Schweizer Boden zu suchen ist, haben sich Schweizer Geist und Deutscher Geist die Hand gereicht und haben einander die Treue gehalten. Ich denke, so bleibt es auch in der Zukunft.

Wir sind gern nach der schönen, erinnerungsreichen Bundeshauptstadt der Schweiz, dem Wallfahrtsort vieler Fremden, nicht zum wenigsten vieler Deutscher gekommen. Bedeutsame historische Erinnerungen umschweben uns hier, der Geist der Reformation grüßt uns hier, aber den unmittelbarsten Eindruck empfangen wir doch hier von der herrlichen Alpenwelt, die in wunderbarer Erhabenheit vor unsern Augen auftaucht. Wundersame Gedanken und Gefühle erwachen da in jeder empfänglichen Menschenbrust, aber wenn es uns unwillkürlich hinzieht zu den fernen Höhen, so regt sich in uns ein Bewußtsein, daß es auch sittliche und geistige Höhen gibt, zu denen der Mensch emporzusteigen berufen ist, und zugleich tritt in unsere Erinnerung das alte glaubensfrohe Psalmwort von den Bergen, von denen uns Hilfe kommt. Und wir können die Predigt, welche die hochragende Gebirgswelt uns hält, gut brauchen, ein jeder für sich und sein Leben, aber auch unser Missionsverein für sein Wirken. Denn hoch ist die Aufgabe,

die er sich gesetzt hat. Zu der reinen Bergluft evangelischen Glaubens und Wesens möchte er die in schwülen Niederungen lebende Völkerwelt Ostasiens emporführen, und da darf er sich nicht wundern, wenn das nicht mit einem Male gelingt und zunächst nur Einzelne dem Führer sich anvertrauen und folgen. Aber er darf hoffen, daß die, welche die Höhenluft des Evangeliums geatmet haben und von den erhabenen Gipfeln christlichen Sinnes einen weiten Blick über Welt und Leben gewonnen haben, andern Mut und Lust zu machen, doch auch einmal den Aufstieg in die Höhe zu versuchen, und daß, wer einmal die Schwierigkeiten zu überwinden die Kraft gefunden hat, das Bedürfnis nicht verliert, immer wieder von dem gewöhnlichen Leben zu höherer Weltanschauung und Lebensauffassung sich zu erheben.

Wir bauen dabei aber nicht nur auf die höhere Menschennatur, die in allen Zonen den Menschen eingepflanzt ist, und die gerade in den Völkern Ostasiens in hervorragenden Geistern, aber auch in oft unklaren Stimmungen der Volksseele zum Ausdruck kommt, sondern wir bauen vor allem auf die Gewißheit, die für unsern Glauben Tatsache ist: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1. Tim. 2, 4). Die Berge, ob sie nach einem bekannten Prophetenwort auch weichen können (Jesaias 54, 10), die Berge, die auf Jahrtausende herabschauen, gelten uns als Sinnbilder einer gleichmäßig über uns waltenden Macht und, wenn sie uns daran gewöhnen, den Blick nach oben zu richten, so lehren sie uns auch, über sie hinaus die Augen zu unsichtbaren Höhen zu erheben, wo die Entscheidung für alles Erdenleben liegt und von wo wir Unterstützung erhoffen dürfen für alle Unternehmungen, die im Geiste Jesu Christi des Gottgesandten mitwirken wollen zum Kommen des Reiches Gottes auf Erden. Nur mit Gott wollen wir, aber mit Gott möchten wir Taten tun.

In Japan und in China, in Tokio, Yokohama, Kobe und in Schanghai haben wir die dort lebenden Deutschen und Schweizer zu evangelischen Gemeinden gesammelt. Unser Wunsch geht dahin, daß sie selbständig werden und auf eigenen Füßen stehen. Das Ziel ist noch nicht erreicht, wir haben ihnen auch in der Gegenwart Unterstützung gewährt. Wir tun es, weil diese Fürsorge mit zu dem Programm unseres Vereins gehört und weil wir das Werk, das wir unter unsern Glaubensgenossen einst begonnen haben, nicht wieder eingehen lassen wollen. Es ist auch von Bedeutung für unsere eigentliche Arbeit unter den Heiden. Der Mohammedaner in fremdem Lande bleibt stolz auf seinen Glauben und wirbt ohne weiteres für ihn. So wird in Afrika der Islam unter den Negerstämmen eine immer größere Macht durch die Kaufleute und Händler. Christen, die in die Ferne ziehen, machen dort von ihrem christlichen Glauben und von christlicher Gesinnung oft keinen Gebrauch, verleugnen nicht selten dort ihr Christentum in Wort und Tat. Gewiß ist nicht wünschenswert, daß die Beamten und Kaufleute in Ostasien Bekehrungsversuche

an den Eingeborenen treiben, aber wünschenswert ist, daß sie zeigen, wie dankbar sie sind, den christlichen Glauben zu besitzen, und daß sie durch ihren Wandel dem Christennamen Ehre machen. Das ist auch eine wirksame Missionspredigt. Nun sind die Versuchungen im Auslande größer wie in der Heimat, und wird der Wille zum Guten und der Zug zu Gott in der fremdartigen Umgebung leicht schwächer. Da ist Zusammenschluß ein Segen, und da möchten wir helfen, daß unsere Brüder in Ostasien an evangelischen Gemeinden Rückhalt und Förderung finden.

Unsere Arbeit zur Verbreitung des Evangeliums treiben wir in Ostasien, in Japan und China, in den beiden Ländern, die immer mehr in die Weltgeschichte eingetreten sind und eine immer größere Rolle in ihr zu spielen berufen scheinen. Es ist ein ungeheures Feld, das sich für unsere Tätigkeit auftut. Wir könnten verzagen, wenn wir der bescheidenen Mittel gedenken, die uns zu Gebote stehen, aber wir halten uns an die Pflicht, die wir haben, die frohe Botschaft denen zu bringen, die sie noch nicht kennen, und getrösten uns des Gleichnisses vom Senfkorn, das uns sagt, daß auch aus kleinen Anfängen etwas Großes entstehen kann, und des Gleichnisses vom Sauerteig, das uns von einer langsamen, aber unaufhaltsamen Wirkung erzählt. Unser Werk ist ein bescheidenes und unser Erfolg ist ein bescheidener, und doch haben wir Ursache, dankbar zu bekennen, daß es Gott auch uns nicht hat an Segen fehlen lassen.

Japan hat sich seit mehr als fünfzig Jahren dem westlichen Wesen weit aufgeschlossen. Da sind auch dem Christentum vielerorten Türen aufgetan. Freilich ist Japan nicht im Sturme für den christlichen Geist zu erobern, die alten Religionen wurzeln noch fest in den weitesten Kreisen. Aber einzelne sind zugänglich dem höheren Licht, streben nach ihm und haben in ihm den Frieden der Seele gefunden, und nun treibt es sie, zu andern zu reden von dem, was sie erlebt haben, und sie für den Glauben, der eine Kraft Gottes ist, zu gewinnen. Da schließt man sich zu Gemeinden zusammen und stärkt sich in christlicher Gemeinschaft. Durch die japanischen Christen und durch die mit der abendländischen Kultur eindringenden christlichen Gedanken gewinnt der christliche Geist einen über die Zahl seiner Bekenner weithinausreichenden Einfluß und wird zu einer Macht im öffentlichen Leben. Da wollen auch wir wuchern mit dem uns anvertrauten Pfunde. Gerade unsere freiere Theologie, die nicht auf Dogmen dringt, sondern auf Christus und sein Evangelium, läßt das Christentum bei Japanern Eingang finden. Verschiedenfach ist uns das bezeugt worden. Eine Reihe von Japanern und Japanerinnen wirken in unsern Diensten, das Wort Gottes zu verkündigen und zu verbreiten, eine wachsende Zahl von japanischen Gemeinden ist entstanden und durch christliche Schriften in japanischer Sprache suchen wir Licht und Leben aus der Höhe weiten Kreisen zu bringen. Auch Japan braucht, wie jedes Land das Eine, was not tut. Wir wollen fort-

fahren, ihm den höchsten Liebesdienst zu erweisen, ihm dazu zu verhelfen.

Das Riesenreich China ist vor nicht langer Zeit aus seinem Schlafe erwacht. Ein lebhafter, wenn oft auch noch unklarer Reformeifer regt sich. Aber zäh hält man noch an den alten Religionen fest und steht mißtrauisch und verständnislos dem Christentum gegenüber. Auch das chinesische Volk ist, wie alle Völker bestimmt, eine Stätte des christlichen Geistes und der christlichen Gesinnung zu bilden, aber bei der Eigenart der Veranlagung und der Vergangenheit dieses zahlreichen und begabten Volkes gilt es, gerade hier langsam vorzugehen, um gesunde Früchte zu erzielen. Unsere Arbeit hat im Kiautschougebiet eingesetzt, ist schon etwas darüber hinausgegangen und möchte gern immer weiter sich ausdehnen. Möchten reichere Mittel uns zufließen!

In China haben wir uns aus Rücksicht auf die Verhältnisse zu einem Vorgehen entschlossen, das von dem anderer Missionsgesellschaften abweicht. Wir verzichten dort bis auf weiteres, Uebertritte zum Christentum herbeizuführen und Gemeinden zu gründen. Wir begnügen uns, zunächst Vorarbeit zu tun und Vorurteile, die dem Christentume im Wege stehen, wegzuräumen. Durch Krankenhäuser suchen wir leiblicher Not abzuhelfen und den Chinesen nicht nur die Ueberlegenheit unserer ärztlichen Kunst vor Augen zu führen, sondern ihnen auch zu zeigen, zu welcher Liebe uns unser Glaube befähigt. Das hat Früchte gebracht und wird Früchte bringen. Der Jugend haben wir besondere Aufmerksamkeit zugewandt, denn auf ihr beruht die Zukunft. So haben wir höhere und niedere Schulen sowohl für das männliche wie für das weibliche Geschlecht eingerichtet, und diese erfreuen sich eines solchen Zuspruchs, daß wir viele Anmeldungen aus Mangel an Platz abweisen müssen. In den Schulen werden die jungen Chinesen und Chinesinnen so unterrichtet, daß sie ihrem Volke nicht fremd werden, aber auch mit offenen Augen in die wirkliche Welt schauen lernen, zugleich werden sie mit den christlichen Lehren bekannt gemacht, doch bleibt ihnen überlassen, ob sie diese annehmen wollen. Eine ganze Reihe unserer Zöglinge hat sich dazu entschlossen und alle nehmen aus der Schule christlichen Geist mit, unter dessen Einfluß sie unwillkürlich gestanden haben. Und wie in Japan suchen wir auch in China durch christliche Literatur in chinesischer Sprache unserer Gedankenwelt Bahn zu brechen. Wenn wir in China Mission auf indirektem Wege treiben, unser Ziel bleibt und wir verlieren das Ziel nicht aus den Augen, daß auch dort die Erde voll wird der Herrlichkeit des Herrn und die Kniee sich vor Jesus Christus beugen.

Die Gegenwart zeigt ein lebhaftes Ringen der Völker, die ihnen gebührende Stellung zu gewinnen; die Entwickelung hat es aber auch mit sich gebracht, daß die großen Religionen ihre Kräfte miteinander messen. Das Christentum muß seiner Aufgabe bewußt bleiben, die Weltreligion zu werden. Durch die vergleichende Religionswissenschaft haben wir gelernt, die hochstehenden nicht-

christlichen Religionen unbefangen zu würdigen. Wir finden bei ihnen beherzigenswerte Wahrheiten und Gedanken, die unsern christlichen verwandt sind, so daß wir etwas von der Gemeinsamkeit menschlichen Geisteslebens ahnen. Und doch lehrt uns gerade die genauere Bekanntschaft mit den führenden Geistern und Religionsstiftern in nichtchristlichen Ländern, daß der christliche Gottesglaube über allem andern erhaben ist und daß durch den christlichen Geist, wie durch keinen andern, heilsame Kräfte wirksam werden. Es bleibt dabei, daß in Christus alles Heil beschlossen ist. Bei uns in der Heimat wird ein lebhafter Kampf um die Weltanschauung und um das Wesen des Christentums geführt. Die Auseinandersetzung mit dem Heidentume, wie sie die Mission mit sich bringt, kann zur Vereinfachung und Vertiefung des christlichen Glaubens treiben, den Blick uns für Kern und Stern des Evangeliums schärfen. Oft ist gesagt, daß wir uns dem johanneischen Zeitalter näherten. In den johanneischen Schriften leuchtet uns Gott als die Liebe entgegen und wird uns in der Gestalt Christi offenbar, und diese Liebe will unsere Herzen aufschließen in Liebe zu einander. Und wenn wir immer inniger des großen Gottes als unseres himmlischen Vaters uns bewußt werden und auf Jesus als unsern Führer zu Gott blicken, wenn wir durch den christlichen Geist zu sittlicher Freiheit uns erheben und unsere Ehre darein setzen, andern zu dienen, besitzen wir in solch christlichem Wesen nicht etwas Großes, ja das Höchste? Der Gott aber, der uns das schenkt, will, daß wir es denen weiter geben, die es noch nicht besitzen. So wollen wir immer bewußtere Christen werden und als zuverlässige Schar hinter unsern Sendboten stehen, aber unsere Kraft einsetzen und Opfer bringen, daß auch in Ostasien das christliche Gebet in Erfüllung gehe: Dein Reich komme. Das walte Gott.

Die allgemeine Lage in Japan.

Von Superintendent D. Schiller in Kioto.

(Schluß).

3. Religiöser Eifer der Japaner.

Solche synkretistischen Anschauungen legen uns oft den Gedanken einer religiösen Gleichgültigkeit, eines Mangels an religiösem Eifer bei den Japanern nahe. In der Tat ist in Europa vielfach der irrige Eindruck verbreitet, als sei Japan auf dem besten Wege, vermöge naturwissenschaftlicher Bildung sich gänzlich von der Religion frei zu machen. So verfocht z. B. einmal der Kosmos in dem Aufsatze von Dr. Ad. Saager, „Die Aufnahme unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis in Japan“ (Jahrgang 1909, Heft 10, Seite 325—327) diese Anschauung. Der Verfasser des betreffenden Artikels hatte sich von einem Japaner sagen lassen, daß seine Landsleute aus der ersten Phase der menschlichen Entwickelung, nämlich der theologischen, in die nächste, die wissenschaftliche

eingetreten seien, und zitierte dabei das angebliche Wort des Fürsten Ito (der übrigens selbst gebetet und Wallfahrten gemacht hat), daß die Japaner das atheistischste Volk der Erde seien (trotz ihrer 8 Millionen von Shintogöttern und den unzähligen buddhistischen Hotoke (Buddhas) und trotz der Millionen von Tempeln und Tempelchen in Stadt und Land, in den Gärten, den Häusern und zwischen den Feldern?); der Verfasser hatte sich ferner erzählen lassen, daß in den japanischen Schulen kein religiöses Dogma gelehrt werde (allerdings kein christliches, aber doch das Shinto- und Nationaldogma von der Göttlichkeit des Kaisers und der göttlichen Abstammung des Kaiserhauses, was weit mehr ist als Gottesgnadentum in dem besonderen Sinne, der zuweilen mit diesem religiösen Ausdrucke verbunden wird). Solchen irrigen Auffassungen gegenüber muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß in Japan die Shintoreligion an Einfluß nicht abzunehmen, sondern zu wachsen scheint, daß sie immer offizieller wird, so daß Beamte, Militär, Lehrer und Schüler kaum noch ohne irgendwelche Teilnahme am Shintokult durchkommen. Man kann in bezug auf die Shintoreligion deutlich wahrnehmen, wie seit dem japanisch-russischen Kriege ihr Einfluß ständig gewachsen ist. Damals kehrte in allen offiziellen Siegesberichten die stehende Formel wieder, daß der Sieg errungen sei „durch die Gnade der Shintogötter und die Inspiration (miizu) von seiten des Kaisers", damals waren Shintopriester in offizieller Eigenschaft dem Heere beigegeben, z. B. um die Beerdigungsriten zu vollziehen, während die buddhistischen Priester freiwillig mitgingen und christliche Prediger nur ganz weit hinten auf den Etappenstraßen, und das auch erst in einem vorgerückten Stadium des Krieges, zugelassen wurden. Damals wurde der Zusammenhang des japanischen Volkes mit seiner historischen Religion so stark empfunden, daß z. B. ein mir bekannter Arzt, als er aus dem Kriege heimkehrte, von seinen Kollegen, Freunden und Verwandten am Bahnhof abgeholt und mit Musik und Fahnen an seiner Wohnung vorbei zuerst nach dem Taikyoku-Den, dem Haupt-Shintotempel Kiotos, geleitet und dann erst nach seiner Wohnung gebracht wurde. Und das ist nur ein Beispiel von vielen.

Auch der Buddhismus weckt den Anschein, als ob er augenblicklich nur immer mehr aufblühe. Die Verarmung, der er anheimfiel, als in der Restaurationszeit der Staat die Tempelgüter konfiszierte, ist längst durch die reichen Gaben der Gläubigen wieder gut gemacht worden, und Weltreisende haben mir wiederholt versichert, daß nirgendwo die buddhistischen Tempel so wohlerhalten, so gut gepflegt und so fleißig besucht wären, als gerade in Japan. Wer in diesem Frühling in Kioto den Zustrom der buddhistischen Pilger sah, mußte einen starken Eindruck von der Macht des heutigen japanischen Buddhismus bekommen. Es pflegen immer im Frühling große Pilgerscharen zu den heiligen Stätten Kiotos zu strömen, so daß oft die Herbergen nicht ausreichen. Aber noch nie ist der Zustrom so stark gewesen wie in diesem Jahre, wo die zwei größten, rein japanischen Sekten des Buddhismus beson-

dere Gedenkfeste feierten: die Jodo-Sekte den 700. Todestag ihres Stifters Genku oder Enko Daishi, der bei dieser Gelegenheit vom Kaiser, der Sitte entsprechend, einen neuen Namen „Meisho-Daishi" (der klar leuchtende große Lehrer) erhielt, und die Shinsekte den 650. Todestag ihres Stifters Shinran Shonin oder Kenshin Daishi. Es sind das heute die beiden in Japan am meisten verbreiteten Sekten des Buddhismus, die mit ihrer Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben eine genuin japanische Weiterbildung des Buddhismus darstellen und auch mit ihrer Amidaverehrung sich dem christlichen Theismus ein wenig genähert haben (vgl. H. Haas, „Amida Buddha unsere Zuflucht" 1910, Lpz. Dietrich'scher Verlag). Da diese Feste alle 50 Jahre stattfinden, so war es das erste Mal seit Trennung von Staat und Religion in Japan, aber der Zudrang hat diesmal alles Frühere weit in den Schatten gestellt, wobei allerdings die Bequemlichkeit der modernen Verkehrsmittel mit in Anschlag zu bringen ist. Für die täglich ankommenden Extrazüge war ein besonderer Bahnhof errichtet worden, und trotzdem hatten die Behörden es für nötig befunden, die Bewohner der Kioto benachbarten Regierungsbezirke zu ermahnen, die Wallfahrt zu Fuß zurückzulegen, da die Eisenbahnen nicht ausreichen würden. Auf über 2 Millionen schätzt man die Zahl der diesmaligen Pilger. Ein früherer Schüler, der die Tripitaka (die heiligen Schriften der Buddhisten) in langjähriger Arbeit neu herausgibt, vermittelte mir den Eintritt zu einer der beiden vormittags und nachmittags stattfindenden großen Versammlungen im Nishi Hongwanji. 25 000 Pilger fand ich dort versammelt, um das Standbild des Sektengründers, das noch dadurch besonders heilig gemacht ist, daß es mit der Asche des Verstorbenen berieben worden ist, anzubeten. Im übrigen bestand die ganze Feier in einem Aufzug von etwa 1500 Priestern vom Lande in Prachtgewändern aus Brokat und Seide, die einen unermeßlichen Wert repräsentierten, einem Aufzug der reichen Tempelwohltäter vom Lande auch etwa 1000 an diesem Tage, die allem Volke zur Nachahmung gezeigt wurden, und dem Aufzug der Nachkommen des Heiligen, von denen das Familienhaupt selber von den Gläubigen angebetet wird. Da jeder der Teilnehmer für seinen Platz mindestens 1 Yen zu zahlen hatte, während die ersten Plätze für je 50 Yen vergeben wurden, da auch sonst reiche Stiftungen gemacht wurden, da täglich 50 000 neue Pilger kamen und die Feier im Nishi Hongwanji allein 14 Tage dauerte, so kann man ermessen, welche Einnahmen allein dieser Tempel von dem Feste hatte, und ähnliches vollzog sich in anderen Wochen an den anderen Haupttempeln der beiden Sekten. Kein Wunder, daß die Kaufleute Kiotos und die Besitzer der Gasthäuser, die diesmal eine besonders reiche Ernte hatten, gern in den Ruf einstimmen: „Groß ist die Diana der Epheser!", und daß z. B. im südlichen Stadteile von Kioto, wo die wichtigsten Wallfahrtstempel liegen, von der christlichen Mission noch kaum etwas erreicht worden ist. Bewundern mußte man das Geschick, mit welchem solche gewaltigen Massen dirigiert wurden, wobei allerdings in Betracht zu ziehen ist,

daß es auf dem weiten Erdenrund keine ruhigeren und folgsameren Massen geben kann, als in Japan. Jeder Pilgerzug war von Arzt und Krankenpflegerinnen begleitet, draußen vor dem Tempel war ein provisorisches Hospital errichtet, in welchem täglich etwa 200 Fälle behandelt wurden, zumal da die Mehrzahl der Pilger aus alten Leuten bestand — nicht etwa, weil nur die Alten noch an den Buddhismus glauben, sondern weil diese das nächste Anrecht auf die Segnungen der Religion haben, damit sie sicher ins Paradies eingehen; es gehört zur kindlichen Pflicht in Japan, den alten Eltern solche Wallfahrten zu ermöglichen, und die junge Generation kommt auch einmal an die Reihe. Auch für die Missionsarbeit des Hongwanji in Korea wurde gesammelt. Vor dem Tempel war ein Bazar errichtet, in dem die Glieder der Jünglings- und Jungfrauenvereine verkauften und in 14 Tagen einen Reingewinn von 20 000 Yen für die Mission erzielten. Wahrlich, der Eifer dieser Leute könnte manche christlichen Kreise beschämen!

So macht also auch Japan keine Ausnahme von der Regel, daß die Religion etwas allgemein Menschliches ist und in der ganzen Welt zu den selbstverständlichen menschlichen Bedürfnissen gehört. Was wir als Vertreter des Christentums hierbei beklagen können, ist nur, daß die alten Religionen noch so fest in Japan sitzen. Aber ein reiches christliches Leben ist auch in Japan zu erhoffen, wenn erst größere Kreise in den Bereich des Christentums gezogen sind. Freilich besitzt der Japaner in religiösen Dingen einen hohen Grad von Toleranz und von Rücksichtnahme auf die Gefühle anderer, er ist wenig aggressiv, hat wenig Bekehrungseifer und erschließt nicht leicht den religiösen Inhalt seines Inneren an Außenstehende, so daß das Mißverständnis, als ermangele er der religiösen Gefühle, leicht zu erklären ist.

Wie sehr es auch in Japan religiös gährt, mag das vielgelesene Buch eines neuen Propheten zeigen, das von dem bekannten Schriftsteller Goro Takahashi ins Englische übersetzt worden ist. Der Titel lautet: Torinosuke Miyazaki, der Prophet. Das ist ein höchst merkwürdiges Buch, dessen Inhalt an religiösen Wahnsinn zu grenzen scheint. Wir teilen aus dem ersten Kapitel folgenden Passus mit:

„Ich Miyazaki bin auf der Weltbühne erschienen, um eine wichtige Umwälzung im geistlichen Leben des 20. Jahrhunderts hervorzurufen. Diese erhabene Mission ist mir zu teil geworden durch das Bewußtsein meiner eigenen inspirierten Persönlichkeit. Demzufolge bin ich die Synthese der Messiasse der Christen und der Buddhas der Buddhisten. So erkläre ich denn öffentlich, daß ich der Messias-Buddha bin, indem diese beiden zu einer neuen prophetischen Form in meiner Person vereinigt sind. Ich bin die Erfüllung aller Prophetenworte seit Anfang der Welt. Bisher sind drei große Personen in der Weltgeschichte erschienen: der erste, Shakyamuni, erschien in Indien, der zweite, Jesus Christus, ist in Juda geboren und der dritte ist der Welt in Japan gegeben und hat sich nun in diesem 20. Jahrhundert vor aller Welt offenbart."

4. Der Fortgang des christlichen Missionswerkes in Japan.

Wie steht es nun mit dem Fortgang des Christentums in Japan? Betrachtet man den ungeschwächten Eifer der nichtchristlichen Religionen, der von Jahr zu Jahr nur noch zuzunehmen scheint, so mag es dem Missionar, der die Verhältnisse erkennt, wie sie wirklich sind, leicht bedenklich zu Mute werden. Jedoch uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir wissen ja, welchen unvergleichlichen Wert das Christentum gegenüber den anderen Religionen darstellt, und es muß doch z. B. einmal auch dem japanischen Volke klar werden, daß christlicher Monotheismus etwas weit besseres ist, als Polytheismus und Pantheismus, und daß, vom praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet, unvergleichliche Kräfte sittlicher Betätigung durchs Christentum entbunden werden, während gerade in dieser Beziehung die nichtchristlichen Religionen Japans allzusehr versagen, da sie den sittlichen Fragen gegenüber in der Gegenwart eine merkwürdige Gleichgültigkeit zeigen. Tatsächlich freilich kommt die christliche Verkündigung auch heute noch recht wenig an die großen Volksmassen heran, aber die Missionen tun ruhig und stetig ihre Arbeit und machen Fortschritte, zwar nicht gewaltige, aber doch sichere. Wenn wir die Mission in Indien und China mit der in Japan vergleichen, so scheint ein wichtiger Unterschied darin zu bestehen, daß an den genannten Orten vorwiegend die unteren Klassen für das Christentum gewonnen werden. In Japan ist das allerdings ganz anders. Hier sind es in der Regel die Nachkommen der alten Samurai (Ritter), also das Mark des Volkes, und der gebildete Mittelstand, in dem das Christentum seine Anhänger zählt, Aerzte, Lehrer, Professoren, Rechtsanwälte, Schriftsteller u. dgl. Clement weist in seinem oben erwähnten Vortrage darauf hin und gibt einige Beispiele: „Ein Christ namens Hara hat seit Jahren die Arbeit unter den entlassenen Sträflingen in Angriff genommen. Kobayashi, ein großer Zahnpulverfabrikant, und Kimura, ein Osaka-Millionär, sind Beispiele großer christlicher Geschäftsleute. Ebara, Nemoto und Shimada sind hervorragende Christen unter den Politikern, wie auch der vor einigen Jahren verstorbene Reichstagspräsident Kataoka. In der letzten Session des Reichstags befanden sich im Unterhause 14 Christen unter den 380 Abgeordneten, d. h. also 4 Prozent (während die Christenheit Japans nur etwa ⅓ Prozent des Volkes ausmacht). Unter den Juristen sind die Richter Oka und Uzawa, wie auch Watanabe, der Präsident des obersten Gerichtshofs in Korea, Christen. Ariyoshi, einer der höchsten Verwaltungsbeamten in Korea, ist ebenfalls Christ. Unter den jungen Diplomaten befindet sich der Christ Sawada, unter den Professoren die Christen Fujisawa und Nakajima, wie auch Nitobe, der bekannte Verfasser von Bushido. Unter den Zeitungsherausgebern sind es Ishibashi und Tagawa neben anderen. Der Admiral Uryu ist ein ernster Christ.“ Und diese Liste könnte leicht vermehrt werden. Doch muß, um die Bedeutung derselben richtig einzuschätzen, darauf hingewiesen wer-

den, daß wohl mit Ausnahme der beiden erwähnten Geschäftsleute keiner von allen in seinem jetzigen Berufe und seiner jetzigen Stellung Christ geworden ist, sondern in jüngeren Jahren als Schüler oder Student. Sie sind, genau genommen, nur die Reste einer größeren Schar von Leuten, die in der Jugend sich begeistert dem Christentume zugewandt haben, von denen aber viele die Ideale der Jugend wieder aufgegeben haben, wie es z. B. bei dem jetzigen Erziehungsminister Komasubara der Fall ist, der einst auch dem Christentume sich zugewandt hatte, aber allmählich immer rückschrittlicher geworden ist. Es zeigt sich aber hier wieder, wie wichtig gerade die Missionsmittelschulen für die Ausbreitung des Christentums in Japan sind. Schon auf der Universität wird es sehr schwierig, einen jungen Mann zum Christentum zu führen, weil seine innere Entwickelung dann schon abgeschlossen ist; noch schwieriger ist es, Leute zu gewinnen, die in höherer Lebensstellung sich befinden. Auf Europäer hört der Japaner von heute eigentlich nicht mehr, und die japanischen Prediger haben in der Regel noch nicht die nötige Autorität, auch nicht die nötige Allgemeinbildung, was natürlich im Laufe der Jahre anders wird, wenn mehr tüchtige Prediger herangewachsen sind.

Daß auch mit den vorhandenen Mitteln viel geleistet wird, zeigt die letzte Statistik, welche für das Jahr 1909 abgeschlossen vorliegt und einen weiteren gesunden Fortgang des Missionswerkes in Japan offenbart. Danach zählten die Protestanten: 667 Missionare (ohne die Gattinnen), 563 ordinierte japanische Geistliche, 601 sonstige Gehilfen, 401 japanische Evangelistinnen, in Summa also 2232 Missionsarbeiter (ohne die Gattinnen); die Zahl der gesammelten Christen betrug 75 608, die der Erwachsenentaufen im Jahre 1909 war 6305, die der Kindertaufen 800; es gab 996 Predigtplätze, von denen 546 organisierte Kirchen waren, unter denen wieder 172 finanziell selbständig dastanden; man zählte 80 564 Sonntagsschüler, 432 Theologie-Studierende und 260 Schülerinnen in den Anstalten zur Ausbildung von Evangelistinnen; die japanischen Christen brachten im Jahre 1909 für kirchliche Zwecke 269 343 Yen oder über 557 000 Mark auf. Hinzu kommt die römisch-katholische Kirche mit 319 Missionaren, 34 ordinierten japanischen Priestern und 138 sonstigen Gehilfen, mit 25 Theologie-Studierenden, 64 118 Christen, 1841 Erwachsenentaufen und 2037 (!) Kindertaufen, und die griechische Kirche mit 2 Missionaren. 39 ordinierten japanischen Geistlichen und 117 sonstigen Gehilfen, mit 31 538 Christen und 1120 Taufen. Zieht man die Gesamtsumme, so erhält man 988 Missionare (+ 209 Gattinnen), 636 ordinierte japanische Geistliche und 1257 sonstige Gehilfen, 171 264 Christen und 12 103 Taufen. Vergleicht man die Zahlen auf protestantischer Seite mit denen des Vorjahrs, so erhält man: + 100 (!) Missionare. + 5 ordinierte japanische Geistliche, + 63 nicht ordinierte Gehilfen, + 64 Evangelistinnen, also + 432 Missionsarbeiter, + 1048 Christen, — 1144 Erwachsenentaufen, — 139 Kindertaufen, + 40 Predigtplätze, — 33 organisierte Kirchen, + 3 finanziell selbständige Kir-

chen, — 6435 Sonntagsschüler, + 9845 Yen Beiträge der japanischen Christen, + 114 Theologie-Studierende, + 86 Schülerinnen der Anstalten zur Ausbildung von Evangelistinnen; bei den römischen Katholiken: + 1024 Christen, — 71 Erwachsenentaufen, — 1842 Kindertaufen; und endlich bei der griechischen Kirche: + 826 Christen, + 252 Taufen. Das ist ein guter Fortschritt. Aber wenn die Zahlen nicht trügen, so scheint sich auch schon die Wirkung der Reaktion zu zeigen in langsamerer Zunahme, geringerer Taufziffer, geringerem Besuche der Sonntagsschulen, deren Besucherzahl bei den Protestanten freilich immer noch die Gesamtzahl der Christen weit übertrifft.

Wenn die offizielle Statistik der japanischen Regierung die Gesamtzahl der Christen nur auf 146 508, also um 24 756 geringer angibt, so mag das Verwunderung erregen. Aber zu dieser Zahl kommen alle die Christen hinzu, welche sich außerhalb des eigentlichen Japans, in Formosa, Korea und der Mandschurei, im übrigen China, in Amerika und Europa aufhalten, die aber in den Heimatgemeinden weitergezählt werden, so lange sie diesen angehören, und gerade die Christen gehören zur fluktuierenden Bevölkerung. Ferner mögen auch manche doppelt gezählt sein, und bei der griechischen Kirche geht außerdem das Gerücht, daß sie immer nur zuzähle, aber nicht die entsprechenden Abzüge mache. Bei ihr gibt tatsächlich die Regierungsstatistik 16 440, also mehr als die Hälfte, weniger an, so daß dadurch und durch die Christen außerhalb des eigentlichen Japans die Differenz reichlich erklärt zu sein scheint.

Bedeutungsvoll werden die angeführten Zahlen aber erst, wenn man sie im Zusammenhange mit einem größeren Zeitraume überschaut und also z. B. das Wachstum im letzten Jahrzehnt (seit 1899) feststellt. Damals zählten bei den Protestanten:

die Missionare 498, jetzt + 169 oder + 33 %,
die japanischen ordinierten Geistlichen 319, jetzt + 244 oder + 80 %,
die japanischen sonstigen Gehilfen 518, jetzt + 83 oder + 16 %,
die japanischen Evangelistinnen 329, jetzt + 72 oder + 23 %,
die Christen 41 808, jetzt + 33 800 oder 80 %,
die Erwachsenentaufen 3149, jetzt + 3156 oder + 100 %,
die Kindertaufen 1282, jetzt — 483 oder — 30 %,
die organisierten Kirchen 444, jetzt + 102 oder + 25 %,
die finanziell selbständigen Kirchen 83, jetzt + 89 oder + 100 %,
die Sonntagsschüler 35 611, jetzt + 44 958 oder + 125 %,
die Theologie-Studierenden 113, jetzt + 319 oder + 280 %,
die Schülerinnen der Evangelistinnen-Seminare 141, jetzt + 119 oder + 80 %,
die Beiträge der japanischen Christen 94 276 Yen, jetzt + 175 067 Yen oder + 180 %.

Das sind sicherlich erfreuliche Zahlen, wobei der Rückgang in der Zahl der Kindertaufen für Japan höchst charakteristisch ist. Es ist das wohl nur natürlich, daß jedes neu entstehende selbständige Christentum in bezug auf die Annahme der Kindertaufe sich spröde verhält, während einer späteren Entwicklungsstufe die Ausbildung dieser frommen Gewöhnung vorbehalten bleibt. Vermutlich zeigt das Urchristentum eine ähnliche Entwicklung.

Nicht so groß sind die Wachstumszahlen auf katholischer Seite. Es betrug vor 10 Jahren

die Zahl der römischen Christen 53 924, jetzt + 10 194, also + 20 %,

die Zahl der griechischen Christen 25 231, jetzt + 6307, also + 25 %.

So betrug also die Gesamtzahl der japanischen Christen vor 10 Jahren 120 963, und heute + 50 301, d. i. eine Zunahme von über 40 %, die das mehrfache der natürlichen Bevölkerungszunahme darstellt.

Nicht besonders gewachsen ist das Missionsschulwesen in dem 10jährigen Zeitraum trotz seiner großen Wichtigkeit. Die Zahl der Schulen für Jünglinge (also Mittelschulen oder Gymnasien) hat sich bei den Protestanten auf derselben Höhe — die Zahl beträgt 16 — erhalten, die der Mädchenschulen (höheren Töchterschulen) hat sich von 45 auf 49 gehoben. Doch ist ein gutes Anwachsen der Schülerzahl zu verzeichnen, bei den ersteren von 2271 auf 3744, bei den letzteren von 3361 auf 5250. Je mehr das offizielle japanische Schulwesen sich entwickelt, um so schwieriger wird es für die Missionen sein, damit zu konkurrieren. Neue Schulen wird man wohl kaum errichten, außer etwa höheren Töchterschulen, bei denen der Bedarf noch nicht gedeckt ist; im übrigen muß es sich bei Neuerrichtung von Schulen um solche handeln, die sich nicht mit solchen des offiziellen Schulsystems decken, wie Sprachschulen, theologischen Schulen, Industrieschulen u. dgl., die also auch nicht die Konkurrenz des reich ausgestatteten und mit Berechtigungen versehenen staatlichen Schulwesens erfahren können.

Von Interesse mag es sein zu beobachten, welche Gemeinschaften im letzten Jahrzehnte am meisten gewachsen sind. Wir richten unser Augenmerk nur auf die vier größeren auf protestantischer Seite und finden folgendes Resultat. Es wuchsen

die Kumiai-Gemeinden von 10 016 auf 16 482, also um 6466 oder um 64 %,

die Presbyterianer von 10 631 auf 16 795, also um 6763 oder etwa 66 %,

die Methodisten von 8040 auf 13 708, also um 5668 oder um 70 %,

die Episkopal-Kirche von 8328 auf 13 510 also um 5182 oder um 62 %.

Diese Zahlen zeigen ein ziemlich gleichmäßiges Wachstum ohne viel Unterschied des Bekenntnisses. Anders wird freilich das Bild, wenn wir auf das Wachstum der finanziell selbständigen

Gemeinden in diesen vier Kirchenkörpern achten. Es wuchs deren Zahl im letzten Jahrzehnt

bei der Kumiai-Kirche von 33 auf 73,
bei den Presbyterianern von 25 auf 64,
bei den Methodisten von 8 auf 15, trotzdem sie 13 708 Seelen zählen und einen japanischen Bischof haben,
und bei der Episkopalkirche von 5 auf nur 6 (im Jahre 1908) bei 13 512 Seelen!

Das zeigt, wo die Energie der christlichen Bewegung liegt. Und zwar ist kein besonderer Unterschied in bezug auf die Stellung zum Dogma zu beobachten; denn die Kumiai-Kirche vertritt im allgemeinen einen freieren, in einzelnen ihrer Vertreter sogar extremen, die Presbyterianerkirche dagegen einen dogmatisch gebundenen Standpunkt und doch ist ihr Wachstum ungefähr gleich. Die Methodisten stehen dogmatisch in der Mitte zwischen beiden, da sie sehr freigesinnte Vertreter in ihrer Mitte haben, z. B. auch trotz Leugnung der leiblichen Auferstehung Jesu unbedenklich ordinieren; die Episkopalisten sind nicht nur dogmatisch gebunden, sondern auch mit ihrem, den Japanern fremdartigen Zeremoniell belastet, sind aber doch an Seelenzahl stark gewachsen, da sie mit gewaltigen Geldmitteln arbeiten, können aber, so lange die finanziellen Leistungen ihrer großen Christenzahl nicht besser werden, den Beweis eines gesunden Wachstums nicht liefern.

Ein schwacher Punkt im heutigen japan. Christentum ist immer noch der, daß es auf dem Lande so schwach vertreten ist, und daß die ländliche Bevölkerung für das Christentum so schwer zu erreichen ist. Von den 171 264 Christen, welche die Statistik angibt, wohnen etwa 20 000 in der Hauptstadt Tokio und ihren Vorstädten, mindestens 4000 in Osaka, ferner in Yokohama, Kobe und Kioto zusammen mindestens 10 000, der Nagasaki-Bezirk, welcher viele der alten katholischen Christen enthält, den Nachkommen der Christen des 16. und 17. Jahrhunderts, zählt allein etwa 40 000 Christen, die übrigen vier Städte von mehr als 100 000 Einwohnern mögen auch noch 5000 Christen enthalten. So bleiben, da wir sehr vorsichtig gerechnet haben, für die Mittel- und Kleinstädte und für die dörfliche Bevölkerung höchstens nur etwa 90 000 Christen übrig, von denen noch die vielen Tausende, die nicht im eigentlichen Japan wohnen, abzurechnen sind. Wo keine Missionsschulen arbeiten und wenig zugewanderte, fluktuierende Bevölkerung ist, da ist auch das Christentum schwach vertreten. Wie man an die Massen herankommen soll, die fest an ihren bisherigen Religionen halten, ist das missionarische Problem der jetzigen Missionsperiode in Japan. Es genügt keineswegs, daß man das Land mit Bibeln und religiösen Schriften überschwemmt, die tatsächlich in großer Zahl verbreitet werden. Die amerikanische und die britische Bibelgesellschaft z. B. haben zusammen in Japan im Jahre 1909 über 300 000 Bibeln und Bibelteile abgesetzt, und die Traktatgesellschaft noch etwa 500 000 Exemplare religiöser Schriften und Schriftchen, ganz abgesehen, was alles sonst noch auf anderen Wegen und durch anderen Verlag an reli-

giösen Schriften in Japan verbreitet worden ist. Aber hier kann man wirklich fragen: „Verstehest du auch, was du lieseſt?“ Es muß die persönliche Erklärung hinzukommen, ohne die selbst die Bibel dem japanischen Volke fremd und unverständlich bleibt, da die ganze Ideenwelt eine andersartige ist. Es ist bei dieser Lage der Dinge aller Anerkennung wert, daß der vom deutschen christlichen Studentenbunde ausgegangene Missionar Gundert sich ganz in der Einsamkeit des Niigata-Bezirkes niedergelassen hat, wo die alten Ideen noch ungebrochen herrschen und weit und breit kein Missionar zu finden ist. Die Stadtarbeit wird immer nötig sein, zumal da, wo die jungen Leute zusammenströmen, um ihre Ausbildung zu erhalten. Aber eine Ausdehnung der Missionsarbeit auf das Land macht sich immermehr unabweislich geltend, zumal die Hoffnung auf ein rapides Anwachsen des Christentums nach dem großen Kriege sich als trügerisch erwiesen hat. Wenn nicht bald einmal ein Zusammenbruch der alten Religionen in Japan erfolgt — und zunächst deutet nichts auf ein solches Ereignis hin — so wird Japan noch auf lange Jahrzehnte hinaus, vielleicht sogar auf Jahrhunderte, viel missionarische Bemühung und Arbeit an den Einzelseelen nötig haben, wenn auch daneben die Beeinflussung des Volksganzen, seine Annäherung an die sittlichen Ideale, die Welt- und Lebensanschauung des Christentums, die tatsächlich schon sehr weit gediehen ist, unablässig fortgesetzt werden muß.

Das Christentum in Ostasien.

Missionstheoretische Betrachtungen auf Grund von Erlebnissen, von Missionsinspektor Lic. Witte.

(Schluß.)

3. Die Arbeit der Mission.

a. China.

In der Provinz Schantung haben die amerikanischen Presbyterianer das größte evangelische Missionswerk. Sie arbeiten dort schon seit dem Jahre 1863, was besonders beachtet sein will, wenn nachher von ihren Erfolgen zu reden ist. Die sind hart erarbeitet. Sie haben zwei Arbeitsgebiete, eins im Osten Schantungs, dessen Zentrum Tsingtau ist. Weil sie für die Gemeinden dieses Bezirks keine eigenen Schulen hatten, haben sie sich mit unsern Anstalten verbunden und uns ihre Kinder überwiesen. Jetzt bauen sie in Tsingtau eigene Schulen. Der Mittelpunkt des westlichen Wirkungsbezirks ist die wohl 100 000 Einwohner zählende Stadt Weihsien. Dort haben sie große Schulanstalten, deren Oberbau einen Zweig (College of Arts and Science) der Schantung Christian University bildet, deren theologische Abteilung in Tschingtschoufu, deren medizinische in Tsinanfu ist, wohin in nächster Zeit alle Zweige der Universität verlegt werden. In Weihsien bilden die großen Schulanstalten, an deren Oberstufe auch die englischen Baptisten und die Londoner Kirchenmission beteiligt sind, eine eigene kleine Stadt für sich, eine Viertelstunde von der Chine-

senstadt entfernt. In der Boxerzeit waren die Anstalten erstürmt und zerstört worden. Mit Mühe konnten die Missionare fliehen. Heute stehen dort sehr stattliche Gebäude. Es wohnen hier in 13 Häusern 10 Missionarsfamilien, 1 Missionsarzt mit Familie, 1 Aerztin und 3 unverheiratete Lehrerinnen. Zu den Missionarsfamilien sind auch ein Mathematiker und ein Chemiker gerechnet. Denn alle diese Männer und Frauen wirken auch einschließlich des Arztes, mit Bewußtsein religiös. Der Arzt hält selbst religiöse Ansprachen vor seinen Patienten, er predigt auch im gemeinsamen englischen Gottesdienst der Missionarsfamilien. In der Missionsniederlassung wohnen auch sämtliche Lehrer, Diener und Schüler. Am College sind 16 chinesische Lehrer beschäftigt, die Zahl der Schüler beträgt 360. Die Mittelschule hat 80 Schüler, die Mädchenschule 60. Der Kursus des College umfaßt 5 Jahrgänge. Die Schüler kommen durch die Mittelschule aus den 70 Volksschulen, die die Presbyterianer im westlichen Schantung haben. Aber es treten in das College auch Schüler aus den Schulen der andern genannten Missionen ein, die ebenfalls in Westschantung arbeiten. Unter den 360 Studenten sind nur 20 Nichtchristen, die andern sind schon alle Söhne christlicher Eltern. Außer den sehr gut ausgestatteten Schulräumen, die auch vorzügliche Sammlungen für Chemie und Physik und eine ausgezeichnete, von dem Chemiker zusammengebrachte Sammlung sämtlicher in Schantung vorkommender Vögel (ausgestopft) und anderer Tiere enthalten, ist dort eine große, einfache Kirche, ein Hospital für Männer mit 30 Betten und eine Poliklinik, ein Hospital für Frauen mit 20 Betten und einer Poliklinik, eine Druckerei für englische und chinesische Drucksachen, für die 7600 chinesische Lettern zur Verfügung stehen, eine Eisengießerei, Klempnerei und Uhrenfabrik. In diesen Werkstätten arbeiten sie sowie in der Druckerei nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern sie haben Aufträge von weither.

Der Unterricht basiert auf stark betonter christlicher Grundlage, doch werden auch alle möglichen rein „weltlichen" Schülervereine gepflegt, Literaturkränzchen und ein Diskutierbund, in dem sogar politische Debatten stattfinden. Von fremden Sprachen wird nur Englisch gelehrt, doch muß für die Teilnahme am englischen Unterricht ein Extraschulgeld bezahlt werden. Die Mission sieht die Beteiligung am Englischen nicht einmal sehr gern. Weil die jungen Chinesen, die Englisch können, später zum Teil nicht gern Missionslehrerstellen und dergleichen annehmen, sondern lieber nach Shanghai gehen in Handelsgeschäfte. Und diese Missionen haben bei der Ausdehnung ihrer Werke einen großen Bedarf an Lehrkräften, Pastoren usw.

Denn zu dem westlichen Wirkungskreis allein der Presbyterianer gehören über 5000 eingetragene erwachsene Gemeindeglieder, gehören 10 chinesische Pastoren, 50 Evangelisten und 40 Bibelfrauen. Für die Gottesdienste haben diese Gemeinden 20 Kirchen und 150 Kapellen. Die 10 chinesischen Pastoren werden ganz von den Gemeinden unterhalten.

Von Zeit zu Zeit kommen die Pastoren, Evangelisten und Bibelfrauen, um in besonderen Kursen weitergebildet und neu angeregt zu werden. Auch finden hie und da im Lande Bibelkurse für Männer und Frauen statt zur Vertiefung des religiösen Lebens.

Diese kurze Darstellung schon zeigt, wie praktisch das ganze Werk organisiert und aufgebaut ist. Zu den Gemeinden gehören meist die Kreise des Bauern- und gewerblichen Mittelstandes. Doch sind auch Glieder aus höheren Ständen darunter. Die neue Zeit wird in China gar bald die Ständeverhältnisse verschieben. Es wird sich ein gebildeter Mittelstand bilden, der die Intelligenz darstellt, aus Lehrern, Beamten und Aerzten, der für die Mission besonderen Wert haben wird. Daher ist es so ungeheuer wichtig, daß gerade jetzt möglichst viele höhere christliche Schulen in China gegründet werden, damit die neuen chinesischen intelligenten Klassen mit christlichem Geist erfüllt werden. Das Verlangen nach guter moderner Bildung ist groß. Die modernen Staatsschulen können nur einen kleinen Teil der Lernbegierigen aufnehmen. Da ist für die Missionsschulen offenes Feld. Wenn erst einmal, was allerdings nicht so ganz schnell gehen wird, der Staat eine genügende Zahl eigener Schulen hat, wird den Missionsschulen ihr Wirken ebenso erschwert sein, wie es in Japan der Fall ist. Es wäre gut, wenn die deutschen Missionen auch ähnlich große Anstalten schaffen könnten wie die Angelsachsen.

An dem oben geschilderten Werk der Presbyterianer fällt das besonders auf, daß nur 20 nichtchristliche Schüler sich in Weihsien befinden. Das ist gewiß auf der einen Seite eine Stärke der Arbeit, daß sie über so zahlreiches eigenes christliches Schülermaterial verfügt, auf der andern Seite ist es aber ebenso wünschenswert, daß möglichst viele nichtchristliche Schüler in die Missionsschulen eintreten, weil durch sie auf bisher noch nicht vom Christentum beeinflußte Kreise eine segensreiche Einwirkung ermöglicht wird.

Die Presbyterianer haben auch für diesen Gedanken Verständnis und arbeiten z. B. im Christlichen Verein junger Männer in Shanghai (s. S. 314 dieser Nummer) in diesem Sinne. Die Arbeit der Vereine christlicher junger Männer, die, wie die Schantung-Universität, von mehreren Missionen unterstützt werden bei relativer Selbständigkeit der Gesamtarbeit, sind wohl die Missionsunternehmungen, deren Wirken die weitesten und am meisten die oberen Stände erreicht. Hier wird auch in religiöser Arbeit viel getan durch Vorträge, Bibelstunden, Andachten, deren Besuch freiwillig ist, doch sucht man vor allem weite Kreise zu erreichen durch wissenschaftliche Vorträge, Sprachklassen, Unterhaltungsabende und Sport. Durch diese Darbietungen lockt man sehr viele wohlhabende junge Chinesen an, begeistert sie und gewinnt viele derselben dann auch tatsächlich für das Christentum. Sie schließen sich dann irgend einer Missionskirche an.

In ganz ähnlich weitschauender und weitwirkender Weise arbeiten die englischen Baptisten in Tsinanfu durch ein ganz eigen-

artig interessantes Unternehmen, durch ein großes Museum. Es sind wahrhaft großartige Bauten, die sie dazu errichtet haben, und man findet in ihnen eine Fülle lehrreichen Materials. Da sind ausgestopfte und nachgebildete Tiere aus allen Ländern, da sind Schiffsmodelle, Maschinen, elektrische Anlagen, chemische Produkte, geschichtliche und geographische Tabellen, Tabellen über die Sprachen der Erde mit Proben, Tabellen über Schulbildung, auf denen ehrlicher Weise Deutschland obenan steht, da sind Modelle europäischer Straßen mit allen modernen Verkehrsmitteln, da ist eine große Bibliothek mit reichem Bildermaterial, Holzfiguren, die die Menschentypen und Trachten darstellen. Und was sich so nicht zeigen läßt, das wird in dem Vortragssaal, der über 1000 Menschen faßt, im Kinematographen vorgeführt. Jedem Chinesen steht der Eintritt frei, und jeden Monat kommen weither viele Tausende. Für solche, die geneigt sind, finden dann in der schönen Kirche religiöse Ansprachen statt. Und kommen zu diesen auch nicht alle, so kommt doch eine große Anzahl. Vor allem aber dient dies Museum dem Zweck, das ungeheuere Mißtrauen und Unverständnis bei den Chinesen zu beseitigen, das bis heute noch weite Kreise Europa gegenüber beherrscht. Was für Schauergeschichten sind amtlich über die Europäer verbreitet worden! Nun können sie sehen, was Europa ist und was Europa leistet. Freilich kommt — das ist selbstverständlich — hier vor allem englisches Können zur Darstellung. Wenn die deutschen Missionare bisher Aehnliches nicht schaffen konnten, so liegt es nur an dem in Deutschland herrschenden Mangel an Verständnis für die weitreichende Bedeutung der Mission.

Die ganze Art, wie neben der evangelistischen Missionsarbeit in China vonseiten der großen Missionen vorgegangen wird, zeigt, daß in China vorerst tatsächlich die Missionsmethode vor allem am Platze ist, die man die indirekte nennt. Einer der hervorragendsten Missionsarbeiter in China, D. Richard in Shanghai, geht sogar soweit, zu erklären, es komme jetzt in China alles darauf an, die führenden Kreise zu gewinnen durch großzügige literarische Mission und eine alle vorhandenen Anstalten überragende erstklassige Universität. Es besteht ja in der Tat die Gefahr, daß China in seiner Neuordnung aller Dinge sich weit schroffer gegen christlichen Einfluß abschließt, als Japan es getan hat. In China ist das eine Folge des Konfuzianismus und der üblen, mit der Politik der Westmächte gemachten Erfahrung. Wenn solch eine Ausschließung des Christentums erfolgt, dann wird die Arbeit der Mission in Zukunft genau so mühselig sein und der Erfolg so kärglich wie bisher. Gelingt es aber in der jetzigen Uebergangszeit in den maßgebenden Kreisen Verständnis für das Christentum und seinen Weltwert zu verbreiten, dann wird der Sieg des christlichen Geistes gesichert sein, mögen die jetzigen Missionskirchen bestehen bleiben oder nicht. Die wirkliche Aufgabe der Mission ist doch, den Geist des Christentums in das Riesenvolk zu pflanzen und dem Evangelium wirkliche „offene Türen“ zu

schaffen. Dann wird alles andere sich leicht finden. Darum gilt es für die Mission, in China Werke zu schaffen, welche den praktischen äußeren und den sittlichen Lebenswert des Christentums beweisen, Schulen, Hospitäler, Bildungsvereine, alles vom christlichen Geist getragen, aber nicht aufdringlich missionarisch; Werke, die den Nöten des Landes abhelfen. Dann werden, je Vollkommeneres diese Werke leisten, die maßgebenden chinesischen Kreise erkennen, daß das Christentum keine bloße fremde religiöse Theorie und Weltanschauung ist, sondern eine Lebensmacht, die Welt und Leben recht erkennen und beherrschen lehrt. Darum liegt auf diesen Werken der indirekten Mission dort solche Verantwortung, darum haben sie so großen Wert. Darin liegt durchaus keine Geringschätzung der spezifisch religiösen Arbeit. Die mag und muß auch da sein. Man muß die Willigen sammeln. Und wenn ja auch die Motive zum Uebertritt in den unteren Klassen auch bei den viel gerühmten „Erweckungs"-Bewegungen meist weder religiös noch moralisch sind, sondern auf dem Gebiet des Egoismus liegen, der für sich und die Kinder vom Christwerden Vorteil fürs bürgerliche Leben schafft,*) so kann doch auf die Uebergetretenen eine heilsame Wirkung ausgeübt werden, und ihre Kinder vor allem stehen dem Evangelium offen. Aber das hat man schon 100 Jahre lang getan und Großes damit nicht erreicht. Die Zahl der Getauften ist bisher klein. Wollte man nun jetzt nichts weiter tun als dies, so würde sich die Neuordnung der Verhältnisse im Großen vollziehen, ohne daß der Geist Christi irgendwie dabei berücksichtigt würde oder man überhaupt ihm eine „offene Tür" gäbe. Denn die bisherigen Christengemeinden hatten auf den Gang der entscheidenden Ereignisse keinen Einfluß. Das muß anders werden, ehe es zu spät ist. Darum ist gerade jetzt ein ganz außergewöhnlicher Kräfte-Aufwand nötig, der sich der indirekten Mission zuwendet und zuwenden muß, die auf die weitesten oberen Kreise einen gewaltigen, heilsamen christlichen Einfluß ausüben wird, auch wenn diese Kreise noch nicht übertreten.

Wenn nun von angelsächsischer Seite für China in Edinburg und auch sonst eine Verstärkung gerade der rein religiösen Arbeit gefordert worden ist, so kann man nur sagen, daß das faktische Vorgehen dieser Missionen ihrer eigenen Forderung nicht entspricht. Denn die riesigen Summen, die ihnen gerade neuerdings wieder zuteil geworden sind, kommen in der Hauptsache der indirekten Mission zu gute. Wie dieser Widerspruch zu erklären ist, entzieht sich der Kenntnis Außenstehender. Jedenfalls ist das faktische Vorgehen nur zu loben. Denn in der gegenwärtigen Zeit ist die indirekte Arbeit die allerwichtigste. Daher ist auch die Arbeitsart unseres Vereins durchaus wichtig für die jetzige Zeit. Aendert sich einmal die Zeit, dann werden wir auch unsere Arbeitsart ändern. Vorläufig gilt es, mit allen Mitteln in der eingeschlagenen Richtung fortzuschreiten.

---

*) Siehe darüber in dem Edinburger Werk, II, S. 85 u. 42.

b. Japan.

In Japan ist die religiöse Lage, wie früher gezeigt worden ist, eine andere als in China, daher auch eine andere Arbeitsart angebracht. Es gibt genug tüchtige Aerzte, es gibt wenig schreiende Not, es gibt verhältnismäßig viele, gute Staatsschulen, wenn sie auch nicht auf der Höhe stehen und so zahlreich sind, wie man in Deutschland denkt. Es fehlen gewiß noch Schulen. Daher ist auch dort noch eine Möglichkeit, Missionsschulen zu gründen. Aber einmal müssen die Missionsschulen in Japan auch wie die Staatsschulen einen religionslosen Lehrplan haben, so daß eine religiöse Beeinflussung nur ganz lose nebenher gehen kann, sodann stellt die Regierung an die Einrichtung und den Betrieb dieser Schulen so hohe Anforderungen, daß eine Schulgründung dort nur mit sehr großen Mitteln möglich ist. Und ob dann die Wirkung in christlicher Hinsicht den aufgewandten Mitteln entspricht, ist meist fraglich. Bildung wird in Japan so viel vermittelt, — die Regierung arbeitet mit Eifer — daß die Mission sich besser wichtigeren Aufgaben zuwendet.

Es sind auch verhältnismäßig wenig große Missionsschulanstalten in Japan vorhanden. Die angelsächsischen Missionen suchen sich vielmehr das staatliche Schulwesen dadurch zunutze zu machen, daß sie solche englische Sprachlehrer nach Japan zu bringen suchen, die auf die Schüler — außerhalb des Unterrichts — religiös wirken. Diese Sprachlehrer sind lange nicht alle Philologen, sondern gehören allen möglichen Berufen an und stammen meist aus den Christlichen Vereinen junger Männer in Amerika. Die bleiben ein paar Jahre in diesen Stellungen, oft nur, um einmal das interessante Japan kennen zu lernen. Eine ganze Anzahl gewinnen aber an ihrem missionarischen Wirken solche Freude, daß sie in den Missionsdienst übertreten.

Im Uebrigen konzentriert sich das Werk der Mission auf die doppelte Aufgabe einmal der Auseinandersetzung mit den fremden Religionen und den unreligiösen Ideen Europas in Schriften und Vorträgen und der Bekanntmachung des Christentums durch Vorträge und Schriften und sodann der direkten Evangelisation. Diese beiden Aufgaben gehen oft in einander über, doch hat die eine das weitere Ziel der Beeinflussung des Volksganzen und der Oeffentlichkeit. Auf beiden Gebieten wird großzügig und intensiv gearbeitet. Das japanische Volk durchzieht ein lebhaftes Interesse für die religiösen Fragen. Man kann das aus vielen Merkmalen, z. B. den Zeitungen erkennen. Auch unsere Mission erreicht mit ihrer Botschaft weite Kreise. In den 26 vom Verfasser hie und da gehaltenen Vorträgen waren, auch wo rein religiöse Themata angekündigt waren, die Säle stets gut besucht, in Kioto 400, in Tsuruga mehr als 600, in Tokio über 1000 Zuhörer. Man rühmt das Eigene nicht gern. Aber den törichten Vorwürfen gegenüber, die unserer Mission immer wieder von orthodoxer Seite gemacht werden, als leiste unsere Arbeit nichts, müssen einmal diese Dinge erwähnt werden. Bis in die höchsten Kreise Japans hinein hat die Arbeit

unserer Missionare die beste Achtung. Ohne solche Achtung ist Missionsarbeit schwer, sie ist der Weg zu den Herzen, zu ihrer Christianisierung. Es stehen dem Verfasser viele Zeugnisse zur Verfügung, die ihm ehrlich und ernst den großen Wert der Arbeit unserer Missionare gerühmt haben. Auch die große Achtung der meisten andern Missionen vor unserm Werk tritt in Japan in deren Verhalten zu Tage. Das alles kann nur Unkenntnis oder böser Wille leugnen.

Sieht man nun auf das Erreichte, so gilt auch von Japan ganz allgemein, daß die Zahl der Gemeindeglieder bisher klein ist. Es ist in China und Japan selbstverständlich viel schwerer, Menschen zum Uebertritt zu bewegen — d. h. innerlich — als unter den Schwarzen. Diese Behauptung bedarf keiner Begründung. Wer unserm Missionsverein den Vorwurf macht, er habe wenig Getaufte, trifft mit diesem Vorwurf die ganze Mission. Die andern Missionen — das haben dort viele Missionare dem Verfasser gesagt — klagen auch, daß man in der Heimat ungeduldig sei, die äußern Erfolge seien so gering. Dazu kommt, daß die Mission in beiden Ländern aus den wirklich bodenständigen, guten, frommen Familien erst sehr wenig Glieder in ihren Gemeinden hat. Es ist ja auch natürlich, daß die besten Elemente eines Volkes am schwersten zu gewinnen sind, weil sie naturgemäß in Ehrbarkeit und Ehrfurcht am Alten am längsten festhalten. Man hat es hier eben nicht mit tiefstehenden Negern zu tun, sondern mit klugen, gebildeten, ernsten Menschen von oft sehr achtungswertem Charakter.

Die Gemeinden wachsen ja, auch unsere, aber es geht langsam voran.

Trotzdem ist es ganz verkehrt, zu sagen, die Wirkung der Mission in Japan sei gering. Sie ist vielmehr sehr groß. Nur kann man die Erfolge nicht in Zahlen fassen und mit dem Metermaß messen. Man muß das dem Unverstand und dem bösen Willen mancher Leute gegenüber immer wieder vorhalten, daß es unendlich wertvolle geistige Erfolge gibt — und um solche handelt es sich doch überhaupt im Christentum —, die nur der merkt, der lauschen kann auf die feinen Regungen der inneren Volksentwicklung. Wie stark das Volksleben und selbst die andern Religionen durch die Mission in Japan beeinflußt worden sind, bedarf hier in dieser Zeitschrift keiner Erörterung. Diese Beeinflussung des Volkes ist — nur auf anderen Wegen als in China — so wichtig, daß auch in Japan die Zunahme der Gemeindeglieder demgegenüber nicht höher zu werten ist, so erfreulich sie sein mag. Zudem haben auch in Japan weite Volkskreise vom Christentum noch nichts Gründliches erfahren. So gilt es doch erst einmal zu säen, immer zu säen, die Ernte kommt dann schon. Und die innern Nöte Japans sind so groß, daß es etwas Großes ist, daß man jetzt leise anfängt, z. B. auch vom Manne Keuschheit zu fordern. Wieviel ist das wert! Man denke an alle Frauen. Noch heute drohen im westlichen Japan die Eltern den

Mädchen: „Wenn du nicht artig bist, kommst du nicht ins Bordell"! Wenn nun, wie geschehen, ein Protest sich hie und da gegen die Bordelle erhebt, wieviel ist das wert! Aber zählen kann man eben solche Erfolge nicht!

Interessant ist in dieser Hinsicht, daß der deutsche Missionar Gundert, der von den studentischen Bibelkränzchen unterstützt wird, überhaupt kein Gewicht auf Taufen und Gemeindebildung legt, sondern lediglich den Geist Gottes in den Herzen zur Herrschaft bringen will in der Zuversicht, daß, wenn das erreicht wird, alles andere sich ganz von selbst ordnet.

An diesem Standpunkt kann man wohl mit Recht das aussetzen, daß die Pflege des erstehenden neuen Lebens nicht ganz selbstverständlich ist und daher die Organisation des jungen christlichen Lebens fest ins Auge gefaßt werden muß, gerade weil dies Anfangsleben oft unklar, schwach und schwankend ist. Erfreulicherweise sind, was die Organisation des neuen Lebens anlangt, die japanischen Christen inbezug auf Lehre und Riten viel weitherziger als die Mehrzahl der heimischen Kirchen, ein Zug, dem auch die Missionare recht starrer Missionen haben Rechnung tragen müssen. Die mit kritischem Scharfblick ausgestatteten Japaner verstehen sehr wohl Kern und Schale zu unterscheiden. Daher herrscht in der Hauptsache unter den jungen Kirchen ein gutes verträgliches Verhältnis. Bischöfliche Prediger sprechen in unsern Versammlungen, unsere Prediger reden als Gäste in den Kirchen der Baptisten. Es ist hier etwas zu spüren von dem einigenden Bande des Glaubens, der Verfasser wurde von sämtlichen japanischen Pastoren Kiotos auf das herzlichste begrüßt. Wenn der als „liberal" verschrieene Geist des japanischen Christentums solche Früchte bringt, nun an diesen Früchten kann man herzliche Freude haben. Die ganze Arbeitsart und der Geist der Arbeit verbürgt Gutes, viel Gutes, mögen jetzt die Gemeinden auch noch klein sein. Man sollte doch endlich aufhören, zum Hauptmaßstab für den Erfolg einer Mission die Zahl der Getauften zu machen. Die Bedingungen des Christwerdens sind auf den einzelnen Missionsfeldern so verschieden, daß man ohne eine Berücksichtigung der auf jedem Missionsfeld herrschenden Lage diesen Maßstab überhaupt nicht anwenden kann. Es liegt doch auch ein gut Teil Selbstruhm in der Darbietung möglichst großer Zahlen. Das Interesse der Neuchristen liegt oft in einer ganz andern Richtung. Das Nebeneinander der vielen Missionskirchen wirkt verwirrend. Wo, wie in Japan z. T. ein direktes Zusammenarbeiten stattfindet, mag es noch angehen. Auch hierin sind ja die Verhältnisse verschieden. Aber wo sich die Gründung eigener Gemeinden als der für das Neuland weniger heilsame Weg erweist, sollte man die Selbstlosigkeit der betreffenden Mission anerkennen, anstatt sie als unfähig zur Gemeindebildung zu bezeichnen, wie dies unserer Arbeit in China gegenüber immer wieder geschieht. An vielen Orten in China wäre es besser, wenn die nebeneinander bestehenden kleinen Gemeinden verschmolzen würden. Man sieht das ein, tut es aber nicht. Warum nicht?

Daher kann man auch von unserer japanischen Arbeit sagen, daß sie auf die wichtigsten Aufgaben ihr größtes Interesse konzentriert, wie es jetzt dort nötig ist. Nur daß die Wiedereröffnung der theologischen Schule dringend wünschenswert ist, um Pastoren heranzubilden, die so tüchtig sind, daß sie den neuen Gegnern, Haeckel, Nietzsche usw. mit Erfolg begegnen können als auch das Christentum so darzubieten vermögen, wie es der Bildung Japans entspricht. Die Eröffnung dieser Schule wird um der wegen ihrer Gründlichkeit auch von andern Missionskirchen hochgeschätzten deutschen Theologie willen von vielen Seiten in Japan gewünscht.

Witte.

Aus der Mission der Gegenwart.

Statistisches aus der protestantischen Missionsarbeit in Japan während der letzten 50 Jahre.

Einer statistischen Tabelle von A. Pieters in der September-Nummer der „Missionary Review of the World" entnehmen wir folgendes: „Im Jahre 1859, dem Beginn der japanischen protestantischen Mission, wurde noch kein Japaner für das Christentum gewonnen. Es dauerte bis 1864, in welchem Jahre der erste Japaner getauft wurde. 1866 wurde ein zweiter gewonnen, 1871 gab es 10, 1872 gab es 16 japanische Christen. Mit dem Jahre 1873, in dem die Gesetze gegen das Christentum aufgehoben wurden, beginnt aber eine neue Aera, die man bis 1890 rechnen kann. Es ist die Periode des schnellen Wachstums, während deren sich die Zahl der Kommunikanten alle drei Jahre verdoppelte: 1876 zählte man bereits 1004, 1879 2701, 1882 4376, 1886 13 269, 1890 32 380 abendmahlsberechtigte Christen. Die Leistungen der japanischen Christen für ihre Gemeinden stiegen von 15 838 Yen 1883 auf 69 324 Yen 1890. Die dritte Periode, in der wir noch mitten inne stehen, beginnt 1891: Es ist die Zeit des allmählichen Wachstums. Erst 1897 wurde das 40. Tausend überschritten. 1909 zählte man 60 635 Christen. Dagegen stiegen die Aufwendungen der japanischen Christen für ihre Gemeinden von 69 000 Yen auf 269 000 Yen 1909. Dieses Steigen der finanziellen Beisteuern ist außerordentlich erfreulich und bedeutsam. A. Pieters erklärt es mit dem wachsenden Reichtum des Landes, aber auch daher, daß viele junge Japaner, die während der 18 Jahre getauft wurden, inzwischen in Stellungen gelangt sind, die ihnen reichere Beisteuern ermöglichen. Das Wachstum der christlichen Bevölkerung gerade in den letzten beiden Dekaden war prozentual größer als das der Gesamtbevölkerung. Während die Gesamtbevölkerung jährlich prozentual um einen pro Hundert wächst, bewegt sich die Zunahme der Christen durchschnittlich zwischen drei und vier pro Hundert. Die Folge davon ist, daß die Verhältniszisser der Christen zur Gesamtbevölkerung fortgesetzt steigt. 1888 kam auf 1661 Japaner, 1908 aber schon auf 821 Japaner ein Christ. Aber auch die Masse der

noch nicht christianisierten Heiden in Japan wächst noch immer: 1859 hatte Japan 30 Millionen Bewohner, 1910 aber bereits 50 Millionen. Von diesen 50 Millionen haben etwa 10 Millionen etwas vom Christentum vernommen. Es muß einmal die Zeit kommen, wo die kompakte Masse des Heidentums in Japan abnimmt; aber niemand kann sagen, wann dieser Zeitpunkt eintreten wird. A. Pieters macht endlich auch noch darauf aufmerksam, daß die Verhältniszisser der abendmahlsberechtigten Protestanten zur Gesamtbevölkerung in Japan kleiner ist als in Afrika und Indien, wo sie sich im ersteren auf 1 : 324, im letzteren auf 1 : 566 stellt. H. Lehmpfuhl.

Begrüßungsansprache des Professors Dr. Steck bei der Generalversammlung des Allgemeinen Missionsvereins in Bern.

Der Dekan der theologischen Fakultät, Herr Prof. Dr. Steck, führte als Sprecher der theologischen Fakultät Bern in seinen Begrüßungsworten an den Missionsverein (nach einer stenographischen Niederschrift) aus:

Die theol. Fakultäten haben zunächst die Aufgabe, theol. Wissenschaft zu treiben. Aber sie wären nichts ohne die Kirche. Sie haben ihre Berechtigung hauptsächlich darin, daß sie der Kirche durch die Ausbildung ihrer Diener einen Dienst leisten sollen. Die theologische Praxis ist ja zunächst bestimmt für die Wirkung auf unser eigenes Volk. Allein man kann wohl sagen: es ist die höchste Blüte der Praxis der Theologie, daß in ihr der Wunsch und Trieb erwache, die christlichen Heilsgüter auch andern Völkern bekannt zu machen und mitzuteilen, die bisher von ihrer Kenntnis ausgeschlossen waren. Und diese Aufgabe haben Sie vom Allgemeinen Evang.-Protest. Missionsverein übernommen und schon Jahre lang daran gearbeitet und Gott hat Ihnen reichen Segen und Erfolg in diese Arbeit gegeben.

Und nun wiederum, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, schlägt dies Ziel auf seinen Ursprung zurück und trägt diese Missionsarbeit auch wieder ihre Früchte für die theol. Wissenschaft. Gerade die Religionsgeschichte, deren Studium und Betrieb erst in neuerer Zeit so recht in Blüte gekommen ist, wird befruchtet durch die Arbeit dieser praktischen Männer und Prediger der Mission. Wir studieren die Religionsgeschichte wohl auch aus alten Denkmälern und Büchern. Aber so kann aus ihr leicht ein Totes und Unbewegliches werden. Darum ist es wertvoll und außerordentlich schätzenswert, wenn die Arbeit der Mission persönliche Berührung anknüpft zwischen den Vertretern verschiedener Religionsbekenntnisse. Der Missionar schafft auch dem, der die Religionsgeschichte studieren will, das wertvollste und beste Material.

Gerade von Japan ist uns lange Jahre hindurch nur in sehr allgemeinen Zügen ein Bild der religiösen Verhältnisse dargeboten gewesen. Und erst jetzt durch die Arbeit der Missionare ge-

winnt das Bild festere Züge und bekommt lebendigere Farben, so daß wir erkennen können, was eigentlich im Herzen dieser östlichen Völker lebt. Und es ist nicht bloß Torheit, es ist auch immer etwas von der Wahrheit dabei, die wir alle bekennen. Darum sind wir froh über diese Arbeit der Sendboten des A. P. M. V. und haben wohl Ursache, ihr dankbar zu sein.

Und nun hat unsere Fakultät mit Freuden die Gelegenheit ergreifen wollen, einen der bewährtesten und tüchtigsten Ihrer Arbeiter auf diesem Felde heute an diesem Tage mit einer Ehrung, wie sie in akademischen Kreisen üblich ist, zu erfreuen. Es ist Herr Superintendent Emil Schiller in Kioto, der nicht nur mehr als 15 Jahre lang im praktischen Dienst in Japan steht, sondern auch durch seine Arbeiten wesentlich dazu beigetragen hat. daß wir einerseits das religiöse Leben der Japaner besser kennen und verstehen lernen, und anderseits sie, die Japaner, von der theologischen protestantischen Wissenschaft einen umfassenden und genaueren Begriff bekommen. Namentlich in letzterer Beziehung ist die Arbeit des Herrn Sup. Schiller von großen Erfolgen begleitet gewesen. Er hat sich bemüht, die hervorragendsten Werke der deutschen protestantischen Theologie in japanische Sprache zu übersetzen. Und daß eine solche Uebersetzung nicht nur eben buchstäbliche Uebertragung bleibt, sondern auch eigentliche wissenschaftliche Verarbeitung erfordert und voraussetzt, kann man sich ja von selbst sagen. So hat er namentlich in seinem Kommentar zum Matthäus-Evangelium, der in japanischer Sprache erschienen ist, auch gezeigt, daß er ein tüchtiger Erforscher und Arbeiter auf dem Gebiet der Erklärung des Neuen Testaments ist. Und so ist es denn eine große Freude, daß wir ihm mit Genehmigung des akademischen Senates die Ehre eines Doktors der Theologie übertragen können.

Wir hoffen damit die Arbeit des A. E. P. M. V. zu ehren und den Arbeitern neue Kraft und neue Regsamkeit mitzuteilen.

Der Einfluß der Bibel in Japan.

Mehr als 5 Millionen Bibeln und Bibel-Teile sind in den letzten 30 Jahren in Japan verbreitet worden. 18 845 Bibeln, 83 410 Testamente und 255 540 einzelne Schriften der Bibel sind im Jahre 1910 verkauft worden. Die Japaner erkennen selbst an, daß die Bibel ihr Volk beeinflußt hat. Ein Japaner schreibt gelegentlich der englischen Krönungsfeier in der „Japan Times" in einem Artikel über „den Einfluß britischer Ideen auf Japan" Folgendes:

„Mehr als irgend etwas sonst hat die englische Bibel, zusammen mit den Missionaren zur Verbreitung neuer sittlicher Normen beigetragen. Das Christentum hat als Religion das Land noch lange nicht erobert, aber sein indirekter Einfluß ist unzweifelhaft groß. Angelsächsische Zivilisation kam in das Land mit der frohen Botschaft der Befreiung des Individuums von sozialer und gesetzlicher Knebelung. Die Botschaft besteht aus den zwei Worten

„Freiheit" und „Verantwortlichkeit", Freiheit im sozialen und politischen Leben, Verantwortlichkeit im geistigen und intellektuellen Leben."

Ohne Frage sind es diese beiden Worte, welche das Wesen des geistig-sittlichen Einflusses des Christentums auf das öffentliche Leben kennzeichnen. Bedauerlich ist nur, daß die Regierung sich zu der in weiten Volkskreisen herrschenden Stimmung, die in obigem Abschnitt sich wiederspiegelt, in schroffen Widerspruch stellt. Auffallend häufen sich die Tatsachen, die beweisen, daß die Regierung den geistigen Ideen unserer christlichen Kultur den Boden entziehen will, zum Schaden Japans. Jüngst hat ein japanischer Universitätslehrer ein Buch geschrieben über die Stellung der Frau, in dem er unser Frauenideal zeichnet als auch für Japan heilsam. Der Mann ist von der Regierung wegen Propagierung schädlicher Ideen gemaßregelt worden! So soll auf allen Gebieten des geistig-sittlichen Lebens das aufstrebende Leben gehemmt und das Alte, auch wo es minderwertig ist, erhalten werden.

Der christliche Verein junger Männer in Schanghai.

„Die Entwicklung des christlichen Vereins junger Männer ist erstaunlich. Gerade vor 4 Jahren wurde sein Haus gebaut. In 4 Jahren ist es ein Mittelpunkt einer wirkungsvollen Arbeit im Herzen dieser großen Stadt geworden, und das Haus reicht schon nicht mehr aus. Die Mitgliederzahl ist in den 4 Jahren von etwa 300 bis auf mehr als 1600 gewachsen, die Schüler in den Bildungsklassen von 200 bis auf mehr als 600; der Stab der Mitarbeiter von 17 auf 54 und die jährlichen Einnahmen von 8000 auf 25 000 Dollar (= 50 000 Mk.), die nur von den Chinesen selbst aufgebracht werden. Es ist ein Zeichen des großen Einflusses des Vereins, daß in diesen 4 Jahren von den Chinesen für die Ausdehnung des Werkes mehr als 85 000 Dollar gezahlt worden sind. Mit Freuden sind reichliche Gaben von Christen und Nichtchristen gespendet worden. Der Vizekönig, hohe Beamte, Geldmänner und Kaufleute der Chinesenstadt haben große Summen beigesteuert für den Ankauf eines Grundstücks, auf welchem ein neues Haus erbaut werden soll. Der Verein steht da als ein wichtiger, zwischen Ost und West vermittelnder Faktor, zwischen dem Streben Jungchinas und den Segnungen der christlichen Zivilisation, die der Verein dem jungen China übermittelt. Mehr als 25 000 junge Männer haben jährlich die verschiedenen wissenschaftlichen und sozialen Vorlesungen, Debatten und Unterhaltungsabende des Vereins besucht.

Die Lichtbilder über das Leben Jesu haben die größte Anziehung ausgeübt und die Halle bei vielen Gelegenheiten bis auf den letzten Platz gefüllt. Insgesamt 38 000 Menschen besuchten letztes Jahr die verschiedenen religiösen Versammlungen. Mehr als 600 Schüler waren an den verschiedenen Bibelstunden betei-

ligt, davon waren mehr als Dreiviertel Nichtchristen. Eine Anzahl Menschen haben Christus bekannt und sich einer Kirche angeschlossen. Mehr als 600 haben die Tages- und Abendschule besucht, so daß diese Einrichtung eines der größten Erziehungswerke der Stadt darstellt. Diese Schüler entstammen den besten Familien und besuchen fast alle auch die verschiedenen freiwilligen religiösen Vorträge und Bibelstunden. In einigen der höheren Schulen Chinas findet man 10—15 ausländische Lehrkräfte, und es sind nicht zu viele. Hier versehen zwei fremdländische Sekretäre und 30 tüchtige chinesische Lehrer den Dienst an dem sich selbst erhaltenden Institut mit 600 Schülern; und dies ist eine der kleineren Abteilungen." The Miss. Review of the World 1911, 8.)

Die Bedeutung dieser Arbeit liegt darin, daß durch sie eine christliche Beeinflussung gerade der höheren Stände erreicht wird. Man rechnet, wenn die neuen Gebäude fertig sind, mit einem Anwachsen der Mitgliederzahl auf 5000 in den nächsten Jahren und mit der Bildung einer Knabengruppe von 2000 Mitgliedern. Bei dem Bildungsstreben, welches jetzt in China herrscht, ist diese Erwartung nicht zu hoch gegriffen.

Nach dem „Miss. Herald", 1911, 7, hat der christliche Verein junger Männer in Hongkong 1400 Mitglieder, in Canton sind es fast ebensoviel. Hier in Canton ist die Errichtung einer Hochschule geplant, die 2000 Studenten aufnehmen kann.

Wo bleiben wir Deutschen?

Die chinesischen Christen in Tschifu und das Opium.

Der Kampf gegen das Opium hat längst auch in Schantung festen Fuß gefaßt, der Anbau von Mohn gilt allgemein als beseitigt; die Einfuhr von indischem Opium ist dagegen — wenn auch in neuester Zeit sehr erschwert — noch keineswegs unterbunden. Gegen diese Einfuhr von Opium aus Indien wendet sich „ein Appell der chinesischen Christen in Tschifu an das Volk von Großbritannien." Wir geben seinen Wortlaut nachstehend in der Uebersetzung wieder.

„Kein andres Land ist Euch mehr zu Dank verpflichtet, als China. Vor ungefähr 100 Jahren hat die Kirche Christi in England Dr. Robert Morisson gesandt, daß er das Tor des Heils in diesem Lande öffne, welches das Licht des Evangeliums so verzweifelt nötig hatte. Wenn wir China aus einer geistigen Vogelperspektive schauen könnten, würden wir sehen, daß Robert Morisson einem leuchtenden Stern am finstern Himmel gleicht. Wir danken Gott, daß er, obgleich er viel Ungemach zu leiden hatte, schließlich doch den Samen des Evangeliums gesät hat, welcher noch jetzt Frucht trägt.

Umsomehr sind wir betrübt, sagen zu müssen, daß ungefähr 50 Jahre später, nachdem das Christentum China erreichte, ein andres Ding ebenfalls kam. Was war das? Das Opiumgift!

ist die Antwort. Es brachte Tod und Fluch zu uns, Dinge, die mit dem, was das Christentum bringt, nichts gemein haben. Während der allerletzten Jahre hat unsre Nation aufs neue bewiesen, daß wir als Volk in wenigen Jahren unzweifelhaft ruiniert sein werden, wenn das Opium nicht abgeschafft werden kann. Wir haben unser Bestes getan, die Anpflanzung des Opiums in allen Provinzen zu unterdrücken. Es hat zumeist aufgehört zu wachsen, auch an den Orten, wo es bisher am meisten wuchs. Wir vermögen aber das fremde Opium nicht fern zu halten, das aus Indien zu uns kommt, weil das britische Parlament entschieden hat, daß nach den Vertragsbestimmungen China kein Recht hat, die Einfuhr von Opium zu verbieten. So steht die Sache! Dürfen wir da nicht mit Rücksicht auf unsere Rasse Euch die freundliche Bitte vortragen: Lasset euch bewegen, etwas zu tun, daß dieser Handel unterdrückt werde, welchen die Besten Eurer Nation als höchst ungerecht ansehen?

Wenn Dr. Morisson noch am Leben wäre, würde er sicher helfen, diesen schwarzen Todfeind zu vernichten. Wir hören, daß so viele große und gute Männer unter Euch sind, welche seit Jahren beten und arbeiten, diesen Handel zu unterdrücken, und wir sind tief bewegt. Wir denken auch so: Ein Morisson starb, aber er hinterließ viele andre Morissons, die für unser Wohl arbeiten. Der erste brachte das Christentum zu uns, die spätern helfen uns das Opium aus dem Lande zu treiben.

Müssen wir erst einige Jahre warten, ehe Ihr kommt uns zu helfen? wenn Ihr nicht schnell kommt, verliert unser Land den Mut. Ihr könntet nicht länger warten, wenn ihr nur einmal die Tausende sehen könntet, welche heute durch Opium ruiniert sind. Es ist durch kompetente Beobachter berechnet worden, daß nicht weniger denn 500 Personen jährlich das Opium zum Selbstmord benutzen. Und Tausende von Familien leiden unaussprechliches Elend durch den ständigen Gebrauch desselben. Auch die armen Opiumsklaven selber sprechen darüber als über einen Fluch, den niemand lindern kann.

Wir, die Christen Chinas haben ebenso, wie unsre Glaubensgenossen in Großbritannien, Gottes Wort zur Norm für unsern Glauben und für unser Leben gemacht. Und da lesen wir: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben!“ Wir verlangen befreit zu werden von der Sünde des Opiumrauchens, damit unsre Nation zunehme in der Gerechtigkeit. Wir erkennen voll und ganz die Schwierigkeiten, die den Nationen in bezug auf die Staatseinkünfte daraus erwachsen. Aber die edle Nation, welche einst die Sklaverei mit gewaltigen Unkosten aufgehoben hat, würde sicherlich auch Mittel und Wege finden, die Millionen von Opiumsklaven zu befreien von den Banden, welche viel schlimmer sind, als die der Sklaven in West-Indien waren. Wir erbitten dringend Eure Hilfe. Wir erbitten sie sofort und hoffen, ihr werdet uns nicht noch ein Jahr länger

warten lassen. Verzögerung belastet mit dem furchtbaren Ruin zahllose Millionen!

Wir beten zu Gott, daß er Euch, die britische Nation, willig mache, über diese Dinge nachzudenken, bevor es zu spät ist. Ja, bevor es zu spät ist, unsre Nation zu retten von dem physischen, moralischen und geistigen Ruin, und ehe es zu spät ist, Euch selbst zu retten von den schrecklichen Folgen eines ungerechten Handels, welche ihn unterhalten und vermitteln, wenn Ihr uns nicht zu Hilfe kommt, damit wir bald befreit werden von dem Ruin, welcher jetzt unser Land zu überwältigen droht.

Wir können nicht denken, daß Ihr zögern werdet, nachdem Ihr nun unser Elend kennt. Wiederum appellieren wir an das geschriebene Wort, in welchem Gott an einer Stelle sagt: „Fluche Meros, fluche bitterlich den Einwohnern, die darinnen sind!" „Warum dieser bittere Fluch?" Im selben Verse noch haben wir die Antwort: „Weil sie nicht zu Hilfe gekommen dem Herrn, zu Hilfe dem Herrn wider die Mächtigen." Denkt an die unter dem Fluch stehenden Opium-Häuser. Denkt an die vielen ruinierten Weiber und Kinder in China. Und wir glauben, Ihr werdet nicht verfehlen, sofort eure helfenden Hände auszustrecken, um Eure betörten Brüder zu befreien von dem so mächtigen Feinde Opium. Wenn diese Eure Hilfe zu einer vollendeten Tatsache geworden sein wird, dann wird unsre ganze Nation, hoch und niedrig, euch ewig dankbar dafür sein. (Kiautschou-Post).

Sklaverei in Mexiko.

Die sogenannte Durchdringung der tropischen Länder durch die weiße Rasse hat in weiten Gebieten Afrikas zur Knechtung der Schwarzen geführt, die nun in ihrem eigenen Lande als Heloten für die weißen Eindringlinge Zwangsarbeit leisten müssen. Weniger besser steht es im tropischen Amerika, wo am Putumayo sich die Kautschuksklaverei des belgischen Kongo wiederholt. Aber weit Schlimmeres noch bringen die Enthüllungen von John Kennedy Turner (Antislavery Reporter Juli 1911) über die Mißhandlung der roten Rasse in der Republik Mexiko. Schon seit einiger Zeit verlautet, daß die Revolution, welche den alten Präsidenten Diaz weggefegt hat, ihren tiefern Grund habe in dem Druck, der unter seiner Regierung auf den untern Klassen lastete. Turner berichtet nun von einem ganzen Volksstamm der Yaquis, die aus ihrer Heimat in Nordwest-Mexiko Hunderte von Meilen weit in den Süden nach Yucatan zwangsweise getrieben wurden, um neben den Hunderttausenden der ansässigen Mayas in den gewaltigen Plantagen von Textilfasern (Henequen, Sisal) als Sklaven verwendet zu werden. Elende Nahrung ohne jeden Lohn, Arbeit von Tagesanbruch bis in die Nacht, Schläge, oft bis zum Tode, nächtliche Einsperrung Verfügung über die Weiber, Jagden auf Entflohene durch die Polizei, kurz: eine Behandlung, grausamer als zur Zeit der ersten Eroberer. So ist es in ganz Süd-

Mexiko: überall herrscht das Peon-System, d. h. Verschaffung von Sklaven weither durch Agenten. Und wer sind jene Sisal-Pflanzer in Yucatan? Gewaltige, nordamerikanische und englische Gesellschaften, und der nun weggeschickte Diktator Diaz hat dies Sklavensystem im großen wieder eingeführt zugunsten dieser Kapitalisten, und Turner wirft den Vereinigten Staaten vor, dazu geholfen zu haben. Für 50 Dollar ist ein Peon (Sklave zu haben, und man braucht ihn, solange er aushält. In Unternehmungen in Mexiko seien 900 Millionen Dollar amerikanischen und 750 Millionen Dollar englischen Geldes beteiligt. Möchte doch die Umwälzung in Mexiko nicht nur einen Personenwechsel, sondern eine Befreiung der roten Rasse bedeuten! Freilich, wo solche riesige Kapitalien gegenbeteiligt sind, wird es wohl gehen wie im Kongo: es werden Reformen proklamiert werden, aber die Reform wird auf sich warten lassen. Und die Mission? Ev. Miss.-Mag.

Erklärung.

In seiner Nr. 14 vom 7. April 1911 brachte der in Schanghai erscheinende „Ostasiatische Lloyd" einen ausführlichen Bericht über einen am 24. März ds. Js. von mir in der Deutschasiatischen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens auf deren Einladung in Yokohama gehaltenen Vortrag, dessen Thema war: „Deutscher Kultureinfluß in China, eigene Beobachtungen". Dieser Bericht gab keineswegs das von mir Vorgetragene objektiv referierend wieder, sondern ließ für das Verständnis des Themas sehr wichtige Darlegungen meines Vortrages aus, gab von mir angeführte Tatsachen in der Form scharfer Kritik wieder und legte mir Behauptungen in den Mund, die ich nicht aufgestellt hatte. Dieser Bericht hat eine Reihe scharfer, gegen mich gerichteter Angriffe zur Folge gehabt, *denen der „Ostas. Lloyd" Raum gegeben hat.*

Sofort, nachdem ich den Bericht über meinen Vortrag in Händen hatte, habe ich mich an die Redaktion des „Ostas. Lloyd" gewandt, mit der höflichen Bitte, einen kurzen Brief von mir abzudrucken, in dem ich gegen den Bericht Einspruch erhob. *Der „Ostas. Lloyd" hat diesen Brief nicht abgedruckt, und hat von meinem Einspruch seinen Lesern überhaupt keine Kenntnis gegeben.* Ich habe mich darauf noch einmal an den in Europa auf Urlaub weilenden Chefredakteur des „Ostas. Lloyd" mit der Bitte gewandt, mir den Abdruck eines Einspruchs in seinem Blatt zu gestatten. *Auch diese Bitte ist ohne jeden Erfolg gewesen.*

Eine Erfüllung meiner Bitte hätte den Gepflogenheiten der deutschen Presse und den Forderungen der Gerechtigkeit entsprochen. Der Berichterstatter des „Ostas. Lloyd" hätte ja dann zu meinem Brief das Wort nehmen können.

Durch das befremdende Verhalten der Redaktion bin ich genötigt, auf diesem Wege der Oeffentlichkeit von meinem Einspruch Kenntnis zu geben.

Auf die infolge des obengenannten „Berichtes" gegen mich erfolgten Angriffe zu antworten, habe ich keine Veranlassung, da sie meinen Vortrag, wie ich ihn wirklich gehalten habe, nicht treffen. Da der „Ostas. Lloyd" mir sein Blatt verweigert, so ist mir ja überdies eine Entgeg-

nung, die nur in demselben Blatt einen Wert hätte, in dem die Angriffe erfolgt sind, unmöglich gemacht.

Die Deutsch-asiatische Gesellschaft hat meinen Vortrag zum Druck in ihren „Mitteilungen" erbeten, auf die ich alle Interessierten verweise.

Das Urteil über dieses Vorgehen des „Ostas. Lloyd" kann ich getrost der Oeffentlichkeit überlassen.

Berlin, den 26. September 1911.

Lic. theol. Witte, Missionsinspektor.

Literatur.

J. Schneider, Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands. Ein Hilfsbuch zur Kirchenkunde der Gegenwart. 38. Jahrgang. 5, geb. 6 *M*. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.

Ein Band von 667 Seiten über das Leben und den Bestand der deutschen evangelischen Kirchen. Darin steckt eine Fülle von wertvoller Arbeit. Das Buch kann jedem Interessierten dazu vorzüglich dienen, sich über die Organisation und das reiche Leben des evangelischen Deutschlands zu orientieren. Ganz besonders interessant sind die Darbietungen über die Entwicklung der Gemeinschaftsbewegung, die Abstoßung der „Zungenredner" usw. Uns interessiert besonders der 220 Seiten umfassende Abschnitt über die äußere Mission, den Pastor F. Raeder-Hermannsburg darbietet. Es ist eine Freude, diesen durch lobenswerte Sachlichkeit ausgezeichneten Bericht zu lesen, der gründlich und interessant über Edinburg, über den Stand der Mission, über das heimatliche Missionsleben und die Arbeitsgebiete der evangelischen Mission orientiert.

Bedenklich ist an dem ganzen Buch nur dies, daß in dasselbe seit 2 Jahren ein Abschnitt über „Die kirchliche Zeitlage" eingefügt ist, der von Pfarrer Eckert-Strohsdorf geschrieben ist. Der Verfasser hat sich gewiß der Objektivität befleißigt, findet sogar für den Berliner Weltkongreß Worte einer gewissen Anerkennung. Aber ein Buch, das über Tatsachen rein darstellend berichten will, sollte nichts bringen, was weiten kirchlichen Kreisen als objektiv doch nicht gelten kann. Denn der Verfasser gibt seine persönliche Auffassung der Sachlage wieder und tut dies mit Bewußtsein. Dieser Abschnitt könnte auch ohne Schaden aus dem Buche fortbleiben. Denn die für seine Einfügung in ein derartiges Buch gegebene Rechtfertigung wirkt nicht überzeugend. Unter den evangelisch-deutschen Auslandsgemeinden könnten wohl auch die beiden vom Protestantischen Missionsverein gegründeten und noch heute versorgten Gemeinden Schanghai und Tokio-Yokohama Erwähnung finden.

Abgesehen davon aber kann das Buch als Führer nur empfohlen werden. Denn der Fülle des Guten gegenüber stellt man gern kleine Ausstellungen zurück.

Witte.

Unfertige Gedanken. Ein Buch für reife Leser und Leserinnen von Adolf Groth. — Straßburg i. E. u. Leipzig 1910. Singers Verlag. 3 Mark.

Das Buch bietet Plaudereien über allerlei Tagesfragen auf mannigfachen Gebieten. Politik, Kunst, Pädagogik, praktische Fragen wie die Frauenfrage, Zeitprobleme usw. werden in bunter Reihe behandelt. Mancherlei Anregungen vermag das Buch zu geben. Es liest sich glatt

und gut. Der Ton ist wechselnd ernst und schalkhaft, immer aber ein warmer. Man fühlt, der Verfasser steht mit seinem Herzen dahinter. Vielleicht würde eine Erweiterung des recht dunklen Titels die durchaus wünschenswerte Verbreitung des Buches fördern.

Flügge, Berlin.

„Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission", Bethel bei Bielefeld, 24. Jahrgang, Januar bis Dezember 1910; mit einer monatlich erscheinenden „Kindergabe", Preis pro Jahr 1.50 *M* für Nichtmitglieder des Vereins.

Die Hefte zeichnen sich aus durch lebendige, packende Schilderung einer großen und wenn auch mühsamen, so doch segensreichen Arbeit; man vergleiche den zu Heft 10 beigelegten Bericht für 1. 4. 1909 bis 31. 3. 1910, erstattet von Missionsinspektor Trittelvitz. Danach hat die ostafrikanische Missionsgesellschaft zu Ende 1909 12 Haupt- und 30 Nebenstationen mit 1201 Heidenchristen bezw. Getauften, 14 ordinierte und 10 sonstige Missionare, 1 europäische Missionsschwester, 66 eingeborene Gehilfen, 66 christliche- und 2 heidnische Lehrkräfte an 56 Schulen mit 186 christlichen und 1984 heidnischen Schülern. Die Einnahmen in der Heimat betrugen 171 254.54 *M*, die Aufbringungen auf dem Missionsfeld 11 748.71 *M*, die Ausgaben 181 880.36 *M*. Taufbewerber sind vorhanden gewesen: 387, zur Aussendung bereit standen 5 neue Kräfte. An der Hand der Heft 11 beigegebenen Karte kann man mit leichter Mühe die einzelnen Haupt- und Nebenstationen verfolgen. Am 2. April 1910 verlor die Gesellschaft ihren 1. Vorsitzenden, Pastor D. von Bodelschwingh; in Heft 5 wird in feiner Weise beschrieben, was *er* der ostafrikanischen Mission gewesen ist und umgekehrt: was diese Mission *ihm* bedeutet hatte. An seine Stelle als 1. Vorsitzender trat sein Sohn, Pastor Friedrich v. Bodelschwingh, vergl. Heft 6, letzte Nachrichten. Viele und gute Bilder beleben und verdeutlichen noch die interessanten Aufsätze, die besonders für die religiösen Anschauungen der ostafrikanischen Negerstämme frische und echte Quellen sind.

Pfr. Stricker.

„Sonnen-Aufgang", Mitteilungen des Deutschen Hilfsbundes für Christliches Liebeswerk im Orient, E. V. 12. Jahrgang, 1909/10. Frankfurt a. M.

Die monatlich erscheinenden Hefte geben einen guten Einblick in die schwierige und umfangreiche Arbeit des Hilfsbundes. Fast in jedem Heft des 12. Jahrgangs finden sich noch Berichte oder Hinweise auf die greulichen Verfolgungen, die im April 1909 über die Armenier in der Umgegend von Narasch hereingebrochen waren. Herzergreifend sind die Schilderungen über das Schicksal der Christen in Charne, wie man sie z. B. in Heft 1 und 2 lesen kann; ebenso erschütternd ist der Bericht über die „Märtyrer von Osmanje und Sagh Gechid", d. h. 21 eingeborene evangelische Prediger, die in der Nähe der Stadt Adana wie Schafe abgeschlachtet wurden. (Heft 8.) — Der in Nr. 6 abgedruckte Auszug aus dem Jahresbericht für 1910, gegeben von Missionsdirektor Schuchardt, gibt einen kurzen Ueberblick über die Arbeiter und Arbeitsgebiete des Hilfsbundes. Der Kassenbericht schließt ab mit 667 981.71 *M* Einnahmen und 668 116.69 *M* Ausgaben. Die Entwicklung zum Besseren, die durch den Regierungswechsel in der Türkei tatsächlich begonnen hat, wird in einem Artikel in Heft 8 freudig und dankbar anerkannt. Immerhin geht aus den Berichten hervor, daß ungeheure Notstände die treuste, opferwilligste Liebe der Christenheit fordern und daß der Arbeit eher mehr als weniger wird.

Pfr. Stricker.

Geographischer Ueberblick über China.*)

Von Dr. theol. Wilhelm in Tsingtau.

Wenn man um den Punkt, wo der Yangtsekiang den 110. Grad östlicher Länge schneidet, einen Kreis beschreibt, der im Osten die Küste bei der großen Handelsstadt Schanghai (spr.: Schang-Chai) umfaßt, so läßt sich das eigentliche China im großen und ganzen durch diesen Kreis bestimmen. Nur im Südwesten und Nordosten ragt es darüber hinaus. Auch wird die Halbinsel Schantung durch diesen Kreis abgeschnitten, während andererseits im Norden und Nordwesten noch einige Gebiete, die zur Mongolei und zu Tibet gehören, mit in diesen Kreis hineinfallen. Gehen wir einmal diesem Kreise nach, um uns ein Bild zu machen von den auf seinem Umfang liegenden Gebieten, die weitaus das meiste enthalten von dem, was dem Europäer über China bekannt zu sein pflegt. Im Norden kommen die beiden Ecken des nach Norden gewandten Rechtecks, das der gelbe Fluß auf seinem Laufe beschreibt, diesem Kreise ziemlich nahe. Er schneidet dann die große Mauer, kommt an der Reichshauptstadt Peking vorüber, um dann bei der wichtigsten Handelsstadt von Nordchina, Tientsin, bei der Mündung des Peho auf den Golf von Petschili zu treffen. Fernerhin kommt er an der Mündung des gelben Flußes vorüber, durchschneidet Schantung und die Kiautschoubucht, geht durch das deutsche Schutzgebiet von Tsingtau, trifft dann bei Schanghai auf die Mündung des Yangtsekiang, geht durch Ningpo, wo die eingelegten Lackmöbel gemacht werden, durch Futschau am Minfluß, woher der chinesische Tee kommt und wo es die Frauen mit den großen Ohrringen und Haarnadeln gibt (dieser wohl durch die Teebüchsen in Europa so sehr verbreitete Typus findet sich sonst in China nirgends), geht dann diesseits der Formosastraße weiter nach der auf einer Insel gelegenen Handelsstadt Amoy und Swatau, wo die hübschen Deckchen aus Grasleinen und die Zinnbüchsen gemacht werden, kommt dann vorüber an der englischen Insel Hongkong, durchschneidet die meerbusenähnliche Mündung des Perlflusses, an dem das portugiesische Gebiet Makao und die am frühesten dem fremden Handel eröffnete Stadt Canton (chinesisch: Guang Dschou) liegt, schneidet das französische Pachtgebiet Guang dschou wan (gewöhnlich Kwang Tschou Wan geschrieben) und trifft dann in der Nähe des südlichsten der offenen Handelshäfen, Pakhoi (merkwürdigerweise bedeutet das Wort Pakhoi Nordmeer) auf die tonkinesische Grenze, er kommt an Meng Dsi (dem „offenen Handelshafen" im Inland, für den die Franzosen so großes Interesse zeigen und den

*) Angesichts der in China ausgebrochenen Revolution wird die von D. Wilhelm gegebene Uebersicht und Charakteristik vielen besonders willkommen sein. Die Schriftleitung.

ihnen die Chinesen durchaus nicht gönnen wollen) vorüber, geht dann quer durch die Südwestprovinz Yünnan, läßt die großen Ströme Mekong und Salwen und die von England umstrittenen Grenzgebiete im Westen, um bei Batang eine zeitlang der tibetanischen Grenze zu folgen, den Gelben Fluß auf seinem Oberlauf zu schneiden und quer durch den Kukunor und das Richthofengebirge zu laufen und unter Ueberschreitung der großen Mauer wieder das mongolische Gebiet zu erreichen.

Das so umschriebene Gebiet wird durch zwei von Westen nach Osten verlaufende Gebirgssysteme in drei Teile geteilt, die sich je um einen der großen chinesischen Ströme als Abflußader gruppieren, und entsprechend dem Charakter dieser Ströme deutlich sich abhebende Verschiedenheiten zeigen: das Gebirgssystem, das die Wasserscheide zwischen Gelbem Fluß und Yangtsekiang bildet, führt im Chinesischen die Gesamtbezeichnung Be ling (Nordkette). Die Gebirgsader zwischen Yangtsekiang und dem Flußsystem, das sich im Perlfluß sammelt, hat den Gesamtnamen Nan ling (Südkette). Diese drei Teile Chinas, die unter sich schwer zugänglich sind, bedeuten zugleich drei Etappen der Kolonisation durch das, was wir heute chinesische Kultur nennen.

Die Wiege Chinas steht am westlichen gelben Fluß. Woher die Chinesen eigentlich gekommen sind, darüber schweigen die chinesischen Geschichtsquellen. Wie andere Kulturvölker, so haben auch die Chinesen die Zeiten ihrer ersten Kindheit vergessen. Wohl gibt es heutzutage chinesische Berichte, die von einer nach Hunderttausenden von Jahren zählenden Vergangenheit zu reden wissen, aber abgesehen von ganz vagen Erinnerungen an eine Zeit, da durch eine große Naturkatastrophe die Feste des Himmels zerrissen wurde, an Zeiten, da die Menschen sich in Felle und Blätter kleideten und in Pfahlbauten und Höhlen wohnten, da keiner seinen Vater kannte und Mutterrecht herrschte, bis ein Heros auftrat, der das Feuer brachte und ein anderer, der den Ackerbau einführte, enthalten diese Sagen, deren Herkunft nicht einmal sicher ist, keinen einzigen Anhaltspunkt. Was besonders gegen sie spricht, ist der Umstand, daß je jünger die Quellen sind, desto höher hinauf ihre Berichte reichen. Wir sind also, falls wir das Rätsel der chinesischen Herkunft nicht lieber ungelöst lassen, auf rein sachliche Erwägungen angewiesen. Auf den ersten Blick erscheint das chinesische Leben dem auf die babylonisch-vorderasiatische Kultur zurückgehenden Lebensgewohnheiten Europas, direkt entgegengesetzt. Aber bei genauerem Zusehen ergibt sich, daß diese Gegensätze nur Sonderentwicklungen auf einem breiten gemeinsamen kulturellen Urbesitze sind. Es würde weit größere Schwierigkeiten machen, diese gemeinsamen Grundlagen als unabhängig voneinander entstanden zu denken, als die Abweichungen auf Grund der verschiedenen Daseinsbedingungen im Osten und Westen zu erklären. Geologische Annahmen weisen gemeinsam mit der ältesten sicheren chinesischen Geschichte darauf hin, daß die Verhältnisse im Westen Chinas in

alter Zeit wesentlich anders waren als heute. Heutzutage befindet sich der Nordwesten Chinas in einem Zustand fortschreitender Verödung. Die furchtbaren Hungersnöte, die die ohnehin schon dünn gesäte Bevölkerung jener Gebiete so schrecklich heimsuchen, sind nur ein Symptom der hier sich vollziehenden geologischen Vorgänge. In alter Zeit war das anders. Da waren jene Gebiete die blühenden Sitze der eigentlichen chinesischen Kultur, für Menschensiedelungen weit geeigneter als die unwirtlichen Sümpfe und Urwälder im Osten und Süden. So dürfte die Annahme nicht zu gewagt erscheinen, daß der Wüstengürtel, der China heute vom Westengürtel trennt, sich erst allmählich gebildet hat, zumal, da ja auch neuere Forschungen im Sande der toten Wüste früher blühende Städte entdeckt haben. Durch allmähliche Bildung dieses Wüstengürtels von den übrigen Kulturvölkern abgeschnitten und einer ganz neuartigen Welt gegenübergestellt, mußte die chinesische Kultur sich in jenen Sonderentwicklungen verfestigen, die uns heute als ihre Eigentümlichkeiten entgegentreten.

Diese Gegenden alter Kultur werden durch einen von Peking nach Südwesten streichenden Gebirgszug, den Tai hang schan, an dessen Fuß die Eisenbahn Peking-Hankou entlang fährt, von der großen nordchinesischen Ebene abgetrennt, die das Mündungsgebiet des Gelben Flusses ist. Man kann wohl annehmen, daß diese Ebene im Lauf der Jahrtausende vom Gelben Fluß, der fortwährend ungeheure Mengen der gelben Lößerde seines Oberlaufs mit sich führt, angeschwemmt worden ist. Der Gelbe Fluß oder Huang ho hatte ursprünglich den Eigennamen Ho. Erst später ist das Wort Ho als Gattungsname auf die anderen Flüsse Nordchinas übertragen worden. Ho ist eigentlich nicht ein Fluß in unserm Sinn des Worts, sondern nur eine Niederung, in der sich das Wasser sammelt (deshalb heißt auch ein Kanal auf chinesisch Ho.) Diese Bezeichnung ist ganz charakteristisch für den Gelben Fluß. Sobald er aus dem Gebirge heraustritt, hat er eigentlich von Natur gar keinen bestimmten Lauf mehr, sondern die Wasser, die sich zur Zeit der Schneeschmelze und während der Sommerregenzeit in großer Masse aus dem Hinterland ergießen, fließen von Natur eben irgendwo, dem Gesetz des geringsten Widerstandes folgend, dem Meere zu. Hat der Gelbe Fluß dann ein solches Bett, das er in der Regel einem anderen Flusse entlehnt, (gegenwärtig z. B. benützt er das des Da tsing ho) durch den mitgeführten Schlamm soweit aufgehöht, daß es nicht mehr die tiefste Stelle ist, so sucht er sich mit Vorliebe zur Zeit des Hochwassers irgend ein anderes aus. So ist es begreiflich, daß er im Lauf der Geschichte vom Golf von Korea bis zur Yangtsemündung überall schon einmal seine Mündung gehabt hat, ja, daß er z. B. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als er das letzte Mal seinen Lauf vom Süden nach Norden verlegte, für einige Jahre ganz verloren ging, indem man bei der allgemeinen Ueberschwemmung nicht mehr feststellen konnte,

was nun eigentlich als Gelber Fluß zu bezeichnen sei. Erst als sich die Wasser einigermaßen verlaufen hatten, stellte es sich heraus, daß Schantung von dem wenig beneidenswerten Los getroffen worden war, Mündungsgebiet des Gelben Flusses zu werden. Aus diesen Zuständen ergibt sich, daß es besonderer menschlicher Anstrengungen bedurfte, um dem Gelben Fluß seinen Lauf zu weisen und die nordchinesische Ebene bewohnbar zu machen. So weiß denn auch die chinesische Sage zu berichten von dem großen Yü, der zum ersten Mal die Wasserläufe dieser Ebene in harter Arbeit geregelt und sie dadurch für Menschensiedelungen brauchbar gemacht hat. Sowie diese Wasserläufe in Ordnung sind, gehören diese Gegenden zu den fruchtbarsten in China. Und es ist daher kein Wunder, daß trotz der vielen Rückschläge immer wieder der Versuch gemacht wurde, die Wasser durch großartige Dammbauten zu bewältigen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Chinesen in politisch ruhigen Zeiten, wenn sie im Stande sind, diesem Werk die nötige Aufmerksamkeit zu widmen, den Gelben Fluß so ziemlich im Zaum halten. In Zeiten des Aufruhrs dagegen und der Unruhen benützt der Fluß immer wieder die Gelegenheit, jene künstlichen Schranken zu durchbrechen. Es ist klar, daß auch im besten Fall der Huang ho nur als mühsam im Stand gehaltener Abflußgraben in Betracht kommt. Für die Schiffahrt größeren Stils ist er unbrauchbar, ebenso wie alle Flüsse Nordchinas, deren Name auf Ho endigt. Sie haben alle breite, sandige Betten, die in der trockenen Zeit fast wasserlos sind, und häufen vor ihrer Mündung Sandbarren an, die wie z. B. die Sandbarre des Pe ho vor Tientsin die Schiffahrt immer mehr behindern.

Zwischen dieser Ebene und der anderen Ebene die sich von Kiautschou an quer durch die Provinz Schantung zum Nordmeer erstreckt, erhebt sich inselartig das um den Heiligen Berg Tai schan sich gruppierende Mittelgebirge. In jenen Gegenden spielte sich lange Zeit hauptsächlich die chinesische Kulturentwicklung ab. Lu, der Heimatsstaat des Konfuzius lag dort, ebenso wie jener Militärstaat Tsi, der eine Zeit lang die Vorherrschaft im alten China hatte. Was östlich von der Kiautschou-Ebene lag, die Gebirgswelt der Halbinsel Schantung, die im Lau schan bei Tsingtau mit zirka 1100 Meter ihre höchste Erhebung hat, lag lange außerhalb des chinesischen Kulturkreises. Es war das Land der Ostbarbaren. Der Lau schan, der wohl zur Zeit der Handynastie zuerst von taoistischen Eremiten besiedelt wurde, genoß den sagenhaften Ruhm, der Aufenthaltsort seliger Geister zu sein, die im Besitze des Lebenselixiers und anderer Zaubermittel die Zeit in Ruhe verträumten. Mehr als ein chinesischer Kaiser hat hierher eine Wallfahrt unternommen, um jenes seligen Lebens teilhaftig zu werden. Ja, es wird erzählt, daß der Lau schan (wörtlich: Berg der Mühsal) seinen Namen von jenen Kaiserfahrten erhalten habe, die der armen Gebirgsbevölkerung naturgemäß besondere Lasten auferlegten. Heutzutage ist Schantung die bei weitem am dichtesten bevölkerte Pro-

vinz von ganz China. Von den alten Ostbarbaren ist nichts mehr zu sehen, vielmehr weisen die sorgfältig geführten Familienstammbäume im Hinterland von Tsingtau darauf hin, daß die meisten Familien vor nicht gar langer Zeit (zum überwiegenden Teil während der Mingdynastie) aus anderen Teilen Chinas, großenteils aus dem äußersten Südwesten, hier eingewandert sind.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß der Lebenskampf der Bevölkerung Nordchinas nicht eben leicht gemacht ist. Ihr Charakter hat sich diesen Verhältnissen angepaßt. Ein großgewachsener, kräftiger Menschenschlag beschäftigt sich überwiegend mit intensivem Ackerbau. Kein Fleckchen Land bleibt unbenützt, mit den primitiven Ackergeräten, wie sie aus grauer Vorzeit überliefert sind und nur eine oberflächliche Inangriffnahme des Bodens ermöglichen, wird das Feld gartenartig bestellt. Jede Pflanze wird einzeln gesetzt, erhält mit der Hand einzeln ihren bestimmten Anteil von Düngererde zugemessen, und nach der Ernte werden sogar die Wurzeln noch ausgegraben, um bei dem Mangel an Feuerholz als Brennmaterial zu dienen. Aber auch die Asche wird sorgfältig aufgehoben, und das Land erhält in irgend einer Form alle Bestandteile wieder zurück, die ihm entnommen worden sind. Nur so erklärt sich, daß der Boden nun schon seit Jahrtausenden kultiviert werden kann ohne müde zu werden. Bei fleißiger Bearbeitung ist der Boden eben imstande die Bevölkerung zu ernähren, solange nicht Dürre, Hagelschlag oder Ueberschwemmungen die Ernte vernichten. Tritt freilich irgend eine dieser Plagen ein, was fast immer irgendwo der Fall ist, so ist Hungersnot und Krankheit die unausbleibliche Folge. Die Bevölkerung ist im allgemeinen ehrlich und gutartig und ist zufrieden, ihr Leben zu fristen. Der Mangel an Verbindung mit der Außenwelt, der lange Jahrhunderte dauerte, hat eine gewisse konservative Unbeweglichkeit in ihren Charakter gebracht. Die nordchinesische Bauernschaft marschiert nicht an der Spitze der Kultur, und auch die Gelehrten, die durchweg bäuerlichen Familien entstammen, zeigen im allgemeinen dieselbe Richtung. Dabei fehlt es ihr aber nicht an geistiger Begabung, und grade die neue Zeit hat gezeigt, daß sie eine bewundernswürdige Anpassungsfähigkeit an wirklich brauchbare Neuerungen beweisen. Wie überall die bäuerlichen Bevölkerungen, hat freilich auch der nordchinesische Bauer seine Bauernschlauheit und seinen Bauernstolz, und wohin dieser führen kann, wenn ihm erst einmal sein Blut wallt, das hat man in der Boxerzeit gesehen.

Der Halbinsel Schantung streckt sich von Norden her entgegen die Liau tung-Halbinsel, auf deren Südspitze bekanntlich das japanische Port Arthur liegt. Getrennt sind diese beiden Halbinseln nur durch die ziemlich schmale Straße von Tschili, und es herrscht ein äußerst reger Verkehr zwischen Schantung und der Mandschurei, deren Eingangspforte die Halbinsel Liau tung ist. Die Mandschurei ist äußerst dünn bevölkert. Der Stamm der Mandschus, der sie einst inne hatte, ist ja längst in den verschiedenen Mandschu-

garnisonen im eigentlichen China verteilt. An seiner Stelle breitet sich immer mehr die vorzugsweise von Schantung kommende rein chinesische Kolonistenbevölkerung aus. So war es denn nur ein konsequenter Schritt der chinesischen Regierung, daß sie die mandschurischen Gebiete, die früher ähnlich, wie die Mongolei, Tibet und die übrigen Grenzgebiete eine exempte Stellung im chinesischen Staate einnahm, nunmehr als General-Gouvernement unter die eigentlichen Provinzen des engeren Chinas eingereiht hat. Denn die Bevölkerung der Mandschurei ist heutzutage so chinesisch wie die irgend einer anderen chinesischen Provinz. Und die Mandschurei ist heute schon als Abflußgebiet für die überzähligen Volksmassen Schantungs ein integrierender Bestandteil Nordchinas geworden, dem sie auch, was Bodenbeschaffenheit und Klima anbetrifft, sehr nahe steht. Nur daß es dort, namentlich in der Nähe der koreanischen Grenze, noch Waldbestände gibt, die im übrigen Nordchina heute fehlen. Vielleicht infolge davon tragen auch die mandschurischen Flüsse einen von den übrigen nordchinesischen Flüssen abweichenden Charakter. Es sind wirkliche Flüsse, die für die Schiffahrt in Betracht kommen., und es ist wohl kein Zufall, daß sie auf chinesisch nicht als Ho bezeichnet werden, sondern als Giang, welche Bezeichnung vom Yangtse ihren Ursprung hat (vrgl. He lung giang Amur; Ya lu giang an der koreanischen Grenze. Dagegen Liau ho, denn dieser südmandschurische Fluß hat entschieden Ho-Charakter). Wenn man diese Zustände in Betracht zieht, kann man verstehen, warum sich zwischen den drei Nachbarstaaten: China, Rußland und Japan ein so hartnäckiger Kampf um dieses Gebiet entsponnen hat. In diesem Kampf war der Russisch-Japanische Krieg nur eine Etappe, und das Ergebnis war, daß Rußland, das die Mandschurei faktisch so gut wie schon ganz in Besitz genommen hatte, wieder zurückgedrängt wurde und so für China neue Möglichkeiten eröffnet wurden. Denn entschieden ist dieser Kampf ja noch keineswegs. Solche Kämpfe werden ja in letzter Linie auch nicht mit Waffengewalt ausgefochten, sondern diejenige Macht wird den Sieg behalten, die am meisten kolonisatorische Kräfte entfaltet. Und unter diesem Gesichtspunkt steht die Sache für China keineswegs ungünstig. Der Besitz der Mandschurei ist für das heutige China aber auch geradezu eine Lebensfrage, und zwar nicht nur aus dem mehr sentimentalen Grunde, weil dort die Wiege der gegenwärtigen Dynastie stand. China könnte, ohne daß sein Bestand wesentlich gefährdet würde, auf die Südprovinzen verzichten, die ohnehin in ziemlich lockerer Beziehung zum Reichsorganismus stehen. Aber bei der jetzigen Lage seiner Hauptstadt muß es notwendig die Mandschurei in der Hand behalten, Peking wäre in dem Moment aufs äußerste gefährdet, da eine fremde Macht sich endgiltig in der Mandschurei festgesetzt hätte. Und die Vorherrschaft des chinesischen Nordens, die sich in der Lage der Hauptstadt ausspricht, wäre damit gebrochen. Nun hat ja China im Lauf der Geschichte auch andere Hauptstädte ge-

habt, aber die Verlegung der Hauptstadt von Nanking nach Peking zu Beginn der Mingdynastie hatte ihre guten Gründe. Die Nordhauptstadt bildet sozusagen das Bollwerk gegen Einfälle fremder Völker von Norden her. Und da der Norden seit Jahrtausenden die Stelle ist, auf der am meisten Gefahr droht, wie ja auch die Errichtung der großen Mauer beweist, so läßt sich ermessen, daß China in dem Moment seinen Bestand als einheitliches Reich verlieren würde, da das Uebergewicht des Nordens ausgeschaltet wäre. In diesem Stück hat das heutige China eine gewisse Aehnlichkeit mit dem heutigen Deutschland. Im Deutschland der letzten Jahrhunderte haben sich Hannover und Sachsen, Bayern und Oesterreich solange die Wage gehalten und eine einheitliche Bildung verhindert, bis der „Kolonialstaat" Preußen das entscheidende Uebergewicht erhielt und so die Einheit begründete. Würde heute Ost- und Westpreußen russisch werden, und Berlin als Hauptstadt unmöglich sein, so ist nicht abzusehen, wie ein einheitliches Deutschland weiter bestehen könnte. Ungefähr ebenso liegen die Dinge in China. Daher ist es ohne weiteres klar, daß alle Mächte, die am einheitlichen Bestand Chinas ein Lebensinteresse haben, also in erster Linie Deutschland und Amerika, die keine Nachbarn Chinas sind und bei einer eventuellen Teilung sich neue Gebiete nicht angliedern könnten, darauf sehen müssen, China mit allen erlaubten Mitteln im Besitz der Mandschurei zu stärken.

Einen ganz andern Charakter als Nordchina zeigt das um den Yangtse sich gruppierende Gebiet von Mittelchina. Auch hier ist der Hauptstrom, der es durchfließt, entscheidend. Wie wir gesehen haben, war Ho ursprünglich der Eigenname des Gelben Flusses. Ebenso ist Giang (gewöhnlich Kiang geschrieben) der Eigenname des Flusses, der von den Europäern meist Yangtse genannt wird, oder auch wohl Blauer Fluß.*) obwohl er in seinem Unterlauf nicht weniger gelb ist als der Gelbe. Dieser Fluß ist ein wirklicher Fluß, nicht bloß ein Abzugsgraben. Er ist daher auch wie jeglicher wirkliche Fluß ein Segen für das Land, das er durchströmt, denn er hat Wasser und ist schiffbar. Ihm ähneln die meisten Flüsse des mittleren und südlichen China, die daher auch meist den Beinamen „Kiang" bekommen haben. Der Wasserreichtum dieser Flüsse, der noch dazu durch eine ganze Anzahl großer Seen vermehrt wird, gibt der Gegend einen andern Charakter. Während in Nordchina der Reis, das von den Europäern für spezifisch chinesisch gehaltene Getreide, so gut wie gar nicht gebaut wird, ist das wasserreiche Mittelchina das Land des Reisbaus, der Seidenzucht und der Teekultur. Die vielen Wasseradern, die das Land durchziehen, haben schon lange den Handel ganz anders entwickelt, als das in Nordchina möglich war. Kein Wunder, daß

*) Die bekannte Uebersetzung von Yangtse als „Sohn des Ozeans" ist durchaus unmöglich. „Yang" ist der alte Name für eine Gegend Mittelchinas und ist noch jetzt in der Stadt Yangtschou erhalten.

weitaus die meisten Handelsstädte in dieser Gegend Chinas liegen. Hier liegt die Herrscherin des Ostens, Schanghai, dessen internationales Leben im letzten Jahrzehnt einen ungeheuren Aufschwung genommen hat, und das Weltstadt ist in weit höherem Maße als irgend eine der Weltstädte Europas in alter oder neuer Zeit. Hier liegt die mächtig sich entwickelnde Handelsempore Zentralchinas, der künftige Eisenbahn-Knotenpunkt für das ganze Reich, Hankou, das durch zwei Flüsse von seinen beiden Schwesterstädten: der Regierungsstadt Wutschang und der Fabrikstadt Hanyang, getrennt ist. Hier liegt an der Grenze der Schiffbarkeit des Yangtse die Stadt Itschang, von wo aus es über die romantischen Stromschnellen hinauf geht ins Land der roten Erde, das „Vierstromland" (Chinesisch Sitschuan). Aber auch andere historisch berühmte, reiche Städte sind im Gebiet des Yangtse. So die alte Kaiserstadt Nanking und die beiden Städte versunkener Pracht: Hangtschou und Sutschou, von denen ein chinesisches Sprichwort sagt: „Droben ist die Himmelshalle, hienieden Hangtschou und Sutschou."

Dieses Gebiet ist erst später in den eigentlichen Kreis der chinesischen Kultur einbezogen worden. Sitschuan war lange Zeit ganz unbekannt, und die östlichen Teile des Yangtsebeckens waren im chinesischen Altertum von den halb barbarischen Staaten Wu und Tschu besetzt. Daraus erklärt sich auch, daß diese Gegenden viele Schlachtfelder enthalten. Gar manche Entscheidungsschlacht ist hier gefallen, bis herunter in die neuesten Zeiten der Taiping-Rebellion. Und der Charakter der Bewohner stimmt ganz damit überein. Ein chinesischer Schriftsteller vergleicht sie mit den schottischen Hochländern. Wie jene seien sie hart, kriegerisch, von starkem Wirklichkeitssinn und unbeugsam festhaltend an ihrem Recht. Die gegenwärtigen Kämpfe um die Verfassung zeigen die Mittelchinesen, namentlich die Leute von Hunan, die das Haupt einer der drei mächtigen Parteien bilden, ganz von dieser Seite. Da ungefähr seit Li Hung Dschang die nordchinesische Partei, mit der die Leute von Anhui zusammengehen, am Ruder ist, so sind die Mittelchinesen traditionelle Oppositionspartei und unterstützen diese Opposition durch gelegentliche Revolten, die von den Literaten mit großer Geschicklichkeit inszeniert zu werden pflegen.

Noch einen Schritt weiter ab vom chinesischen Zentrum liegt das gebirgige Südchina, schwer zugänglich und bis auf den heutigen Tag der chinesischen Kultur nicht ganz unterworfen, da bekanntlich allerlei wilde Ureinwohnerstämme in den unzugänglichen Gebirgswäldern noch immer in räuberartiger Unabhängigkeit sich zu halten wissen. Aber auch die chinesische Bevölkerung dieser Gebiete ist von den Nordchinesen recht verschieden. Klein, beweglich, heißblütig, intelligent haben sie etwas südliches in ihrem Charakter gegenüber den großgewachsenen, ruhigen Nordchinesen. Allerhand Aberglaube spielt bei ihnen eine weit wichtigere Rolle als in anderen Teilen Chinas. Damit hängt zusammen, daß sie am meisten fremdenfeindlich von allen Chinesen sind. In An-

betracht dessen, daß Canton derjenige Platz ist, an dem schon am längsten der Handelsverkehr zwischen Chinesen und Europäern eingesetzt hat, sollte man denken, daß hier am ehesten ein Ausgleich der verschiedenen Wesensarten stattgefunden habe, und Chinesen und Europäer sich hier am besten verstehen. Das Gegenteil davon ist der Fall. Bis auf den heutigen Tag ist Canton ein vulkanischer Boden. Aber diese Fremdenfeindlichkeit richtet sich nicht nur gegen die Europäer, auch die Mandschus sind hier so verhaßt wie nirgends sonst in China. Noch sind die großen Aufstände des letzten Jahrhunderts nicht vergessen, die sogen. Taiping-Rebellion, die einen cantonesischen Literaten zum Urheber hatte, und der große Muhammedaneraufstand in der Südwestprovinz Yünnan. Hier ist der Hauptsitz der mancherlei geheimen Gesellschaften, die gegen die herrschende Dynastie gerichtet sind, und die sogen. Revolutionspartei (Ko Ming Tang) unter dem amerikanisch gebildeten Doktor Sun Wen hat ebenfalls hier ihr Hauptquartier. Ihr Ziel ist, nach Beseitigung der Mandschuherrschaft die „vereinigten Staaten Chinas" als Republik nach dem Muster der nordamerikanischen Union zu konstituieren.

Die südlichen Provinzen sind, wie sich bei ihrer schweren Zugänglichkeit auch erklären läßt, im ganzen nicht eben dicht bevölkert. Doch drängt sich an der Haupt-Wasserader dieses Gebiets, dem Perlfluß (Dschugiang, auch Cantonfluß benannt, dessen wichtigster Nebenfluß der Westfluß, Sigiang ist) eine so dichte Bevölkerung zusammen, daß sie zum Teil ihr ganzes Leben auf dem Wasser verbringt. Aehnlich wie für Nordchina die Mandschurei das gegebene Auswanderungsgebiet ist, so ergießt sich von Canton aus ein Auswandererstrom in die holländischen und englischen Besitzungen Südostasiens, ja auch weiterhin bis Australien und Amerika. Aber während die mandschurischen Auswanderer entweder Sommerarbeiter nach Art der Sachsengänger sind, oder als regelrechte Kolonisten das Land besiedeln und in Kultur nehmen, trägt die südchinesische Auswanderung einen anderen Charakter. Sie ist wesentlich kaufmännischer Natur. Die unternehmende Jugend, der der Platz zu Hause zu eng ist, zieht hinaus in die Welt und sucht sich dort zum Teil unter großen Entbehrungen früher oder später ein Vermögen zu erwerben. Und das gelingt ihnen in der Regel auch recht gut. Die chinesischen Großkaufleute Südostasiens bilden einen recht wesentlichen Faktor des dortigen Finanzwesens. Und die prächtigen chinesischen Villen, die man dort sieht, sind ein B e w e i s dafür, daß sie ihren Reichtum auch zu genießen wissen. Dennoch wurzeln sie im fremden Boden nicht eigentlich ein. Wenn sie genügend Geld verdient haben, so kehren sie nach China zurück, um auf heimatlicher Erde ihr Leben zu beschließen. Und wenn es ihnen im Leben nicht mehr gelingt, so lassen sie sich wenigstens im Tode nach ihrer alten Heimat zurückbringen, so daß Leichen ein recht beträchtlicher Exportartikel jener chinesischen Siedelungsgebiete geworden ist. Es ist klar, daß diese Art der

Besiedelung, die viel Geld aus dem Lande schafft, nicht dazu geeignet ist, die Sympathien der neuen Heimatländer für ihre chinesischen Mitbürger zu steigern. Und die verschiedenen Vorkehrungsmaßregeln, die von Australien und Amerika aus gegen die chinesische Einwanderung getroffen worden sind, beziehen sich in erster Linie auf diese südchinesische Art.

Durch einen Gebirgsriegel von Süd- und Mittelchina abgeschlossen ist das Flußgebiet des Min, des chinesischen Rheins, wie man ihn schon genannt hat, der sich bei Futschou ins Meer ergießt. Die Bewohner dieser Gegenden sind denn auch schon sprachlich von den übrigen Chinesen stark verschieden und zeigen auch untereinander recht wesentliche dialektische Abweichungen. Es ist überhaupt eine interessante Erscheinung, daß, während im Innern Chinas der große kompakte Sprachstamm der Mandarinsprache sich mit nur dialektischen Abweichungen von der Mandschurei bis nach Yünnan erstreckt, sich von Schanghai an nach Süden eine Reihe von Sprachgebieten aneinanderreihen, die sich mindestens so stark von einander unterscheiden, wie Englisch und Deutsch und nur durch eine gemeinsame Schriftsprache unter sich und mit dem übrigen China zusammengehalten werden.

Gehen wir nach diesem allgemeinsten Ueberblick über die großen, verschieden charakterisierten Teile des Landes über zu der politischen Einteilung, so stoßen wir auf nicht geringere Schwierigkeiten, als die sind, die uns in der Jugend bei der politischen Einteilung Deutschlands zu schaffen gemacht haben. China hat zwar nur achtzehn Provinzen, oder vielmehr seit „die drei östlichen Provinzen" (Mandschurei) zum eigentlichen Reiche geschlagen sind, einundzwanzig, bezw. wenn man das neue Gebiet, d. h. den Zipfel des chinesischen Turkestan, der sich auf der Karte so weit nach Westen erstreckt, mit dazu rechnet, zweiundzwanzig Provinzen. Eine dreiundzwanzigste, die kürzlich im Süden von Schantung gebildet worden war, ist, noch ehe sie recht ins Leben getreten war, wieder eingegangen. Was aber die meiste Verwirrung bringt, das sind die vielen gleich oder ähnlich lautenden Namen, die den Europäer, der sich neu mit chinesischer Geographie beschäftigt, gewöhnlich in gelinde Verzweiflung bringen, namentlich weil sich z. B. die beiden nordwestlichen Provinzen in der europäischen Umschreibung gar nicht trennen lassen. Beide lauten Schansi, nur mit dem Unterschied, daß bei der westlichen der Ton der ersten Silbe in die Höhe kriecht, während bei ihrer östlichen Nachbarprovinz der Ton eben bleibt. (Als Notauskunft wird die Provinz mit dem steigenden a Schensi geschrieben). Diese Schwierigkeiten sind natürlich für die Chinesen, denen diese Tondifferenzen geläufig sind, geringer, wiewohl es doch auch recht häufig vorkommt, daß sie zur Verständigung auf das Schriftbild zurückgreifen müssen.

Die gegenwärtigen Benennungen der Provinzen gehen in letzter Linie, wie überhaupt die ganze politische Verfassung Chinas, auf den großen Revolutionär auf dem Thron: Tsi Schi Huang Di,

zurück, für den man sich das Jahr 220 v. Chr. merken kann. Ehe er mit gewalttätiger Hand unter den Fürsten Chinas aufräumte, und zwar noch viel radikaler, als das Napoleon in Europa tat, war China ein Feudalstaat nach Art des alten deutschen Reiches, dem es an verwirrender Fülle der Staaten und Städtchen nichts nachgab. Der genannte Eroberer erst hat aus den Staaten Provinzen gemacht. Und zwar hat er im ganzen vierzig Regierungsbezirke geschaffen, deren Namen zum Teil noch bis heute erhalten sind. Unter der Handynastie (200 v. Chr. — 200 n. Chr.) wurde diese Einteilung allmählich vereinfacht, so daß sich schließlich dreizehn Provinzen, damals Dschou genannt, daraus ergaben. Sehr interessant ist der Umstand, daß die Namen dieser Provinzen zum großen Teil mit den ins graue Altertum zurückverlegten Namen des mythischen Kaisers Yü übereinstimmen. Die Annahme ist nicht von der Hand zu weisen, daß in der chinesischen Geschichte gar manches, was späteren Ursprungs ist, hinterher ins graue Altertum verlegt wurde. Unter der Tangdynastie, die ungefähr von 600 bis 900 n. Chr. regierte, wurde dann zum ersten Mal neben den alten Bezeichnungen nach Landschaftsnamen oder Provinzialhauptstädten die geographische Bezeichnung nach Bergen, Flüssen usw. eingeführt. Die Bezeichnung als „Provinzen" Scheng) stammt aus der Mongolendynastie. Man erleichtert sich daher das Verständnis der Provinznamen, wenn man sich folgende geographische Bezeichnungen ein für allemal merkt:

Pe (spr. be) =Norden
Nan =Süden
Tung (spr. dung) Osten
Si =Westen
Ho =(Gelber) Fluß
Hu =See (gemeint ist der in der Mitte Chinas liegende Tung ting See)
Kiang (spr. giang) =(Yangtse) Strom (Schluß folgt).

Groß ist die Diana der Epheser.

Von Pastor Konrad Schmidt-Gleiwitz.

3. Kapitel, 2. Hälfte.

Ein doppeltes Verständnis haben wir nach dem Bisherigen dem phallus-Symbol abgewinnen können. Erschien in ihm einmal die zeugende Kraft des Alls, das Leben an sich, verkörpert, so führte es andererseits, wenn sie nicht von vornherein in ihm lag, zu der Vorstellung des Alls, bezw. der Gottheit, als einer doppelgeschlechtigen

Einheit, die wir u. a. auch im ersten Bibelbericht über die Erschaffung des Menschen unverhohlen hervortreten sehen.*)

Es dürfte nun für den Leser dieser Aufsätze gewiß interessant sein, sich in diesem Zusammenhang daran erinnern zu lassen, daß auch die hellenische Ueberlieferung einen Bericht über die Erschaffung des Menschen kennt, in welchem sich dieselbe Gottesvorstellung nicht minder deutlich wiederspiegelt. In seinem Symposion (pg. 190) läßt Plato nämlich den Aristophanes sicher nicht aus dem Stegreif, sondern vielmehr auf Grund alter Volkssagen, davon erzählen, daß einst ein doppelgeschlechtiges Menschenwesen bestanden habe, kugliger Gestalt und „weil der Erde, wie der Sonne verwandt" (μετέχον), dem Monde gleichartig. Übergewaltig an Körper- und Geisteskräften, sei es der Versuchung erlegen, sich wie Otos und Ephialtes zu überheben, den Himmel zu stürmen und den Versuch zu wagen, die Götter zu stürzen. Zur Strafe dafür sei dieser Kugelmensch von Zeus zerteilt worden, „wie man Eier durch Haare spaltet." So seien Mann und Weib, die zwei Geschlechter der Menschen, entstanden. — Man achte wohl darauf, wie hier 1. die Kugelgestalt des Menschen als Mikrokosmos derjenigen des Makrokosmos gegenübergestellt, 2. seine Doppelgeschlechtigkeit auf Sonne (Mann) und Erde (Weib) bezogen und 3. aus dieser seiner Doppelgeschlechtigkeit zugleich seine Überlegenheit hergeleitet wird, die ihn unmittelbar zur Gefahr für die Götter werden läßt. Für uns ist natürlich dieser letzte Zug des Mythus der wichtigste; erinnert er doch, wie kein anderer an Kybele-Agdistis und die Beklemmungen, welche deren Mannweiblichkeit der Göttervielheit verursacht.**)

Die Größe der Gottesidee, welche diese Beklemmungen hervorrief, war's, was zu ihrer Teilung führte. Kybele-Agdistis verliert den phallus, und Erde und Himmel werden zu zwei getrennten Wesenheiten, ihre Kinder nunmehr Sonne und Mond, Gestirne und Wolken, Quellnymphen und Baumgottheiten. Es ist eben nicht anders: mit jener Trennung war der Vielgötterei, der immer weiter geführten Teilung des göttlichen Kosmos und immer erneuter Verbindung seiner einzelnen Teile, Tür und Tor geöffnet. Der Mensch war der Größe

*) Bekanntlich läßt sie sich in der Relig.-Geschichte Asiens bis in die Zeit der Sumerier, also für uns die frühesten, zurückverfolgen. Und andrerseits, wie stark beherrscht sie noch die Ideenwelt der Gnostiker!

**) Im übrigen erinnert die Erzählung des Aristophanes in einem Zuge auch an die Geschichte vom Sündenfall. Mit Recht bemerkt Gunkel, Genes. pg. 24, zu dieser, daß das Wort Gottes: „er ist geworden, wie unser einer" nicht ironisch gemeint sei. Also bestrafte Überhebung hier wie dort. — Und besteht diese nicht im zweiten Schöpfungsbericht auch im Zusammenschluß der Geschlechter? Im Genuß der חוה?

der doch von seinem eigenen Geist erschaffenen Idee der Einheit im All erlegen und begnügte sich damit, das Göttliche (τὸ θεῖον, τὸ κρεῖττον) in den einzelnen Teilen der Natur zu erfassen.*)

Andererseits blieb sie doch immer unvergessen, so gut wie die christliche Kirche selbst über dem bunten Gewimmel ihrer Engel und Heiligen den einen Gott niemals aus dem Bewußtsein verloren hat. Nicht nur blieben z. B. in Eleusis τὼ θεώ, die beiden in ihrer Zweiheit, — man beachte den Dual!, — doch als Einheit begriffenen Gottheiten (cf. Rohde, Psyche, pg. 210) einer immer mehr sich ausdehnenden Kultgenossenschaft als Inbegriff des Göttlichen gegenwärtig; auch Zusammenstellungen, wie die für das dotische Heiligtum nachgewiesene (cf. Gruppe 120; 1242⁷): Poseidon, Demeter, Helios = Ozean, Erde, Sonne, — oder Symbole, wie das altberühmte Bild der Demeter mit der Fackel (cf. Gruppe 1186²) = Erde mit Sonne, beweisen an ihrem Teil zur Genüge, daß dem Bewußtsein des Hellenen die Einheit des Kosmos nie entschwunden ist. Ja, wie dieses Bewußtsein, so hat auch diese Idee ihre Geschichte.

Nur natürlich ist's nämlich, wenn dem Hellenen, oder seinem pelasgischen Vorfahren, der Kosmos zunächst in dem Bilde selbst gegeben schien, das auch uns noch als Inbegriff täglichen Entzückens stets vor Augen ist: die gesegnete Erde, ruhend in der Umarmung des Himmels. In diesem Doppelten, Himmel und Erde, war das Leben selbst in seiner Fülle und Zeugungskraft als eine unendliche und doch vollkommen wirkliche, den Sinnen stets gegenwärtige Größe jedem Einzelnen in jedem Augenblicke greifbar nahe; und die Empfindung dieser Größe war so tief, daß die Mächte der Zerstörung und des Todes, die doch auch allezeit am Werke sind, gewissermaßen nur wie der Schatten im Licht gesehen wurden. Als das rein Negative, das man, eben weil es das Nichts ist, mit den auf das Positive gerichteten Sinnen nicht erfassen, geschweige denn ausdenken, höchstens in nur ganz schemenhaften, halb zerfließenden Bildern sich zum Bewußtsein bringen kann, traten sie ganz zurück. Was unter der Erde lag, das Nichtsein,

*) Ich bin allerdings der Meinung, daß die modernen Konstruktionen, welche den Animismus zum Ausgangspunkt der relig. Entwicklung des alten Hellas wählen, falsch sind. Soweit wir tatsächlich sehen können, steht an ihrem Anfang die doppelgeschlechtige Einheit. — Getäuscht sind die modernen Mythologen durch die Existenz heiliger Tier- und Baumfetische, wie sie's nennen. Wir werden jedoch sehen, daß z. B. der Esel ursprünglich ein kosmisches Symbol war und nur für das profanum vulgus zum Fetisch wurde. Im übrigen liegt doch auch in jenen Begriffen τὸ θεῖον, τὸ κρεῖττον, die z. B. Wilamowitz-Möllendorf in seinem Aufsatz über den griechischen Götterglauben (Frankfurter Jahrbuch 1904, pg. 5) als „animistisch" kennzeichnet, die Ahnung der Einheit.

spielte in der Religion dieses Gottesbegriffs noch keine maßgebende Rolle. — Jedoch auch in ihm lag mit der Zweiheit schon ein Problem, das bald auf seine Lösung zu dringen begann, beginnen mußte. Dem einheitlich zusammengefaßten Menschenbewußtsein wird eine Zweiheit, mag sie noch so sehr als Einheit empfunden werden, als ein Nebeneinander zweier gleichberechtigter Größen rasch unerträglich. Welcher Teil der überwiegende, maßgebende sei, muß bald zur Erwägung kommen. Und wenn noch ein Aeschylos in seinem berühmtesten Drama, den Eumeniden (v. 658 ff.), für das Los des Muttermörders Orest den Gedanken geltend machen kann, daß die Mutter an der Erzeugung des Kindes keinen Anteil habe und also nur der Vater als der einzig Zeugende Pietät beanspruchen könne, — auf welcher Seite jener Zweiheit von Himmel und Erde mußte dann für jene Alten, bei denen der Ursprung dieser merkwürdigen Anschauung zu suchen ist, das Übergewicht rücken? Ist's doch der Himmel, der das zeugende Naß auf die lediglich empfangende Erde herabströmen läßt, ohne dessen holde Gaben, Licht und Wärme, auch das schon keimende Leben der Erde in jedem Augenblicke wieder dem Nichts verfallen würde. Nichts also begreiflicher, als daß der phallus, der ursprünglich das Leben selbst darstellte, wie es im Zusammenschluß einer doppelgeschlechtigen Einheit zur höchsten Entfaltung kommt, schließlich zum Sinnbild des Himmels und der ihn beherrschenden Sonne, zur Sonnensäule, wurde. Entsprach doch diese Entwicklung auch durchaus dem Fortschritt der Kultur. Denn je weiter dieser führt, desto mehr löst er den Menschen von dem im Anfang allein beherrschenden Einfluß der mütterlichen Erde. Schon dem Ackerbauer kann diese nicht alles sein, dem Handwerker, dem Handeltreibenden erst recht nicht. Aber allen bleibt die Sonne gleich gegenwärtig; so wird sie der Inbegriff aller kosmischen Kräfte.*

Und sie behauptete sich in dieser Geltung auch dann, als im Lauf der Geschichte der Totenkult immer mehr an Bedeutung gewann. Es entspricht der Natur, daß des Menschen nach außen gerichtetes Auge das Göttliche zuerst im Kosmos erschaute. Jedoch, je mehr er sich wirklich als Mensch, also als Glied einer Gemeinschaft, und Träger

*) Hier nur ein Hinweis darauf, wie viele Volksbezeichnungen der Balkanhalbinsel sich von der Sonne herleiten, von den Dardan-ern im Norden (= דָּן + דָּר, dar-dan = „kreisender Gebieter") bis Kynur-ia (= אור + כון: „Wohnung des Lichts") im Süden. — Die Pelasger selber heißen nach der Sonne als dem „Wanderer" cf. פלש = „wandern" (Pelasgos, Sohn der Niobe, = Sonne als Sohn der Erde); ja auch die Hellenen und Helloper heißen noch nach ihr. Hell = הלל „glänzen", op = עוף „Flieger". Der „glänzende Flieger" ist die Sonne. Im Gebiet der Helloper um Dodona erinnert vor allem auch der Berg Tomar-os daran, daß dort Semiten saßen: Tomar = תמר = „hoch sein", „ragen".

einer von Geschlecht zu Geschlecht hinüber wirkenden Geschichte begreifen lernte, je mehr die Gefühle der Ehrfurcht vor den Eltern und die Empfindung für den Wert der eigenen Person erstarkten, desto mehr Macht gewann auch der Kultus der Seelen. Selbst in der Religion Israels, die ausgesprochenermaßen wie kaum eine andere, die Religion des Lebens geblieben ist, gewinnt der Kultus der Toten die Kraft, ein Fest, wie das Purim, aus sich heraus zur Notwendigkeit werden zu lassen (cf. Schwally's vorzügl. Werk „Das Leben nach dem Tode nach den Vorstellungen des alten Israel" pg. 42 ff.). Genau so hat er bei den Adelsgeschlechtern des alten Hellas früh immer ausgedehntere Pflege gefunden, sich immer mehr durchgesetzt und es z. B. erwirkt, daß neben die beiden Gottheiten von Eleusis als dritte Triptolemos oder Eubuleus, der Gott des Todes und der Unterwelt, trat. (cf. Rohde Psyche I, 210 ꝛc.),*) und in das altische Fest des Lebens, die

*) Es wäre hier Gelegenheit, die Namen der Unterweltsgottheiten zu besprechen leider fehlt der Raum. Wie seltsam sie von der Indogermanistik behandelt werden wird durch die Tatsache belegt, daß diese zur Erklärung von Worten wie Acheron und Erebos lieber (cf. Prellwitz) ein altpreußisches assaran = „Teich" und ein gotisches riqvis = „Dunkel" heranzieht, als die von Movers, Müllenhoff u. a. längst herausgestellten, lautlich und dem Sinne nach völlig entsprechenden Gleichungen אַחֲרוֹן = „Westen" und עֶרֶב „Dunkel, Abend." — Man vergleiche dazu Lewy, semit. Fremdworte pg. 229. — Muß-Arnolt's Bemerkung (Semit. Words, pg. 57), daß z. B. ereb-os, wenn man es als semitische „Entlehnung" ansehen wollte, schon sehr früh übernommen sein müßte, erledigt sich durch unsere Annahme einer semitisch-pelasgischen Urbevölkerung völlig. — An die Seite stelle ich den 2 hier angezogenen Namen meinerseits u. a. den des Totenfährmanns Charon. Dieser Name entspricht völlig dem bekannten חָרוֹן = „Glut". Gemeint ist das Abendrot, wobei ich an meine frühere Erklärung des Wortes Kentaur erinnere. Auch der Kentaur ist Totenführer. Charon wird als „struppig" und mit „glühenden Augen" begabt vorgestellt (cf. Aeneis IX, 299 f.); beiden entspricht die Wurzel חר genau; denn sie bezeichnet „Rauheit" und „Glut". Wie völlig das ganze Gebiet der Unterweltsagen durchsetzt ist mit Semitismen, ja daß diese Sagen unmittelbar in semitischen Wortspielen ihre Wurzel haben, dafür erbringe ich hier aber doch etliche Probebeispiele.

a. Der Sonnengott Dionysos wird im Schenkel des Zeus geborgen. Warum? יָרֵךְ ist einmal „Schenkel" und zweitens „die westliche Seite."

b. Die Sonnengötter leiden (cf. Seck, Untergang der antiken Welt, Bd. 2) alle unter Verleumdung. Nun kennen wir sie längst als Wanderer. Aber רָכַל ist, „Wanderer" und רָכִיל „Verleumdung."

c. Odysseus, der Sonnengott, kommt zu dem Lotophagen. Ihr Lotos macht müde; cf. Od. IX v. 94 ff. Aber לאה, lot, bedeutet „müde werden." Dabei wohnen die Lotophagen, cf. Roscher, Lex. II² 2143, eigentlich nicht in Libyen, sondern im Westen. Und Lot-oph-ag = לְאוֹת עוֹף עָג besagt soviel wie „das Ermüden des kreisenden Fliegers", d. i. der Sonne. (Lotos das Symbol des Todes in Aegypten!)

Anthesterien, sich auch die Erinnerung an die Verstorbenen, die Keren,*) einmischte. Es ist nur natürlich und bedeutete sicher einen gewaltigen Fortschritt in der Entwicklung der Religion, wenn der Totenkult nun auch mit dem Kultus der Sonne als der Seele, der Trägerin der kosmischen Einheit, verquickt wurde. Tauchte diese nicht selbst täglich in das Reich des Todes unter? Durchwandelte sie nicht Nacht für Nacht das Gebiet des unerforschten Dunkels? War sie, die Herrin des Lebens, nicht dort auch gleichsam Fürstin der „Abgeschiedenen", Verstorbenen? So lernte der religiöse Seher im Symbol der unter die Erde hinabsinkenden Sonne die Einheit vom Himmel und Erde nicht nur, sondern auch die Zusammenangehörigkeit von Leben und Tod anschauen, und neben den phallus als sinnliche Darstellung des Kosmos tritt das Grab, das, ob es nun einen Hyakinthos**) oder gar den Zeus selbst umschließt, immer der Sonne unter der Erde gilt.

---

d. Im Gegensatz dazu sucht der Sonnengott Jason das „Fell" des goldenen „Widders" im Osten. עור, or, ist gleich „Fell", aber אור, or, auch = „Licht"; und אַיִל ist 1. = „Widder" aber 2. auch = Pfosten des Eingangstors (im Gegensatz zu ירך = hintere Seite, Westen). — Das goldene Fell des Widders ist mystischer Ausdruck für das Morgenrot.

e. Wenn Sonnengötter, wie Jason oder Kadmos, pflügen und Gestirne, wie der Orion, zu Pflügern werden (cf. Gruppe 946 ff.), so erklärt sich auch das auf das einfachste aus dem Umstande, daß נור, ניר a. „leuchten", b. „pflügen" bedeutet.

f. Wie merkwürdig muß es dem Mythologen erscheinen, daß (cf. Gruppe 402) die Griechen aus dem Achoron einen „Klagestrom" Kokytos machen konnten. Jedoch אחרן als Zusammensetzung aus zwei Worten אָח + רן gelesen (ach-ron) bedeutet: „Das Wehe der Totenklage." Ebensogut konnte er freilich auch zum Pyriphlegeton, Feuerstrom, werden. Ganz abgesehen von dem Feuer des Abendrots (Kentaur, Charon) ist אָח + חָרוֹן, ach-charon, = „Feuerstätte der Glut." —

*) cf. u. a. Rohde, Psyche I 239 f. — Das Wort bezeichnet a. das Todeslos, b. die abgeschiedene Seele, c, den Schandfleck. Die späteren gebrauchen statt der homerischen Form κηρ, ker, καρ, kar. Das Wort ist für den Indogermanisten nicht leicht zu erklären. Man bringt es, cf. Prellwitz, mit dem altiran. caru = „Lanze", bezw. mit einer Wurzel kera = „verletzen" zusammen. — Ich meinerseits betone dem gegenüber, daß קרר, karar, „erkalten" bedeutet, und daß sich daher beide Formen ker und kar als Substantivformen im Sinne von „Erkaltung" = „Tod" oder „Toter" wohl ableiten lassen. Die Bedeutung „Schandfleck" dürfte freilich aus anderer Quelle fließen: כער, כאר bedeutet „beschmutzen", „häßlich machen", und כֵּאֵר, ker, = „Schmutz", „Schandfleck" würde sehr verständlich sein. Das von Prellwitz angezogene καρι-όω = „töten" (Hesych) erscheint mir dagegen abgeleitet von כָּרִי, kari, = „Scharfrichter."

**) Hyakinth-os ist die untergehende Sonne, so schon vor allem von Welcker gewürdigt, übrigens dem einzigen Mythologen, bei dem ich ein eigenes, wenn auch völlig unzulängliches Kapitel über das Wortspiel und seine Bedeutung gefunden hab e

Wir haben schon im vorigen Kapitel erkennen dürfen, wie diese Vorstellung den Kultus von Delphi beherrscht. Wir werden später erfahren, welchen Raum sie in der Vorstellungswelt des Epos einnimmt, und zu der Einsicht gelangen, daß, wie der phallos*) zur Komödie, so das Göttergrab zur Tragödie gehört. Hier können wir nicht weiter bei diesem Gegenstand verweilen. Zweck dieser Darlegung war nur, nachzuweisen, daß im Symbol des phallus, wie des Grabes, die Idee der kosmischen Einheit zur Darstellung gebracht ist. Wir treten nunmehr an die Aufgabe heran, zu beweisen, daß diese Idee auch in den großen Götternamen Griechenlands ihren Ausdruck findet.

Ich gedenke, nachstehend diesen Beweis für folgende acht Namen zu führen: Apolon, Hermes, Ares, Dionysos Kybele, Aphrodite, Athena, Artemis. Nicht als ob er nur bei diesen möglich wäre, doch weil gerade sie besonders wichtig sind. Mancher wird hier vor allem Zeus und Hera vermissen; doch würden gerade sie eine Eröterung nötig machen, die in den Rahmen dieser Aufsätze sich keinenfalls einpassen ließe.

I. Apollon. — Ap. stellt zunächst Erde und Sonne (bezw. Himmel), in ihrer uns täglich vor Augen stehenden Gemeinschaft dar. עָפְהֶל, ap - oll, = „was deckt" und „schimmert," oder, „prangt." Deshalb ist u. a. der Fisch (schwimmend und fruchtbar, wie die im Ozean schwimmende Erde), das Schiff mit dem Stern darüber (cf. früher

— Roscher will in H. den Pflanzenwuchs sehen, und erklärt den Namen aus der dem lateinischen juvencus, gotischem juggs zugrundeliegenden Wurzel für „jung"; inth soll Verkleinerungsform sein. Merkwürdigerweise kommt der angezogene Stamm im Griechischen aber gar nicht vor. Und nun soll ein Göttername davon abgeleitet sein? Ich meinerseits weise zunächst darauf hin, daß Amyclae, der Kultusort des Hyak., einen entschieden semitischen Namen trägt = מכל, mykal [Mykale!], d. i. „Umschluß", „Festung." Er erscheint so auf einer phönizisch-kyprischen Bilinguis (cf. Rosenberg, phönizische Sprachlehre pg. 21). Auch Hya-kinth-os ist nur als Gräzisierung eines semitischen Ausdrucks zu verstehen = הוֹךְ „Untergang" = ὑα, hya, + קנאת (hebr.: קנאה), kint oder kinth, = „Glut" (ת = ϑ cf. בְּרוֹתִ = βράϑυ.) Gemeint ist der Untergang der Sonne, das Abendrot, das an dem Schlag des Diskus, der Sonnenscheibe, stirbt. Daher ist H., nach unserer Deutung sehr verständlicherweise, Liebling der Sonne; aber auch die andere Version ist begreiflich, cf. Roscher, die ihm dem Zephyr-os, also dem „Westen", zugesellt.

*) Ich verweise hier auf das charakteristische und vielsagende Wort von Wilamowitz-Möllendorff: „Wer den phallus nicht ehrt, ist der griechischen Komödie nicht wert" (Literatur des Altertums, pg. 54). — Im übrigen dürfte das, cf. Passow und Prellwitz, recht ungeklärte Wort κῶμ-ος selbst nichts anderes bedeuten als eben den ithyphallus; nämlich = קוֹם, partc. act. qal von קוּם (cf. 2. Kön. 16, 7), kom, = „gerade aufrecht stehend." Daß das Verbum κωμάζω auf das Liebesleben Anwendung genug findet, ist gewiß.

Delphi = Erde, im Ozean schwimmend, mit Sonne), die Schildkröte (= Himmels- und Erddecke; dazwischen das Leben), sein Symbol. — Von den bekannten Darstellungen beziehe ich hierher den Apollo in Weiberkleidung (Mann und Weib, = Himmel und Erde) und vor allem den Eidechsentöter. Die Eidechse ist Symbol der Sonne; dazu geeignet, nicht nur weil sie, wie diese, über und unter der Erde lebt, (cf. früher die Maus, פארה = פֹּרָה = „Gräberin"), sondern auch (wie gleichfalls die Maus, פאר = „glänzen") durch ihren Namen an das Gestirn des Tages erinnert: צָב, zab, = „Eidechse", aber auch = צָהָב, zab, „Glanz".*) — Die Erde, welche die Sonne in sich aufnimmt (cf. III.) ist Eidechsentöter.**) Daß Apollo in dieser Rolle als Knabe dargestellt werden mußte, versteht sich von selbst.

Als Erde mit dem sie, „umgebenden" Himmel trägt Apollo schon in ganz alter Darstellung (cf. Roscher Bd. 1. 450. f.) den Gurt. Noch älter ist wahrscheinlich seine Darstellung mit 4 Armen, wie sie nach Gruppe (pg. 1260[1]) für Lakedaimon bezeugt ist. Apollo als „Erde und Himmel" ist eben ein Doppelwesen. — Nicht verwunderlich auch, daß er in dieser Rolle, gleich Athena oder Zeus gelegentlich die Aigis, den Ziegenschild, trägt (z. B. Il. v. 18). Diese stellt anerkanntermaßen (cf. Roscher) die befruchtende Gewitterwolke vor.***) — Nicht minder verständlich wird gerade aus dieser seiner Geltung sein Kampf mit Marsyas um die Flöte. Die Sage hat

---

*) Aus diesem Grunde konnte auch das von Clem. Al. Strom V, cp. VIII, 47, 2 erbrachte Wort ζάψ auch als „Feuer" verstanden werden.

**) Ob es gleichgiltig ist, daß die Eidechse an einem Stamm in die Höhe klettert? Der Stamm ist (cf. d. vorg. Aufsatz) = „Spalter"; dasselbe ist auch die das Weltenei spaltende Erde. — In dieser Auffassung würde uns also die Sonne als an der Erde in die Höhe kletternd, d. i. als im Aufgang begegnen. — Die Eidechse als Symbol der Wahrsagerei wird uns noch später beschäftigen.

***) Nur der Name hat stets zum Verwundern Anlaß gegeben. Es ist doch in αἴξ nur eine Uebersetzung von שָׂעִיר = „Ziegenbock" aber auch „Regenschauer" zu erkennen. — Die Uebersetzung springt geradezu in die Augen, wenn man αἰγίζειν = (cf. Roscher, Gorgonen 125) = „stürmen" und שָׂעַר = „stürmen" (auch zerschmettern ꝛc.) gegenüberstellt. Daß die Aigis auch als Symbol der Befruchtung dient, beweist der Umstand, daß die Priesterin der Athena sie bei Hochzeiten verwandte (Suidas, cf. Gruppe 823[2]). Interessant ist es, nach Richter VI, 37 (worauf auch Ps. 72, 6 anspielt) die Rolle des Fells im Wetterzauber der Israeliten damit zu vergleichen: „Regen = Befruchtung". — Die ganze Vorstellung Fell = Befruchtung entspringt wohl aus dem Gedanken an die Schamhaare des Mannes. Zur Ergänzung des phallus legt ja auch Michal 1. Sam. 19, 13 ein Ziegenfell in das Bett. — — Das Gedankenspiel שָׂעִיר = „Unwetter" und „Bock" führt übrigens den Propheten Daniel VIII, 5 auf die Verwendung des Bocks als Sinnbild für den Sturm der Völker.

ihren Ursprung sicher in einer bildlichen Darstellung, welche Apollo (d. Erde) mit Marsyas (Meer)*) und Midas (Sonne. Er trägt daher die Ohren des Esels: חמור „Esel" = חמר „glühen") zu einer kosmischen Gruppe vereinigte; zu ihren Füßen die (von Athena weggeworfenen!) Flöte (Unterwelt. Die Erde beherbergt nach Vorstellung der Alten die Winde. Odysseus = „Sonne" mit Schlauch der Winde = „Erde" auf dem „Meer" [cf. Od. X. Anf.] ist wieder = Kosmos). Es ist ja das gerade die Eigentümlichkeit des Mythus, daß er die in solchen Bildern zusammengestellten Personen und Dinge auch pragmatisch mit einander verknüpft. So läßt er hier Apollo und Marsyas, die als Erde und Ozean naturgemäß im Kampfe liegen, eben um die Flöte kämpfen (wobei allerdings zu beachten ist, daß Apollo als Erdgottehit auch das Urbild der Flöte, weil Schlauch der Winde, ist, und daß sein Name = עָף הלֵל, ap-oll, auch auf „Decke des Tönenden" gedeutet werden kann. Marsya-s, als Teil der Erdoberfläche, nimmt an dieser Funktion selbstverständlich teil, streitet also mit Apollo wirklich um die Flöte; und auch sonst erhält er zur Flöte Beziehung, wenn man bedenkt, daß נחל sowohl „Strom" wie „durchbohrt" bedeutet. Die Flöte, cf. חליל, ist = „durchbohrt,") und Midas seine Eselsohren erhalten, weil er zu den Streitenden Stellung nahm. Daß er weiter dichtet und Apollo den Sieg behaupten läßt, liegt in der Konsequenz: Die Erde trotzt dem Meere, dessen stolze Wellen sich legen müssen. Aber auch hier ist die Form der Dichtung wieder durch einen Semitismus bedingt: עוו bedeutet a. die „Oberfläche" und b. „das Fell". Apollo ist als Erdgottheit „Oberfläche" und, weil im Ozean schwimmend, „Fell" d. i. Decke auch des Marsyas. Er behauptet sich, indem er das Fell der Wassergottheit in Händen behält, diese also, wie es heißt, schindet.

II. Apollo als „Sonne" ist עָף הלֵל, ap-oll, „der im Glanz Eilende." Diese seine Geltung ist allgemein anerkannt, ja nichts leichter als schließlich gar alle seine Funktionen auf diese eine zurückzuführen (cf. Gruppe. pg. 1225). Nur einzelne Punkte hebe ich deshalb hervor, welche zu beweisen scheinen, daß die Theologie seines Kultus auch in dem Entwicklungsabschnitt, welcher seine Wesenheit vornehmlich als die

*) Mar-sya = זוֹעַ + מַר, mar-sya; מַר ist „das Flüssige (hebr.: Tropfen), זוֹצַ bedeutet die „zitternde Bewegung". Marsyas stellt das Meer als das ständig bewegte Element vor. — Der Silen (auch, Marsyas also) = זיל, sil, „sich in Fülle ergießen"; daher auch die mit „Sil" beginnenden Flußnamen; sowie das lateinische silan-us = Springquell (an = עָן, „fließend"). Mit dem Schlauch, nämlich dem der Winde, ist er Sinnbild der Herrschaft über Wasser und Land, daher Bild der freien Stadt cf. Horat. Sat. I, VI. 120. ed. Kießling. cf. Preller, Myth. I, 733. — Zu dem Silen mit Sack vergleiche Triton mit Sack, cf. Gruppe pg. 728.

der Sonne begriff, noch ganz vom Geist der pelasgischen Sprache beherrscht war.

1. So dürfte unter allen Tätigkeiten, die dem Gotte zugeschrieben werden, die des Städteerbauers am schwersten als der Sonne wesenhaft begriffen werden. Man übersehe jedoch nicht, daß Apoll als Sonne Bogenschütz ist, und daß dasselbe Tätigkeitswort, welches den Pfeilschuß bezeichnet, יָרָה, auch „gründen" bedeutet.

2. So natürlich es an und für sich erscheinen mag, daß dem Sonnengott der Pfeil beigelegt wird, so sehr verdient doch die Tatsache Beachtung, daß gerade das Wort, mit welchem z. B. die Phönizier später den Apollo benannten, רֶשֶׁף (cf. Rosenberg, phön. Sprachlehre pg. 21.), nicht nur die „Glut" (Sonne), sondern auch den „Pfeil" bezeichnet (cf. רִשְׁפֵי קֶשֶׁת Psalm 76, 4).

3) Uralt ist ferner die Gleichstellung der Sonnenstrahlen mit Haarlocken.*) Aber auffallend ist auch in diesem Zusammenhang wieder die Ähnlichkeit des Klangs der Worte פֶּרַע = „Haupthaar, Lockenschmuck" und פֵּארָה, פֵּרָה = „Maus" aber auch = „Glanz."

4) Bekannt ist ferner der Geier als Symbol der Sonne, γύψ. Prellwitz will das Wort aus einer Sprachwurzel gu = „krümmen" begreiflich machen, die übrigens auch im Semitischen nachweisbar wäre. Viel leichter ist jedoch die Ableitung von גּוּף = gyp = „kreisen". Der Adler „kreist" wie die „Sonne". Aus demselben Ursprung versteht sich denn auch, — ich wies schon früher darauf hin, — das lykische gopa = „Höhle"; das griechische (Hesych) γυπή (גּוּף auch = „umschließen").

5) Bekannter noch als Vogel Apolls ist der Schwan. Zugegeben, daß er aus den verschiedensten Gründen der Sonne zugeeignet werden konnte; keiner jedoch leuchtet unmittelbarer ein als die Ähnlichkeit, die zwischen dem reinen Gestirn des Tages und dem reinen Gefieder des Schwans besteht; beide, wie im Gefühl der eignen Schönheit, sich im Wasser widerspiegelnd.**) Gerade dieses Eine, Reinheit und Glanz,

---

*) Weil die Sonne also ihr „Haar" verliert, wenn sie „stirbt" d. h. untergeht (cf. Simson und Delila), wird auch die Haarweihe zum Totenopfer. So opfert Orestes z. B. (Choephoren, Eingang) den Manen des Vaters eine Locke seines Haars. Die Schur wird Trauerzeremonie, Symbol der Dienstbarkeit etc., denn die Sonne „unter" der Erde „dient" der Erde (cf. Das unerklärte δοὺλ-ος = דֹּעֵל = „sich verkriechend", „sich fürchtend"; herabgekommen. Die Sonne verkriecht sich im Untergang.).

**) Ich spiele hier auf die Narkissus-Sage an. Woher der Name? Man leitet ihn gemeinhin von νάρκη = „Betäubung" ab und denkt an den betäubenden Duft der Pflanze (Prellwitz: ?). Aber selbst wenn man dieser Erklärung zustimmen wollte, — woher der Name des schönen Jünglings, der aus Sehnsucht nach seinem eigenen Spiegelbild starb? Hier kann kein Zweifel sein: gemeint ist die Sonne über

bezeichnet nun aber der semitische Name des Schwans, בַּרְבֹּר, barbor (von ברר; cf. בַּר = rein. Die Bedeutung „Schwan" ist durch das Syrische belegt, wenn man sonst unsicher sein könnte).*)

6) Kithara und Plektr-on, Zither und Schlägel. — Ohne auf den Ursprung des Wortes Kithara weiter zu reflektieren, (Prellwitz zuckt die Achseln zu dieser Frage. — κίθαρος heißt der „Brustkasten." Er wie der Schallboden des Musikinstruments stellt einen „Umschluß" dar, und das dem κθρ völlig entsprechende קטר bedeutet „umschließen." Man vergleiche dazu den Städtenamen קְטִרוֹן; auch die Stadt ist, wie wir sahen, „Umschluß,") möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß die Zither im Semitischen כנור, kinnor, heißt. Als Zusammensetzung zweier Worte verstanden, würde der Name = כְּנָאוֹר oder כְּנוֹר besagen: „Stätte des Lichts," oder „Stätte des Leuchtens," d. i. Sonne. (Im übrigen vergleiche den Namen des kyprischen Herrschers Kinyr-as = כְּנָאוֹר, d. i. Sonne, Stätte des Lichts; und Kynuria, den Namen der bekannten Landschaft). — Die Zither wurde der Sonne eigen um ihres Namens willen.

Jünger als ihre Erfindung ist die des Schlägers, des πληκτρ-ον. Auch dieses erhielt jedoch religiöse Bedeutung, wie der schon mehrfach angezogene, uns von Clemens Alex. überlieferte Branchos-Spruch verrät, und zwar durch Bezug auf die Sonne (Strom V, cp. VIII, 47, 2). Sollte diese nun wirklich darin begründet sein, daß das πλῆκτρ-ον die Saiten trifft, wie der Sonnenstrahl die Erde (Clemens)? Da hätten doch andere Symbole näher gelegen. Aber wer kann leugnen, daß dem πληκτρ ein פְּלֻקָּה aufs Haar gleicht? Diese Worte aber besagen: „der sich drehende Kreis," also die Sonnenbahn. (cf. Gürtel des Apoll 2c). — Der jüngeren Dichtung entspricht hier ein nicht rein semitisches, sondern griech.-semitisches Wortspiel!

7) Schließlich dürfte kein Symbol mehr Verwundern erregen als die Trinkschale, die Helios-Apollo z. B. dem Herakles zur Fahrt übers

---

dem Meer, die untergehend dieses überstrahlt; und (ς = σσ) נָר + קִיץ, nar-kiss, bedeutet: „Leuchter des Glühens." Die Pflanze aber wurde nach der Sonne genannt, weil diese sich in der Schönheit jener ein Gleichnis geschaffen zu haben schien.

*) Der Name konnte aber = בַּר-בֹּר auch gedeutet werden = „Sohn der Gruft", also der Unterwelt, aus der die Sonne, — ihr Sohn, — hervorgeht; desgleichen = בָּר-בֹּר, d. i. „der das Loch durchbohrt", also auf den phallus. So naht Zeus der Leda als Schwan. In den ältesten Darstellungen wird die Vereinigung beider ganz roh dargestellt (cf. Roscher). Nun ist Leda sicher nicht griechischen Ursprungs, sondern deutlich = לֵדָה, leda, „das Gebären", also das weibliche Geschlecht (cf. das Delta von Argos). Dazu paßt der Schwan auch als phallus vorzüglich. — Später stellte man die Leda im Bade dar; natürlich: sie ist das weibliche Prinzip im Kosmos, die Erde im Ozean.

Meer nach Osten leiht (cf. Gruppe 380⁵). Eine Trinkschale zur Fahrt? Das Rätsel lichtet sich doch auch hier sofort, sobald man bedenkt, daß der hebräischen Bezeichnung für die „Schale" מִזְרָק, misrak, eine andere Bezeichnung für den Strahl der aufgehenden Sonne מִזְרָח, misrach, lautlich fast ganz entspricht.

Eben daher erklärt sich denn auch die andere Sage, daß Pharmak-os (Gruppe pg. 923) dem Apollo einen Becher entwendet habe und deshalb gesteinigt worden sei (vergl. auch Preller gr. Myth. I, pg. 262). Pharmak-os ist doch nur Verkörperung des Westens, des Abendrots und der niedergehenden Sonne = פאר, Phar, d. i. „Glanz" + מָק, mak, d. i. „niedergehend." Die Steinigung des Diebes dagegen wird verständlich, wenn wir, wie bei den Kentauren, πέτρα „Stein" = פתר d. i. „Spalt" setzen. Die Sonne versinkt im Spalt der Unterwelt (cf. später Seirenen).*)

III. Wir sind mit diesen letzten Proben, — man übersehe nicht, daß es eben nur Proben sind, — schon der dritten Vorstellung nahe getreten, in welcher uns die Einheit von Himmel und Erde begegnete: Sonne unter der Erde. Wie viel Licht sie verbreitet, auch dafür denn hier zum Schluß etliche Beispiele.

1. Apollo ἐμβάσιος und ἐκβάσιος, der ein- und ausgehende, wurde (cf. Gruppe pg. 384.) um gute Winde angefleht. Preller I, pg. 258 f. stellt ihre Beziehung zur Argonauten-Sage fest. Beides sehr begreiflicher Weise; wir kennen ja die Erde als Schlauch der Winde, und daß Jason, der Führer der Argonauten, die von Westen (ἐμβ.) nach Osten (ἐκβ) gehende Sonne darstellt, blieb uns gleichfalls nicht verborgen (cf. vorhin: Widder mit gold. Vlies).

2. Apollo, in dieser Rolle uns als Orakelspender schon bekannt, ist Urbild der Herophile, wie der Sibylle, weil „Wächter im Dunkel" = עֵר אֹפֶל oder עֵר אֲבֵלָה. Der griechische Name ist sonst (cf. Gruppe pg. 927⁶,**) unverständlich.

3. Gerade in dieser Rolle wird er ferner zum Heilgott, cf. Gruppe pg. 1237. Man übersehe auch hier nicht das Wortspiel zwischen רָפָה

*) Die am sechsten Tage der Thargelien geopferten Verbrecher, φάρμακοι, haben dieselbe Bedeutung: „vergehender Glanz", d. i. Abend- und Morgenrot (cf. die kurzlebenden Kentauren). Sie werden mit schwarzen und weißen Feigen behangen, was auf Nacht und Tag, Erde und Himmel (also auch Weib und Mann) deutet. Die schwarze Feige = בְּנָה „Feige", aber auch das „Erstarren", Tod; die weiße = תְּאֵנָה „Feige", aber auch „Brunst", Glut, Leben (cf. dazu, Gruppe 923⁷).

**) Es stimmt zu unserer Auffassung des Mäuse-Apollo (= untergegangene Sonne), daß Herophila seine Priesterin auch z. B. in Alexandria wurde, cf. Gruppe pg. 1229².

„tot", — die untergegangene Sonne ist gestorben und Herr der Toten, — und רָפָא „heilen."

4. Ebenso ist er Gott der Sühne, nicht nur weil der Tod alles sühnt (cf. Röm. VI, 7, wozu zu vergleichen Weber, altsynagogale Theol. pg. 331: כל המתים במתה מתכפרים, d. i. „alle Toten sind im Tode entsühnt." — Beide Sätze enthalten alte semitische Weisheit), sondern weil dasselbe Wort כפר „bedecken" (bedeckte Sonne) auch „sühnen" bezw. entsühnen bedeutet.

5. Immerhin das wichtigste Amt bleibt für den Gott der Toten das des Orakelspenders. Ich komme deshalb noch einmal auf die Hyperboraeer zurück. — Gerade indem ich an diesem Aufsatz schrieb, erhielt ich auch Veranlassung, mich in das Seeck'sche Werk über den Untergang der antiken Welt zu versenken und zugleich einen schlagenden Beweis für das Recht meiner Anschauung von der Natur des Sonnengottes Apollo. Seeck ist lediglich durch Reflexion zu demselben Ergebnis gekommen (cf. Bd. II), zu dem mich die Sprache geführt hat: Apollo = „Sonne unter der Erde." — Aber eben durch ihn erfuhr ich auch, daß in den Hyperboräern auch die Toten zu erkennen sind (Bd. III, pg. 16 unter Berufung auf Dietrich, Mithrasliturgie, pg, 35.). Der Sonnengott in der Unterwelt vereinigt, wie die Kultgenossenschaft der Lebendigen, (cf. Aufsatz 2), dort auch die der Toten um sich. Wohl; aber bestätigt nicht auch diese Erkenntnis wieder unsere Würdigung des semitischen Wortspiels? Wir setzten (Aufsatz 2) früher Hyper = חֹפֵר = „Forscher," näml. am weißen Stein. Dieser ist aber bekanntlich auch Grab,*) חֹפֵר bedeutet auch „erblassend," d. i. genau, wie ἀλιβ-ας = „blaß," der „Tote." (Man denke dabei auch an die hebräischen יְדָעֹנִי = „Wissender" und „Toter"; Schwally, Leben nach d. Tode pg. 69).

In dasselbe Gebiet des Todes führt uns denn auch der zweite Name der schon früher besprochenen Musen, Pieris. — Daß er nicht aus Pieria, der Bezeichnung des nördlich vom Olymp belegenen Küstenstrichs, zu verstehen ist, dürfte sicher sein.**) Aber heißt nicht Apollo selbst Pier? Woher der seltsame Name? Hier darf ich mit

*) Darum bricht Kassandra, Aesch. Agam. v. 1080 ff. beim Anblick des weißen Steins nicht nur in den Ruf „Apollo", sondern auch in wirre Todesweissagungen aus.

**) Pieria dürfte übrigens ein semitischer Name sein; auch die Küstenlandschaft nördlich von Orontes, also ein Teil Syriens, heißt so (außerdem ein Küstenstrich am Pangaeos.) Jedesmal handelt es sich um Küstenland. Deshalb erinnere ich an פִּי pi, = „Rand" und אֲרִי ari, = „zum Lande gehörig", Pieria = Küstenstrich. — Pieria als Gemahlin des Sonnengottes Oxylos dürfte gleichfalls den „Rand

Genugtuung an meine früheren Deutungen der Heroennamen Kraugalos und Pteras erinnern. Wir erkannten in ihnen deutlich den Bezug auf das delphische Heiligtum. Und wie klar tritt dieser auch hier sofort hervor, sobald ich Pi-er = פִּי עֵר, pi-er, setze. Es besagt 1. „Mund des priesterlichen Wächters" und erinnert so an die Orakel der Priesterschaft von Delphi; es ist 2. = „Öffnung des Wachen" und stellt uns den delphischen Erdspalt mit der in der Unterwelt lebenden Sonne darunter unmittelbar vor Augen. Pier-is ist die Muse, weil Eingang zur Welt der Toten und ihrer Wissenschaft.

Eben daher denn auch ihr Kampf mit den Seirenen. Jungfrauen sind diese und Vögel zugleich. Wir kennen diese Symbolsprache schon von den Kentauren her, und ihre Gesetze sind uns auch hier offenbar. עַלְמָה, alma, ist die „Jungfrau;" das Stammwort dieses Substantivs aber ist עלם und bedeutet „verhüllen." Der Vogel, עוף, ist die eilende Sonne. עוף aber bedeutet nicht nur eilen, sondern auch „müde werden" „sich verdunkeln." Die Seirenen als Symbol sind also „die Verdunkelung des müde werdenden Fliegers," Sonnenuntergang. Es bedarf deshalb auch nicht mehr der Erklärung, wenn sie Menschen (Seelen) entführen, oder auf den Gräbern stehen, cf. Roscher. Auch die goldenen Flügel, die sie tragen, werden verständlich als Bezeichnung des Abendrots. Sie verlieren diese im Kampf mit den Musen, den Hadesgottheiten; das Abendgold verblaßt, je mehr die Sonne sinkt. Sie werden, (cf. Roscher) Ap-ter-a d. i. עָתַר, ap-tar, zum „müden, verdunkelten Kreiser", Sonne in der Unterwelt.*) — Nur ihr Name bliebe noch zu deuten, und das ist nicht allzu schwer. Gegen Lewy's Auslegung = שִׁיחִין spricht nach meiner Meinung vor allem der Umstand, daß sie auf einen Nebenzug der Sage hinausführt, den Gesang der S. (Winde, aus dem Hades hervorbrechend). Die Herleitung von dem griech. σειράω = „schnüren," „würgen" (wobei zu bemerken wäre, daß diese letztere Bedeutung nur angenommen ist) scheitert daran, daß neben der Form Seiren noch die andre Seiredon besteht. Unter diesen Umständen hebe ich die Tatsache hervor, daß שעיר, Seir, dasjenige bezeichnet, was Schauer erregt; אין, en, dagegen das „Nichtsein". Sei-ren wird als Verkörperung der Todesschrecken durchaus verständlich. In Seiredon tritt uns das erste Wort wieder entgegen; dazu aber

---

der Erde", d. i. Horizont, Erdoberfläche, mit Unterwelt, bedeuten. Oxyl-os = עוג צוֹהֵל, og-zyl, = „Kreisung des Strahlenden". Er reitet bekanntlich auf einäugigem Esel (חמר „glühen" = חמור „Esel"; Sonne = Auge) und führt die Dorier (דור = „kreisen". Dorier = Sonnensöhne). cf. Pausan. V, 3, 5—4, 4.

*) Wir werden dieser Bezeichnung auch im Kultus der Athena wieder begegnen.

noch ein ed = אֵד, d. i. Verderben „Todesschicksal," und, wenn es nicht nur Endung sein sollte, ein on = אוֹן = „Nichtsein." Seired-on, also dem Sinne nach = Sardon im „sardonischen Gelächter" (Aufsatz 1), d. i. „der Schrecken des vernichtenden Schicksals," wie er sich im Sonnenuntergang täglich erneuert.

IV. Apollo als phallus und als Grab.

Die Darstellung des Apollo als phallus ist, wie bemerkt, in der Pyramide gegeben. Die Säule des Hyakinthus mit auf- bezw. angesetzten Haupt und Gliedern (cf. Paus. III, 19, 2) veranschaulicht nur, wie aus dem phallus = Symbol sich schrittweis die Menschengestalt entwickelte. Den Ithyphallus zeigt noch der sogenannte Apollo von Piombino bei Springer (Kunstgesch. I pg. 180). — Dahingestellt lasse ich, ob die Namensform Ap-poll-on = עַבְפַּלֵּל, d. i. „schwellender Spalter" (bp = pp) kraft oft geübten Wortspiels in diese Richtung weisen will. Sicher dagegen scheint mir, daß z. B. der Beinamen Paspar-ios = פַּסְפָּר, paspar, Apoll als phallus bezeichnet (פֶּס = „Glied" ist bekannt; פִּיר, wovon פָּר partc. act. qal., wird von Fürst in der Bedeutung „höhlen, graben" aufgeführt, = פרר, פער, פאר).

Das Symbol des Grabes ist uns dagegen schon in Delphi und in Amyklae begegnet, und nur das bleibt noch zu erwähnen, daß עֲהֹלֵל auch auf den „sich verhüllenden Glänzer" oder gar „Decke des Glänzers" (Sonne i. d. Unterwelt) gedeutet werden kann, Ap-eil-on = עֲהִיאֵל sogar auf die „verhüllte Gottheit". Die Gottheit in den bekannten Heroengräbern ist eben die Sonne. — —

Ausführlicher und doch viel zu kurz wurde hier wenigstens Apollo behandelt. Ein Beispiel für viele sollte doch zum Beweis dafür werden, daß in den griech. Götternamen sich eine scharfsinnige theologische Reflexion zusammenfaßt, die Theologie des Kosmos. Aber das Ziel dieser Reflexion war nicht Erkenntnis, sondern — Mysterium als Mittel der Macht für die Wenigen; und wenn ihre Symbole das profanum volgus zu den Altären lockten (Fisch die Fischer, Schiff die Schiffleute, Maus 2c. die Ackerbauer, Kithara die Sänger), so doch nur, um es dreifach fern zu halten. Es sollte, nach bekanntem Prophetenwort, sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht vernehmen, cf. Mth. XIII, 11 ff. Und wie verständlich wird damit das Urteil des Apostels, der wie keiner den Griechen ein Grieche geworden war und sicher auch ihre Mysterien kannte, daß sie die Wahrheit durch Ungerechtigkeit aufhielten (Röm. 1, 18); wie verständlich auch seine Rede auf dem Areopag: ich verkünde euch den, dem ihr „unwissend Gottesdienst tut" Apg. XVII, 23 ff.

Die Bedeutung des Wortes „Religion".

Von H. Haas-Heidelberg.

Zur Aufhellung der Bedeutungsgeschichte des Wortes „Religion" sind neuerdings in rascher Aufeinanderfolge etliche Untersuchungen erschienen, die so wichtig sind, daß auch in der ZMR. wenigstens Notiz von ihnen genommen werden muß.

Die Transactions of the third international congress for the history of religions (Oxford 1908) brachten in Bd. II, S. 169—175 eine Abhandlung von W. Warde Fowler, The latin history of the word „Religio". Nach ihr ist die ursprüngliche Bedeutung von religio „die Angst vor etwas, was menschliche Erfahrung nicht zu erklären vermag und das deshalb als übernatürlich gilt. Daraus entwickelt sich die Bedeutung eines Dienstes dieses Uebernatürlichen. Endlich wird religio der Gottesdienst schlechthin." (Richard Wünsch, griechische und römische Religion 1906—1910, im Archiv f. Religionsw. 1911, S. 529).

Als Vorarbeit für eine spätere ausführliche Behandlung ist nach der gleichen Quelle gedacht eine die gleiche Frage erörternde Königsberger Dissertation von 1910: M. Kobbert, De verborum „religio" atque „religiosus" usu apud Romanos. Nach Kobbert wäre die Annahme, daß religio ursprünglich als Bezeichnung für ein Gefühl gebraucht worden sei und daß von dieser Grundbedeutung alle anderen abgeleitet werden müßten, unhaltbar.

Diese Dissertation, deren Verfasser sich mit einer von Walter Otto im Archiv f. Religionsw. XII, S. 533—554 (1909) veröffentlichen Abhandlung „Religio und Superstitio"*) kritisch auseinandersetzt, gab nun Dr. Otto wieder Veranlassung in dem soeben erschienenen Doppelheft des A. R. XIV, S. 406—422 seine in allem Wesentlichen sich mit W. Warde Fowler deckende, obwohl von diesem gänzlich unbeeinflußte Meinung ausführlicher zu begründen und gegen sie erhebbare Einwände zu entkräften. Ueber seine Ausführungen hat vor kurzem selbst eine unserer Tageszeitungen, die Frankfurter Zeitung im 2. Morgenblatt von Nr. 289, ihren Lesern berichtet:

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Religion" ist bekanntlich seit langem ein Gegenstand des Nachdenkens unserer Sprachforscher gewesen, ohne daß es indessen bis jetzt möglich gewesen wäre, zu einer vollkommen befriedigenden Deutung des Wortes zu gelangen. Vielfach hat man eine Deutung des Lactantius für die richtige gehalten, welche „Religion" von lateinisch „religare", das heißt verbinden, verpflichten, ableitete und das

*) Auf diese Arbeit ist in unserer Zeitschrift bereits mehrfach bezug genommen in dem im 6. Hefte des Jahrg. 1910 veröffentlichten Aufsatze von Lina Keßler-Salem, Stettin, „Beitrag zu einer Kritik von Frazers Golden Bough".

Wort also als eine Bindung oder ehrfürchtige Hemmung gegenüber den Göttern und den von ihnen bewohnten oder ihnen geweihten Oertern und Dingen verstanden wissen wollte. Im „Archiv für Religionswissenschaft" hat nun unlängst der Münchener Privatdozent Dr. W. F. Otto im Anschluß an eine schon von Cicero angegebene Ableitung des lateinischen Wortes religio und relegere eine andere Deutung des Wortes vorgeschlagen, die allem Anschein nach die endgültige Klärung dieser Frage bedeutet. Nach seiner Auffassung steht relegere als Stammwort zu religio im Gegensatz zu neg—legere, was „außer Acht lassen, vernachlässigen" bedeutet, relegere und religio bedeutet also „treues Beobachten, gewissenhaftes Erfüllen", weiterhin überhaupt „Sorgsamkeit, Gewissenhaftigkeit." Diese Bedeutung des Wortes und seiner Ableitungen läßt sich durch die ganze lateinische Literatur verfolgen; religiosus ist das Beiwort für den sorgsamen Richter, der nach bestem Wissen und Gewissen urteilt, religio — also Gewissenhaftigkeit — verlangt man demgemäß auch von dem Arzt, zu dem man Vertrauen haben soll. Von dieser Grundbedeutung des Wortes ist also auch für unser Wort „Religion" auszugehen, und zwar ist es offenbar die Gewissenhaftigkeit, Scheu und Aengstlichkeit in der Erfüllung der auf die Götter und ihre Verehrung bezüglichen Vorschriften, die schon in alter Zeit von den Römern als religio schlechtweg bezeichnet wurde und so zweifellos den Grund für die Weiterentwicklung dieses Sinnes zum heutigen Begriff „Religion" geschaffen hat. Ob man dabei, wie Otto tut, den letzten Sinn des Wortes als den seelischen Zustand oder das Gefühl auffassen will, das zu solcher Gewissenhaftigkeit und Treue gegenüber den genannten Vorschriften führt, oder die treue Befolgung dieser Vorschriften selbst als den ursprünglichsten Inhalt des Wortes genügen läßt, ist eine untergeordnete Frage.

Es war wohl Professor Tröltsch, der dem genannten Blatte im Anschluß an diese Notiz eine weitere Mitteilung zur späteren Bedeutungsgeschichte des Wortes „Religion" zugehen ließ, die, in Nr. 292 abgedruckt, sich also ausläßt:

Der Sinn des Wortes „Religion", das natürlich von der lateinischen Bezeichnung seinen Ausgang genommen hat, unterlag im Lauf der Jahrhunderte den erheblichsten Wandlungen. Es sei in dieser Hinsicht hier nur das wiederholt, was Paul de Lagarde, gewiß auch heute noch eine Achtung heischende Autorität in religionsgeschichtlichen Dingen, in aller Kürze, darüber in einem seiner gewaltigen und geharnischten Aufsätze „Ueber das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion" („Deutsche Schriften", 2. Abdruck. Göttingen 1891. S. 46) gesagt hat: „Was die Römer unter „relligio" — Lagarde gebraucht die Schreibung der römischen Dichter, die damit die Länge der ersten Silbe andeuten wollten — verstanden haben, kann uns hier gleichgültig sein. Im Mittelalter wurde Religion den Personen zugeschrieben, welche ein Ordens-, d. h. Mönchsgelübde abgelegt

hatten: die Hugenotten in Frankreich, welche sich durch die herbste Sittenstrenge auszeichneten, wurden um dieser willen „messieurs de la religion“ — Mönche ohne Gelübde — genannt. In dem lutherischen Deutschland treffen wir das Wort Religion vorübergehend in den Einleitungen zur zünftigen Dogmatik: dem wirklichen Sprachgebrauch des deutschen Volkes gehörte es erst seit etwa 1750 an, ist in diesen aus England und dem deistischen Literaturkreise eingedrungen, der mit Lord Edward Herberts von Cherbury Schriften anfängt und bis Toland, Collins und Tindal herunterreicht. Das Wort Religion ist im entschiedensten Gegensatze gegen das in der lutherischen, reformierten und katholischen Kirche geltende Wort Glauben eingeführt und setzt überall die deistische Kritik des allgemein christlichen Offenbarungsbegriffes voraus. Wollen wir da noch behaupten, daß wir uns im Kreise der Reformation befinden? Unser Mittelstand, der von religiösen Menschen durchgehends mit Achtung spricht, will von gläubigen sehr entschieden nichts wissen.“ In diesem deistisch gefärbten, über die Grenzen des Konfessionellen hinaus erweiterten Sinne, so fügen wir hinzu, ging das Wort „Religion“ auch in den Sprachgebrauch Herders, Lessings und unserer anderen Klassiker über.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missions-Inspektor Witte.

Die Laienmissionsbewegung in Amerika.

„Eine der ermutigendsten Erscheinungen der Gegenwart ist die Erweckung christlicher Laien zu einer tieferen Erkenntnis ihrer persönlichen Verantwortung für die Ausbreitung des Reiches Gottes. In Afrika findet man heute, daß überall die mohammedanischen Kaufleute und Reisenden zugleich Missionare ihres Glaubens sind, während das bei den Christen in der Regel nicht so ist. Im Gegenteil, wo man Händler und Reisende aus christlichen Ländern findet, da sind sie Gegner der christlichen Missionen.

Wir wollen uns hier nicht mit einer Auseinandersetzung der Gründe dieses Unterschiedes aufhalten, obgleich sie nicht schwer zu finden sind, sondern wir heben nur die traurige Tatsache hervor und sehen der Zeit entgegen, wo auch immer mehr christliche Reisende und Kaufleute unordinierte und unbezahlte christliche Missionare sein werden. Das sollte ein Ziel der Laienmissionsbewegung sein, diese hat schon angefangen, Frucht zu bringen durch christliche Kaufleute und Beamte, welche die Missionsfelder besucht haben und dann zu Hause neues Missionsinteresse und Begeisterung geweckt haben in Kirche und Staat.

Ein anderer Erfolg kann gesehen werden in der größeren Anteilnahme dieser Männer an der Leitung der Missionsangelegenheiten in den Lokalkirchen. Wir sehen heute nicht nur die Frauen-Missionsvereine und Sonntagsschulen und junge Männer ihr Teil von Verantwortung auf sich nehmen, Zeit ver-

bringen mit Missionsstudien und Missionsgebeten und Zeit und Geld opfern zur Förderung der Mission, sondern wir sehen auch, wie die Missionsgesellschaften und Studienkurse das Tätigkeitsfeld sind für die Gaben aller in der Kirche und wie Laien oft die wirkungsvollsten Missionsredner sind. Eine natürliche Folge ist, daß junge Männer nicht mehr länger auf die Mission als eine Altmütterchensache herabsehen, und daß Menschen erweckt worden sind zu geistlichem Leben und zur Betätigung.

Ein dritter Erfolg ist die Verbesserung der Schwächen und Fehler der Missionspläne und der Verwaltung der Komitees und Gesellschaften. Viele tüchtige und gewissenhafte Männer haben lange Jahre diesen Gesellschaften gedient und viel zu ihrer Förderung beigetragen, haben jetzt mit hunderten und tausenden von neuen Männern, welche bis dahin sich für zu beschäftigt gehalten hatten, um für Missionsarbeit Zeit zu gewinnen, ihre Pflicht geteilt. Diese alle bestehen jetzt auf tatkräftigem Vorgehen und praktischen Methoden in den Ortskirchen und Missionsgesellschaften sowie auf den Missionsfeldern. Diese Laien wollen nicht teilnehmen an einem lax betriebenen Werk, und wenn sie Geld anlegen als Verwalter des Reichtums des Herrn, so bestehen sie auf erfolgversprechenden Unternehmungen. Dadurch, daß sie veraltete Methoden beseitigt haben, sind wir auf vieles aufmerksam geworden. Sie haben bestanden auf der Entfernung von lauen und unfähigen Leuten, da sie nun lebendig interessiert sind am Gelingen der Missionsunternehmungen.

Aber in der Laienbewegung liegen gewisse Gefahren, welche wir nicht ignorieren können. Zuerst die einer zu großen Abhängigkeit von Geschäftsmethoden. Ein gut geführtes Hauptbuch und Rechnungsbuch und sorgfältige und regelmäßige Berichte sind wichtig, aber sie machen ein Werk nicht erfolgreich. Geistige Ziele und Methoden können von Geschäftsleuten nicht immer richtig abgeschätzt werden. Organisation bedeutet nicht Leben, und Tatkraft mag aufgewendet werden in fleischlich vorwärts dringender Weise, wo bessere Erfolge erzielt werden würden durch Warten auf die Führung des Geistes Gottes. Man muß das Wichtigste an der ersten Stelle lassen, — und das ist, Menschen in lebendige Berührung mit Gott zu bringen.

Zweitens ist da die Gefahr, daß die Geschäftsmänner zu sehr auf sichtbare Resultate drängen. Viele mögen dazu neigen, zu denken, daß Morrisons sieben erste fruchtlose Jahre und die von Jedsens in Birma und Richards in Afrika verbrachte Zeit verloren gewesen sind. Heute finden wir Männer, welche die Mission kritisieren wegen der geringen Zahl der Bekehrten und ungeduldig werden, weil die Statistik ihnen nicht genügt. Gottes Meinung ist nicht immer Menschenmeinung in bezug auf das Werk, das am meisten wert ist, und vieles, was für die Ewigkeit gewertet wird, ist unsichtbar in der Zeit.

Eine dritte Gefahr erwächst aus dem Enthusiasmus, mit dem diese tatkräftigen Männer die Sache anfassen. Oft unternehmen

sie es, ohne irgendwelche Erfahrung und Kenntnis, denen, welche die Mission lange studiert und in ihr gearbeitet haben, Weisungen zu geben, wie sie das Werk leiten sollen. Sie besichtigen Stationen auf den Missionsfeldern und sprechen Tadel aus, weil viele Dinge mit ungeschulten Eingeborenen nicht so gut ausgeführt werden, wie amerikanische oder englische Dienstboten sie tun würden. Sie sprechen öffentlich ohne sorgfältige Abwägung ihrer Aufstellungen über Tatsachen und Zahlen und bemühen sich zu zeigen, wie und wie bald die Welt bekehrt werden kann, auf dieselbe Weise, wie sie zu einem Handlungsreisenden reden würden.

So willkommen die Begeisterung, die Tüchtigkeit, das Interesse und die Hilfe frommer Laien ist, wollen wir doch nicht vergessen, daß Heidenmission eine Wissenschaft ist, welche studiert werden muß, um verstanden zu werden, daß durch geistige Macht, nicht durch Geldmacht die Welt gewonnen werden muß, und daß es eine göttliche Mathematik gibt, welche höher steht als irdische Berechnungen, daß das Gebet eine wirkliche Macht ist, und Glaube ein Hauptfaktor des Missionswerks."

(The Miss. Rew, 1910, 9 S. 697 f.)

Diese Darlegungen sind tröstlich für uns und kommen gerade zur rechten Zeit für Deutschland, wo der Laienmissionsbund eben im Werden ist. Es ist schön, wenn wir recht viele Laien gewinnen aus allen Kreisen, aber das Werk der Mission darf durch sie oder um ihretwillen keine Abstriche erfahren.

Literatur.

Archiv für Religionswissenschaft. Herausgegeben von Richard Wünsch. Vierzehnter Band. Drittes und viertes Heft. 1911. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.

Auf einen der Beiträge dieses Doppelheftes, mit welchem wieder ein Band unserer führenden religionswissenschaftlichen Zeitschrift komplett geworden, ist von mir schon an anderer Stelle in dieser Nummer Bezug genommen, auf W. F. Otto's „Religio und Superstitio". Von den sonstigen Abhandlungen dürfte vonseiten der Leser der ZMR. wohl am meisten Beachtung verdienen der Abschluß der umfangreichen Studie über „Das Fischsymbol im Judentum und Christentum" von J. Scheftelowitz-Cöln. Ich verweise auf meine Skizzierung ihres wesentlichsten Inhalts in Heft 6, S. 185 f. und bemerke nur, daß der Verfasser in Fortsetzung seiner Arbeit von dem Ursprung der jüdischen Vorstellung, daß die Seligen in dem messianischen Reiche Fische genießen, spricht, sodann von dem Fische als Symbol des Schutzes gegen Dämonen und als glückbringendes Zeichen, von den Fischen als Darstellungen von Ahnengeistern und von den Fischen als Symbol der Fruchtbarkeit handelt, um zuletzt noch kurz auf einige jüngere Vergleiche mit Fischen im Judentum einzugehen. Zusammen mit den Nachträgen und Berichtigungen nimmt diese wichtige Untersuchung in dem 41 Bogen umfassenden Jahrgange des Archiv für sich allein 105 Seiten ein.

Als treffliche Handreichung sind wieder die bibliographischen Berichte zu begrüßen: über die afrikanischen Religionen (1907—1910) von Carl

Meinhof-Hamburg, über die vedische Religion (1907—1910) von W. Caland-Utrecht, über die griechische und römische Religion (1906 bis 1910) vom Herausgeber, Richard Wünsch-Königsberg, und über Neuerscheinungen zur Religions- und Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit von Albert Werminghoff-Königsberg. In letzterem Referat fällt auf, daß von der gesamten durch die vierhundertjährige Wiederkehr von Calvins Geburtstag (10. Juli 1909) veranlaßten reichen Literatur nur drei oder vier Schriften genannt werden, die Rede von F. Arnold, die knappe Biographie von Sodeur, G. Loeſches Luther, Melanchthon und Calvin in Oesterreich-Ungarn, und St. Vereß Schrift „Einfluß der Calvinischen Grundsätze auf Kirche und Staatswesen in Ungarn." Die Berichte des Archiv erstreben ja erklärtermaßen keineswegs bibliographische Vollständigkeit. Die hier beliebte Auswahl erklärt sich aber doch wohl nur so, daß der Herr Referent sich darauf beschränkte, einzig die Schriften zu berücksichtigen, die sich eben auf seinem Arbeitstische einfanden. Kaum eine der wirklich wichtigen Publikationen des letzten Lustrums bleibt dagegen unaufgeführt in Professor Wünsch's Bericht über die Religionen des klassischen Altertums. Wo er auf die Versuche, durch Etymologien die Herkunft der antiken Religion zu ergründen, zu sprechen kommt, findet kritische Erwähnung auch (S. 525) die Schrift unseres Herrn Mitarbeiters, K. Schmidt-Gleiwitz, „Das Geheimnis der griechischen Mythologie und der Stein von Lemnos", worin der Verfasser wie in seiner Aufsatzserie in dieser Zeitschrift den semitischen Ursprung des griechischen Mythos durch solche Namen, die sich nach ihm leichter aus dem Semitischen als aus dem Griechischen herleiten lassen, zu erweisen sucht. Mit Bezug auf Otto's Erörterung der Bedeutung von „religio" erklärt Wünsch anmerkungsweise (S. 529), daß er sich dem Verfasser nicht in allem anzuschließen vermöge. Das vorzügliche ganze fünf Bogen einnehmende Referat schließt mit folgenden Sätzen: „So regt sich auf dem weiten Gebiet der antiken Religionen das wissenschaftliche Leben an allen Enden. Mancherlei Fortschritte der Erkenntnis sind in den letzten fünf Jahren zu verzeichnen; auch die Methode der Forschung scheint sich konsolidieren zu wollen: das Ausgehen von den Tatsachen der historischen Ueberlieferung, die vorsichtige Ausdeutung und psychologische Erklärung, unter Heranziehung verwandter Erscheinungen bei anderen Völkern beginnt mehr Boden zu erobern. Nun muß noch die Einseitigkeit überwunden werden, die alles nur als astral oder als babylonisch deutet. Auch muß sich noch der Blick dafür schärfen, welche Aufgaben bei dem heutigen Stand der Wissenschaft eine Lösung verlangen oder vertragen, und welche Fragen keine oder nur falsche Antworten finden. Gewaltig groß ist die Zahl der Probleme, die heute schon und heute noch des Arbeitens harren: Probleme namentlich des Volksglaubens und des Zaubers, des Kultus und Ritus, des Synkretismus und der Entstehung des Christentums." Hans Haas-Heidelberg.

„Die Wunderwelt des Ostens", Reisebriefe aus China und Japan, von Lic. **H. Witte**, Missions-Inspektor, mit 22 Bildern nach eigenen Photographien des Verfassers. Preis eleg. brosch. 2 *M*, gebd. 3 *M*. Protest. Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45.

Was der Verfasser bei seiner Abreise nach Ostasien seinen Freunden versprach, das hat er in schönster Weise gehalten. Aus den Reisebriefen an seinen Freund A. Fischer in Berlin ist ein Buch von 166 Seiten geworden. Ein Buch, nicht nur anregend, fesselnd beim Lesen, passend zum

Vorlesen im Familienkreis und bei Missionsversammlungen usw., ein Buch, ebenso wertvoll zur Stärkung des so notwendigen Pflichtgefühls aller deutsch-sprechenden, protestantischen Völker des Abendlandes zur Mitarbeitung an der Lösung des neuen Kulturproblems, das uns mit dem Erwachen der zwei größten ostasiatischen Nationen, der Japaner und Chinesen gestellt wird.

Wertvoll sind neben den eigentlichen Reiseschilderungen auch die religionsgeschichtlichen Exkurse des Verfassers bezüglich seiner Eindrücke, die das religiöse und sittliche Leben der konfuzianischen Chinesen, der buddhistischen und shintoistischen Japaner auf ihn machten.

Von Moskau, wo der Verfasser im Hause des reformierten Schweizerpfarrers Brüschweiler und dessen Gemeinde herzliche Aufnahme fand, führt er uns in das interessante Leben und Treiben der transsibirischen Eisenbahn. Peking, „das Mittagstor der Erde" wie es die Chinesen nennen, dann die deutsche Kolonie Kiautschou mit Tsingtau, der aufblühenden Hafenstadt, Land und Leute, Gebräuche und Sitten, soziale und wirtschaftliche Zustände, religiöse, geistige und politische Bewegungen der Neuzeit, und noch vieles andere zieht an uns vorüber, regt in uns mancherlei neue Gesichtspunkte an, erschließt uns die Wunder wie auch die Wunden der ostasiatischen Menschheit. Kabinettstücke feinster Erzählungsgabe sind die Kapitel: „Im Yamen eines Mandarins zu Gast", „Im Galazug des Gouverneurs von Schantung", „Ein Besuch in einer feinen japanischen Familie". Daß die Arbeit der christlichen Missionsgesellschaften, speziell des Allgemeinen Missionsvereins, eingehende Würdigung in dem Buche findet, lag im Zweck der Reise des Verfassers, die eine ernste, arbeitsvolle Studien- und Berufsreise wurde, von der die heimatliche Missionsgemeinde einen reichen Segen davontragen wird. Die Reisebriefe Wittes sind eine köstliche, inhaltsreiche Gabe eines freidenkenden Missionschristen, vorzüglich geeignet, um Klarheit zu verbreiten gegenüber den mancherlei Vorurteilen, die der Missionsarbeit an den ostasiatischen Völkern gerade unter den Gebildeten des Abendlandes entgegengebracht werden. Möge dieses Buch, das sich auch durch eine vorzügliche äußere Ausstattung als Weihnachtsgeschenk trefflich eignet, einen recht weiten Leserkreis finden. Marbach.

Mitteilung.

— Wer eine Aufführung des japanischen Dramas „Sogoro" plant, möge recht bald den Tag der Aufführung mit dem Verfasser, Pfarrer Ad. Wendt-Frankfurt a. O., vereinbaren, da sonst bei der Versendung der Kostüme usw. Schwierigkeiten entstehen könnten. — „Sogoro" ist gedruckt zu beziehen von Fritz Herrmann, Gr. Lichterfelde-West, Drakestr. 67. Das Recht zur Aufführung wird erworben durch Abnahme von 1 Haupt- und 11 Rollenexemplaren (6,50 Mk.).

Der Nummer 11 der „Zeitschrift für Missionskunde" ist eine Beilage der „International Review of Missions" beigefügt, worauf wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Geographischer Ueberblick über China.

Von Dr. theol. Wilhelm in Tsingtau.

(Schluß.)

A. Die drei mandschurischen Provinzen.

1. Helungkiang (He lung giang)

(schwarzer Drachenfluß): im Norden; begrenzt vom Amur, dessen chinesischer Name eben Helungkiang ist; Hauptstadt Tsitsikar (He schui ting) an der sibirisch-mandschurischen Eisenbahn; die größte, aber wenigst bevölkerte der mandschurischen Provinzen.

2. Kirin (Gi lin)

genannt nach der gleichnamigen Hauptstadt; von Südwesten nach Nordosten geht der Tschang be schan (langer, weißer Berg); westlich von ihm der Sungari (chinesisch Sung hua giang), ein wichtiger Nebenfluß des Amur; daran der Eisenbahnknotenpunkt Harbin, wo der russische Einfluß noch immer sehr stark ist; östlich vom Tschang be schan der ebenfalls schiffbare Ussurifluß. Die Provinz erzeugt sehr viel Weizen.

3. Fengtien (Feng tiän)

Hauptstadt Mukden (chin. Feng tiän); die kleinste, aber wichtigste der mandschurischen Provinzen; sie enthält ungefähr $^9/_{10}$ der gesamten Bevölkerung der Mandschurei; es ist diejenige Provinz, um die der Kampf gegenwärtig am heftigsten tobt; im Osten durch den Yalu mit seinen Bergwäldern von Korea abgetrennt. Besonders wichtig ist das Tal des Liau ho, an dessen Mündung der offene Hafen Ying kou (offiziell als Niutschuang bezeichnet) liegt; die südlichste Halbinsel der Mandschurei, Schantung gegenüber, mit den Städten Port Arthur und Dalni (chin.: Da liän, jap.: Tairen), ist von Japan in Pacht genommen. Das Liau ho-Tal ist überaus fruchtbar; Weizen, Sorghum und Soja-Bohnen, aus denen Oel und Bohnenkuchen bereitet werden (die Rückstände des Bohnenöls, die zur Düngung verwendet werden) bilden Ausfuhrprodukte. Der gebirgige Osten erzeugt die Rohseide, die aus den Cocons des sogen. Eichenspinners gewonnen wird; außerdem enthält das Land viele Metalle und Kohlen; der Handel hat sich in den letzten Jahren sehr stark entwickelt.

Die drei mandschurischen Provinzen unterstehen einem Generalgouverneur in Mukden.

B. Die Nordprovinzen.

4. Tschili (Dschi li)

(d. h. Zentralprovinz; wörtlich unmittelbar regierte Provinz) zur Zeit der Mingdynastie wurde diese Provinz als Petschili (nördliche Zentralprovinz) von der um die Südhauptstadt Nanking sich ausbreitenden Provinz Nantschili unterschieden. Seit der gegenwärtigen Dynastie heißt die Provinz nur noch Tschili und der Gebrauch

des Namens Petschili ist auf europäische Geographiebücher beschränkt. Die Provinz wird durchschnitten von der großen Mauer; nördlich der großen Mauer ist ziemlich dünn bevölkertes Hügelland, während der südlich davon gelegene Teil zu den bevölkertsten Gegenden der großen Ebene zählt. Hirse, Sorghum und Weizen sind die hauptsächlichsten Getreidearten. Während das Land im Winter sich staubig und braungrau unter einem bleiernen Himmel ausdehnt, ist es zur Regenzeit im Sommer von 2—3 Meter hohen Sorghumstauden dicht überwuchert. Die Provinz gewinnt ihre Wichtigkeit durch die in ihrer Mitte liegende Reichshauptstadt Peking. Peking heißt eigentlich die nördliche Hauptstadt, einen Eigennamen hat die Stadt gar nicht, der Chinese nennt sie einfach Hauptstadt; in ihrer Eigenschaft als Verwaltungsbezirk heißt sie Schun tiän fu. Die Stadt zeigt in ihrer Anlage noch immer die Erscheinung des umwalten Feldlagers, das unter dem Mongolenkhan Kublai (zirka 1260) hier angelegt worden war. In ihrer heutigen Gestalt geht sie zurück auf den dritten Kaiser der Mingdynastie Yung Lo 1421). Da Peking seiner Wichtigkeit wegen sozusagen für sich eine Provinz bildet, so ist es nicht gleichzeitig Provinzialhauptstadt von Tschili; diese befindet sich vielmehr in Pautingfu, (Bau Ding fu) die Residenz des Generalgouverneurs ist nach Tientsin („Himmelsfurt") am Peho (weißer Fluß) verlegt. Tientsin ist eine wichtige Handelsstadt mit großer europäischer Bevölkerung, übrigens die einzige chinesische Großstadt ohne Mauern. Diese wurden zur Boxerzeit niedergelegt und seither nicht wieder erbaut. Die Hafenverhältnisse sind trostlos; der Peho mit seinen vielen Windungen hat häufig nicht genug Wasser, um die Schiffahrt zu ermöglichen. In der Nähe der Barre, die er an seiner Mündung aufgehäuft hat, liegen die bekannten Takuforts. Da der Hafen während des Winters zugefroren ist, geht dann der Verkehr über Tsinhuangtao (Tsin huang dau) in der Nähe der Grenze der Mandschurei.

Im Westen der Provinz liegt der nördliche der fünf heiligen Berge, Heng-schan.

Tschili hat einen Generalgouverneur.

5. Schantung (Schan dung)

(d. h. östlich vom Berg; gemeint ist der Tai hang-Berg im Südwesten von Peking). Die Provinz besteht aus drei Teilen; im Süden und Westen erstreckt sie sich über einen Teil der Huangho-Ebene. Der Huangho wird bei Lintsingtschou (Lin dsing dschou) gekreuzt vom Kaiserkanal, der von Hangtschou nach Tientsin führt. Ein wichtiger Handelsplatz am Kaiserkanal ist Tsiningtschou (Dsi ning dschou). Die Provinzialhauptstadt Tsinanfu (Dsi nan fu) liegt in der Nähe des Huangho. Oestlich von dieser Ebene ist das Gebirgsland von Mittelschantung, das im Taischan, dem berühmten heiligen Berg die Höhe von 1450 Meter erreicht. Diese Gegend ist reich an Kohlen, Eisen und anderen Mineralien. Wichtige

Plätze sind: der Seidenmarkt Tschoutsun (Dschou tsun), die historisch berühmte Stadt Tsingtschoufu (Tsing dschou fu) und die Gelehrtenstadt Weishien (We hiän). Dieses Gebirgsland ist durch eine kleinere Ebene, die sich von der Kiautschou-Bucht bis nach Laitschoufu (Lai dschou fu) im Golf von Tschili erstreckt, getrennt von der gebirgigen Halbinsel Schantung, deren Inneres dem Fremdenverkehr noch wenig erschlossen ist. Wichtige Plätze von Ostschantung sind: der Handelshafen Tschifu an der Nordküste, der sich nicht etwa in Tschifu, sondern in dem chinesischen Platz Yän tai befindet (in China heißt alles anders als man denkt, und kein Mensch und kein Platz hat nur einen Namen, was die Verwirrung noch steigert). Oestlich davon, ebenfalls an der Nordküste ist das englische Pachtgebiet Weihaiwei (We hai we), das nur als Gegengewicht gegen Port Arthur dient und wenig entwickelt ist. An der Kiautschou-Bucht liegt das deutsche Pachtgebiet, dessen Hauptort Tsingtau (grüne Insel) heißt und das mit der Provinzialhauptstadt Tsinanfu durch die Schantung-Eisenbahn verbunden ist. In der Nähe dieser Bahnlinie, auf chinesischem Gebiet, befinden sich die Kohlenbergwerke der deutschen Schantung-Bergbaugesellschaft. Schantung ist historisch berühmt als Geburtsland der Heiligen Konfuzius und Menzius, deren Gräber in Küfu, bez. Dsou hiän noch erhalten sind. Die Provinz Schantung untersteht einem selbständigen Gouverneur.

6. Schansi (Schan sie mit ebenem a)

(d. h. westlich vom [Tai hang] Berg.) Es liegt zwischen Tschili und Schensi, von letzterem getrennt durch den Huangho; es ist im wesentlichen ein nach Osten steil abfallendes Hochland und enthält wohl mit die größten Kohlenlager auf Erden. Die Provinz ist wenig entwickelt und hat viel unter Dürre und Hungersnot zu leiden; doch steht ihr, wenn sie erst durch Eisenbahnen erschlossen ist, eine große Zukunft bevor. Die Hauptstadt ist Taiyüanfu am Fenho, einem Nebenfluß des Huangho. In Schansi liegt der als buddhistischer Wallfahrtsort berühmte Berg Wu-tai-schan.

Die Provinz untersteht einem selbständigen Gouverneur.

7. Honan (Ho nan)

(d. h. südlich vom Huangho). Die Provinz ist gebirgig in ihrem westlichen Teil und erstreckt sich im Osten bis in die Huangho-Ebene. Die Provinzialhauptstadt Kaifengfu ist der Ort, von wo der Huangho seinen Lauf zu ändern pflegt. Die Stadt ist bekannt durch eine jüdische Kolonie, die bis vor kurzem hier eine Synagoge hatte, nunmehr aber in der chinesischen Bevölkerung verschwunden ist. Die Provinz bildete mit dem westlichen Schantung, dem südlichen Tschili und Schansi zusammen den Kernpunkt des alten China und ist noch jetzt reich an historischen Ueberresten. Trotzdem die östlichen Teile unter den Ueberschwemmungen des Huangho viel zu leiden haben, ist die Provinz entwicklungsfähig. Sie wird ihrer ganzen Länge nach durchschnitten von der Peking-Hankou-Eisenbahn, die bei Kaifengfu den Huangho überschreitet.

In Honan liegt der mittlere der 5 heiligen Berge, der Sung-schan.

Die Provinz untersteht einem selbständigen Gouverneur.

Das Generalgouvernement Schan-Kan (Schen-Gan).

Es umfaßt die beiden Provinzen Schensi und Kansu.

8. Schensi (Schan si mit a im Frageton)

(d. h. westlich vom Gebirgspaß). Die Provinz wird im Norden durch die Große Mauer vom Ordos-Gebiet geschieden; im Osten bildet der Huangho die Grenze nach Schansi. Der vom Westen her kommende Gebirgszug des Be Ling, der die Provinz durchzieht, bildet die Wasserscheide zwischen Huangho und Yangtse. Dem Nordrand des Be-Ling entlang fließt von Westen nach Osten der Weho. der bei Dung guan an der scharfen Ostbiegung des Huangho sich mit diesem vereinigt. In seiner Nähe liegt die alte Hauptstadt Sianfu (auch Singanfu geschrieben), „die Stadt der westlichen Ruhe", wohin nach der Boxerzeit der Kaiserliche Hof sich geflüchtet hat. Südlich vom Beling gewährt der Han-Fluß einen Wasserweg nach dem Yangtse, mit dem er sich bei Hankou vereinigt. Die nördlichen Gebiete der Provinz sind arm und werden von Viehzüchtern bewohnt. Der Süden eignet sich zum Ackerbau. Die Bodenschätze, die denen der Nachbarprovinz nicht ganz gleichkommen, sind noch wenig ausgenützt. In den Gebirgstälern lagert sich der gelbe Löß, der durch Auswaschung die bekannten Stufenformationen bildet. Gelb gilt darum als Farbe der Erde in China und ist gegenwärtig die Kaiserliche Hoffarbe. Der Titel „Huang Di" für Kaiser hat jedoch mit huang (gelb) nichts zu tun, wie das noch immer in deutschen Geographiebüchern behauptet wird. Die chinesischen Zeichen sind ganz verschieden und bedeuten „Erhabener Herrscher". Sianfu ist Sitz des Generalgouverneurs von Schensi und Kansu.

In Schensi liegt der westliche der 5 heiligen Berge, der Hua-schan.

9. Kansu (Gan su)

im äußersten Nordwesten. Ein armes Gebirgsland; an der Biegung des gelben Flusses, dort wo er sich nach Norden wendet, liegt die Hauptstadt Lantschou (Lan dschou). Der größere Teil der Provinz gehörte früher zu Schensi, nur die beiden Bezirke Kantschou (Gan dschou) und Sutschou (Su dschou), von denen die Provinz ihren Namen hat, bildeten zur Mongolenzeit eine besondere Provinz. Kansu grenzt im Westen an die turkestanischen Gebiete, von denen aus der Huangho-Ebene beständige Invasionen drohten. Heutzutage herrscht zwischen China und Rußland der Streit um diese Gebiete. Die Produkte der Provinz Kansu, hauptsächlich Schaf- und Kamelwolle, finden ihren Weg über Land durch die Mongolei nach Tientsin. Die westlichen Gebiete sind als Provinz Sinkiang (Sin Giang) neuerdings organisiert.

C. Die Yangtse-Provinzen.

Das Generalgouvernement Liang-Kiang (Liang-Giang).

(d. h. die „beiden am Yangtse gelegenen Provinzen"). Dieses ist der aus der Mingdynastie überkommene Name; heutzutage ist die nördliche dieser Provinzen wieder in 2 Provinzen, Anhui und Kiangsu, geteilt, so daß das Generalgouvernement Liangkiang in der Tat drei Provinzen umfaßt. Sitz des Generalgouverneurs Nanking (Nan ging).

10. Kiangsu (Giang su).

Die Provinz umfaßt die ebene Küstenlandschaft nördlich und südlich vom Yangtse. Sowohl von Natur begünstigt, als auch durch Industrie blühend gemacht, ist jeder Zoll des Landes irgendwie ausgenützt, selbst die öden Meeresküsten, die durch Produktion von Salz für nahezu 100 Millionen Menschen eine hervorragende Bedeutung haben. Die Ebene enthält zahlreiche Seen und ist von natürlichen und künstlichen Wasseradern durchzogen, auf denen sich ein überaus reger Verkehr bewegt. Die Naturprodukte sind: hervorragend gute Seide, der beste Reis, Weizen, Bohnen usw. Das Land hat in der Taiping-Rebellion schwer gelitten und allenthalben zeugen noch Ruinen von Brücken, Pagoden und sonstigen Gebäuden von vergangener Pracht. Nanking (Nan ging), dessen offizieller chinesischer Name Giang Ning (Flußruhe) ist, war lange Zeit Hauptstadt des Reichs. Noch sind in seiner Nähe die berühmten Gräber der ersten Kaiser der Mingdynastie, während der bekannte Porzellanturm in der Taiping-Rebellion zerstört wurde. Der Sitz des Provinzialgouverneurs ist Sutschou (Su dschou), früher berühmt wegen seines Reichtums, seiner Pracht und seiner schönen Mädchen. Der wichtigste Handelsplatz der Provinz aber ist Schanghai am Hwangpu, der bei Wusung in den Yangtse fließt. Dort, wo der Kaiserkanal den Yangtse kreuzt, ist Tschenkiang (Dschen giang), ebenfalls eine aufblühende Handelsstadt. Der Name der Provinz stammt von den beiden Hauptstädten Kiang (ning) und Su (tschou).

11. Anhui (an hui).

Weiter aufwärts am Yangtse liegt die unter Kaiser Kanghi von der vorigen getrennte Provinz Anhui, so genannt nach der Provinzialhauptstadt Anking (auch Nganking geschrieben; nicht zu verwechseln mit Nanking) und Hui dschou fu. Der nördlich vom Yangtse gelegene Teil der Provinz ist eben und erzeugt Reis, der Süden ist hügelig und erzeugt Tee, Hanf und Papier. Die Provinzialhauptstadt Anking am Yangtse ist klein, eng und unreinlich. Anhui ist die Heimat von Li Hung Dschang, der in Verbindung mit den Leuten von Tschili die Herrschaft im Staate der früher allmächtigen Partei von Hunan abgenommen hat, eine Zurücksetzung, die die stolzen Hunanesen bis auf den heutigen Tag noch nicht verwunden haben.

12. Kiangsi (Giang si).

Südlich vom Yangtse liegt die merkwürdigerweise Kiangsi — — „westlich des Yangtse" — genannte Provinz mit der Hauptstadt Nan tschang. Der größte Teil der Provinz ist gebirgig. Im Süden führt der berühmte Meling Paß nach Canton. Die Wasserläufe der Provinz sammeln sich fast alle im Poyang (Bo yang) See, der bei Kiukiang, (Giu giang, d. h. neun Flüsse) in den Yangtse abfließt. In dieser Provinz liegt der berühmte Ort Kingtetschen (Ging de dschen). An sich ein Dorf, hat es in früheren Zeiten wohl eine Million Einwohner gehabt; es ist der Hauptort der chinesischen Porzellanmanufaktur und hat in früheren Jahrhunderten Porzellan geliefert, die denen von Sévres und Meißen sowohl an Qualität des Materials als namentlich in den Farben weit überlegen waren. In der Taiping-Rebellion wurde der Ort verwüstet, und die Porzellanmanufaktur wurde schwer geschädigt, weshalb das chinesische Porzellan der letzten Jahrzehnte lange nicht mehr dem der alten Zeit gleichkommt. Gegenwärtig hat der Platz zirka 150 000 Einwohner, für ein Dorf immer noch eine stattliche Zahl. Die Porzellanindustrie ist neuerdings in entschiedenem Aufschwung begriffen. Die blau auf weiß gemalten Stücke, zu denen das Material (Smalte) zum großen Teil aus Deutschland kommt, sind unter dem Namen Kiukiang-Porellan bekannt. Die bunten Muster werden meist in Canton aufgemalt; auch Peking liefert recht gute Arbeit. Außer Porzellan bilden Baumwolle, Hanf, Papier und Tabak die Hauptexportartikel der Provinz. Zu erwähnen ist auch das große Kohlenbergwerk von Piangshiang im Westen der Provinz, das von deutschen Beamten in chinesischen Diensten geleitet wird.

Das Generalgouvernement Hu-Kuang (Hu-Guang).

Es umfaßt die beiden Provinzen Hupe und Hunan.

13. Hupe (Hu be)

(d. h. nördlich vom Tungting (Dung ting)-See). Die Provinz ist, wie ihr Name sagt, im Norden des Tungting-Sees gelegen. In der Mitte ist eine große Ebene, die sehr wasserreich ist und durch ausgedehnte Dammbauten nach Möglichkeit vor Ueberschwemmungen geschützt wird. Diese Ebene ist rings von Bergen umgeben. Die Provinzialhauptstadt, in der übrigens nur ein Generalgouverneur residiert, liegt gegenüber der Mündung des wichtigen Han-Flusses und heißt Wutschang. Hier und in Nanking saßen die beiden mächtigen Vizekönige Liu Kun I und Dschang Dschï Dung (meist Tschangtschihtung geschrieben), die in der Boxerzeit mit starker Hand den Frieden im Yangtsetal aufrecht erhielten. Gegenüber von Wu tschang liegt die große Handelsstadt Hankou, die als Stapelplatz des Yangtse-Handels und neuerdings als Mittelpunkt der großen Nord-Süd-Eisenbahnlinie, die Peking mit Canton verbindet, eine immer steigende Bedeutung gewinnt. Durch den Han-Fluß von Hankou getrennt, liegt die Fabrikstadt Hanyang mit

ihren großen Stahlwerken. Weiter aufwärts am Yangtse, dort wo die malerischen Ausläufer der Berge von Sïtschuan sich an den Fluß herandrängen, liegt die Stadt I tschang, der Grenzpunkt zwischen Ober- und Unterland.

14. Hunan (Hu nan')

im Süden des großen Tungting-Sees gelegen. Von Süden nach Norden wird die Provinz durchströmt vom Siang-Fluß, an dem die Hauptstadt Tschangscha gelegen ist. Diese Stadt ist sehr reich und bevölkert, ein Zentrum chinesischer Gelehrsamkeit. Die Bevölkerung ist stolz und fremdenfeindlich; die alte konservative Partei hat hier ihre Wurzeln. An den Mauern dieser Stadt prallten die Angriffe der Taiping-Rebellen ab, und aus Hunan erstand in jener Zeit der Retter des Reiches, Dseng Guo Fan, der große Gelehrte, den die Not der Zeit zum ebenso großen Feldherrn machte und der mit diktatorischer Gewalt ausgerüstet das Reich nach jener Revolution aufs neue organisierte, der erste jener mächtigen Vizekönige, die als Häupter des Gelehrtenstandes eine von Peking beinahe unabhängige Autorität in ihren Provinzen ausübten. Er ist der Vertreter einer vergangenen Zeit, da die Reform-Aera, die seit zehn Jahren in China eingesetzt hat, auf eine straffere Zentralisierung der Reichsgewalt ausgeht.

Der Süden der Provinz ist reich an Mineralien: vorzüglichen Kohlen, Antimon und anderen Metallen. Flußaufwärts von Tschangscha liegt Siang tan, eine Stadt mit 3—400 000 Einwohnern. Im Westen fließt der Yüan-Fluß in den Tungting-See. Dschang de (zirka 150 000 Einwohner) ist ein dem fremden Handel geöffneter Platz an diesem Fluß. Die Schiffahrt ist freilich durch die Seichtigkeit der Gewässer empfindlich behindert.

In Hunan liegt der südliche der 5 heiligen Berge, der Höng-schan.

15. Sïtschuan (Sï tschuan)

(d. h. die vier Bergströme) bildet ein Generalgouvernement für sich. Die Hauptstadt ist Tscheng du, in der einzigen Ebene der ganzen Provinz. Die 4 Flüsse, nach denen die Provinz ihren Namen hat, sind: der Yangtse, der hier in seinem Oberlauf Gin scha giang (Goldsandfluß) und Da giang (großer Fluß) heißt, und seine drei großen nördlichen Nebenflüsse, die durch das Gebirge tiefe Schluchten gegraben: der Ya lung giang, Min giang und Gia ling giang. Die Ausläufer des Kunlun-Gebirges erstrecken sich von Westen her in das Gebiet der Provinz. Von den Nordprovinzen ist Sïtschuan durch einen ost-westlichen Gebirgsriegel getrennt, der die Wasserscheide zwischen dem Oberlauf des Huangho und des Yangtse bildet. Der westliche dieser Berge heißt Minschan; er hat einen Ausläufer nach Süden, der in dem berühmten Berge Omi, einem der Hauptheiligtümer des chinesischen Buddhismus seinen Höhepunkt erreicht. Die westlichen Gegenden von Da dsiän lu, das durch seinen Goldsand bekannt ist, bis Batang sind unwirtlich und bergen zum Teil noch ununterworfene Ureinwohnerstämme. Von Batang aus

geht es dann nach Tibet hinein. Sitschuan liefert viel Salz, dessen Sole aus Bohrlöchern durch Wasserbüffel mittels Triebrädern aus dem Erdinnern herausgepumpt wird. Außerdem liefert die Provinz Seide, die zwar der Kiangsu-Seide an Glanz nicht gleichkommt, aber dauerhafter ist als jene; ferner Tabak, Getreide, besonders Reis, weißes Wachs und sehr viel Opium. Der Opiumanbau wird jedoch neuerdings von der Regierung mit allen Mitteln unterdrückt. Auch an Metallen ist die Provinz sehr reich, und durch den Yangtse, an dem der Handelshafen Tschung king liegt, wird der Verkehr mit der Außenwelt vermittelt. Bekannt sind die Stromschnellen zwischen Tsang king und I tschang, deren Bewältigung durch vorzüglich geleitete Einrichtungen ermöglicht wird.

D. Das Generalgouvernement Min-Tsche (Min-Tschä).

Es umfaßt die beiden mittleren Küstenprovinzen Fukien (Fu giän) und Tschekiang (Dschä giang).

16. Tschekiang (Dschä giang).

Die Provinz hat ihren Namen von der großen Flutwelle, die in dem Mündungsgebiet des Tsiän tang-Flusses vom Meer her bis zur Provinzialhauptstadt Hangtschou (Hang dschou) aufsteigt und besonders zur Zeit der herbstlichen Springfluten einen überwältigenden Anblick bietet, wenn die Wasser als fast 10 Meter hohe senkrechte Mauer mit großer Geschwindigkeit flußaufwärts stürmen. Der nordwestliche Teil der Provinz ist in seinem Charakter ganz ähnlich wie die Nachbarprovinzen an der Yangtsemündung. Der südöstliche Teil wird durch die Ausläufer des Nan ling ausgefüllt und ist im wesentlichen gebirgiger Natur. Die Hauptstadt ist Hangtschou, ähnlich wie Sutschou eine Stätte versunkener Pracht. Unter der Sungdynastie 1129—1280, zeitweise Reichshauptstadt, ist es namentlich durch seinen Seidenhandel berühmt und beginnt allmählich von den Schrecken der Taiping-Rebellion sich zu erholen. Hier nimmt der Kaiserkanal seinen Anfang, durch den der Handelsverkehr hauptsächlich nach Norden geht. Südlich von Hangtschou, in der Nähe der Hangtschou-Bucht, liegt die Stadt Schau hing, die durch ihren Wein und ihre Juristen in ganz China berühmt ist. Die Marke „Schau hing-Wein" wird in China ähnlich verwendet wie in Deutschland die Bezeichnung „Rheinwein". Der Wein in China wird übrigens aller aus Getreide, nicht aus Trauben, bereitet. Die besseren Sorten schmecken ähnlich wie Cherry. Die Sekretäre fast sämtlicher Beamten in China, die die eigentlichen juristischen Geschäfte führen, stammen aus Schau hing. Außerdem produziert die Provinz hauptsächlich Tee und Baumwolle. Gegenüber dem Dschou schan-Archipel liegt die Stadt Ningpo, die einmal nahe daran war, die Handelsmetropole von China zu werden; nur die Hartnäckigkeit der Kaufmannsgilde, die den Handel nicht mit den Fremden teilen wollte, war der Grund, daß Schanghai schließlich den Fremdenhandel auf sich konzentrierte. Gegenwärtig ist Ningpo im Rückgang begriffen.

17. Fukien (Fu giän)

(d. h. Glücksburg). Diese Provinz ist durch Gebirgsketten vom chinesischen Inland abgeschlossen. Der Minfluß, der bei der Provinzialhauptstadt Futschou (Fu dschou) mündet, bildet die Hauptwasserader des Landes. Die Gebirgstäler produzieren Zuckerrohr, Tee, Opium und Reis, während von den Bergen Bauholz, Bambus und Kampfer kommt. Die Hauptbeschäftigung der Küstenbevölkerung ist Fischfang, und man kann vom Dampfer aus zu Zeiten die ganze Formosa-Straße mit Fischerbooten bedeckt sehen, die oft tagelang auf stürmischer See ihrem gefährlichen Handwerk nachgehen. Da das Land nicht imstande ist, die Menge seiner Bewohner zu ernähren, so wandern jährlich zirka 200 000 Männer nach Südost-Asien aus. Außer Futschou, das durch seinen Teehandel und durch sein Arsenal bekannt ist, ist Amoy (chin. Scha men) im Süden der Provinz ein wichtiger Handelshafen. Die Europäer wohnen meist auf der Insel südlich vom inneren Hafen, während die Geschäftshäuser am Festland sind. Ein vorzüglicher Hafenplatz, der der Kiautschou-Bucht in nichts nachsteht, ist Santuan, den die Chinesen, um die Wünsche des Auslandes von ihm abzulenken, zum internationalen Handelshafen erklärt haben.

E. Die Südprovinzen.

Das Generalgouvernement Liang-Kuang (Liang-Guang).

18. Kuangtung (Guang dung).

Der Name der Provinz heißt wörtlich: „östlich der Weite". Es ist die südlichste aller chinesischen Provinzen, da sie sich der Nachbarprovinz Kuangsie (Guang si) im Süden vorlagert und diese vom Meer abschneidet. Die größte chinesische Insel Hainan ist ihr ebenfalls zugeteilt. Die Hauptmasse der Provinz gruppiert sich um den meerbusenartigen Perlfluß (Dschu giang) und dessen Zuflüsse: Ostfluß, Nordfluß und den größten unter ihnen, den Westfluß, chinesisch Sikiang (Si giang). In der Nähe seiner Mündung liegt die Provinzialhauptstadt Kuangtschou (Guang dschou), der die Portugiesen, die zuerst hier Handel getrieben, den Namen Canton gaben, was der portugiesischen Aussprache von Kuangtung entspricht. Diese Stadt ist es, in der die Handelsbeziehungen mit Europa ihren Anfang genommen haben, und sie ist noch heute ein wichtiger Handelsplatz. Außer Canton sind die wichtigsten, dem fremden Handel geöffneten Plätze: Swatou im Osten mit seiner vorzüglich organisierten Kaufmannsgilde und Pakhoi (Be hai = Nordmeer) im nördlichen Winkel des Golfs von Tongking. Das Innere der Provinz ist gebirgig. Ueber den Charakter der Bewohner sagt ein chinesisches Geographiebuch: „Sie vermögen große Anstrengungen zu ertragen und zeigen große Begabung für den Handel; ihr Charakter ist wagehalsig; die untern Schichten der Bevölkerung sind äußerst abergläubig, dem Spiel und Opiumgenuß

ergeben. Durch den herrschenden Schmutz entstehen viele Krankheiten, und kommen sie in Armut, so werden sie Räuber. Darum ist die Räuberplage in den beiden Kuang-Provinzen am schlimmsten im ganzen Reich." Bekanntlich nahm die Taiping-Rebellion hier ihren Anfang; ebenso waren von 1902—1905 gefährliche Aufstände in diesen südlichen Bergländern, und auch die moderne Revolutionspartei hat hier ihren Hauptsitz. Die Provinz ist reich an allerhand Südfrüchten, Reis, Tabak und Tee; auch Zuckerrohr kommt vor. An Mineralien sind die meisten Metalle sowie Steinkohlen zu nennen. In den anliegenden Meeren werden Seegurken und Haifischflossen gewonnen, die zu den feinsten Leckerbissen der chinesischen Küche gehören. Das Kunsthandwerk ist sehr entwickelt; Geräte aus Ebenholz und Sandelholz, Elfenbeinschnitzereien, Stickereien, Grasleinen und Seidenwaren haben einen Weltruf erlangt. Am Eingang in den Perlfluß liegt die alte portugiesische Handelsniederlassung Makao (chin. Au men = Tor von Au, alter Name für die Canton-Provinz). In englischem Besitz ist die Insel Hongkong, deren Hauptstadt Viktoria der größte Handelshafen Ostasiens ist, ferner die gegenüberliegende Halbinsel Kowloon (Giu lung = neun Drachen), während die südlichste Bucht von China, Kuangtschouwan (Guang dschou wan), an Frankreich verpachtet ist.

19. Kuangsi (Guang si).

Ein spärlich bewohntes, vorwiegend armes Gebirgsland, in dem eigentlich ständig Unruhen herrschen. Es ist durch den Westfluß, an dem die wichtige Handelsstadt Nan ning liegt, mit der Außenwelt verbunden. Die Provinzialhauptstadt Kuilin (Gui lin = Kassiawald) liegt ganz im Norden der Provinz und bildet ein Zentrum für den südlichen Mandarindialekt, während die Küstengegenden vom Yangtse nach Süden sehr stark abweichende Dialekte haben, von denen in Canton sogar gleichzeitig zwei gesprochen werden, nämlich die Sprache der Eingeborenen Punti, und die der Einwanderer Hakka, die nichts miteinander zu schaffen haben und in ständigen Fehden leben. An Produkten kommen, außer den noch wenig erschlossenen Mineralschätzen, Nesseltuch, Zimt und Anis in Betracht. Stachelschwein und Wildochse verleihen der Fauna ein charakteristisches Gepräge.

Das Generalgouvernement Yün-Kui (Yün-Gui).

20. Yünnan (Yün nan).

Der Name der Provinz bedeutet: „südlich vom Wolkenberg (Yün ling)", der sie im Norden durchzieht. Die Provinz ist ein gebirgiges Hochland mit den tief eingeschnittenen Längstälern des Mekong und Salwen, die nach Süden fließen und des Yangtse (Gin scha giang), der nach manchen Windungen seinen Weg nach Sitschuan zu in nordöstlicher Richtung nimmt. Das Haupterzeugnis der Provinz war bisher Opium. Bei Puörl im Süden wird die in China kostbarste Teeart gewonnen. Da li im Westen ist wegen

seines geäderten Marmors berühmt. Salz, Kupfer und Silber werden seit langem gewonnen, aber auch andere wertvolle Mineralien sind reichlich vertreten. Die Provinz ist erst unter der Mongolendynastie an China gekommen und bildet noch jetzt ein Streitobjekt, da im Süden die Franzosen von Tonking her zugleich mit der Bahn nach der Provinzialhauptstadt Yünnanfu (Yün nan fu) vorzudringen streben, während im Westen mit England erst kürzlich über das Grenzgebiet von Piän ma Meinungsdifferenzen entstanden.

In frischer Erinnerung ist auch noch der große Muhamedaneraufstand vom Jahr 1867, dessen blutige Niederwerfung die Beulenpest im Gefolge hatte, die im Lauf der Zeit ihren Weg bis nach Hongkong fand, wo sie noch heute endemisch ist. Der Nordwesten der Provinz wird von den wilden Stämmen der Mosso bewohnt, während nach Sitschuan hin die ebenfalls noch nicht assimilierten Bergstämme der Lolos wohnen.

21. Kuitschou (Gui dschou).

Ein wildes, regenreiches, noch wenig bekanntes Gebirgsland. Chinesischer Ableitung zufolge ist der Name Kuitschou = werter Bezirk ein Euphemismus für das nur graphisch verschiedene Kuitschou = Teufelsbezirk, eine Bezeichnung, die den Ureinwohnern, Miau dsï uid Man dsï, ihren Ursprung verdankt. Im Nordwesten der Provinz und in der Gegend der Provinzialhauptstadt Kuiyang (Gui yang) finden sich chinesische Ansiedler. In den übrigen Teilen herrschen die Miau dsï vor. Die Miau dsï werden geschieden in zahme und wilde; die zahmen tragen Kleider, kochen ihr Essen und wohnen in Häusern, „während die wilden Fleisch fressen, sich in Felle kleiden, in Höhlen hausen und in ihren Sitten sehr stark von den Chinesen abweichen", wie die chinesischen Quellen kurz und bündig berichten. Die Urwälder der Provinz liefern wertvolle Holzarten; eine primitive Weberei ist unter den Ureinwohnern bekannt. Im allgemeinen haben die Gefahren des Klimas bis jetzt das Land ziemlich isoliert.

F. Kolonialgebiete.

Die Kolonialgebiete, die in ungeheurer Ausdehnung das chinesische Reich im Westen und Norden umgeben, aber durchweg dünn bevölkert sind, fallen außerhalb des Kreises unserer Betrachtung. Es mag genügen, ihre Namen zu nennen:

1. Tibet: im Westen von Sitschuan mit der Hauptstadt Lhassa. Es wird eingeteilt in ein vorderes, d. h. östliches und in ein hinteres, d. h. westliches Gebiet. Die Umtriebe Englands, das den Dalailama in seinen Schutz genommen hat, haben China veranlaßt, der Verwaltung des Landes energischer sich zuzuwenden.

2. Tsinghai: nördlich von Tibet und westlich von Kansu liegt das Kukunorgebiet (chin. Tsing hai nach dem See gleichen Namens).

3. Turkestan: nördlich davon, im Gebiet des Tiän schan. Es bildet als Sin giang oder Ili eine besondere Provinz, die mit der Provinz Kansu verbunden ist.

4. Mongolei: im Norden des Reichs, die in die Bezirke der innern, d. h. südlichen, äußeren, d. h. nördlichen Mongolei und Ulissutai im äußersten Nordwesten zerfällt.

Groß ist die Diana der Epheser.

Von Pastor Konrad Schmidt-Gleiwitz.

3. Kapitel, 2. Hälfte.

Das semitische, bezw. semitisch-griechische Wortspiel, unser Führer durch die griechische Mythologie, bewährt sich als solcher auch weiter, wenn wir uns den früher herausgehobenen Götternamen. u. z. zunächst dem des

1.) Hermes zuwenden. Wie verschieden hat man das Wesen dieser Gottheit zu verstehen gesucht! Abgesehen von abstrakteren Deutungen, hat man in ihm ebensowohl die Verkörperung des Mondes, — so zuletzt z. B. Siecke (Hermes der Mond; Lpz. 1908), — wie des Windes, — so z. B. Roscher — erkennen zu dürfen geglaubt. Wenn man aber in jedem Falle zugestehen mußte, daß Hermes im Glauben späterer Geschlechter weit über den engen Wirkungskreis irgend eines besonderen Naturgebiets hinausgewachsen und fast zu einem „minorennen Zeus" (Lauer) geworden sei, so stelle ich auch diesem Zugeständnis die Behauptung gegenüber, daß Hermes immer, der früher von mir entwickelten griechischen Gottesidee gemäß, Allgottheit gewesen ist. Für den pelasgischen Priester handelte es sich immer darum, Worte zu finden, die fähig sein, alle Momente dieser Idee möglichst zum Ausdruck zu bringen. In diesem Falle war es das dem griechischen *Ερμ*, herm, völlig entsprechende חרם.

a. חרם bedeutet zunächst „stechen, durchbohren".*) Gerade so verstanden führt uns das Wort aber unmittelbar auf den phallus, den wir schon wiederholt als „Stecher" bezeichnet gefunden haben. Daß H. gerade in den ältesten Heiligtümern, z. B. des elischen (Paus. VI, 26, 5), wie des arkadischen Kyllene (Paus. VIII, 17) als phallus dargestellt war, ist nun ebenso bekannt, wie die Tatsache, daß auch

*) An dieses Wort hätte man auch denken sollen, um das Il. IV, 117 in der Bedeutung „Geschoß" erscheinende *ἑρμ-α* zu erklären. Das Geschoß sticht und durchbohrt. Auch *ἕρμαξ* = „spitze Klippe" gehört hierher, desgleichen *ἑρμή* (Hesych) = „Ausgang"; auch dieser ist ein Durchbruch der Wand. Bei Harma, dem Namen eines heiligen Berges in Attika kann allerdings auch schon חרם als „Heiligtum" in Betracht kommen, aber doch auch an den phallus zu denken sein, den „Stecher".

den späteren Hermen, der phallus nie fehlte. — Die lakonische Wortform Herm-an fügt in ihrer letzten Silbe an, = עַן „fließend", zum Begriff des phallus noch ein bezeichnendes Moment hinzu. Sicher ist auch der Pausan. II 31, 10 auftretende Polyg-ios H. nur = פֹּלֵג, polyg, d. i. „Spalter," denn von einem „vielgliedrigen" (Roscher u. A.) Hermes weiß man sonst nichts. Und nichts ist begreiflicher, als daß die Herme gerade auch Symbol der Palaistra, weil der Männlichkeit, werden konnte; desgleichen, daß ihr der Spitzbart beigegeben wurde: man denke an die Behaarung des männlichen Gliedes.

b. Aber חרם bedeutet auch „umschließen, abschließen;"*) und Himmel und Erde, in ihrer Einheit durch den phallus symbolisiert, sind ja „Umschluß" des Kosmos. Eben aus diesem Verständnis heraus erklärt es sich, daß H. in der von Roscher I, pg. 2403 gebrachten altertümlichen Darstellung das Sternengewand**) trägt, oder den Widder. אַיִל ist ja „Widder," aber auch „Eingangstor," nämlich der Sonne; und H. mit dem Widder ist nichts als Erde und Himmel bezw. Sonne. Auch das Symbol der schimmernden (! cf, darüber Siecke, pg. 65) Geißel erklärt sich eben daher: שׁוֹט ist „Geißel", bedeutet aber auch das „Wandern," nämlich der Gestirne. Vor allem aber gehört hierher das wundersamste Hermes-Symbol, der Heroldstab! מטה ist ja „Stab", auch Heroldstab und Szepter, aber auch das „unten Befindliche, die Tiefe," d. i. die Erde mit Unterwelt. Daher erklärt sich's denn auch, daß die Berührung dieses Stabes den Tod, oder wenigstens den Schlaf bringt: Die Gestirne sterben, sobald sie die Erde berühren, und die Toten oder Schlummernden ruhen auf der Erde. Freilich, der Stab bringt auch Leben: Die Sonne lebt wieder auf, wenn sie den Rand der Erde, aus der Unterwelt aufsteigend, wieder berührt. Schließlich sei auch das hervorgehoben, daß H. mit seinem Stabe bekanntlich die Seelen leitet: aber מטה als partc. hiph. von נטה,

---

*) Hierher gehört sicher Harma als böotischer Stadtname; die Stadt ist „Umschluß", desgleichen denke man an ἕρμα als „Ring" und „Fessel", oder als „Sandbank", ebenso an ὅρμ-ος = „Hafen" und „Halsband" oder an das hesychianische ἱρμοσάμην = „ich verlobte mich"; die Verlobte wird חרם. — Ebendaher erklärt sich auch, ganz abgesehen von phallischen Vorstellungen, die Aufstellung des H. in Schlafgemächern, die gleichfalls חרם sind, seine Verwendung als Vogelscheuche (Roscher) in Gärten usw., denn auch das umfriedigte Eigentum ist חרם, — sowie zuletzt die in Anbetracht des Umstandes, daß H. sonst Gott der Rede ist, sehr verwunderliche Redewendung: „H. trat ein" im Sinne von: „Stillschweigen" trat ein. Das Schweigen ist nicht nur heilig und darum חרם, sondern an und für sich „Verschluß", nämlich des Mundes. Man denke im übrigen auch an die „hermetische", d. i. verschlossene, verborgene Kunst späterer Zeiten. — Ein sehr ergiebiges Kapitel!

**) cf. אַדֶּרֶת = 1) Mantel 2) Glanz. Mantel = Himmel.

bedeutet auch „leitend." Das Auffallendste an diesem Stabe bleibt freilich, daß er an seinem Ende die Formen von Sonne und Mond aufweist, Kreis und Sichel (wobei zu bedenken ist, daß חרמש = hermes auch „Sichel" bedeutet!); aber gerade dieses Auffälligste wird bei unserem Verständnis des Stabsymbols selbstverständlich: Erde, Sonne und Mond bilden das All.*)

Daß sich mit Hermes, der, durch den phallus symbolisiert, in sich die Ehe des Himmels mit der Erde darstellt, Vorstellungen, wie die der Fruchtbarkeit, aufs leichteste vereinen lassen, bedarf keines Beweises. Aber auch seltsamere, wie die der Priesterschaft und des Patronats über die Palaistren, empfangen hier eine neue Beleuchtung. Was die erstere anbetrifft, so ist חרם ja auch Bezeichnung für jedes „Geweihte", weil Umfriedete; und die Priesterknaben von Lebadea (Paus. IX 39, 7) hießen wohl erstens als Knaben, weil damit = phalli, und zweitens wohl als geweihte Personen *Ἑρμαῖ*. Ein solches Heiligtum, in dem den unsichtbaren Mächten geopfert wird, einen Tempel, von dem jeder andere, von Menschenhänden gestaltete, nur ein schwaches Abbild darstellen kann, ein חרם, bilden nun aber auch Himmel und Erde in ihrer Gemeinschaft. — Sie sind aber auch einer Palästra gleich, denn der Himmel umschlingt die Erde, wie ein Ringkämpfer seinen Gegner (cf. Hesych: *ἑρμάσαι = περιελίξαι* d. i. „umfassen, umwinden" = הרם umschließen!), und die Erde wiederum läßt die Sonne gleich einem Diskos durch den Himmelsraum fliegen (cf. Hyakinthos, der durch einen Diskus fällt. Hermes als Diskuswerfer! — Was den Ringkampf betrifft, so denke man z. B. an den des Heracles [= Sonne oder Himmel] mit Amyk-os [עמק, עמוק, עָמִיק, עָמֵק, amyk = „tief"; die „Tiefe" ist die Erde]. Auch die Kampfspiele, namentlich die zur Feier der Toten, [Sonnenuntergang = Tod], z. B. Wettlauf [Gestirne; man denke, daß Plato Kratyl. *θεός* von *θέω* „laufen" ableitet!], Ringkampf [Himmel und Erde], Diskoswurf [Sonne], haben

---

*) Daher *τρι-πέτηλος*. Man übersetzt dieses mit „dreiblätterig", *πετηλ = πεταλ* deutend; jedoch erst in sehr später Zeit erhält der Stab wirklich (cf. Roscher) 3 Blätter. *πετηλ* dürfte = פתל „verknüpfen" sein, *τριπ* eine griechisch-semitische Zusammensetzung im Sinne von „dreifach verknüpft". Sehr gut paßt zu diesem Verständnis des Symbols, daß der Stab nach allerdings sehr später Notiz (Siecke, pg. 67) Schwarz (Erde), Silber (Mond) und Gold (Sonne) in sich vereint. Die Schlangen, die ihn gleichfalls umringeln, bedeuten wohl die Kreisläufe von Sonne und Mond; aber auch hier ist zu bedenken, daß שרף 1) „Schlange" und 2) „Flammen" (Sonne und Mond) besagt. — Ob übrigens das griechische *ῥαβδ-ος*, das Prellwitz immerhin ziemlich zaghaft mit dem lat. verber zusammenzustellen wagt, nicht selbst semitischen Ursprungs ist? *ῥαβδ* = רפד „stützen"; der Stab ist Stütze. Auch *ῥαπις*, gen. *ῐδ-ος*, erinnert daran.

kosmische und damit religiöse Bedeutung: der Mensch tut, was er sieht sein Urbild tun [cf. Evg. Joh. V, 19]).

c. Als Sonne insbesondere tritt H. nicht in vielen Zügen hervor. Es ist auch auffallend, daß sein Name חרם, als Umschluß zwar auf die Sonnenbahn als solche, aber doch am besten auf die Oberwelt und Unterwelt paßt. Nichtsdestoweniger ist H. auch Sonne geworden, am deutlichsten in dem homerischen Hymnus als solche erkennbar. Danach wird er von der Nymphe Maia geboren. Wir erkennen in ihr nicht das „Mütterchen" Erde (cf. Preller), sondern den Ozean, aus dem die Sonne täglich aufzusteigen schien: מַיָּא, מַי*), mai, maia, das Wasser, um so mehr, da Maia auch als eine der regenbringenden (cf. u. a. Gruppe 1428) Plejaden erscheint. Aus dem Ozean geht ja nach alter Anschauung (Il. XIV, 246. *ὠκεανοῦ, ὅσπερ γένεσις πάντεσσι τέτυκται*) auch die Erde, ja das All hervor. Daß außerdem betont wird, er sei in der Höhle des Kyllene-Gebirges zum Dasein gelangt, steht dem keineswegs entgegen; die Höhle ist ja nur Abbild der Unterwelt, und auch Maja kommt, was ihre Mutterschaft gegenüber H. anbetrifft, nur als Decke der Unterwelt in Betracht. Noch unzweifelhafter weist auf die Sonne der Umstand, daß H. am Morgen geboren wird oder mittags die Kithara erfindet, deren Bedeutung wir schon früher besprochen haben. Ganz ebenso wird der am Abend an den Rindern des Apollo vollzogene Diebstahl nur als Symbol für den Sonnenuntergang verständlich: בקר ist ja 1) der „Sonnenstrahl" und 2) das „Rind". Aber zweifelhaft muß hier doch schon bleiben, ob als Subjekt für den Diebstahl, durch welchen H. den Späteren zur Verkörperung aller Pfiffigkeit wurde, die untergehende Sonne oder die Unterwelt gedacht ist, als deren Gebieter und Inbegriff ja freilich auch wieder der Sonnengott gilt.**)

---

*) Wir sind der Maja, als Gattin des Erdgottes Vulkan, auch schon früher begegnet. — Wir finden מַי, mai, aber auch z. B. im Namen der Maiotis (!)

**) Ich kann von diesem lustigen Mythus nicht Abschied nehmen, ohne wenigstens noch auf einige Züge hinzuweisen, die sich nur aus semitischen Wortspielen erklären lassen. 1. Nach Apollodor III, 10 verbrannte H. zwei von den gestohlenen Rindern, ihre Felle aber *καθήλωσε πέτραις*. Hier erinnere ich an das uns schon früher aufgestoßene Wortspiel: or, עור, = Fell = or, אור, = „Licht". H. streift den gestohlenen Rindern das Fell ab, d. h. er nimmt den Strahlen das Licht, und er verbrannte sie, u. z. 2, im Abend- und Morgenrot. Natürlich fehlt hier auch wieder die *πέτρ-α* nicht = פתח = „Spalt", Hadeseingang. — 2. Interessant ist auch der öfter variierte Zug, daß H. die Rinder rückwärts in die Höhle, in die Unterwelt, treibt und selbst rückwärts geht (hymnus hom. v. 77): בְּאָחוֹר bedeutet nämlich „rückwärts", aber, da אחור auch der „Westen" ist, soviel wie „im Westen". (!) — 3. Trügerisch verwischt H. seine Spuren: עָקֵב ist = „Spur" aber auch = „trü-

d. Unversehens und doch ganz natürlicherweise sind wir schon hier auf die Vorstellung der unter der Erde verschwindenden Sonne gestoßen. Fast noch deutlicher tritt sie uns im Bilde des unter der Hadeskappe (κυνῆ. Ueber die sprachliche Seite des Worts will ich hier schweigen. Symbolisch bezeichnet sie die Erde als Decke der Unterwelt. Darum ist der Hut des H. auch [cf. Siecke, pg. 72] auf einer Seite weiß, auf der anderen aber schwarz: oben Tag, unten Nacht) mit den Mächten der Unterwelt kämpfenden Hermes entgegen (cf. Apollodor. I, 6, 2.). — Die Bedeutung des H. als des Gottes der Unterwelt ist im übrigen so völlig anerkannt, daß darüber ebenso wenig zu sagen bleibt, wie über die sich daraus ergebenden Vorstellungen vom Seelenführer, Orakelspender*) 2c. — Auch darauf weise ich nur flüchtig hin, daß H. (cf. Roscher, Bd. I, 2375) selbst auch zur Grabstele wird; er selbst ist ja als Gott der Unterwelt — die begrabene Sonne.

Wie überraschend gut paßt nun aber gerade zu dieser Vorstellung der Name חרם oder חרמעון, Herm-es oder Herm-aon, d. i. „Umschluß" oder „Umschluß der Schuld, des Verderbens, des Untergangs!" Und wie lichten sich damit die ihm beigegebenen Symbole: Beutel und Flügelschuhe! Denn der Beutel ist ja seiner Natur nach „Umschluß", als solcher in der semitischen Bezeichnung כִּים —, cf. auch כּוֹם „Becher" — gekennzeichnet. Wie würde sich auch sonst, cf. Gruppe 1334², Hades mit H. um den Besitz des Beutels streiten. Aber auch der Schuh ist nach seiner semitischen Bezeichnung נעל nichts anderes; und der Flügelschuh** bezeichnet H. lediglich als „Umschluß des Fliegers"

---

gerisch". — 4. H. legt sich danach wieder in die „Windeln". חַתֻלָה ist „Windel", aber wohl auch, cf. חָתוּלָן, = „Versteck". Gemeint ist die Unterwelt, wie mit dem „Schlüsselloch", durch das er schlüpfen muß, der Hadesspalt, in dem die Sonne versinkt.

*) Sein Symbol in dieser Beziehung der Hahn. Derselbe heißt שָׂכְוִי, d. i. „Schauer". Die Sonne unter der Erde ist nun erst Schauer aller Dinge, cf. früher unter Delphi. — Sokrates befiehlt im Sterben (Phaedon, Ende) einen Hahn zu opfern, nicht nur weil in ihm ein „Schauer" stirbt, sondern weil er's im Tode erst recht zu werden hofft. Asklepios, dem er ihn opfern läßt, ist ja nichts anderes als auch Sonne unter der Erde, Allgott.

**) Völlig durchsichtig wird die Bedeutung der Sandale erst, wenn man das Wortspiel נעל und נַעֲלָה ins Auge faßt, dessen Schlagkraft noch gewinnt, wenn man bedenkt, daß der Pelasger das ה im Auslaut nicht zu schreiben pflegte (cf. für das Phönikische, Rosenberg Epigraphik pg. 40). נַעֲלָה bedeutet nämlich „weggeführt", und der hinabgeführte Flieger ist eben wieder die Sonne in der Unterwelt. — Deshalb wirft auch der Adler des Zeus (cf. Gruppe 1332⁴) der Aphrodite, der Erde, die Sandale, die untergehende Sonne, zu. נַעֲלָ(ה) bedeutet aber auch „hinaufgeführt, erhaben", und die Sandale kann also ebensogut den Aufgang, wie den Untergang der Sonne bezeichnen. Deshalb verliert auch Jason, die Sonne, indem er den Fluß

d. i. der Sonne. Oder trägt ihn nicht z. B. auch Perseus, und wer hat in dem schon einen Gott des Windes erkennen mögen?!

Es ist nun merkwürdig, daß in eben diese Richtung gerade auch die wichtigsten und zugleich am meisten umstrittenen Beinamen des H. weisen, wenn man sie aus dem Semitischen versteht.

1. *ἐρι-ούνιος* wird meistens aus dem Stamme *ον (ὀνίνημι, ὀνήσω)* = „nützen" erklärt, ganz in Uebereinstimmung mit Hesych, der es mit „sehr nützlich" übersetzt. (Hoffmann's Erklärung aus dem arkadischen *οὔνει* übergehe ich hier). Aber zweifellos kannte Hesych auch noch ein anderes *ἐριούνιος*, dem die Bedeutung „unterirdisch" zukam. Hier sehe ich nun keine andere Möglichkeit als die, in *ἐρι-ουν* eine Zusammensetzung aus *ἐρι* = ארי „stark" und און = „Ermüdung, Vernichtung" zu erkennen. Die Reise der Sonne durch die Unterwelt (*ἐριούνιος πόρος* = *ὑποχθόνιος*π. Hesych) ist ja die Fahrt des müde Untergegangenen, Schlafenden (Odysseus, Radamanthys bei den Phäaken) durch das Nichts.

2. *σῶκος*. Die meist beliebte Ableitung von *σαός* erschien schon dem Scholiasten zu Hom. Ilias XX, 72 so zweifelhaft, daß er die andere von *σό-ομαι* = „eilen" bevorzugen zu sollen meinte. Wie nun, wenn auch hier ein Semitismus vorläge? Sicher kennt Hesych ein *σωκόνδας* als Bezeichnung für ein Hochzeitshaus, und ebenso sicher ist hier dem, der die Bedeutung des phallus für die antiken Hochzeitsgebräuche einerseits, und die Bezeichnung desselben als „Binder" andernseits kennt, daß hier eine Zusammensetzung von *σωκ* = „Haus" und *ονδ* = עֹנֶד = „Binder" vorliegt. *σωκ* = „Haus" kann hier aber nur = שׂוֹךְ d. i. „Schutz, Umzäunung" also auch „Haus" sein (cf. den Stadtnamen שׂוֹכָה). Sollte nun nicht auch Hermes als Sok-os, im Einklang mit dem Vorigen, als חֹרֶם, als „Umschluß" zu verstehen sein? Ja, wer weiß, ob *σῶκος* = „stark" und das Äschyleische *σωκέω* = „stark sein" nicht ebendaher stammen? Wer schützt, ist stark.

3. Argeiphontes. Daß dieser Name H. nicht als „Argostöter" bezeichnet, ist (trotz Preller u. a.) jetzt so gut wie allgemein anerkannt (cf. Ameis, lex. hom.). Aber was bedeutet es dann? Roscher er-

---

Anauros, den Ozean, durchschreitet, stets eine Sandale; und Hermes kann sowohl die Sandale bindend, wie lösend dargestellt werden. — Der Flügelhut dürfte sich entweder auch als „Bedeckung des Fliegers" erklären, oder als fliegende Sonne; denn פאר, ein Wort, das uns schon mehrfach begegnete und noch begegnen wird, bedeutet „Kopfschmuck", aber eigentlich auch „Glanz". In der zuletzt an die Hand gegebenen Deutung wäre H. also = Erde mit Sonnenkreislauf. Daß auch das griechisch-semitische Wortspiel *πτερ-ον* = „Flügel" und פתר = „offenbaren" hierher gehört, ist gewiß.

innert an ἀργεστής, ein Beiwort gewisser Winde, das aber auch unklarer Bedeutung ist, und läßt ἀργει-φόντης aus ἀργ-ός = „glänzend" und φαίνω = „scheinen" zusammengesetzt sein = „Hellmacher", um so eine passende Bezeichnung für H. als Windgott zu erhalten. Merkwürdig und anstößig bliebe dabei immer, wenn nicht das ει in der Mitte, so doch sicher φόντης = φάντης. — Ich meinerseits weise nun darauf hin, daß Hesych ἀργειφ. mit ἀργὸς φόνου also „des Mordens müde" übersetzt. Sollte darin nicht doch ein Stückchen Wahrheit stecken? Ich gehe der Spur nach und finde zunächst, daß הרג, welches dem ἀργ völlig entspricht, wirklich „morden" bedeutet. Wir finden es im griechischen*) Sprachschatz wieder in ἀργ-ᾶς, das 1. eine Schlange, 2. einen schlechten Dichter oder Redner (z. B. wird Demosthenes Plut. Demosth. 4 von Aeschines so genannt), 3. einen Tyrannen bezeichnet. Die Schlange ist ja „Würgerin" (הרג wird Hiob 20, 11 auch vom Schlangenbiß gebraucht); der schlechte Schriftsteller ist von „tötlicher" Langweile,**) oder, wenn μοχθηρός (Hesych) „sittlich schlecht" besagen will, „Verderber"; der gewaltsame Tyrann, der seinen Thron auf Leichen baut, ist zuletzt auch „Mordgeselle". Dem Begriff „müde" dagegen wird ein dem ειφ völlig entsprechendes עוף durchaus gerecht, zumal wir uns zu demselben ebenso gut, wie das bekannte עִיפִי, ein עיפון = ειφων = „müde" konstruieren dürfen. — Argeiphon, woraus der Grieche später, wie Bellerophontes aus Bellerophon, ein Argeiphontes weiter bildete, wäre danach, ähnlich wie Hesych es übersetzte, der „Würger der Müden", „der die Müden niederschlägt"; und wir sehen damit sofort wieder den Hermes vor uns, der durch die Berührung mit seinem Stabe (cf. vorhin) Schlaf und Tod bringt. — Daß dieser Argeiphontes auch εὔσκοπος d. i. „weit schauend" heißt, steht unserer Deutung nicht entgegen. Ganz abgesehen von der schon früher herausgestellten Beziehung des H. zur Sonne, wissen wir ja auch schon, daß der Mond, dieser Vertreter des Hades und der Nacht, auch zum Bilde des H. (cf. vorhin: Stab des H.) gehört. Er bringt mit seiner Sichel (Hermes = חֶרְמֵשׁ = Sichel) ja so oft den Tod, z. B. der müden Sonne (so z. B. auch Kron-os, der sich abends der Gäa, der Erde, naht. Kron = קרן = „strahlen"; er verliert מעור, maor, das „Schamglied" = מָאוֹר, maor = Licht. Die Sonne ver-

*) Auch im Latein ist das Wort nachweisbar, z. B. in der Bezeichnung der alten, bekanntlich Menschenopfer vollziehenden Arg-ei. Wissowa (Relig. u. Kult. der Römer, pg. 54) hat freilich den Mut, in ihnen Griechen (Argeer) zu erkennen. Mommsen aber sagte: ich weiß nicht, was ich aus ihnen machen soll.

**) Pentarch: ὡς ἀνιῶντα τοὺς ἀκροωμένους, genau dieser Auffassung entsprechend.

liert ihr Licht an den Mond). Wundervoll paßt zu meiner Deutung des Argeiphontes auch das homerische Beiwort διάκτορος, das man nicht, wie Roscher tut, gewaltsam von διώκω = „jagen" ableiten sollte. Es ist wohl in ihm, wie man gewöhnlich annimmt, eine Ableitung von διάγω = „hindurchführen" zu erkennen. H. führt und fährt durch die Unterwelt. Ich vermute dabei, daß es eine außerordentlich kluge griechische Wiedergabe des semitischen די עָג(חג)תור, diagtor, ist; letzteres bedeutet: „Herr des kreisenden Wanderers", bezw. „Stiers" (Sonne, Mond).

Und so stehen wir auch hier wieder mit der Enthüllung des Mysteriums — der Allgottheit gegenüber: Hermes Trismegistos (der dreifach Größte; Oberwelt, Erde, Unterwelt), wie die Späteren sagten.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Witte.

Das Urteil eines Japaners über Japan.

In Japan hat Shun-u Nakamura heute einen guten Namen als einer der besten heutigen Novellisten. Er ist realistischer Schriftsteller, ein feiner Beobachter des heutigen modernen Großstadtlebens, in dessen Getriebe er als ganz armer Student manch eine der Typen in seinen späteren Novellen gefunden und kennen gelernt hat. Von seinen Erstlings-Novellen ist auch eine ins Deutsche übertragen worden von Adolf Wendt; ihr Titel ist „Nozomi no Hoshi" — Sterne der Hoffnung. Sie spielt in christlichen Kreisen in Tokio und führt dem Leser die eigenartigen Pastoren-Familien der Großstadt, ferner das Leben und Treiben der Studenten auf eigene Faust, die sich nachts ihren Unterhalt als Wagenzieher verdienen, recht lebendig vor Augen. Es liegt schon in dieser Novelle eine große realistische Erzählungskraft, und ihre Lektüre kann durchaus empfohlen werden.

Shun-u Nakamura hat mit dem Erlös seiner ersten literarischen Produkte eine mehrjährige Studienreise nach Deutschland ausführen können. Er ist vor kurzem nach Japan zurückgekehrt, und es ist recht köstlich zu lesen, was Japan bei seiner Rückkehr auf ihn für einen Eindruck gemacht hat.

Er hat die Rückreise über Sibirien ausgeführt und berichtet nun folgendermaßen über seine Ankunft in Tsuruga nach der Ueberfahrt von Wladiwostock:

„Im Zwielicht des Morgens lief unser Schiff, von Wladiwostock her kommend, im Hafen von Tsuruga ein. Die Freude eines von langer Fahrt durch die westlichen Länder zurückkehrenden Japaners beim Anblick der wellenförmigen Linien der japanischen Landschaft ist natürlich groß. Doch wird sie leider bald genug

gedämpft durch allerlei Beobachtungen über Zustände im Lande und Charaktereigenschaften seines Volkes, die nicht zu Gunsten Japans ausfallen. In Wladiwostock können alle Passagiere direkt vom Zug am Pier den Dampfer nach Japan besteigen. In Tsuruga, dem „Schlüssel von ganz Japan", wird man in kleinen Rindenbooten an Land befördert: für den ankommenden Fremden keine günstige Empfehlung des modernen Japans. Weiter sieht man vom Landungsplatze in Tsuruga aus nur wenige und minderwertige Häuser im Baustile des Westens. Auch die rein japanischen Häuser liegen so versteckt und verstreut, daß man den Eindruck gewinnt, als ob ganz Japan ländlichen Charakter habe. Zum ersten Male treten dem über Sibirien kommenden Fremden die von Menschen gezogenen Jinrikshas entgegen. Der Anblick eines Jinriksha-Kulis ist aber nicht nur an sich ein unwürdiger, sondern er ist auch beschämend für alle Klassen des Volkes, die von ihren Stammesangehörigen Dienste entgegennehmen, die in der ganzen übrigen zivilisierten Welt nur von Tieren verrichtet werden.

Die japanische Eisenbahn

fällt vor allem durch die Kleinheit ihrer Wagen und Unordnung im Innern derselben auf. Und wieder ist ein Vergleich geradezu herausfordernd für denjenigen, der kurz vorher die bequeme sibirische Bahn verlassen hat. Der japanische Reisende denkt nur an seine eigene Bequemlichkeit und würde sehr verwundert sein, wenn man von ihm auch Rücksichtnahme auf seine Mitfahrenden verlangte. Meistens sitzt er in einer Stellung auf den Polstern, die jeder auch nur einigermaßen wohlerzogene Mensch des Westens als unanständig bezeichnen würde. Packete von z. T. riesiger Ausdehnung liegen zu beiden Seiten des Besitzers, haben in den schmalen Gängen allerdings auch keinen Platz.

Das dunkle und unordentliche Tokio.

Die Eisenbahn lief am Abend in Tokio ein. Welch ein Kontrast mit den Zentralen des Westens! Ehe Japaner europäische und amerikanische Städte besuchten, wurde Tokio stolz von ihnen die „nachtlose Stadt" genannt; jetzt jedoch merkt man erst die Rückständigkeit der Beleuchtung. Die meisten Straßen sind eng und schmutzig, die Stangen für die elektrischen Drähte hindern den Verkehr, die Drähte selbst laufen über den Straßen in voller Verwirrung daher, und was der Uebelstände noch mehr sind. Aber es liegt nicht alle Schuld an den Behörden, das Volk selbst ist nur schwer für die Verbesserung dieser Zustände zu interessieren.

Japanische Hotels und japanische Häuser.

Die erste Nacht in einem japanischen Hotel ist alles andere als angenehm. Du liegst auf einer Baumwollendecke, die auf die Strohmatten gelegt ist. Bald beginnst du die Härte zu fühlen. Du drehst dich von einer Seite zur andern, der ganze Körper schmerzt, und nur äußerste Uebermüdung bringt Schlaf in deine Augen. Auch

hier zeigt sich das System der Rücksichtslosigkeit. Die Wände und Türen sind fast durchweg aus stärkerem oder dünnerem Papier. Jedes Geräusch ist vernehmbar. Schlösser fehlen fast ganz, und Dieben ist der Zugang sehr bequem gemacht. Ueber Privathäuser ist dasselbe zu sagen. Leben und Besitz sind im Westen infolge der starken Türen und festen Schlösser weit sicherer, und ein in seine japanische Heimat zurückkehrender Reisender empfindet mit doppeltem Schmerze diese und andere Rückständigkeiten seines Landes und seines Volkes. Handelt es sich bei den gegebenen Beispielen auch meist nur um Fälle weniger schwerwiegender Art, so sind sie darum doch nicht mit der bekannten Handbewegung und dem wegwerfenden Lächeln abgetan, sie sind typisch auch für Zustände auf andern Gebieten."

Leider hat Shun-u Nakamura recht. Aber es sind zumeist nur die Europäer, die in Japan ansässig sind und nach und nach Japan gründlich kennen gelernt haben, die solche Beobachtungen machen. Den meisten Vergnügungsreisenden bietet die Natur des Landes so viel Niedliches und Schönes, dazu das Leben des Volkes so viel Interessantes, daß Japan noch immer in ihren Berichten als das „Wunderland" gefeiert wird, trotz des Fehlens aller europäischen verfeinerten Kultur, die sie zu Hause schwer entbehren würden. (Japanpost.)

Wohlfahrtspflege in Japan.

Programm und Organisation der Saiseikai.

Die Vorschriften über das Programm, die Unterhaltung und Organisation der Saisei-kai, die aus der bekannten Geldstiftung des Kaisers von Japan, „freiwilligen" oder mehr oder weniger unfreiwilligen Stiftungen von Großkaufleuten und Adeligen, sowie Gehaltsabzügen aller Beamten und Offiziere hervorgegangen ist, sind vor einiger Zeit veröffentlicht worden. Eine Durchsicht der Denkschrift gewährt einen vollständigen Einblick in den Geist und den Zweck der Stiftung und gibt auch Auskunft über den Anlaß ihrer Entstehung und ihre bisherige Entwickelung. Wir bringen das Wichtigste aus dem Inhalt in folgender Uebersetzung:

„Es ist wohl kaum nötig zu sagen, daß die Arbeit zur Linderung menschlicher Leiden und Schmerzen, besonders unter dem ärmsten und bedürftigsten Teile der Bevölkerung, einer der wesentlichsten Zweige allgemeiner Wohltätigkeitsbestrebungen ist. Sie steht in engster Verbindung mit dem Gesamtzustande des ganzen Volkes und ist, gesehen sowohl vom Standpunkte nationaler Gesundheit, wie auch von dem der allgemeinen Handelsökonomie, von außerordentlicher Wichtigkeit.

Die öffentliche Wohltätigkeitsarbeit in Japan ist sehr alten Ursprungs; aber die einmütige Anerkennung ihrer weitreichenden Bedeutung ist doch erst neueren Datums. Beim Hinscheiden der Mutter des Kaisers im 30. Jahre Meiji wurde von privater Seite

eine Schenkung von 400 000 Yen als Grundstock zur Förderung der Wohltätigkeitsbestrebungen im Lande gemacht; diese Summe hat sich in den nahezu 15 seither verflossenen Jahren auf fast 2 500 000 Yen vermehrt. Das hochherzige Wohlwollen seitens des Thrones in allerjüngster Zeit hat der Sache nun noch einen besonderen Glanz verliehen. 400 Stätten dienen bereits dem Werke der Nächstenliebe, doch noch viel ist zu tun, bis die Arbeit soweit vorgeschritten sein wird, daß sie vollständig genannt werden kann.

Am glückverheißenden Erinnerungstage der Konstitution dieses Jahres beschied S. Maj. der Kaiser den Premier-Minister Fürsten Katsura persönlich zu sich, sprach ihm sein ernstes Bestreben aus, den Armen seines Volkes zu helfen, soviel in seiner Kraft stehe, und überreichte eine Schenkung von 1 500 000 Yen aus seiner Privatschatulle, hoffend, daß die Reichen seines Landes seinem Beispiele folgen würden. Verglichen mit den Wohlfahrtseinrichtungen der westlichen Länder steht Japan noch sehr weit zurück. Die wirtschaftliche Lage dieses Landes hat aber heute eine staunenswerte Umwälzung erfahren, so daß heute ein weit größerer Teil der Bevölkerung in der Not des Lebens hart um seinen Unterhalt kämpfen muß, weit härter als in früheren Zeiten. Fallen solche Menschen in Krankheit, dann finden sie nur schwer ärztliche Hilfe; ein langes und peinvolles Krankenlager martert ihren Körper, und oft Wochen hindurch sind sie und ihre Angehörigen noch dazu dem Hunger preisgegeben. Diese Zustände untergraben naturgemäß die nationale Kraft und Energie und müssen, sofern keine Abhilfe erfolgt, zur Zerrüttung der produktiven Leistungsfähigkeit des Volkes beitragen.

Wer die Sterbeziffern dieses Landes mit denen Englands und Deutschlands vergleicht, wird finden, daß Japan recht ungünstig abschneidet. Es starben von 1000 Personen in England 14,4, in Deutschland 18, in Japan dagegen über 20. Außerdem spricht unter den jetzigen Umständen kein Zeichen dafür, daß es besser werden sollte. Im Gegenteil, vor 12 Jahren betrug die Todesrate von Typhuserkrankungen 7,25, jetzt aber 10 Proz.; in großen Städten stieg der Sterbesatz sogar von 18 auf 20 Proz. der Erkrankungen. Betreffs der Kindersterblichkeit stand in früheren Zeiten Japan viel günstiger da als die westlichen Länder; doch heute zeigen die statistischen Aufstellungen ein umgekehrtes Bild. Die Kindersterblichkeit hat im Okzident ganz bemerkenswert nachgelassen, in unserm Inselreiche aber erschreckend zugenommen. Daß somit die Notwendigkeit einer Organisation besteht, die sich die Förderung des gesundheitlichen Zustandes besonders der ärmeren Volksschichten angelegen sein läßt, steht außer Zweifel. Hier hat des Kaisers edelherziges Vorgehen nun große Nacheiferung erweckt; in kraftvoller Weise hat in weiten Kreisen das Bestreben eingesetzt, dem Beispiele des Thrones zu folgen, so daß kraft gemeinschaftlicher Arbeit seitens der Regierung und des Volkes ein erfreulicher Erfolg nicht ausbleiben wird. Wir schlagen daher vor, die kaiserliche

Spende zum Grundstock des Wohlfahrtswerkes zu machen, zu dessen Vergrößerung alle wohlmeinenden Männer Japans aufgefordert werden müssen, damit der Wille des Kaisers im ganzen Staate erfüllt werde." (Japanpost.)

Deutsche Kongo-Liga.

Hauptversammlung am 16. November 1911. Resolution betreffend das Marokko- und Kongo-Abkommen. Die Deutsche Kongo-Liga hat in ihrer am 16. November stattgehabten Hauptversammlung zu dem Marokko- und Kongo-Abkommen folgende Resolution gefaßt: „Durch das Marokkoabkommen vom 4. November ist Deutschland in den Besitz mehrerer Hunderttausend Quadratkilometer Landes gelangt, in denen auf Grund der Berliner Kongoakte von 1885 völlige Handelsfreiheit herrschen soll. Der größte und wertvollste Teil dieser Gebiete liegt aber heute in den Händen französischer Konzessionsgesellschaften, deren monopolistische Rechte jeden Freihandel und eine gesunde Eingeborenenpolitik ausschließen. Fürst Bismarck, der Einberufer der Kongokonferenz, sah die beiden Grundprinzipien der Kongoakte in einer völlig freien Handelsbetätigung und der Pflege der Eingeborenenbevölkerung. Die koloniale Entwicklung der letzten 35 Jahre hat seinen Forderungen recht gegeben: Die dem Freihandel geöffneten afrikanischen Kolonien Deutschlands, Englands und Frankreichs, in denen den Eingeborenen ihr natürliches und in der Kongoakte als selbstverständlich vorausgesetztes Recht auf freie Verfügung über die Bodenprodukte erhalten geblieben ist, haben sich großartig entwickelt, während die Gebiete mit privilegiertem Handel in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind.

In den Freihandelsgebieten geht die materielle und sittliche Hebung der Eingeborenen mit dem Blühen des Handels Hand in Hand, dagegen hat das System im französischen Kongo zu einer skrupellosen Aussaugung des Landes und Ausbeutung der Eingeborenen geführt und dadurch auch die Ausbreitung der Schlafkrankheit begünstigt.

Die Deutsche Kongo-Liga, deren Aufgabe in der Förderung des Wohles der Eingeborenen und in der Verteidigung deutscher Vertragsrechte in Zentralafrika besteht, protestiert gegen das Fortbestehen dieser Zustände, die in striktem Gegensatz zu den Festsetzungen der Kongoakte stehen. Sie bittet den Herrn Reichskanzler, in dem deutsch gewordenen Teil des bisherigen französisch Aequatorial-Afrika die bestehenden Privilegien zu beseitigen, die Eingeborenen von der Verpflichtung, für die Gesellschaften zu arbeiten, zu befreien, ihnen die freie Verfügung über die Produkte des Bodens zurückzugeben und durch hygienische und soziale Maßregeln für die Besserung des Loses der Eingeborenen zu sorgen, da ohne eine kräftige und zahlreiche Bevölkerung eine Entwicklung des Landes nicht möglich ist.

Zugleich beschloß die Deutsche Kongo-Liga den Herrn Reichskanzler durch eine Denkschrift zu bitten, für eine wirkliche Durchführung der Kongoakte im ganzen Gebiete der Freihandelszone Zentralafrikas Sorge tragen zu wollen."

Selbständigkeitsbewegung der Eingeborenen Afrikas.

Einen bemerkenswerten Beitrag zu der wichtigen Frage nach der Stellung der Mission zu der Selbständigkeitsbewegung der Eingeborenen enthält die Augustnummer der Berliner Missionsberichte. Der soeben von einer langen Visitationsreise heimgekehrte Missionsinspektor Wilde schreibt da u. a.: „Ich habe auf meinen Reisen vom Norden Transvals bis zur Kapkolonie einen sich immer vertiefenden Eindruck bekommen von dem Erwachen der Farbigen zum Selbständigkeitsbewußtsein, einem Erwachen, das selbstverständlich auch in unsern Christen sich wirksam erweist. Wir haben keinen Grund, davor zu erschrecken, sondern nur Grund uns darüber zu freuen.

Wenn der Aethiopismus früher in Südafrika von den Missionaren als eine Gefahr angesehen wurde, heute wird er es nicht mehr. Der kirchliche Aethiopismus war gefährlich, weil er sich mit unreifen politischen Bestrebungen verband. Seit die Einigung der südafrikanischen Provinzen sich vollzogen hat, werden die politischen Bestrebungen von der African Political Organisation getragen. Die äthiopische Kirche aber ist auf kirchliche und evangelistische Wirksamkeit beschränkt. Sie wird, soweit ich sehe, in ihren besseren Teilen eine gute Mitarbeiterin für das Missionswerk werden, in ihren schlechteren ein für das Ganze bedeutungsloser Sammelpunkt fauler Christen, zumal solcher, die aus Missionskirchen ausgeschlossen sind.

Auch die Vertretung der politischen Interessen in der African Political Organisation ist im Vergleich zu europäischen politischen Kämpfen eine gemäßigte, der man ihr relatives Recht nicht wird absprechen können. Uebrigens gehört zu ihrer Leitung auch ein namhafter angesehener Weißer.

Aber ob organisiert oder nicht organisiert, politisch oder kirchlich, der Selbständigkeitsgedanke ist überall vorhanden, und wenn man sich nur von den traditionellen Rassegedanken freimachen kann, nach dem der Schwarze in alle Ewigkeit absolut unmündig bleiben muß, und der Wirklichkeit unbefangen in die Augen sieht, wird man sich über dies Erwachen nur freuen. Jedenfalls haben wir die Pflicht, in unseren Gemeinden den erwachten Trieb in die rechten Bahnen zu leiten und ihm die rechte Betätigung anzuweisen."

Religionskonflikt in Japan.

Im Frühjahr dieses Jahres hat das japanische Unterrichtsministerium für die Volksschulen den monatlichen Besuch eines

Shintotempels (zum Zweck der Festigung des Shintoismus in den Kinderherzen) befohlen. Dieser Befehl hat faktisch die in Japan verfassungsmäßig garantierte Gewissensfreiheit beseitigt. Jetzt hat sich der erste ernste Konflikt daraus ergeben. Ein japanischer Christ hat seinen eine Volksschule besuchenden Kindern verboten, an dem Besuch des Shintotempels teilzunehmen. Unter den Shintoisten herrscht darüber große Entrüstung. Die Regierung sucht die Sache zu vertuschen. Hoffentlich gelingt das nicht. Es wäre gut, wenn die Stellung der Regierung, die faktisch christenfeindlich ist, einmal ganz offen dargelegt werden müßte. Sicherlich werden andere Konflikte dieser Art folgen.

Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

— **Aus der Arbeit der Berliner Mission.** Der 87. Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft ist soeben erschienen. Er gibt dem Missionsfreund ein übersichtliches Bild von der Arbeit dieser Mission. Die heimatliche Organisation ist im verflossenen Jahre weiter ausgebaut worden, an Hilfsvereinen zählt die Berliner Mission jetzt 404. Sehr nachahmenswert ist das Beispiel der sog. Missionssynoden, das sind Synoden in der Heimat, die je ein bestimmtes Missionsgebiet in ihre Pflege nehmen und für dessen Bedürfnisse aufkommen. Die Berliner Mission hat jetzt 18 solcher Synodalvereine. Die Mitarbeit der Frauenwelt ist organisiert in 902 Nähvereinen und im Njassabund, dem 410 Vereine angehören. Ein besonderer pastoraler Kreis der „Freunde der Berliner Mission", der sein Organ in „Mission und Pfarramt" hat, zählt 1148 Mitglieder gegen 985 im Vorjahre. Was die Kleinarbeit im Sammeln besonders durch Kinder zu leisten imstande ist, das zeigt die Tätigkeit des „Sammelvereins", der von D. Mereusky geleitet wird, und der im verflossenen Jahre 122 111.95 *M* zusammenbrachte, wieder 4350.76 *M* mehr als im Vorjahre. Die Finanzen der Berliner Mission bewegen sich überhaupt in aufsteigender Linie; im letzten Jahre wurden insgesamt 1 309 809.33 *M* eingenommen, die Mehreinnahmen an heimatlichen Liebesgaben betrugen za. 100 000 *M*. Trotzdem konnte auch im verflossenen Jahr ein Defizit nur abgewendet werden durch Grundstücksverkäufe in Afrika und China in Höhe von 175 000 *M*.

Die Arbeitsfelder dieser Mission liegen bekanntlich in Süd- und Ostafrika, Süd- und Nordchina. In Südafrika machte sich als hemmender Faktor der Missionsarbeit (wie auf den asiatischen Missionsfeldern anderer Gesellschaften, z. B. besonders in Indien), das erwachende Rassen- und Selbständigkeitsbewußtsein der Schwarzen geltend. Immerhin empfinden die Missionare ihn nicht mehr lediglich als Hemmung. Die Missionsgesellschaften hatten sich bisher prinzipiell gehütet, den Schwarzen irgendwelche Rechte der Selbständigkeit zu gewähren. Da kam die sog. aethiopische Bewegung, die sowohl politisch wie religiös arbeitend Afrika den Afrikanern erobern wollte. Die Mission hat diese Bewegung zuerst gefürchtet und bekämpft mit allen Mitteln, das letztere insofern mit einem Schein des Rechts, als sich unter der Fahne des Aethiopismus in der Tat sittlich höchst bedenkliche, von den Missionen ausgeschiedene Elemente sammelten. Noch vor ganz kurzer Zeit herrschte Kampfesstimmung gegen die Aethiopier in den Kreisen

der Missionsleute. Heute ist ein völliger Umschlag der Stimmung zu konstatieren. Das erwachende Freiheitsgefühl der schwarzen Rasse wird von den Missionaren begrüßt als ein wertvoller Fortschritt, ja man schickt sich an, seinerseits den farbigen Gemeinden größere Rechte als bisher zu gewähren. Missionsinspektor Wilde hat auf seiner Visitationsreise durch Südafrika, die durch die völlig veränderte Situation wohl nötig geworden war, wertvolle Erfahrungen in dieser Richtung gesammelt. Ende Mai hat er in Johannesburg mit den Missionaren eine Konferenz zur Regelung der Selbständigkeitsfrage abgehalten, deren Ergebnisse der heimatlichen Missionsleitung zur Beratung vorliegen. In der Augustnummer der Missionsberichte gibt er einige Andeutungen über die Beratungen. Ueber das Selbständigkeitsstreben sagt er: „wir haben keinen Grund, davor zu erschrecken, sondern nur Grund uns darüber zu freuen." „Wenn der Aethiopismus früher in Südafrika von den Missionaren als eine Gefahr angesehen wurde, heute wird er es nicht mehr. . . . . Der Selbständigkeitsgedanke ist überall vorhanden, und wenn man sich nur von dem traditionellen Rassegedanken frei machen kann, nach dem der Schwarze in alle Ewigkeit absolut unmündig bleiben muß, und der Wirklichkeit unbefangen in die Augen sieht, wird man sich über dies Erwachen nur freuen." Nicht alle Missionare scheinen indes über den Aethiopismus die gleiche Meinung zu haben. Sup. Großkopf von der Kapsynode vertritt jedenfalls eine solche, die der Wildes entgegengesetzt ist. Er nennt den Aethiopismus eine Wühlerei und eine Gefahr. Dabei berichtet er die interessante Tatsache, daß die im Kapland arbeitenden deutschen Missionare (Berliner, Brüdergemeinde, Rheinische) ihre Arbeiten gemeinsam tun, ja möglichst ihre völlige Verschmelzung herbeiführen wollen. Auch ein Beweis dafür, wie wenig streng konfessionelle Missionsarbeit heute möglich und zweckvoll ist. Getauft hat die Berliner Mission im Jahre 1910 in Südafrika 2463; davon aber nur 913 Erwachsene. Auf die einzelnen Gebiete verteilen sich die Erwachsenen wie folgt:

Kapsynode	37	Erwachsene
Brit. Kafferland	18	"
Natal	90	"
Oranje-Synode	225	"
Südtransvaal	277	"
Nordtransvaal	266	"

Von Bedeutung auch für die südafrikanische Missionsarbeit ist schließlich die politische Vereinigung sämtlicher südafrikanischer Kolonien zu einem vereinigten Südafrika gewesen im letzten Jahre.

Ostafrika. Dies Missionsgebiet steht im Zeichen der Auseinandersetzung mit dem vorwärtsdrängenden und ungemein anpassungsfähigen Islam. Das letzte Jahr hat durch die allgemeinere Erkenntnis der Gefahr der islamischen Propaganda einen großen Fortschritt gebracht. Die Edinburger Missionskonferenz hat die Auseinandersetzung mit dem Islam als die dringlichste Aufgabe der gegenwärtigen Mission bezeichnet (wohl etwas einseitig, denn Ostasien bietet uns doch mindestens ebenso dringende Aufgaben). Der Kolonialkongreß hat die bisher auch regierungsseits bestrittene Tatsache, daß die mohammedanische Propaganda eine ernstliche Gefahr bedeutet, voll zur Geltung gebracht. Eine allgemeine Mohammedanermissionskonferenz in Lucknow bezeichnet Afrika als den „strategischen Mittelpunkt der Gegenwart."

Für August d. J. ist eine erste allgemeine evangelische Missionskonferenz in Dar es salam geplant, die wertvolle Anregungen zu geben

verspricht. Axenfeld weist darauf hin, daß dem Islam auch reichlich Geld für Propagandazwecke zur Verfügung stehe, Uebertritte werden mit Geld bis zu 10 Rp. bezahlt. Den Regierungsschulen wirft er vor, daß sie gegen den Willen ihrer Leiter oft eine islamisierende Wirkung ausüben. Die Berliner Mission hat in 20jähriger Tätigkeit in Ostafrika 2563 Getaufte gesammelt, die insgesamt 86 Schulen zählen 3351 Schüler. Das letzte Jahr brachte einen Zuwachs an Getauften von 391 Erwachsenen und 260 Kindern.

Die Empfänglichkeit für die Predigt, so schreibt der Bericht, ist an der Küste unter dem Einfluß des Islam geringer als im Innern. Das ist erklärlich. Sonst wird von einem auch innerlichem Wachstum der Gemeinden im Berichtsjahre geredet, das auch sittliche Wirkungen deutlich erkennen lasse. Es ist ja verständlich, daß Missionsleitungen unerfreuliche Zustände nicht gern vor der Oeffentlichkeit ausbreiten, in den Missionsberichten sind die hellen Farben im Ausmalen recht beliebt. So hat man auch den Eindruck, daß der Bericht über Ostafrika Unerfreuliches verschweigt. Vor mir liegt ein Artikel der „Frankfurter Zeitung" vom 20. August: „Das Missionswesen in Ostafrika" von einem Afrikaner, in dem neben längst widerlegten und unbewiesenen Vorwürfen doch manches gesagt wird, was Beachtung verdient. Der Verfasser behauptet, daß sich alle getauften Schwarzen ohne Ausnahme als Namenchristen entpuppten, daß sie völlig unfähig seien, den ethischen Gehalt des Christentums zu erfassen. Er beruft sich dabei auf Rohrbach. Koloniale Kreise haben im Gegensatz zur Mission meistens jenen Standpunkt vertreten, er ist zweifellos durchaus einseitig. Aber was der Verfasser über die fortwährenden Reibereien zwischen den Missionen sagt, besonders zwischen evangelischen und katholischen, über die geringere Bildung der evangelischen Missionare, die zu manchen Unzuträglichkeiten führt, das ist wichtig. Kulturell haben die Missionen in Ostafrika jedenfalls recht viel geleistet und die alte Klage, die schon Wißmann anhob und die auch der Verfasser jenes Artikels wieder ertönen läßt, daß die katholischen Missionare kulturell mehr leisteten als die evangelischen sollte endlich verstummen.

Erwähnenswert ist noch die energische Schultätigkeit der Berliner Mission. Die Missionare waren bis jetzt schultechnisch fast gar nicht vorbereitet, in neuerer Zeit legt die Mission darauf mehr Gewicht. Die ärztliche Missionstätigkeit hatte lange unter dem Mangel geeigneter Kräfte gelitten. Jetzt ist ein Missionsarzt in Ostafrika tätig neben den Krankenschwestern, die der Njassabund ausgesandt hat.

China. Die chinesischen Missionsverhältnisse sind den Lesern dieses Blattes bekannter, so daß ein Eingehen auf den gut orientierenden Artikel von Glüer über die allgemeinen Verhältnisse sich erübrigt. Ueber die chinesische Reformbewegung urteilt Glüer: „Die ganze Reformbewegung bemüht sich, Formen und Verhältnisse auf den alten konfuzianischen Boden zu pflanzen, die auf einem ganz andern, dem christlichen, gewachsen sind." Freuen wird den Freund des Allg. prot. M.-V. das weitherzige Urteil über Konfuzius: „Konfuzius bleibt der Moses des chinesischen Volkes, dessen Gesetz, unbeschadet mancher Korrektur im einzelnen, Christus nicht aufhebt, sondern erfüllt." —

Geklagt wird sehr über den Mangel an europäischen Arbeitskräften, mehrere Stationen in Südchina sind völlig unbesetzt. Auch einen Missionsarzt sucht die Berliner Mission für China seit langem vergeblich. Eine Folge der ungenügenden Besetzung der Stationen ist der Rückgang des Gemeindelebens. Die Puntimission ist seit 3 Jahren

überhaupt ohne Missionare. Zugegeben wird, daß sich auch unter den Gehilfen viel mittelmäßiges und sogar völlig minderwertiges Material findet. Das wird sich ja auch bei keiner Mission vermeiden lassen. Die Berichte aus Südchina klingen recht resigniert und wenig hoffnungsvoll, auch die Zahl der Erwachsenentaufen ist nicht sehr hoch (Südchina 450, dazu 211 Kinder), Nordchina 71 (und 22 Kinder). Man hat doch den starken Eindruck, daß nicht der Arbeitermangel allein dies Ergebnis verschuldet hat, sondern daß die Berliner Mission den Verhältnissen zum Teil hilflos gegenübersteht. Ob die nicht genügende Vorbildung der Missionare und die daraus folgenden Schwierigkeiten bei der Einfühlung in den Volkscharakter nicht auch zum Teil Schuld ist? Akademisch gebildete Theologen, die die Berliner Mission sucht, scheinen sich nicht finden zu wollen. Da sollte man doch wenigstens die Mahnung der Edinburger Missionskonferenz beherzigen: weniger dogmatische und mehr philosophische Vorbildung der Missionare! Wozu brauchen diese in die ganzen Details der lutherischen Dogmatik eingeführt zu werden? Statt dessen bemühe man sich, ihnen philosophisches Denken anzuerziehen, damit sie imstande sind, in eine fremde Gedankenwelt einzudringen. Bei dem Bericht über Nordchina wird auch unser Missionsverein mehrfach erwähnt. Man hat dabei den Eindruck, daß diese Erwähnung recht kühl ist, ja daß sie z. T. unsern Widerspruch herausfordern muß. Der Tod von Dr. Wunsch wird mit dem Ausdruck des Dankes gegen den Verstorbenen den Lesern zur Kenntnis gebracht, aber warum wird nicht gesagt, daß dieser treue Menschenfreund dem Allg. ev.-prot. Missionsverein angehörte? Fast klingt der Bericht so, als hätte Dr. Wunsch im Dienst der Berliner Mission gestanden. Sonst wird die Schultätigkeit unseres Vereins eine „geschickt geleitete" genannt, aber dann geklagt, daß der Verein jetzt in Tsingtau auch die Mädchenschulerziehung aufgenommen hat „die in Tsingtau bisher unsere Domäne war." „Wir zweifeln nicht, daß immerhin etwas wertvolles im Sinne der von jenen auf die Fahne geschriebenen Kulturmission zustande kommen werde, und wir gönnen den vornehmen Töchtern Chinas die bessere Bildungsgelegenheit, bei der es ja doch auch nicht ohne jede christliche Beeinflussung abgehen wird. Aber wir dürfen unsere Freunde daran erinnern, daß wir weitaus als die ersten auf dem Platze waren, sowohl mit unserer deutsch-chinesischen Schule für Knaben, wie mit unserer Mädchenschule." — Ist es wirklich nötig die Arbeit unter diesen unseligen Gesichtspunkt der Konkurrenz, der in der Mission keine Stelle haben sollte, zu stellen? Wie sagt doch Paulus Phil. 1, 15: „Daß nur Christus verkündigt werde allerlei Weise . . . so freue ich mich nicht doch darinnen, und will mich freuen." Daß es in irgend einer Weise von uns geschieht, wird doch zugegeben. Fürchtet man wirklich so sehr die Arbeit des Prot. Missionsvereins? Soweit ich orientiert bin hat er die Arbeit in der Mädchenschule begonnen auf vielfachen Wunsch von chinesischer Seite, nicht um der Berliner Mission Abbruch zu tun. Im übrigen lasse man doch beide Missionen nebeneinander arbeiten und werte dann den Erfolg. Ob das nicht christlicher ist als solch aussichtsloser Protest gegen die Konkurrenz? — — Sonst ist von der Arbeit der Berliner Mission noch zu sagen, daß sie in neuerer Zeit sich besonders der jungen Männerwelt anzunehmen sucht in der Weise der Christlichen Vereine junger Männer. Hier scheint sich ein aussichtsreiches Feld der Tätigkeit zu eröffnen im Norden wie im Süden von China. — Im ganzen kann unsern Freunden der Bericht sagen, daß wir bei unserer Arbeit nicht zu verzagen brauchen. Alle Missionen leiden in gleicher Weise unter mancher-

lei Schwierigkeiten, auch solche, die sich wie die Berliner Mission, einer wohlwollenderen Beurteilung seitens der maßgebenden Instanzen der Kirchen zu erfreuen haben als unser Verein. Der freiere Protestantismus hat durch die Jathospende gezeigt, daß auch er zu Opfern für ideelle Zwecke bereit ist. Möge diese Bereitschaft sich auch in der Missionsarbeit zeigen. Siegmeyer.

Literatur.

Dr. med. **R. Fisch**, Nord-Togo und seine westliche Nachbarschaft, in Bildern und Skizzen für Missions- und Kolonialfreunde. Mit 18 Abbildungen und 1 Karte, 184 Seiten. Verlag der Basler Missionsbuchhandlung, Basel 1911. Preis 1.60 Mk. oder 2.— Fr. brosch., geb. 2.40 Mk. oder 3.— Fr.

In anschaulicher Weise schildert hier ein Missionsarzt die äußeren Erlebnisse einer Reise, die in das Hinterland Togos geführt hat. Interessante Beobachtungen über Land und Leute sind eingeflochten. Die guten Ergebnisse der deutschen Kolonialwirtschaft werden des öfteren lobend erwähnt. Die Bilder sind ganz vorzüglich. Bei dem sich steigernden Verständnis für die Bedeutung unserer deutschen Kolonien darf dies Buch auf Beachtung rechnen. Auch schlichten Missionsfreunden kann es viel Gutes sagen. Witte.

E. Oehler-Heimerdinger, Ich harre aus. Geschichten von chinesischen Frauen. Verlag der Basler Missionsbuchhandlung. Basel, 1911. 140 Seiten. Preis eleg. broschiert 1.80 Mk. oder 2.25 Fr., fein geb. 2.40 Mk. oder 3 Fr.

Diese Sammlung von Erzählungen läßt den Leser tief hineinschauen in das Elend des chinesischen Frauenlebens, das viel zu wenig bekannt ist. Die Anlage und Ausstattung des Buches macht es zu einer Lektüre, die sich auch gebildeten Frauen empfiehlt. Ganz offen wird auch geschildert, wie schwer das Christentum gegen die Unsitten des chinesischen Lebens zu kämpfen hat. Gerade der wahrhaftige Zug der Darstellung hebt das Buch über die Stufe der leider noch nicht ausgestorbenen Missionstraktate alten Stils hoch hinaus. Das Buch sei allen unsern Freunden empfohlen. Witte.

E. Oehler-Heimerdinger, „Im finstern Tal", Geschichten und Lieder aus China. Basel 1911, Verlag der Basler Missionsbuchhandlung, 210 S., Preis broschiert 2.40, geb. 3.— *M*

Es ist ein guter, aussichtsvoller Gedanke, das Interesse für China und die Aufgaben der Mission in der Form von Erzählungen zu fördern, die sich auf wirkliche Ereignisse stützen und die Zustände der Vergangenheit und Gegenwart widerspiegeln. Es sind z. T. erschütternde Schilderungen, die in fesselnder Weise dem Leser die Notwendigkeit christlichen Geistes für dies Riesenvolk beweisen, und es muß jeden sympathisch berühren, wie natürlich und praktisch wertvoll die Mission als die helfende Macht das Christentum darbietet. Bürgerkriege mit Blut und Not, Kinderschicksale und die Klagen der Braut, die verkauft ist, so bunt, wie das Leben eben ist, wechseln die Bilder. Das Buch ist sehr zu empfehlen, auch zum Vorlesen in Vereinen. Witte.

Marie Luise Bartz, „Nun singet und seid froh". Deutsche Weihnachtsklänge und -grüße für alle Landsleute, die über Land und Meer am Weihnachtsfeste der alten Heimat gedenken. Mit Zeichnungen von F. Fittbogen und F. von Hollsky. Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung (Rob. Lienau), Berlin W. 8, Französische-straße 22/23.

Eine treffliche Gabe für den Weihnachtstisch. Das kleine Heftchen gibt in hübscher, moderner Ausstattung die altbekannten Weihnachtsklänge und einige patriotische Lieder. Für Seemannsheime und Soldatenhäuser besonders passend, aber auch für die Familie zu empfehlen. Die in Aussicht gestellten Fortsetzungen werden gern willkommen geheißen werden. Witte.

„Unter den Mongolen", Lebensbild des Mongolen-Missionars James Gilmour. Nach dem Englischen zusammengestellt von J. M., Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung 1911. 79 S., Preis brosch. 1.20 *M*, geb. 1.80 *M*.

Jeder Leser wird von der Lektüre dieser Schrift den Eindruck empfangen, daß der Missionar Gilmour, der von 1872—91 unter ungeheuren Entbehrungen und Strapazen unter den Mongolen als Arzt und Prediger gewirkt hat, eine seltene Liebe zur Reichsgottessache bewiesen hat. Man liest die schlichten Schilderungen mit Anteilnahme und Bewunderung. Das Christentum braucht derartige selbstlose Pioniere. Ein klein wenig könnte in der Darstellung die fromme Phraseologie zurücktreten. Ein solch Leben bedarf ihrer nicht. Es wirkt durch sich selbst. Witte.

„Hilfe für die Not der Kranken in China". Von Lic. **H. Witte,** Missionsinspektor. Berlin-Schöneberg, 1911. Protestantischer Schriftenvertrieb. 60 Seiten.

Mit herzlichem Dank gegenüber dem Verfasser nehmen wir die neueste Flugschrift des Allg. evang.-prot. Missionsvereins entgegen. Füllt sie doch eine längst empfundene Lücke aus in der Reihe unserer Vereinsschriften, in dem sie uns einen äußerst interessanten Einblick in die Arbeit der ärztlichen Mission des Vereins in Tsingtau und das Elend kranker Chinesen gewährt. Der Verfasser, ein Augenzeuge dessen, was er schreibt, weiß in der ihm eigenen, vortrefflichen Gabe des Schilderns und Erzählens jedes Kapitel des Büchleins so fesselnd zu gestalten, daß der Leser das Büchlein nicht zur Seite legt, bis er auf der letzten Seite angelangt ist. Dazu die treffliche Illustration (10 Bilder nach Photographien) und die gediegene Ausstattung des Berliner Verlages. Alles in allem eine der besten, volkstümlichen Propagandaschriften für die ärztliche Mission im engern und weitern Sinne. Sie verdient die weiteste Verbreitung, und wird sie finden unter Freunden der ärztlichen Mission sowohl wie unter einem weitern Leserkreis. Des Verfassers letzt geäußerter Wunsch möge recht weithin Erfüllung finden: „Daß ich von Herzen wünsche, es möchten alle Leser etwas von dem tiefbewegten Schmerz und der hohen Freude beim Lesen dieser Schrift empfinden, die mir durch die Seele wogten, als ich da draußen das Leid sah und die Hilfe." Marbach.

W. Lutschewitz, „Frauenelend und Frauenhilfe in China". Buchhandlung der Missionsgesellschaft Berlin I, 1911. 50 ₰.

Der Verfasser führt uns im Geist durch das Leben der chinesischen Frau von den Kindheitstagen bis zum Tode und schildert uns aus

eigener Erfahrung heraus das unsägliche Elend derselben. Sodann berichtet er in schlichter Weise von der ernsten Arbeit der Berliner Mission und ihren Erfolgen. Das Büchlein hinterläßt im Leser einen wohltuenden Eindruck. W. Schott.

„Neuester Kinderfreund". Ein Kalender für die liebe Jugend. Evang. Verlag, Heidelberg 1912. Bei 100 Exempl. nur 10 ₰ portofrei.

Kalender zu empfehlen ist angesichts der Mannigfaltigkeit ihres Angebotes eine schwierige Sache. Wir tun es trotzdem hier mit besonderer Freude, denn der von Schultz-Heidelberg herausgegebene „Neueste Kinderfreund" ist nach Form und Inhalt mustergültig. Viktor Blüthgen, Kühner-Waldkirch u. a. haben mitgeholfen, im Buchschmuck sind Richter, Uhde, Burnand in Reproduktion vertreten. Keine Sonntagsschule sollte sich den Kalender als Weihnachtsgabe entgehen lassen.
W. Schott.

P. Gröschel, „Zehn Jahre christlicher Kulturarbeit in Deutsch-Ostafrika".

Der Verfasser, Missionar der Berliner Missionsgesellschaft, schildert seine Arbeit und seine Erfahrungen bei der Gründung und Pflege des Missionswerkes im Bena-Hehe-Land Es sind gesammelte Briefe aus den Jahren 1898—1908. Die Unmittelbarkeit des Erlebens ist bei der Drucklegung nicht verloren gegangen, die Briefe tragen einen ungemein lebendigen, frischen Charakter. Die in edler Sprache gehaltene Darstellung sticht durch ihre nüchterne Klarheit wohltuend ab von manchen andern literarischen Erzeugnissen aus Missionarskreisen.

Wir hören von den Nöten und Sorgen, aber auch den Erfolgen und Freuden des Missionars. Unter den Nöten tritt besonders die hervor, daß die Heiden den Missionar politisch werten und immer wieder versuchen, politische Vorteile durch ihn zu erreichen. Es dauert lange, bis sie begreifen, daß er ihnen eine gute Sache von Gott und „Jesus" kundtun will.

Unter den Freuden ist die beste die, daß eine Anzahl treuer Seelen in den schwersten Zeiten der Anfechtung sich bewährt. Das ist sicher auch viel höher anzuschlagen, als schnelle Erfolge, die in zahlreichen Taufen sich dokumentieren.

Diese Freude klingt durch die Briefe aus der Aufstandszeit immer wieder durch. Der Aufstand selber und seine Unterdrückung wird bis in kleine Einzelheiten geschildert. Die tatkräftige Haltung der Missionare tritt dabei hervor. Die Art, wie der Sieg der Regierungstruppen mit all seinen Grausamkeiten als Fügung Gottes gepriesen wird, mag religiösem Feingefühl widerstreben, doch wird sie erträglich durch das tiefe Mitleid des Verfassers mit dem armen Volk. Religiöse und kulturelle Probleme liegen überhaupt dem Verfasser fern. Naive Orthodoxie und Patriotismus vereinen sich bei ihm mit einem praktischen Sinn und arbeitsfrohem Geiste. So weht ein frischer und frommer Zug durch das ganze Buch, dessen Charakter besonders aus dem Schlußwort zu erkennen ist: „Mehr als zehn, beinahe zwölf Jahre sind im Strom der Zeit dahingerauscht und vergangen. Ein junger, hoffnungsfroher Missionar betrat damals das Missionsfeld in Deutsch-Ostafrika. Was zeigt der kurze Rückblick? Große, aber nur allzumenschliche Ideale sind zerronnen wie Wachs vor dem Feuer; viele menschliche Gedanken sind zunichte geworden; jedoch unseres treuen Gottes Erlösungsgedanken und Heilswege an schwachen Menschen durch schwache Menschen im Lauf und in der Wirkung seines seligmachenden Wortes treten helleuchtend vor

unsere Seele. Sein Missionswerk in Deutsch-Ostafrika hat feste Wurzeln geschlagen. . . . ." Vanselow.

A. Deißmann, „Paulus", eine kultur- und religionsgeschichtliche Skizze. Mit je einer Tafel in Lichtdruck und Autotypie, sowie einer Karte: Die Welt des Apostels Paulus. J. C. B. Mohr, Tübingen 1911. 202 S. Preis geh. 6 *M*, gebd. 7.80 *M*.

Der Verfasser, der bekannte Berliner Theologie-Professor, der durch sein glänzendes Buch „Licht vom Osten" einen weiten Leserkreis auch von Nichttheologen sich erobert hat, hat unter obigem Titel eine Reihe von Vorträgen (in Bearbeitung) herausgegeben, die er im Jahre 1910 in Upsala gehalten hat. Deißmann hat den großen Vorzug gehabt, die Stätten zweimal zu durchforschen, an denen Paulus gelebt und gewirkt hat, und versteht es, ein Meister des Stils und der Schilderung, den Leser aus dem Schematismus der üblichen theologischen Auffassung des Apostels, die uns allen so nahe liegt, herauszuheben, so daß man den Apostel wirklich zu sehen meint, wie er wandert und leidet, glüht in in Liebe und Zorn, kämpft und sich innerlich quält und doch siegt. So wird Paulus lebendig als religiöse Natur, als religiöses Genie und aus allen theologischen Einzeluntersuchungen, die gewiß nötig und wertvoll sind, über seine „Theologie", erhebt er sich vor uns, eine lebensvolle hehre Gestalt. Es ist ein Buch, das auch für den theologischen Praktiker, der über viele Paulustexte predigen muß, sehr großen Wert hat, weil das Religiöse in der Natur des Paulus, das Praktische seiner Lebensleistung zur vollen Geltung kommt. Auf Grund dieses Buches den Paulus unsern Gemeinden in Bibelstunden darzubieten, wird für den Pastor und die Zuhörer in gleichem Maße Stunden der Erhebung bedeuten. Hier ist ein Weg gezeigt für ganz moderne und tieffromme Bibelverwertung. Man hat Deißmanns Art zu schreiben in einer nicht gerade überaus anerkennenden Art „populär" genannt. Ich kann nicht finden, daß seine Art, lebendig, packend schwierige Stoffe zu behandeln, der gründlichen Wissenschaftlichkeit seiner Arbeiten Abbruch täte. Die diesem Buch beigegebenen Anlagen, die zwei höchstinteressante Steindokumente behandeln, beweisen das aufs neue. Das eine Dokument bietet einen Brief des Kaisers Claudius an den aus der Apostelgeschichte bekannten Statthalter Gallio, das für die Chronologie des Paulus wertvoll ist, das andre bietet einen trefflichen Beleg zu dem von Paulus herangezogenen Altar für den „unbekannten Gott". Das ist ein Verdienst Deißmanns von hervorragendem Maße, daß er, auf Grund der neusten Funde, die Beziehungen der ersten Christen zu ihrer Umwelt herausgearbeitet hat. Dadurch wird das Leben der damaligen Zeit noch einmal so lebendig und wir sehen auch die Briefe des Paulus in neuem Licht als wirkliche Briefe in dem bunten Getriebe seiner Zeit. Das Buch, das auch dem Missionsfreunde viel zu sagen hat, sei auf das angelegentlichste empfohlen. Witte.